This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

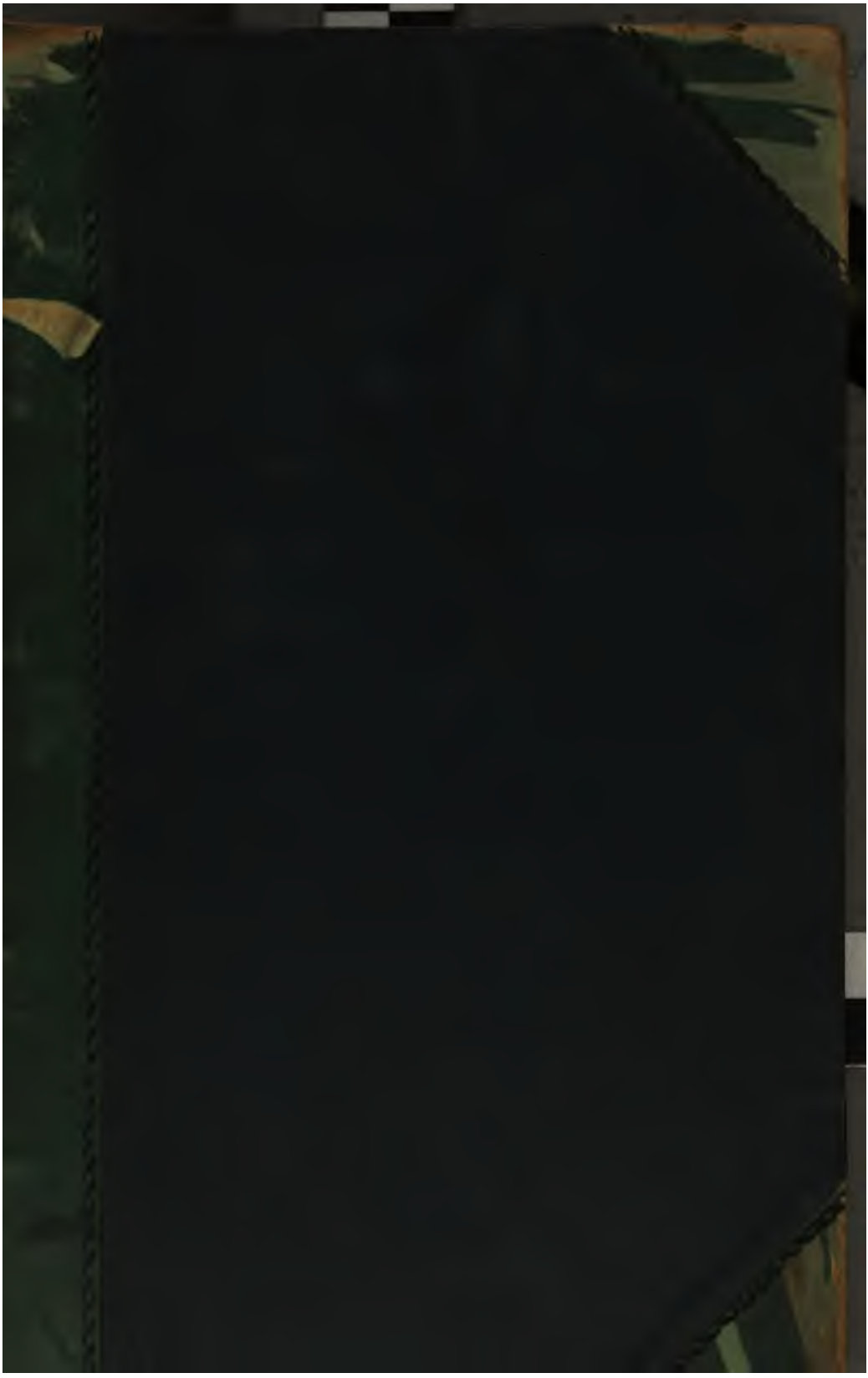
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Die

Schöpfungsgeſchichte

nach

Naturwiſſenſchaft und Bibel.

Ein Beitrag zur Verſtändigung

von

F. W. Schultz,
ord. Profeſſor der Theologie an der Univerſität Breslau.

Gotha,
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1865.

188. e. 4.

BODLEIAN
BIBLIOTHECA

Vorwort.

Während ich mit den Vorarbeiten zu einer Geſchichte der Stellvertretungs- und Verſöhnungslehre im Alten Teſtament beſchäftigt war, wurde es mir Bedürfniß, vordererſt nicht blos in der Lehre von der Sünde und dem Sündenfall, ſondern auch in der von der Schöpfung feſten Fuß zu faſſen. In Betreff der letztern aber wurde ich einerſeits durch den Mangel an Befriedigung, welchen ich immer bei der Lectüre der betreffenden theologiſchen Bücher empfunden hatte, und andererſeits durch den Impuls, welchen mir die gerade jetzt ſich häufenden einſchläglichen Erſcheinungen von naturwiſſenſchaftlicher Seite gaben, veranlaßt, meine Arbeiten weiter auszudehnen, als es urſprünglich meine Abſicht geweſen war. Erſt allmählich und beſonders erſt da, als ich daran denken konnte, beſondere Vorleſungen über den Gegenſtand meiner Studien vorzubereiten, gelangte ich zu einem gewiſſen Abſchluß. Die Hoffnung nun, vielleicht auch weiteren Kreiſen auf dieſem an ſich ſchon dunklen und von verſchiedenen Seiten her noch mehr verdunkelten Gebiet einen nicht unerwünſchten Dienſt leiſten zu können, und der Wunſch, zur Be-

BODLEIAN
BIBLIOTHECA

Vorwort.

Während ich mit den Vorarbeiten zu einer Geſchichte der Stellvertretungs- und Verſöhnungslehre im Alten Teſtament beſchäftigt war, wurde es mir Bedürfniß, vordererſt nicht blos in der Lehre von der Sünde und dem Sündenfall, ſondern auch in der von der Schöpfung feſten Fuß zu faſſen. In Betreff der letztern aber wurde ich einerſeits durch den Mangel an Befriedigung, welchen ich immer bei der Lectüre der betreffenden theologiſchen Bücher empfunden hatte, und andererſeits durch den Impuls, welchen mir die gerade jetzt ſich häufenden einſchläglichen Erſcheinungen von naturwiſſenſchaftlicher Seite gaben, veranlaßt, meine Arbeiten weiter auszudehnen, als es urſprünglich meine Abſicht geweſen war. Erſt allmählich und beſonders erſt da, als ich daran denken konnte, beſondere Vorleſungen über den Gegenſtand meiner Studien vorzubereiten, gelangte ich zu einem gewiſſen Abſchluß. Die Hoffnung nun, vielleicht auch weiteren Kreiſen auf dieſem an ſich ſchon dunklen und von verſchiedenen Seiten her noch mehr verdunkelten Gebiet einen nicht unerwünſchten Dienſt leiſten zu können, und der Wunſch, zur Be-

gründung einer, wie ich glaube, haltbaren Ansicht von meinem Object beizutragen, geben mir den Muth zur Veröffentlichung dieses Buchs. Es ist mir aber in demselben nicht blos darum zu thun, nachzuweisen, wie die heilige Schrift durch ihren besonderen Standpunkt und ihre eigenthümliche Aufgabe in den Stand gesetzt war, über das Wesentliche des Schöpfungshergangs, trotzdem es ihren Verfassern noch an unsern naturwissenschaftlichen Kenntnissen fehlte, ebenso wahr wie einfach zu reden, auch nicht blos darum, zu zeigen, daß sie, ohne ihrem Standpunkt und ihrer Aufgabe ungetreu zu werden, über Unwesentlicheres und Aeußerlicheres anders, als die Naturwissenschaft, reden durfte, sondern vor Allem wollte ich auch der Meinung begegnen, als könne man durch den Nachweis, daß Bibel und Naturwissenschaft nicht überall übereinstimmen, wie die Bibellehre überhaupt, so besonders auch die biblische Schöpfungswahrheit selbst zweifelhaft machen. Mein Absehen war hauptsächlich gegen den Materialismus gerichtet.

Wenn es heut zu Tage mehr denn je die Aufgabe der Theologie ist, das, was sie lehrt, auch den übrigen Wissenschaften gegenüber zu vertreten, auszuführen und annehmbar zu machen, so kommt dabei der Gegenstand, der mir vorgelegen hat, ohne Zweifel ganz besonders in Betracht. Allerdings das Interesse für ihn ist, so lebendig es auch noch eben in den weitesten Kreisen angeregt war, dennoch augenblicklich gegen ein anderes zurückgetreten. Fast Alles hat seine Aufmerksamkeit dem Leben Jesu zugewandt. Aber beide, die Lehre von der Schöpfung und die von der Menschwerdung Gottes, hängen

auf's Engſte zuſammen. Die Naturaliſten ihrerſeits werden ſich immer wieder veranlaßt ſehen, von der Perſon Deſſen, durch den Alles geworden iſt, auf das Gewordene ſelbſt zurückzukommen, wohl wiſſend, daß ihre Arbeit nicht eher gethan iſt, als bis ſie, wie dort die göttliche Natur, ſo hier die göttliche That beſeitigt, und wie dort den Sohn Gottes zu einem bloßen Menſchen, ſo hier den Menſchen zu einem Thiere, ja zu bloßer Materie erniedrigt haben. Die pantheiſtiſch-materialiſtiſche Abhandlung, die Renan bald nach ſeinem Leben Jeſu in der Revue de deux Mondes erſcheinen ließ, gibt dafür auch einen hiſtoriſchen Beweis. Die Apologetik auf der andern Seite mag allerdings für's Erſte ſchon in den Anfängen des Chriſtenthums ſelber Gründe genug gegen die von ihr zu bekämpfende Richtung finden. Sie mag darthun können, daß eine Erſcheinung, wie das Chriſtenthum iſt, einen ganz andern Urheber vorausſetzt, als der Jeſus eines Strauß, Renan und Schenkel iſt; ſie mag auch geltend machen können, daß der Muth, die Macht und der Erfolg jener an ſich ſo ſchüchternen, ſchwachen und ungebildeten erſten Sendboten des Evangeliums dem Gegenſatze des ganzen Judenthums gegenüber, zumal da ſie ſchon wenige Wochen nach dem Tode ihres Meiſters mit ihrer Predigt zu beginnen wagten, ohne den Erweis der Gottheit Jeſu Chriſti, der in ſeiner Auferſtehung lag, wunderbarer und unerklärlicher ſein würden, als die Auferſtehung, dies nach Strauß größte und unbegreiflichſte aller Wunder, ſelbſt iſt. Allein derjenige Punkt, wo ſie die wiſſenſchaftliche Blöße der Gegner und die vollſtändige Unhaltbarkeit ihres ganzen Syſtems am evidenteſten auf-

zuweiſen vermag, dürfte zuletzt die Lehre von der Schöpfung ſein. Wenn Zeller es offen auszuſprechen wagt: „Die Einſicht dieſer Unmöglichkeit (daß nämlich Jeſus Wunder gethan hat, ja daß überhaupt je Wunder geſchehen ſind) iſt die erſte Bedingung für jede hiſtoriſche Behandlung der evangeliſchen Geſchichte“ *), wovon, damit ich es einmal kühn ausdrücke, das gerade Gegentheil wahr iſt — denn ohne Wunder kein wahres Evangelium —, ſo mag er doch zuſehen, ob er etwa auch die Schöpfungsgeſchichte, wenn er nicht willkürlich dem Gedanken Stillſtand gebieten will, ſei es nun hiſtoriſch oder unhiſtoriſch, ohne die Annahme von Wundern behandeln kann. Keine hiſtoriſche Behandlung vermag das Wunder, daß die Schöpfung aus dem anorganiſchen Sein das organiſche hervorgebracht hat, in ein natürliches Factum zu verwandeln. Wenn die Apologetik von einem lebendigeren Schöpfungsbegriff ausgeht und das innige Verhältniß Gottes zu ſeinen Geſchöpfen richtig erfaßt, welches trotz aller Realität die freie Entwicklung der letzteren nicht ausſchließt, ſo dürfte es ihr von hier aus auch gelingen, das Verhältniß des göttlichen Logos zum Menſchen Jeſus richtig zu beſtimmen und die menſchliche Entwicklung des Erlöſers wirklich anſchaulich zu machen, ohne darum in demſelben Augenblick, wo ſie für den bibliſchen Standpunkt eintreten will, einen ſo wichtigen und entſcheidenden Punkt, wie die weſenhafte Präexiſtenz des Sohnes Gottes iſt, in der Bibel zu ſtreichen, indem ſie dafür die blos „prin-

*) Vergl. Hiſtor. Zeitſchrift von H. v. Sybel, 1864, 3. Heft, S. 118.

cipielle“ oder „potenzielle“ Präexistenz, nicht des Logos, sondern des sündlosen Menschen Jesu Christi setzt.

Ich habe nur noch ein paar Worte in Betreff der Abfassung von 1 Mos. 1 und 2 beizufügen. Ich habe mich über die Abfassungszeit dieser Capitel nicht bestimmt erklärt. Es erhellt nicht, ob ich die jehovische Vervollständigung noch, wie in meinem Commentar zum Deuteronomium, auf Mosen oder die mosaische Zeit zurückführe oder für später halte. Mein Gegenstand legte mir in dieser Beziehung keine größere Bestimmtheit auf. Und fast will es mir so vorkommen, als ob man jetzt auf den entgegengesetzten Seiten diese oder jene kritische Ueberzeugung allzu hoch veranschlagte. Es ist ja freilich keine Frage, daß zuweilen zum richtigen Verständniß einer Schrift oder eines Abschnittes ein sehr bestimmter kritischer Standpunkt nöthig ist; aber mitunter verhält es sich, wenigstens in Betreff der Hauptsachen, nicht so. So bin ich überzeugt, daß meine Erklärung des Deuteronomiums bei einer billigen, unparteiischen Prüfung im Großen und Ganzen auch von Solchen gutgeheißen werden kann, welche die mosaische Abfassung dieses Buchs, die ich behauptete, nicht zugeben. Jedenfalls muß die Frage, ob diejenigen Feststellungen in ihm, durch welche es sich von den andern pentateuchischen Büchern unterscheidet, aus der besondern Absicht des Verfassers oder aus veränderten Zeitverhältnissen zu erklären sind, für sich allein erwogen werden. Ihre Entscheidung darf nicht von vornherein durch den kritischen Standpunkt, sondern der kritische Standpunkt kann eher durch sie bedingt sein. Allzuviel Bestimmtheit und Sicherheit ist in kritischen

Fragen, bei welchen der Natur der Sache nach Vieles höchstens wahrscheinlich gemacht werden kann, leicht nur vom Uebel. Ich sage dies auch mit Beziehung auf die conservative Kritik oder vielmehr Antikritik. Allerdings, wenn sich Der, welcher das Deuteronomium oder gar den Pentateuch geschrieben hat, 5 Mos. 31, 9. 10 selbst für Mosen ausgibt, so wird gerade die kritische Bescheidenheit große Ursache haben, mit einiger Zuversicht die mosaische Abfassung des Pentateuchs festzuhalten. Ich muß aber gestehen, daß ich in Betreff dieses Punktes seit der Abfassung meines Commentars zweifelhaft geworden bin. Es handelte sich für mich damals darum, ob die Thora, von der es 5 Mos. 31, 9 heißt, daß Mose sie geschrieben und den Priestern übergeben hat, das Deuteronomium oder der Pentateuch in der uns vorliegenden Gestalt sei. Ich erkannte, wie ich noch heute überzeugt bin, richtig, daß das erstere damit nicht gemeint sein kann*). Ich kann aber nicht mehr dafür einstehen, daß dabei

*) Daß die Stellen in der Mischna Sota VII und im Siphri bestimmt bezeugen, daß zur Nachachtung von 5 Mos. 31, 10 am Laubhüttenfest des je siebenten Jahres nur aus dem Deuteronomium einige Hauptstellen verlesen worden sind, muß ich nach einer genaueren Ansicht derselben Delitzsch jetzt zugeben, und daß die Mischna-Stelle auf einer bestimmten historischen Tradition ruht, erhellt daraus, daß sie Agrippa's (ohne Zweifel Agrippa's I.) erwähnt, der nicht sitzend, wie er durfte, sondern, aus besonderer Erfurcht vor dem Gesetz, stehend gelesen und bei dem Wort, Israel solle sich keinen Fremden zum König setzen (5 Mos. 17, 15), Thränen vergossen habe. Nichtsdestoweniger aber muß ich doch dabei bleiben, daß „die Berufung von Delitzsch auf die jüdische Tradition, nach der sich das Gebot Cap. 31, 10, die Thora alle sieben Jahre im Laubhüttenfest öffentlich vorzulesen, nur auf das Deuteronomium beziehe, nicht im Rechte ist". Nicht weil man das Gebot 31, 10 nur auf das Deuteronomium bezog, sondern weil man es zu unbequem, unnöthig, ja wohl gar unmöglich fand, den ganzen Pentateuch vorzulesen, beschränkte man sich auf die bestimmten Stücke des Deuteronomiums die sich leicht als summarische *Kernstücke ansehen* ließen. Sonst hätte man wenigstens das ganze Deuteronomium

an unſern Pentateuch zu denken iſt. Der Ausdruck „dieſe Thora“ muß ſo gefaßt werden, daß ſich damit auch die übrigen Stellen des Deuteronomiums, wo er vorkömmt, vereinigen laſſen: 1, 5; 4, 8. 44; 17, 18; 27, 3. 8. Immer hat man es wahrſcheinlich gefunden, daß 27, 3. 8, wo dem Volke Iſrael geboten wird, ſobald es über den Jordan gegangen ſein werde, alle Worte dieſes Geſetzes auf dem Ebal auf Steine zu ſchreiben, mit „allen Worten dieſes Geſetzes“ nur ein kleineres Compendium des Geſetzes gemeint iſt, und auch Hengſtenberg beſchränkt dieſe Stelle, obwohl doch in ihr ſogar von „allen Worten dieſes Geſetzes“ die Rede iſt, auf „eine Quinteſſenz“ der Thora (Auth., Bd. I, S. 461). „Dieſe Thora“, wird man wohl behaupten dürfen, iſt nicht ein auch in formeller Beziehung ſo beſtimmter Begriff, daß man darunter dies oder jenes Buch verſtehen müßte; dieſer Ausdruck hat ebenſo wie

---

vorleſen müſſen. Die ganze jüdiſche Tradition, ſoweit wir ſie verfolgen können, ſpricht dafür, daß man unter „dieſer Thora“ ſtets den ganzen Pentateuch verſtanden hat. Abgeſehen davon, daß Joſephus (Arch. 4, 8, 12) dafür τοὺς νόμους im Allgemeinen ſetzt, daß Onkelos ſogar das משני התורה הזאת, 5 Moſ. 17, 18 mit סדרשנן אוריתא wiedergibt, haben die Talmudiſten ſogar den Befehl 5 Moſ. 27, 3. 8, alle Worte dieſer Thora auf dem Ebal auf Steine zu ſchreiben, auf den ganzen Pentateuch gedeutet, ja haben von einem Aufſchreiben deſſelben in 70 Sprachen gefabelt (Miſchna Sota VII, 5). Das Zeugniß 5 Moſ. 31, 9. 24 ſelber iſt den Rabbinen unverkennbar die Grundlage für ihre ſo allgemeine Ueberzeugung, daß Moſe der Verfaſſer des ganzen Pentateuch ſei, geworden. Meyer in ſeiner Ausgabe des Seder Olam (Amstel. 1699) führt S. 160 Ramban's Worte zu dieſer Stelle, Moſe habe nun, nämlich nach den vorangegangenen mündlichen Verhandlungen, das Geſetz von Anfang bis zum letzten Capitel des Deuteronomiums geſchrieben, dazu auch die Stelle aus Debarim Rabba, wonach Moſe 13 Exemplare des ganzen Geſetzes geſchrieben, 12 für die 12 Stämme und eins für das Heiligthum, ebenſo Maimonides' ebendahin lautenden Ausſpruch an. Abarbanel wollte nach S. 161 nur das nicht zugeben, daß Moſe das Ganze erſt am letzten Ende ſeines Lebens geſchrieben habe.

„dies Evangelium" im Neuen Teſtament nur eine ſubſtantielle Beſtimmtheit; er bezeichnet immer das eine, ſeiner Subſtanz nach ſelbige, von Gott durch Moſen geoffenbarte Geſetz, dies eine Geſetz iſt aber verſchiedener Faſſungen und Darſtellungen, die bald kürzer, bald länger ausfallen können, fähig. Wenn nun gewichtige Gründe, die hinreichend zu würdigen ich durch meine Auffaſſung von 5 Moſ. 31, 9 gehindert war, dafür ſprechen, daß die uns vorliegende Conception des Deuteronomiums nicht moſaiſchen, ſondern ſpäteren Urſprungs iſt, ſo dürfte es um ſo wahrſcheinlicher ſein, daß „dieſe Thora" auch 5 Moſ. 31, 9 auf nichts Anderes als auf die ſowohl im Deuteronomium als auch im übrigen Pentateuch bearbeitete Geſetzesſubſtanz geht. Eine fraus, und wäre es auch eine ſogenannte pia, vermag ich mir nicht mit dem Charakter eines Verfaſſers, wie der des Deuteronomiums iſt, zu vereinigen. Zuzugeben aber, daß weder das Deuteronomium noch auch der Pentateuch überhaupt in der gegenwärtigen Geſtalt von Moſe herrührt, habe ich, wenn die kritiſchen Gründe ſo entſcheiden, kein Bedenken. Die kritiſche Wiſſenſchaft hat als ſolche kein anderes Intereſſe als das der Wahrheit. Das normative Anſehen der heiligen Schriften aber kann unmöglich, wie Philippi (Glaubensl., Bd. I) geltend macht, von der öffentlichen Legitimation ihrer Verfaſſer abhängen. Wodurch wäre denn, falls es ſich ſo verhielte, dem Buch Joſua, wodurch demjenigen der Richter, wodurch den Büchern Samuelis und der Könige, wodurch ſo manchen Pſalmen und Weisheitsbüchern das normative Anſehen *verbürgt?* Die Verfaſſer dieſer Bücher ſind uns unbekannt,

und, bezeichnet die jüdiſche Tradition ſie theilweiſe als Propheten, ſo können wir es uns nicht erlaſſen, die Richtigkeit dieſes Zeugniſſes an dem Inhalt zu prüfen. Kann das testimonium Spiritus S. nicht allein entſcheiden, auch nicht die wiſſenſchaftliche und kritiſche Erforſchung, ſo kann es doch nur noch darauf ankommen, ob ein bibliſches Buch das geſchichtliche Zeugniß für ſich hat, daß es von der Gemeinde Gottes ſeit den älteſten Zeiten für ein heiliges, zum Canon gehöriges Buch gehalten worden iſt.

Wenn die Art, wie bei den jetzigen Bearbeitungen des Lebens Jeſu die Leugnung des Göttlichen in Chriſto mit derjenigen des Göttlichen in der heiligen Schrift Hand in Hand geht, uns Alle, die wir durch den Entwicklungsgang der Theologie, ja durch denjenigen der neueren Bildung überhaupt, darauf geführt ſind, beſonders auch das Menſchliche an der Offenbarung in's Auge zu faſſen, zu ernſter Vorſicht und Wachſamkeit mahnt, ſo bin ich mir bewußt, obwohl ich hin und wieder einen beſonderen Weg habe einſchlagen müſſen, nur das in Anwendung gebracht, nur von dem die Conſequenz gezogen zu haben, was durch den Fortſchritt der geſunden Theologie angebahnt, nahegelegt und hinreichend empfohlen iſt. Sollte meine Arbeit bei alle dem nur als ein Anfang und Verſuch zu betrachten ſein, dem noch Fortſetzung, Verbeſſerung und theilweis Umgeſtaltung noth thut, ſo hoffe ich bei der Schwierigkeit und Vielſeitigkeit des behandelten Gegenſtandes auf milde Nachſicht rechnen zu dürfen. Da derſelbe, wie ſo viele Gymnaſialprogramme beweiſen, auch Viele von Denen beſchäftigt, welche nicht in einem ſpeciell theologiſchen Berufe ſtehen, ſo habe ich mich

einer Sprache und Darstellung befleißigt, die möglichst allgemein verständlich ist. — Denjenigen Männern, deren Ansichten ich mehrfach habe bekämpfen müssen, fühle ich mich nichtsdestoweniger ganz besonders zu Dank für die Förderung verpflichtet, die mir durch ihre Werke zu Theil geworden ist, und ich bitte sie, es zu entschuldigen, wenn ich dies nicht auch durch den Ton meiner Polemik überall hinreichend an den Tag gelegt haben sollte. Ich denke hierbei besonders an Kurtz, Delitzsch und Keil, deren Leistungen auch auf dem betreffenden Gebiete ihre unbestreitbaren, hohen Verdienste haben, aber zugleich auch an Keerl, von dessen anerkennungswerthem Fleiß es nur zu bedauern ist, daß er, weil nicht verbunden mit einer wirklichen Hingabe an das zu erforschende Schriftwort, zu keinem haltbareren Resultate geführt hat.

Breslau, in der ersten Adventswoche 1864.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite.

Vorwort III
Einleitung 1

Die Naturwissenschaft.

§ 1. Die Weltbildungs-Hypothese von Laplace 9
§ 2. Die Erdbildung nach den Neptunisten und Plutonisten 18
§ 3. Die Geschichte der ersten Erdbildung 23
§ 4. Die Geschichte der einzelnen Formationen 31
§ 5. Fortsetzung 37
§ 6. Die Entstehung der Organismen und die betreffenden Hypothesen . 45
§ 7. Die Schöpfungsgeschichte des Pflanzenreichs 60
§ 8. Die Schöpfungsgeschichte des Thierreichs 66

Die Bibel mit Rücksicht auf die Naturwissenschaft.

Einleitung: Allgemeine Charakteristik der betreffenden biblischen Aussagen . 85
§ 9. Der Zweck der biblischen Aussagen 86
§ 10. Die angebliche Mangelhaftigkeit der biblischen Aussagen . . . 87
§ 11. Der Hauptinhalt der biblischen Aussagen 94

I. Die Urschöpfung, 1Mos. 1, 1.

§ 12. Die biblische Grundaussage 103
§ 13. Der materialistische Gegensatz 111
§ 14. Der pantheistische Gegensatz 145
§ 15. Erläuterung und Begründung des biblischen Schöpfungsbegriffs unter Berücksichtigung der entgegenstehenden Instanzen 153
§ 16. Die biblische Ausgestaltung der Grundaussage. Gott — Weisheit, Logos, Geist 168
§ 17. Der Umfang des Schöpfungsbereiches. Die Geistigkeit der Engel . 184
§ 18. Die Schöpfung und Scheidung der Engel 190

II. Der Urzustand der Erde, 1 Mos. 1, 2.

Seite.

§ 19. Vergleichung von 1 Mos. 1, 2 mit den Aussagen der Naturwissenschaft 198
§ 20. Die theosophischen Ansichten vom Urzustande 208
§ 21. Erklärung des Urzustandes und der damit zusammenhängenden Erscheinungen 216

III. Die ausgestaltende Schöpfung, 1 Mos. 1, 3 bis 2, 3.

§ 22. Das Sprechen Gottes 227
§ 23. Die Schöpfung des Lichtes 1 Mos. 1, 3—5 233
§ 24. Die Schöpfung des Firmaments, 1 Mos. 1, 6—8 249
§ 25. Die Aussonderung des Landes und die Schöpfung der Vegetation . 260
§ 26. Die Schöpfung der Gestirne, 1 Mos. 1, 14—19 267
§ 27. Die Schöpfung der Thiere und des Menschen, 1 Mos. 1, 20—31 . 286

Die Differenzen zwischen Naturwissenschaft und Bibel und ihre Ausgleichung.

§ 28. Die Differenzen 293

I. Die hauptsächlichsten Ausgleichungsversuche.

§ 29. Die ältere Ausgleichungsweise 296
§ 30. Die Restitutionshypothese und die neuere Ausgleichungsweise . . 301
§ 31. Die Deutung der Tage als Schöpfungsperioden 315

II. Die Lösung der Schwierigkeiten.

§ 32. Die Bedeutung der Zeitbestimmungen in 1 Mos. 1 329
§ 33. Die Analogie der Prophetie 332
§ 34. Die Entstehungsweise von 1 Mos. 1 338

III. Der Schriftbeweis für das Vorhergehende.

§ 35. Die Abweichungen in 1 Mos. 2, 4 ff. von 1 Mos. 1 348
§ 36. Die Rechtfertigung der Abweichungen in Cap. 2 366
§ 37. Grund und Ursprung der Abweichungen in 1 Mos. 2 374

Bibel und Naturwissenschaft speciell über Menschenschöpfung und Schöpfungsabschluß.

§ 38. Das Alter des Menschengeschlechts 386
§ 39. Die Einheit des Menschengeschlechts 417
§ 40. Die Zustände der Schöpfung bei ihrem Abschluß 449

Einleitung.

Gerade die Naturwiſſenſchaften, die bei ihrem großartigen Aufſchwunge die Aufmerkſamkeit der weiteſten Kreiſe erregen, und zudem auch beſonders lebhaft befliſſen ſind, ihre Reſultate oder Anſchauungen in gelehrten und ungelehrten Schriften möglichſt weit über das Land zu verbreiten, ſtehen mit der Theologie, ja mit der heiligen Schrift in den Punkten, in welcher ſie ſich enger mit ihnen berühren, leicht im ſchärfſten Conflict. Es iſt in Folge deß dahin gekommen, daß die Theologie ſchon nicht mehr blos für den dritten, auch nicht mehr blos für den zweiten, ſondern vor Allem auch für den erſten ihrer Glaubensartikel apologetiſch einzuſtehen hat.

Die Naturwiſſenſchaften ſind allerdings noch weit davon entfernt, überall ſchon hinreichend geſicherte und allgemein anerkannte Endergebniſſe gewonnen zu haben. So große Fortſchritte und Entdeckungen ſie auch ſeit Newton und vor Allem in dem letzten Jahrhundert gemacht haben, ſo iſt doch Vieles für ſie noch gänzlich ungewiß oder gar unbekannt geblieben; ſelbſt in einer ſo tief eingreifenden Frage, wie die nach der Veränderlichkeit der Arten in den beiden Reichen der Organismen iſt, ſind noch in der letzten Zeit die größten Schwankungen vorgekommen. Obwohl die Aſtronomie angefangen hat, die Bewegungen der Fixſterne genauer zu beobachten, obwohl ſie auch über den Uranus hinaus den Neptun und manche andere Planeten entdeckt und die Zahl der Aſteroiden zwiſchen Mars und Jupiter bedeutend erhöht hat: ſo iſt doch das, was ſie über dieſe Himmelskörper feſtzuſtellen vermag, für uns immer nur noch ſehr wenig; ſie kann uns

von ihrer Bildungsgeschichte, ihren Entwicklungskatastrophen, von dem Zweck, den sie außer in ihrer Beziehung zur Erde haben und von so vielen andern Dingen, nach denen man fragen möchte, noch nichts berichten; die physische Beschaffenheit ihrer Massen fängt man eben erst an, vermittelst der Spektralanalyse zu erforschen. Die Geognosie aber, die Kunde von der jetzigen Beschaffenheit des Erdinnern, die als Grundlage der Geologie oder Erdbildungsgeschichte von besonderer Wichtigkeit ist, kennt, so bestimmt sie auch hie und da verschiedene Schichten der Erdoberfläche unterschieden und so deutlich sie auch in denselben eine sich der unsrigen nur allmählich annähernde Organismenwelt nachgewiesen hat, doch immer nur noch verhältnißmäßig kleine Strecken von dem ganzen Erdmantel, und auf die Tiefe gesehen, in welche sie eingedrungen ist, ist das Durchforschte im Verhältniß zu dem übrigen Erdinnern noch lange nicht das, was die Schale im Verhältniß zum Ei ist. „Was darunter liegt", sagt Humboldt*), „ist uns ebenso unbekannt, wie das Innere der andern Planeten unseres Sonnensystems." Die Geologie selber sodann ist erst seit etwa 50 Jahren eine Wissenschaft der Beobachtung und der Induction, d. h. eine wirkliche Wissenschaft geworden; bis dahin scheute man sich nicht, wenn es die Entstehung des Erdkörpers zu beschreiben galt, die Mitwirkung von allerlei Ursachen als möglich zu setzen und zur Erklärung mit herbeizuziehen, von denen der gegenwärtige Lauf der Natur nichts weiß. Die Erforschung der wirklich in Betracht kommenden Mittel und Kräfte wurde darüber versäumt. Dazu aber kommt, daß die Geologie mit Objecten zu thun hat, in welche die Empirie nie hineinreichen, über welche es immer nur Hypothesen geben wird. „Solche Vorstellungen", sagt auch Burmeister**), „denen wir den Namen Hypothesen beilegen, werden in unserer Schöpfungsgeschichte immer eine große Rolle spielen müssen, und auf ihrem Gebiete, auf dem der Wahrscheinlichkeit, werden wir uns um so mehr befinden, je ferner der Zeitpunkt, den wir betrachten, der Gegenwart liegt, und je weniger sein Factum durch Thatsachen in gegenwärtiger Zeit sich ergründen und

*) Kosmos Bd. I, S. 166. 167.

**) Schöpfungsgeschichte, 6. Aufl., S. 2.

begreifen läßt.“ „Die wahre Geognosie“, sagt auch Humboldt *), „lehrt uns die äußere Erdkruste kennen, wie sie gegenwärtig ist. Das ist eine Wissenschaft, so sicher, wie nur immer eine physikalische, beschreibende Wissenschaft sein kann. Dagegen ist Alles, was auf den früheren Zustand unseres Planeten Bezug hat, . . . so ungewiß als die Art, wie sich die Atmosphäre der Planeten gebildet. — Was endlich die Paläontologie betrifft, so erklärte Vogt im Jahre 1854 **): „Die Paläontologie ist noch eine sehr junge Wissenschaft, deren Principien erst seit einigen Jahren festgestellt werden konnten.“ Und Lyell bekannte noch 1858 ***), daß wir uns in Bezug auf einzelne Punkte — er denkt besonders an die Reihenfolge der einzelnen Klassen der organischen Wesen in den Gebirgsformationen — erst auf der Schwelle der Forschung befinden, und wie in den letzten 50 Jahren so auch in der nächsten Hälfte des Jahrhunderts wiederholt in der Lage sein werden, unsere früheren Ansichten zu modificiren.

Allein je mehr die Naturwissenschaften noch im Werden begriffen sind, desto kühner treten sie hin und wieder auf. Wo heute die Kenntniß der Kräfte und Entwicklungen der Natur noch nicht groß genug ist, um Alles, um selbst die Entstehung der Organismen in natürlicher Weise erklären zu können, da, hoffen sie, werde sie künftig vollständiger werden. Die Zwischenglieder, deren man zur Erklärung der verschiedenen Bildungen bedarf, hoffen sie, wenn sie auch jetzt noch fehlen, künftig gefunden zu haben. Die Aufgabe, die Natur und ihre Bildungen rein aus sich selber zu begreifen und den Recurs auf den Schöpfergott überflüssig zu machen, werde, so vertrauen sie im Blicke auf die neueren Errungenschaften, künftig immer vollständiger gelöst werden können.

Die Theologie kann bei dieser Sachlage unmöglich umhin, von alle dem, was die Naturwissenschaft lehrt, eingehender Kenntniß zu nehmen. Statt das, was so viele, oft allzuoberflächliche, mitunter auch leichtfertige Stimmen überall auf dem Markte verkündigen, zu ignoriren, muß sie sich ein Urtheil sogar auch darüber zu verschaffen

*) Essai géognostique sur le gisement des rochers, p. 5.

**) Lehrbuch der Geologie Bd. II, S. 382.

***) Geologie Bd. II, S. 267.

ſuchen, inwieweit dieſe Doctrinen auf dem naturwiſſenſchaftlichen Standpunkt ſelber Begründung und Wahrſcheinlichkeit haben.

Dann aber hat ſie ebenſogut wie die Philoſophie die Aufgabe, den empiriſchen Naturwiſſenſchaften gegenüber das Recht und die Nothwendigkeit einer höheren Wiſſenſchaft zu vertreten, die der Naturwiſſenſchaft erſt ſelbſt die wahre Weihe, beſonders den tiefer eindringenden, zuſammenfaſſenden und zugleich höher aufſchauenden Blick verleihen kann. Der Naturforſcher ſetzt ſich nach Humboldt*) „das Ziel, die Erſcheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zuſammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze aufzufaſſen". Die Naturforſchung hat alſo vor Allem allerdings die Aufgabe, zu beobachten und das, was ſich der Beobachtung darbietet, aus dem, was ebenfalls beobachtet werden kann, aus dem in die Erſcheinung tretenden Materiellen abzuleiten. Sie darf es für ihre Pflicht anſehen, den Begriff einer höhern, immateriellen Kraft als einen bloßen Nothbehelf möglichſt lange fern zu halten, ja darf darauf beſtehen, daß ſie an ihrem Theile mit demſelben Nichts zu ſchaffen hat, daß ſie vielmehr, wo ſie ihn zugibt, ſich ſelber für unzureichend erklärt. Es iſt auch klar, daß es, wenn man ihn erſt irgendwo, etwa bei der Erklärung der erſten Anfänge zuläßt, inconſequent ſein würde, wenn man ihn nicht für einen durchweg zu berückſichtigenden Factor halten wollte. Allein an der Nöthigung, ſich ſo, ſtatt für die Summe alles übrigen Wiſſens, oder gar für das einzig wahre Wiſſen, vielmehr blos für ein einzelnes Glied in der Kette der übrigen Erkenntnißweiſen zu erklären, kann es der Naturwiſſenſchaft nimmermehr fehlen. Es iſt nun einmal eine ewige, durch den Fortſchritt der Erkenntniß nur immer mehr zu bewährende Wahrheit, daß dem Menſchen ſowohl ſein eigenes Sein und Leben als auch dasjenige der ihn umgebenden Natur ein ungelöſtes Räthſel bleibt, wenn er nicht von dem Niederen zu einem Höheren und von dem Höheren zuletzt zu dem Höchſten, von dem Einfacheren zuletzt zu dem wahrhaft Einfachen aufſteigen und zu ihm, dem Abſoluten, alles Abhängige und Bedingte in Beziehung ſetzen darf.

---

*) Kosmos Bd. I, Vorr. S. VI.

Gelingt es aber der Theologie in dieſer Weiſe, ihre Lehre von Gott als dem Schöpfer wiſſenſchaftlich zu begründen, ſo hat ſie weiter nachzuweiſen, daß der Begriff der Schöpfung keineswegs derart iſt, daß er das, was die Naturwiſſenſchaft über die Entſtehungsweiſe der Erde und ihrer Organismen lehrt, ausſchlöſſe. Die Naturwiſſenſchaft hat gefunden und findet immermehr, daß ein allmählicher Werde- und Entwicklungsproceß ſtattgehabt hat. Die Theologie hat in Beziehung darauf zu zeigen, daß Schaffen und Werden keine Widerſprüche ſind. Die Naturwiſſenſchaft beweiſt bis zu einer gewiſſen Grenze, daß die Entwicklung einen natürlichen Verlauf genommen hat. Die Theologie hat es demnach zu erklären, warum Gott, der allerdings ein Wundergott iſt und ſchaffen kann, was er will, dennoch der Natur, ſo zu ſagen, ihre Freiheit gelaſſen hat. Und erhebt ſich in Folge deß die Frage, wie ſich die von der Naturwiſſenſchaft dargebotene Schöpfungsgeſchichte mit den die Schöpfung betreffenden Ausſagen der heiligen Schrift verträgt, ſo iſt es nicht genug, darauf zu erwidern, daß die Bibel eine Aufgabe nur für religiöſe, nicht auch für wiſſenſchaftliche Fragen hat. Es handelt ſich nicht blos warum, darum ſich die Bibel über manche zur Schöpfungsgeſchichte gehörende Punkte gar nicht, ſondern auch und beſonders darum, weshalb ſie ſich über manche anders als die Naturwiſſenſchaft ausſpricht. Und ſo treffend jene Antwort auf Fälle der erſteren Art iſt, ſo mißverſtändlich wird ſie, wenn ſie für ſich allein auch die der anderen Art erklärlich machen ſoll. Sie läßt es dann leicht ſo erſcheinen, als ob die Bibel zuweilen über ihre eigentliche Aufgabe hinausgegriffen und einige ihr eigentlich fremdartige Elemente in ſich aufgenommen hätte. Zugleich mit der Aufgabe, die der Schrift-Inhalt hat, iſt vielmehr auch die Art, wie er ſich den heiligen Schriftſtellern vermittelte, in's Auge zu faſſen. Und wie man zeigen kann, daß ſich der jedesmalige, in der altteſtamentlichen Geſetzes-Oekonomie wurzelnde, religiöſe und ſittliche Standpunkt z. B. der Pſalmiſten und Propheten in ihren Schriften ausprägte, und wie es allgemein zugegeben iſt, daß ſich in mehr äußerlicher Beziehung überall auch ihre ſubjective Betrachtungsweiſe, als wäre das ganze übrige Univerſum nur für die Erde da, als wäre die Erde der Mittelpunkt und die Hauptſache, geltend machte: ſo gilt es, beſonders auch das zur Anerkennung zu

bringen, daß ihre Erkenntniß in Betreff des Schöpfungshergangs zwar allen im Wesentlichen, weil ein Ausfluß des Geistes der Wahrheit, wahr und zutreffend ausfallen mußte, daß sie sich aber in einer Anschauungsform vollziehen konnte, die es bedingte, daß sie viele einzelne Acte in wenige große Hauptacte, und große, vielleicht außerordentlich große Zeiträume in verhältnißmäßig sehr kleine Zeitabschnitte zusammenzogen und daß sie demnach von ihrem Object ein zwar der Wahrheit, aber nicht überall der Wirklichkeit entsprechendes Bild entwarfen. Will man dann von etwas Menschlichem in der Offenbarung reden, so darf man es allerdings mit einigem Rechte thun; aber es ist kein anderes, als welches ihr ihrem Wesen nach und daher auch sonst eigen ist.

Um die Kenntnißnahme von den naturwissenschaftlichen Ergebnissen zu erleichtern, haben wir es uns nicht erlassen zu dürfen geglaubt, mit einem kurzen Ueberblick über dieselben zu beginnen. Obwohl sich der Theologe, sowie er sich auf diese Gebiete begibt, bescheidentlichst den naturwissenschaftlichen Autoritäten unterordnen muß, so bleibt ihm doch leicht die Aufgabe, das, was allgemeinere Bedeutung hat, was namentlich auch für die Theologie wichtig ist, aus dem Uebrigen auszusondern. Ob auch die einschlagenden Hülfsmittel zum Theil trefflich zu heißen verdienen und mitunter verhältnißmäßig kurz gehalten sind, so ist doch deſſen, was in ihnen rein naturwissenschaftlichen Interesses und für Viele schwer verständlich ist, immer noch sehr viel.

Zur Lösung der anderen Aufgaben aber möchten wir, soviel uns vergönnt ist, in der Weise beizutragen suchen, daß wir die Lehre der heiligen Schrift zu Grunde legen und alles in Betracht Kommende in derjenigen Ordnung erörtern, welche der Anschluß an sie mit sich bringt.

Die Naturwissenschaft.

§ 1.

Die Weltbildungs-Hypothese von Laplace.

Unter den vielen Welt- und Erdbildungstheorieen, deren schon Lichtenberg*) fünfzig aufzählt, ist besonders eine, die nicht blos „die besonnenste und ansprechendste" (Mädler, Astron. Briefe S. 335) zu heißen verdient, die vielmehr auch im Ganzen wirklich leistet, was eine solche Theorie zu leisten hat, die die im Universum und an der Erde wahrnehmbaren Thatsachen erklärt, ja zum großen Theil als nothwendig begreifen lehrt. Es ist diejenige, welche nach einer Andeutung Newton's besonders von Kant**) wahrscheinlich gefunden, namentlich aber von dem berühmten Verfasser der „Mechanik des Himmels", Laplace, ausgeführt worden ist. Dieser große Astronom und Analytiker hat sich freilich nicht auf die Geschichte des ganzen Fixsternhimmels, sondern nur auf diejenige unseres Sonnensystems eingelassen. Indeß ist es sehr leicht, das, was er von dem einzelnen Theile gelehrt hat, auf das Ganze anzuwenden. Auch haben Herschel's, des Vaters, ganz unabhängige Beobachtungen dieser Erweiterung und Verallgemeinerung der Laplace'schen Hypothese bereits eine gewisse sichernde Grundlage gegeben.

Darnach nun ist die Materie, die jetzt die verschiedenen Weltkörper bildet, uranfänglich ein zusammenhängender, den ganzen Weltenraum homogen erfüllender Dunst gewesen, der natürlich außerordentlich fein zertheilt oder dünn aufgelöst war. In demselben aber wurde irgendwo durch erste Massenanziehung oder Concentration die Anlage zu einer Differenz in der Materie gegeben und dadurch eine Wirkung der differenten Bestandtheile aufeinander veranlaßt.***) Mit der Verdichtung nun aber war nothwendig Wärmeentbindung

---

*) Geologische Phantasien, im Göttinger Taschenbuch für 1795, S. 79 ff. Vergl. auch Tholuck, vermischte Schriften, Bd. 2, S. 158.

**) Vergl. Kant's Allg. Naturgesch. u. Theorie des Himmels, II, Hauptst. 1.

***) Vergl. Burmeister, Geschichte der Schöpfung, S. 125.

und mit dieser wieder Lichtausstrahlung verbunden. Und in Folge von beidem traten Temperaturdifferenzen ein, durch welche die bis dahin ruhenden Substanzen in Bewegung und Wirksamkeit geriethen. Wenn auch die Wärme die Kerne der ersten sich concentrirenden Massen noch in einem weichen, breiartigen, vielleicht glühenden Zustande erhielt, so bildeten diese Kerne doch immerhin schon für die leichteren, lichtlosen Dünste einen Anziehungspunkt und erstreckten ihre chemischen Wirkungen ebenso weit, wie ihre Wärme- und Lichtausstrahlung reichte. Durch beide, durch Wärme und Licht, „ward der Gasraum des einen Systems von den Räumen der zunächst gelegenen Kerne gesondert und die Grenze bestimmt, innerhalb welcher die vollendeten Weltkörper in weiten Abständen sich noch heute bewegen" *).

Die Theorie von Laplace selber, die dieser Anschauung von der Entstehung der verschiedenen Sterne und Sternsysteme zur Grundlage dient, behauptete, daß das Sonnensystem uranfänglich einen einzigen ungeheuern Gasball bildete, der keinen kleinern Durchmesser als den der alleräußersten Planetenbahn hatte. Indem sich nun auch in dieser Masse ein Mittelpunkt und Kern eingestellt hatte, um den sie sich enger zusammenschloß, machte sich zugleich mit dieser Centripetalkraft der entgegengesetzte Trieb, die Centrifugalkraft geltend, so daß sich der Ball um seine eigene Axe zu drehen begann und nach und nach die ganze dazu gehörige Gasmasse in eine rotirende Bewegung gerieth**). „Anfangs sich langsam um seine Axe wälzend, wurde dann diese Bewegung, wegen der fortschreitenden Verdichtung der Masse und der damit harmonirenden Verkleinerung des Volumens bald schneller und schneller, die Gestalt des Gasballes aber mehr und mehr eine sphäroidische, der Linsenform genäherte" (Burm. a. a. O., S. 123). Indem sich nun aber das Ganze nach dem Mittelpunkt immer mehr verdichtete und die Fliehkraft der peripherischen Theilchen gleichmäßig steigerte, kam es dahin, daß die Fliehkraft über die Anziehung, welche der Kern im Mittelpunkte auf die peripherischen Schichten ausübte, die Oberhand gewann, und da dies an allen Orten unter dem Aequator des linsenförmigen Gasballes gleichzeitig erfolgen mußte, daß sich ein ringförmiger, zumeist peripherischer Theil vom Ganzen ablöste (vergl. Burm. a. a. O.). Dieser Gürtel oder Ring zerriß später, sei's durch Störungen, welche von Außen her auf ihn ausgeübt wurden, oder

*) Vergl. Burmeister a. a. O., S. 125 f.

**) Es wird uns erlaubt sein, der in § 13 als unhaltbar nachgewiesenen Annahme, als habe eine äußere Gewalt die Rotation bewirkt, diese haltbarere zu substituiren.

sonstwie, an einer oder allenfalls auch an mehreren Stellen, rollte sich zu einer besonderen Kugel oder, wenn er sich mehrfach getheilt hatte, zu mehreren Kugeln auf und drehte sich ebenso sehr, wie um den einen großen Mittelpunkt des ganzen Systems, wieder auch um seine eigene Axe. Während so an der Peripherie des großen Gasballes der erste Planet entstand, löste sich nach denselben Gesetzen von der übrigen Masse ein neuer Ring ab, der bald dasselbe Schauspiel darbot, wie der erste. Und immer wieder wiederholte sich dieser Hergang so lange, „wie die peripherische Schwungkraft der stets beschleunigter bewegter Masse die Anziehungskraft der Mitte überwinden konnte; erst als ein solcher Fall vermöge des geringeren Umfanges, den der Centraltheil nach so viel erlittenen Verlusten angenommen haben mußte, nicht mehr eintreten konnte, war die Entstehung neuer peripherischer Weltkörper unmöglich geworden. Jetzt endlich hatte sich der Gegensatz zwischen der centralen Sonne und den peripherischen Planeten für immer festgestellt, das Sonnensystem also nach dieser Seite hin sich vollendet." Nur an den Planeten selber konnte sich, „wenn sie groß genug an Umfang waren, um der Centrifugalkraft ihrer Aequatorialtheile das Uebergewicht über die Anziehung ihres Kernes einräumen zu müssen", die Gürtelbildung von Neuem vollziehen; es konnten um die Planeten Trabanten oder Monde entstehen.

Versuchen wir eine Prüfung dieser kurz skizzirten Theorie, so war zunächst die Annahme, daß die ganze Masse der zum Sonnensystem gehörigen Himmelskörper ursprünglich Gas oder Dunst gewesen sei, eine nothwendige Folge der Ueberzeugung, daß dieses ganze System ursprünglich einen einzigen großen Ball gebildet habe. Die Masse unserer jetzigen Sonne, die nur 1,37 dichter als die unseres Wassers ist, mußte bei einer Ausdehnung über den Raum des ganzen Planetensystems, selbst wenn wir denselben schon mit der Bahn des Neptun abschließen, 25millionenmal weniger dicht sein, als unsere atmosphärische Luft unmittelbar über dem Meeresspiegel, sie mußte dieselbe Feinheit haben, wie sie unserer Atmosphäre in einer Höhe von etwa 18—20 Meilen über der Meeresfläche zukommt*). Dadurch aber, daß wir die verhältnißmäßig kleinen Massen der Planeten mit in Betracht ziehen, werden diese Zahlen wenig verändert. Fragen wie nun, ob es möglich war, daß sich die Stoffe, welche wir in unserm Sonnensystem antreffen, in Dunstform, und zwar in so außerordentlich feiner, befanden, so müssen wir uns mit unserer Prüfung auf die Erdstoffe beschränken. Was uns die Spectralanalyse in Betreff der Bestandtheile der andern Planeten oder Fixsterne lehren

*) Vergl. Pfaff, Schöpfungsgeschichte, S. 297.

wird, haben wir noch abzuwarten. Auf der Erde aber ist es zwar noch nicht gelungen, mit den uns zu Gebote stehenden Hülfsmitteln jeglichen Körper zu schmelzen und zu verflüchtigen, indeß hat die Zahl der nicht schmelzbaren bei der Vermehrung der Hülfsmittel immer mehr abgenommen, und es zweifelt gegenwärtig eigentlich Niemand mehr daran, daß zuletzt jeder irdische Stoff wird in Dampfform gebracht, oder daß umgekehrt jeder gasförmige Körper, wie z. B. die Luft, wird in den flüssigen und festen Zustand versetzt werden können. Der Grad der Verflüchtigung oder Feinheit aber, der für die Gasmasse unseres Sonnensystems angenommen werden muß, reicht noch lange nicht an denjenigen, der so manchen verflüchtigten Stoffen eigen ist, deren Vorhandensein wir nur noch durch unsern Geruchssinn deutlich wahrnehmen können.

Um noch mehr als die Möglichkeit, um auch die Wahrscheinlichkeit der Dunstform im Anfange darzuthun, kann man sich nicht sicher auf die Nebelflecke am Sternhimmel berufen. Die Ansicht, daß wir in denselben noch heute gleichsam die ersten Anfänge jedes Sternensystems, ja „alle möglichen Stufen von der leuchtenden dunstförmigen Ansammlung der Materie, in der noch keine Consolidirung und Gruppirung zu einzelnen festeren Körpern zu Sternen wahrzunehmen ist, bis zur Bildung vollkommener, unserem Sternensysteme gleichender Sternhaufen" vor uns sehen, ist allerdings von W. Herschel und Schröter in Folge der Beobachtungen, die sie am großen Orionsnebel machten, ebenso auch von A. v. Humboldt vertreten. Letzterer sagt: „Wie wir in unseren Wäldern dieselbe Baumart gleichzeitig in allen Stufen des Wachsthums sehen und aus diesem Anblick, aus dieser Coexistenz, den Eindruck fortschreitender Lebensentwicklung schöpfen, so erkennen wir auch in dem großen Weltgarten die verschiedensten Stadien allmählicher Sternbildung"*). Allein die andere Ansicht von Herschel, Lamont, Mädler u. A., denen sich auch H. v. Schubert später angeschlossen hat, daß auch die Nebel vollkommen ausgebildete Sterne seien, die von einander zu unterscheiden wir nur durch unsere zu große Entfernung behindert sind, ist ebenso berechtigt.

Als Thatsache dagegen darf es bezeichnet werden, daß sich die Kometen noch heute in Dunstform befinden und sogar weniger dicht als unsere zartesten Nebel sind. Weder ihr Schweif noch auch ihr Kern oder Kopf, der gewöhnlich scharf umgrenzt ist und heller leuchtet, trübt das Licht der Fixsterne, welche durch ihn hierdurch uns sichtbar werden. Der Kern wendet sich ohne Zweifel nur deshalb stets der Sonne zu, weil er der dichteste Theil ist, der

*) Kosmos Bd. I, S. 81.

am stärksten angezogen werden muß; der Schweif bleibt zurück, weil er dünner ist und daher weniger angezogen wird; die Dunstmasse dehnt sich in der Sonnennähe aus, sei's durch Einwirkung der Sonnenwärme, wie man früher meinte, sei's, weil die immer stärker werdende Attractionskraft der Sonne die ungleich dichten Bestandtheile verschieden, den Kern am meisten, die entfernteren Theile des Schweifes am wenigsten anzieht, der Aether dagegen, den nach früheren Physikern auch Enke im Weltraum wahrscheinlich gemacht hat, die letzteren am meisten zurückhält. Uebrigens aber darf man nicht etwa annehmen, daß die Kometen noch in der Consolidirung begriffen seien, und daß sie allmählich ebenfalls zu einer größern Dichtigkeit gelangen werden. Wenigstens hat man bis jetzt an den mehrmals wiedergekehrten und genauer beobachteten noch keine größeren Veränderungen wahrnehmen können. Nach Mädler bestehen sie aus einer Masse, die einer solchen Verdichtung, wie sie die Planeten, selbst die entfernteren, erlangten, gar nicht fähig war, aus Stoffen, die sich nicht nur in der Aequatorialgegend, sondern auch an anderen Punkten jener Urmasse des Sonnensystems ablösten, und die daher auch ganz andere Bahnverhältnisse als die Planeten haben.

Ferner kann man für die ursprüngliche Dunstform auf die feine Dunstmasse verweisen, die als sogenanntes Zodiakallicht zur Zeit des Frühlingsäquinoctiums bald nach Sonnenuntergang am Abendhimmel, zur Zeit des Herbstäquinoctiums vor Sonnenaufgang am Morgenhimmel, bei heiterer Atmosphäre als ein milder Lichtschimmer in pyramidaler Gestalt erscheint und besonders in den Tropengegenden sichtbar wird. Wenn man diesen Schimmer früher für einen Theil der Sonnenatmosphäre hielt, so haben es in neuerer Zeit Laplace, Schubert, Arago, Poisson und Biel sehr wahrscheinlich gemacht, daß er ein Lichtring, so zu sagen ein Lichtgewölk, zwischen der Venus- und Marsbahn sei*). Von wie außerordentlicher Feinheit aber und geringer Dichtigkeit derselbe sei, kann man daran abnehmen, daß er keinerlei Störungen auf die Planeten ausübt.

Endlich ist auch der Umstand sehr beweisend, wenn auch nur in Betreff unseres Sonnensystems, daß die Dichtigkeit der Planeten in der Reihenfolge von Außen nach Innen zwar nicht in mathematischer Regelmäßigkeit (vergl. § 13), aber doch ungefähr so zunimmt, wie man es bei einer allmählichen Verdichtung der allgemeinen Urmasse nach dem Mittelpunkt zu erwarten muß. Die Verdichtung konnte, als sich die äußeren Planeten ablösten, noch nicht so weit vorgeschritten sein, wie nachher, als die inneren entstanden; auch

*) Vergl. Humboldt's Kosmos Bd. I, S. 143—149 u. Bd. III, S. 587—591.

konnte der mittlere Kern auf die entfernteren Theile durch seine Anziehungskraft nicht in dem Grade verdichtend einwirken, wie auf die näheren. Die Dichtigkeitsverhältnisse sind nach den Angaben in Humboldt's Kosmos, wenn man die Dichtigkeit der Erde = 1 setzt, folgende: der Neptun hat 0,230, der Uranus 0,178, der Saturn 0,140 (bei diesen findet sich also freilich statt der Zunahme eine Abnahme), der Jupiter 0,243, der Mars 0,958, die Erde 1,000, die Venus 0,940, der Merkur 1,234, die Sonne selber freilich nur 0,252. Dabei bleibt aber zu erinnern, daß die Dichtigkeit Nichts mit der Cohäsion oder Härte eines Körpers zu thun hat. „Der am wenigsten dichte Planet, Saturn", sagt Pfaff (S. 309), „kann aus Stoffen bestehen, welche härter sind als die härtesten, welche wir auf der Erde kennen, und der schwerste, Merkur, möglicherweise aus sehr weichen Massen." Schon auf Erden hat der härteste Körper, den wir kennen, der Diamant, ein specifisches Gewicht von nur 3 1/2, während das so weiche Gold ein specifisches Gewicht von 19,4 besitzt.

Gehen wir jetzt auf die andere, die eigentliche Grundannahme ein, daß eine einzige große Urmasse den Stoff zu all den unzähligen Himmelskörpern hergegeben habe, so würde es dafür sehr beweisend sein, wenn wir darthun könnten, daß auch die Fixsterne nicht blos eine Bewegung, sondern auch einen allgemeinsamen Mittelpunkt haben, daß selbst die Doppelsterne nicht blos um einander, sondern zuletzt auch mit allen übrigen gemeinsam um eine und dieselbe Sonne kreisen, die das Centrum des ganzen Universums bildet. Die Beobachtungen der Astronomen sind in dieser Beziehung natürlich auf unsere Weltinsel beschränkt, über die hinaus selbst mit Teleskopen höchstens nur noch die vorhin besprochenen Sternnebel wahrgenommen werden können, und selbst in dieser unserer Weltinsel hat man bis jetzt nur die Bewegungen von verhältnißmäßig wenigen Sternen genauer verfolgen können. Dennoch glaubt Mädler allerdings auf Grund der Untersuchungen, die er in Betreff von mehr als 800 Fixsternen angestellt hat, auf ein allgemeines Centrum der Bewegung schließen zu dürfen, auf einen Mittelpunkt nämlich, der nicht wie das Centrum unseres Sonnensystems stärker als alle übrigen Weltregionen, sondern nur gleichmäßig mit Masse erfüllt, also nicht von einem besonders großen Himmelskörper gebildet ist, in dessen Nähe daher auch die Sterne nicht schneller, sondern im Gegentheil langsamer ihre Bahnen wandeln. Die Plejadengruppe und in derselben besonders die Alcyone ist es, die nach ihm nicht nur für unser Sonnensystem, sondern für unser ganzes von der Milchstraße umschlossenes Sternsystem den Schwerpunkt der allgemeinen Bewegung bildet. Unsere Weltinsel ist nach ihm in folgender Weise geordnet: „Die

Mitte ist bezeichnet durch eine sehr sternenreiche, dichtgedrängte und mit bedeutenden einzelnen Massen erfüllte Gruppe, die Plejaden. Rings um sie herum eine verhältnißmäßig sternenleere Zone, deren Breite den Durchmesser des Centralsystems etwa sechsmal übertrifft; hierauf eine breite, ringförmige, sternenreiche Schicht, dann abermals eine sternenarme Zwischenzone und so fort in einer noch unbestimmten Anzahl von ringförmigen Gliedern, deren beide äußersten die Milchstraße bilden. Brückenartige Zwischentheile verbinden an einzelnen Stellen diese großen Ringe, die auch sonst nicht in allen Theilen ihres Umkreises von gleicher Mächtigkeit sind und hin und wieder etwas einer Gruppenbildung Aehnliches zeigen, meistens aber nur aus isolirten Fixsternen und Fixstern-Paaren bestehen." *)

Mag es aber auch noch gar langer und vielfacher Anstrengungen bedürfen, ehe wir in Betreff des Universums im Ganzen zu einer begründeteren Ueberzeugung gelangen können**), so darf doch die Bildung wenigstens unseres Sonnensystems aus einer einzigen ungeheueren Urmasse schon jetzt jedenfalls als wahrscheinlich bezeichnet werden. Es gibt eine Reihe von Thatsachen, die auf die Laplace'sche Theorie führen, die nur aus ihr eine wissenschaftliche Erklärung erhalten, und die daher für sie leuchtende Beweise abgeben. Wir werden in § 13 mehrere Unverhältnißmäßigkeiten und Ungleichheiten hervorheben, die gegen eine rein mechanische Anschauung von der Entstehungsweise unseres Sonnensystems geltend gemacht werden können; allein des Verhältnißmäßigen und Gleichen im Großen und Allgemeinen bleibt immer noch genug, um die Sonne und alle Planeten als einen einzigen großen Organismus, man darf sagen: Körper, erscheinen zu lassen, dessen jetzige, mehr geistige Zusammengehörigkeit kaum ohne eine ursprünglich äußerliche Einheit gedacht werden kann. Verhältnißmäßig ist 1) jene Zunnahme der Dichtigkeit der Planeten in der Reihenfolge von Außen nach Innen, die vorhin besprochen wurde und die sich in der dort angedeuteten Weise erklärt. Diese Zunahme findet sich ebenso, wenn wir den Mond mit der Erde vergleichen, und beruht da auf demselben Grunde. Der Mond hat nur 0,619 von der Dichtigkeit der Erde, wenn er auch, wie seine Ringgebirge mit den kraterförmigen Vertiefungen andeuten, aus wesentlich denselben Stoffen wie unsere Erde besteht.

---

*) Vergl. Mädler's Schrift: „Die Centralsonne", und „Populäre Astronomie", 4. Auflage.

**) Während sich Lamont günstig über Mädler's Hypothese ausgesprochen hat (vergl. auch Schubert, Weltgeb. S. 27), haben J. Herschel (Outlines of Astr. 3 edit. p. 589) und Peters (Astron. Nachrichten 1849, S. 661) nicht unbedeutende Gründe dagegen geltend gemacht.

Daß sich seine Gebirge zu einer viel größeren Höhe erheben, dürfte sich daraus erklären, daß seine Centripetalkraft geringer sein mußte. — Verhältnißmäßig ist ferner 2) die Zunahme der Geschwindigkeit, mit der die verschiedenen Planeten ihre Bahnen um die Sonne zurücklegen. Uranus legt in einer Secunde 1 Meile zurück, Saturn 1,3, Jupiter 1,7, die Asteroiden (Juno, Ceres u. s. w.) 2,5 — 2,7, Mars 3,9, die Erde 4,7, Venus 4,9, Merkur 6,7. Diese verschiedene Schnelligkeit erklärt sich daraus, daß die Urmasse nach einem allgemeinen, immer gültigen Gesetz ihre Rotation desto schneller vollziehen mußte, je kleiner sie wurde. — Ebenso natürlich wie diese Zunahme ist aber 3) auch die Abnahme der Entfernungen, die die Planeten von einander trennen. Denn je weiter ab von der attrahirenden und consolidirenden Kraft des Centrums, desto breiter konnten die sich ablösenden und sich in sich selbst concentrirenden Ring- oder Gürtelmassen sein; je näher am Mittelpunkt und je dichter, desto schmaler mußten sie ausfallen. Wenn man die durch Verdoppelung fortschreitende Zahlenreihe 0, 3, 6, 12, 24 u. s. w. aufstellt, und zu jeder dieser Zahlen 4 addirt, so entsteht eine Reihe, welche die Entfernungen der Planeten von der Sonne und respective von einander anzeigt: 4, 7, 10, 16, 28, 52, 100, 196 und 388. Man hat diese Ziffern nur noch zu verdoppeln, so erhält man die Zahlen der Millionen von Meilen, die die Planeten von der Sonne entfernt sind. — Ebenso nimmt nun aber auch, wenn man die Planeten von Außen nach Innen verfolgt, die Geschwindigkeit ab, mit der sie sich um ihre Axe bewegen. Die äußeren, die sich auf ihrer Bahn um die Sonne langsamer fortbewegen, drehen sich um ihre Axe schneller: ihr Tag ist kürzer. So dauert der Tag Saturns und selbst Jupiters nur 9—10 Stunden, derjenige der Erde dagegen 24. Man erklärt dies daraus, daß die Geschwindigkeitsdifferenz der äußern und innern Ringtheile bei denjenigen Planeten, die sich aus breiteren Ringen oder Gürteln bildeten, größer sein mußte als bei denen, die aus schmäleren Ringen entstanden, und daß diese Geschwindigkeitsdifferenz die Rotation der Planeten um ihre eigene Axe bedingte.

Was die zum Sonnensystem gehörigen Körper mit einander gleich oder gemeinsam haben, ist 1) nicht blos die Bewegung um die Sonnenaxe, um die sich die Sonne auch selber dreht, sondern auch die Richtung dieser Bewegung. Die Richtung von West nach Ost, die ihnen bei der Rotation um ihre eigene Axe eigen ist, halten sie auch bei der Rotation um die Sonne inne. Damit hängt dann zusammen, daß die Planeten alle, ähnlich wie die Erde, Tages- und Jahreszeiten haben. 2) Fallen die Bahnen sämmtlicher Planeten ziemlich genau in eine und dieselbe Ebene, welche durch den Mittelpunkt der

Sonne geht, in die Ebene der Ekliptik. Es war dies eine einfache und nothwendige Folge des Umstandes, daß sich die Gürtel alle, aus denen die Planeten entstanden, in der Aequatorialgegend der gemeinsamen Urmasse, als wo dieselbe bei ihrer Rotation am meisten aufwogte, loslösten und sich nach den Gesetzen der Mechanik in derselben Ebene fortbewegten, in welcher sie sich im Zusammenhang mit der Urmasse bewegt hatten. Die verhältnißmäßig kleinen Abweichungen von der Ebene des Aequators, die sich bei den verschiedenen Planeten finden, sucht man daraus zu erklären, daß sich die Gürtel in Folge der Verschiedenheit ihrer Bestandtheile, besonders in Folge der verschiedenen Cohäsion derselben, nicht mathematisch genau am Aequator abtrennten. Am meisten weichen die Bahnen der sogenannten Asteroiden, der kleinen zwischen Mars und Jupiter sich bewegenden Planeten, ab, deren schon über 30 aufgefunden sind. Indeß sprechen auch viele Erscheinungen, besonders auch das Durcheinandergeschlungensein ihrer Bahnen, dafür, daß bei ihrer Bildung noch ganz außergewöhnliche Factoren mitgewirkt haben. Schon Olbers, der Entdecker des zweiten dieser Asteroiden, kam auf den Gedanken, daß diese unverhältnißmäßig kleinen Planeten, von denen der größte, Pallas, 34mal kleiner als unser Mond ist, nur „Fragmente eines einzigen, durch irgendwelche Naturkraft zerstörten, vormals die weite Lücke zwischen Mars und Jupiter ausfüllenden großen Hauptplaneten seien“ *).

Beides, die Bewegung von Westen nach Osten, und die Aequatorialebene für die Bahn ist auch den Trabanten der Planeten gemeinsam und erklärt sich aus denselben Gründen, wie bei den Planeten. Eine Ausnahme scheinen indeß einige Monde des Uranus zu machen. Sie bewegen sich, scheint es, von Osten nach Westen, und ihre Bahnen stehen fast senkrecht auf der Bahn des Uranus. „Es ist dies eigentlich“, sagt Pfaff (S. 302), „die einzige Schwierigkeit, welche der Theorie von Laplace erwächst, zu deren Erklärung oder Beseitigung wir allerdings auf unbekannte Störungen uns berufen müssen.“ Außerdem kann man für die ursprüngliche Einheit allenfalls auch dies noch anführen, was freilich noch sehr auf bloßer Vermuthung beruht, daß die meisten Planeten einen Dunstkreis zu haben, daß Winde und Wetterveränderungen auf ihnen, daß auf dem Mars auch Schneeansammlungen vorzukommen scheinen.

Speciell für die Gürtelbildung als den Anfang der Planetenbildung spricht, wie die Erscheinung des Zodiakallichts, so auch die der Saturnusringe, deren man früher nur zwei kannte, jetzt (nach Bond und Dawes) drei an-

*) Humboldt's Kosmos Bd. III, S. 517.

nimmt. Die Masse dieser Ringe, die aus flüssigen Stoffen zu bestehen scheint, mußte homogen sein, sich gleichmäßig verdichten und dadurch vor einer Zerreißung und Kugelbildung bewahrt bleiben. Nach Bond und Peirce werden sie durch die Einwirkung des Planeten und seiner Monde in ihrem Zustand und in ihrer Lage erhalten.

§ 2.

Die Erdbildung nach den Neptunisten und Plutonisten.

Wenden wir uns speciell zur Erde, so wird uns die sich aus Laplace's Theorie ergebende Annahme, daß die Erde ursprünglich eine flüssige Masse gewesen sei, schon durch die jetzige Gestalt derselben, nämlich durch die Abplattung an den Polen, aufgedrungen. Indem die Erdkugel, scheint es, um ihre Axe rotirte, schwoll sie, wie einst der Urball des ganzen Sonnensystems, so lange sie flüssig war, nach dem Aequator zu auf; von den Polen dagegen drängten sich die Massen vermöge der Bewegung weg. Streitig ist nur, ob wir uns als das erste, wovon alle folgenden Processe ausgingen, einen Wasserball oder einen Kern feuerflüssiger, metallischer Substanzen, von dichten Gasen umgeben, denken sollen. Die erstere Annahme ist die des Neptunismus, die andere die des Vulkanismus oder besser Plutonismus. Die erstere soll entschieden auch die der Bibel sein, die letztere soll sich mit der heiligen Schrift nicht vertragen. Der Streit hat daher auch ein besonderes theologisches Interesse und wir können es uns nicht erlassen, etwas ausführlicher darauf einzugehen.

Abr. Gottlieb Werner (in Freiberg), der Begründer der neueren Mineralogie und Geognosie, erhob mit seiner Gründlichkeit und Klarheit zunächst den Neptunismus zu hohem Ansehen. Die ganze Erdveste bildete sich nach ihm theils in chemischer, theils in mechanischer Weise aus dem Wasser hervor. Die verschiedenen, ursprünglich im Wasser aufgelösten mineralischen Stoffe sonderten sich allmählich ab, schlugen sich nieder und vermischten sich in mannichfaltiger Weise; indem aber die eine Lage auf der andern drückte, traten Senkungen und Erhebungen ein, in Folge deren die ganze Mannichfaltigkeit der Erdoberfläche entstand. — Indeß standen diesem Neptunismus so gewichtige Bedenken entgegen, daß nicht einmal Nep. v. Fuchs, der ihm (vom chemischen Standpunkt aus) im Wesentlichen treu anhing, umhin konnte, ihn

wenigſtens zu modificiren*). Nicht die ganze Erde, nahm Fuchs an, ſei wirklich aufgelöſt geweſen, ſondern nur ein Theil davon; die übrigen Theile hätten ſich in einem „feſt-weichen", d. h. von Waſſer blos durchdrungenen Zuſtand, der indeß eine gewiſſe Beweglichkeit der Maſſe und vor Allem auch eine Kryſtalliſation geſtattete, befunden.

Gegen dieſe Vorſtellung, die beſonders auch von A. Wagner in ſeiner Geſchichte der Urwelt und zuletzt noch in der Evangeliſchen Kirchen-Zeitung 1862, Nr. 10 vertreten iſt, ſpricht aber ſchon dies, daß ſie uns über den erſten Vorgang im Ungewiſſen läßt, durch welchen es zu dem „feſt-weichen" Zuſtande kam. Denn unmöglich konnte derſelbe gleich von Anfang an ſein. Fuchs ſah ſich ſelber zu der Bemerkung veranlaßt, daß ihm, obwohl er ihn als Urzuſtand bezeichnete, vielleicht noch ein anderer vorausgegangen ſei; nur meinte er leugnen zu müſſen, daß die Gebirgsbildung ſchon vor ihm begonnen haben könne**). Welcher Zuſtand aber der primitive geweſen ſei, konnte doch für die Folge, ſelbſt wenn ihm ein feſt-weicher bis zu einem gewiſſen Grade folgte, nicht gleichgültig ſein; die Folgegeſchichte mußte grade durch die erſten Anfänge weithin beſtimmt werden und konnte erſt durch ſie ihre wahre Erklärung finden. Außerdem aber kommt nach Pfaff (S. 158 ff.) Folgendes in Betracht:

1. Die Erde hat bei Weitem nicht eine ſolche Maſſe von Waſſer, wie nöthig geweſen wäre, um die verſchiedenen Geſteine zuerſt in Auflöſung zu erhalten***): das wirklich vorhandene Waſſer reicht noch lange nicht zur Auflöſung blos des Kalkes hin. Mag es auch immerhin gewagt ſein, beſtimmen zu wollen, wieviel Kalk auf Erden vorhanden ſei; die Schätzung indeß, welche Biſchof anſtellt, wonach der Kalk etwa eine 1000 Fuß dicke Schale um die Erde her bilden würde, ſcheint mäßig zu ſein. Und zu einer ſolchen Quantität würde, wenn ſie aufgelöſt werden ſollte, ein die Erde überall 100 Meilen tief bedeckendes Meer gehören. Ferner erforderten ſchon allein die Schiefergeſteine Südamerika's (beſonders Braſiliens) eine Waſſermaſſe, die überall auf der Erde 6 Meilen tief ſtand. — Das Waſſer reichte aber auch dann nicht einmal hin, wenn man ſich Nichts vollſtändig aufgelöſt, wenn man ſich Alles nur in einem „feſt-weichen" Zuſtande denken wollte. Das Waſſer hätte dann doch dem Volumen nach die Hälfte der Erdkugel bilden müſſen; es bildet aber nur $^1/_{578}$. Daß die weit meiſten Geſteine ihre jetzige

*) Vergl. Fuchs, Ueber die Theorien der Erde u. ſ. w. München 1844.
**) Münchener Anzeigen 1838. Nr. 72.
***) Dies gibt auch A. Wagner zu; ſ. Geſchichte der Urwelt, Bd. I, S. 145.

Zusammensetzung und Gestalt durch das Wasser erhalten haben, muß allerdings auch der Nichtneptunist einräumen. Aber es ist ein großer Unterschied, ob man das Wasser Alles aus sich hervorgebären oder an schon anderweitig vorhandenen Stoffen blos arbeiten läßt. Umarbeiten konnte es dieselben außerordentlich allmählich, indem es immer nur einen kleinen Theil von ihnen auflöste oder durchdrang.

2. Die Bildung sowohl des Festlandes im Allgemeinen, als auch diejenige seiner Art und Weise bliebe, auch abgesehen von dem Wassermangel, unbegreiflich. Das Wasser hätte nach der Ausscheidung der festen Bestandtheile überall über denselben stehen bleiben müssen. Und wollte man auch annehmen, daß es allmählich irgendwie abhanden gekommen, daß also immer mehr Festland entblößt worden sei, so gäbe es doch auch so noch der unauflöslichen Räthsel genug. Eine und dieselbe Gegend ist bald Festland, bald Meeresgrund gewesen, und das in der Nachbarschaft von Landstrecken, die sehr früh für immer vom Wasser entblößt sind, — und letztere sind nicht etwa höher, sondern im Gegentheil viel tiefer gelegen. So finden wir z. B. links und rechts vom südlichen Rhein, sowohl an den Vogesen, als auch am Schwarzwalde viel jüngere, spätere Meeresbildungen, als nördlich von Mainz. Das Rheinthal abwärts von Mainz mit den anliegenden Bergreihen — Eifel, Hundsrück, Ardennen — weist großentheils nur eine der allerältesten Formationen, die Grauwackenformation, auf und liegt dabei 3000 Fuß tiefer als das südliche Stromgebiet. Der Neptunist könnte etwa behaupten, daß ursprünglich die nördliche Strecke die höchste gewesen sei und daß sie sich erst in einer Zeit gesenkt habe, wo die Bildung der südlicheren bereits vollendet war und wo sich das Meer wenigstens größtentheils auch von dieser zurückgezogen hatte. Immerhin aber bliebe es so unerklärt, wie es geschehen konnte, daß die südliche auch da schon, wo sie angeblich tiefer lag, als die nördliche, mehrere Male von Wasser frei wurde. Aehnlich aber wie am Rhein verhält es sich auch anderswo. Besonders auffällig ist das Verhältniß Brasiliens zu den Anden. Ein großer Theil Brasiliens ist von den ältesten Schiefern gebildet, in den Anden dagegen sind, ebenso wie auch im Himalaya-Gebirge, viel jüngere Bildungen in großer Mächtigkeit entwickelt. Jene großen Strecken Brasiliens also wären von ihrer ursprünglichen Höhe immer tiefer herabgesunken, während sich blos die zuerst tiefere Kette der Anden in ihrer Höhe erhalten hätte. Es ist doch natürlicher, den größeren Gebieten Ruhe zu gönnen, und sich blos die Kette der Anden in Bewegung, nämlich in aufsteigender, zu denken, zumal da uns eine Kraft bekannt ist, welche eine solche Bewegung nach Oben, eine Hebung, bewirken konnte, nämlich die vul-

kaniſche, und da Hebungen nachweisbarerweiſe ſowohl in Europa als auch gerade in Südamerika noch heute vorkommen.

3. Vom neptuniſchen Standpunkte aus laſſen ſich nicht die Temperaturverhältniſſe des Erdkörpers, ſei's in der Gegenwart, ſei's in der Vergangenheit, genügend begreifen. Was zunächſt die Gegenwart betrifft, ſo iſt es eine nicht zu beſtreitende Thatſache, daß die Wärme der Erde mit der Tiefe zunimmt. Schon der Wärmegrad, der in tiefen Höhlen oder auch in Bergwerken herrſcht, dann die arteſiſchen Brunnen und die heißen Quellen ſind ein Beweis dafür. Von der Compreſſion der Luft aber, von chemiſchen und phyſikaliſchen Proceſſen, kann man, wie Pfaff (S. 164 ff.) eingehend darthut, dieſe Erſcheinung nicht herleiten. Die Erde muß in ihrem Schooße eine große Hitze, ja eine Gluth bergen, die ſie an der Oberfläche nur durch allmähliche Abkühlung verlieren konnte. Was ſodann die Vergangenheit, beſonders diejenige der Schöpfungszeit betrifft, ſo bezeugen uns die tropiſchen Gewächſe und die großer Wärme bedürftigen, urweltlichen Thiere, die wir ebenſo gut an den Polen in Eisgegenden wie unter dem Aequator finden, daß die Erde urſprünglich überall ein gleichmäßiges Klima, und zwar ein tropiſches, gehabt haben muß. Der Neptuniſt muß zur Erklärung dieſer Thatſache zu den willkürlichſten Hypotheſen ſeine Zuflucht nehmen; man hat eine Zeit lang ſogar die Vermuthung aufgeſtellt, daß die Erdaxe früher eine andere Stellung gehabt haben möchte, ohne daß man irgendwelche Stellung hätte herausfinden können, bei welcher das Klima wirklich überall hätte gleichmäßig ſein müſſen. Nimmt man an, daß die Erde urſprünglich an ſich ſelber ſoviel Wärme gehabt habe, daß die Sonnenwärme dagegen gar nicht in Betracht kam, ſo ergibt ſich die Erklärung von ſelbſt.

4. Beſonders führen auch die vulkaniſchen Erſcheinungen auf eine andere als die neptuniſche Theorie, „namentlich ſeit man die ungeheuere Verbreitung dieſer gewaltigen Kraft über den Erdkreis und beſonders um den großen Ocean herum, das Geſetzmäßige in ihrer geographiſchen Verbreitung, ihrer Lage und Vertheilung und ihren Zuſammenhang mit den Erdbeben erkannte". Indem man die Ausbrüche der Vulkane als vereinzelte Erſcheinungen faßte, ſuchte man ſie daraus zu erklären, daß in's Innere der Erde Luft eingedrungen, dort außerordentlich verdichtet und erhitzt worden ſei. Aber daß es einer andern Erklärung bedürfe, unterliegt wohl gegenwärtig keinem Zweifel mehr.

Bei dieſer Sachlage war es in der That nur natürlich, daß ſich trotz Werner's großer Autorität immer Mehrere immer entſchiedener der anderen, der vulkaniſtiſchen Anſicht zuwandten. Göthe ſah ſich bald veranlaßt zu ſingen:

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerstört man das Poseidaonische Reich;

er setzte freilich hinzu:

Wenn Alle sich vor Hephästos bücken,
Ich kann es nicht sogleich.

Er hatte einen wahren Abscheu besonders vor der vulkanistischen Hebungstheorie in Betreff „des Hebens und Drängens, Aufwälzens und Quetschens, Schleuderns und Schmeißens"; er verfluchte „diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung", in der er nur wüste Unordnung und zufällige Veranlassung sah. Er konnte aber den Entwicklungsgang der Geologie in vulkanistischer Richtung nicht aufhalten. Werner's Verdienste um die Geognosie, die es mit dem gegenwärtigen Zustande der Erdrinde zu thun hat, blieben unbestritten. Aber der Vater der Geologie, die das anfängliche Werden der Erdrinde zu ihrem Gegenstande macht, wurde der Schotte James Hutton*). Durch das in seinem Vaterlande so häufige gangartige Auftreten des Basalts und anderer Trapparten kam er auf den Gedanken, daß ein feuriges Emportreiben dieser Massen in die zersprengten Lagen anderer Gebirgsarten stattgefunden habe. Als er am Glen-Tilt in den Grampian-Gebirgen bemerkte, daß der in mancher Beziehung dem Basalt verwandte Granit Ausläufer in den ihn überlagernden Schiefer und Kalkstein aussandte, glaubte er sich zu seinem höchsten Entzücken davon versichert halten zu dürfen, daß auch dieser auf eine ähnliche Entstehungsweise führe. Andere waren noch nicht sogleich so kühn, das plutonische Bereich auch auf den Granit mit auszudehnen. Allein Cäsar v. Leonhard und Leop. v. Buch zogen bald sogar den Glimmerschiefer und Gneiß, also das ganze Urgebirge mit herein, und Elie de Beaumont vollendete die besonders von Letzterem angebahnte Hebungstheorie.

Der Plutonismus mag sich in seiner Siegesgewißheit mannichfache Ueberschreitungen haben zu Schulden kommen lassen. Bei manchen Gesteinen, die er auf rein plutonischem Wege entstehen ließ, mag die Thätigkeit des Wassers zuzugestehen sein. Und insofern haben die Münchener Gelehrten Fuchs und Schafhäutl, die ihm vom chemischen Standpunkte aus Widerstand leisteten, und ebenso A. Wagner ihre bleibenden Verdienste. Fr. Nauman und G. Bischof haben in ihren Handbüchern der Geologie besonnen genug

*) Vergl. besonders seine Theory of the Earth, 1795. Uebrigens hatten schon Philosophen wie Descartes und Leibnitz mit wahrhaft divinatorischem Blick nach dieser Seite hin trefflich vorgearbeitet.

die Nothwendigkeit einer Beschränkung des Plutonismus mehrfach anerkannt. Allein wohl mit Recht behauptet Pfaff: „Wenn es wirklich nachgewiesen werden sollte — bis jetzt ist dies aber noch nicht geschehen — daß alle auf der Oberfläche der Erde sich befindenden Gesteine, etwa mit Ausnahme der Laven, wirklich wässerige Gebilde seien, so würde dies nicht den geringsten Einwurf gegen die plutonistische Theorie bilden, es würde nur zeigen, daß die ursprüngliche Erstarrungsrinde der Erde vom Wasser so bearbeitet worden sei, daß wir nirgends mehr dieselbe unverändert vor Augen haben." *)

Uebrigens thut man dem jetzigen Plutonismus Unrecht, wenn man ihm die Vorstellung zuschreibt, daß es im Innern der Erde einen ungeheuern Heerd hell und hoch flammenden Feuers, ein sogenanntes Centralfeuer, gebe und zwar in einer vollkommenen Kugelgestalt. Die heutigen Plutonisten behaupten nur, daß der Erdkern aus einer feurig-flüssigen Masse sowohl anfänglich bestanden habe, als auch noch jetzt bestehe, und weiter, daß sich um ihn eine allmählich erstarrte und festgewordene, jetzt etwa 6 geographische Meilen dicke Schale gelagert, und daß er dieselbe hie und da gehoben habe, daß er selber aber an den gehobenen Stellen ebenso aufsteige, also die Kugelgestalt aufgebe, wie die Erdoberfläche; sie schreiben auch der innern flüssigen Masse nur denselben Hitzegrad zu, welchen die flüssige Lava hat; sie haben keinen Grund anzunehmen, daß die Hitze von da, wo die Lavengluth herrscht, nach dem Mittelpunkt der Erde zu, noch wachse.

§ 3.

Die Geschichte der ersten Erdbildung.

Die Geschichte der ersten Erdbildung gestaltet sich nun nach den plutonistischen Voraussetzungen etwa in folgender Weise. Wir haben keine Ursache, uns schon die ursprüngliche Dunstmasse selber ungeheuer heiß zu denken. Dieselbe hat möglicherweise eine sehr niedrige Temperatur gehabt. Die Glühhitze entstand aber, als sie aus der Gasform in die flüssige Form überging. Denn „wenn ein Körper aus dem gasförmigen in den flüssigen und aus dem flüssigen in den festen Zustand übergeht, so wird soviel Wärme frei, als nöthig ist, um ihn aus dem festen in den flüssigen und aus diesem in den gasförmigen zu versetzen" **).

*) Vergl. Pfaff a. a. O., S. 185.
**) Ebendas. S. 306.

Die feurig-flüssige Urmasse, die den ersten Kern des werdenden Erdballes bildete, bestand zweifelsohne aus metallischen Substanzen, die sich vielleicht schon in Dunstform nach dem Mittelpunkt zu gesenkt hatten. Dafür spricht nicht blos der Umstand, daß, je tiefer hinein in das Erdinnere, die Metallität desto mehr zu herrschen scheint, sondern auch die Natur der Sache selber. Die metallischen Substanzen waren unter allen Stoffen die schwersten und hatten auch für ihres Gleichen am meisten Anziehungskraft, mußten also davon immer mehr nach sich ziehen. Aus chemischen Verbindungen, wenn solche überhaupt schon möglich waren, mußten sie sich um so eher aussondern, als sie eine verschiedene Flüssig- und Flüchtigkeitsfähigkeit hatten. Durch die Anziehung gleichartiger Theile vergrößerte sich nun der Kern nach und nach und gewann allmählich einen Umfang und eine Kraft, in Folge deren er fähig war, auch die leichteren flüchtigen Stoffe seiner Gürtelmasse an sich heranzuziehen und immermehr eine Kugelgestalt um sich her zu bilden. Endlich stand der Erdball als solcher im Weltraum da; aber noch umgab ihn eine ungeheuere, bis weit über den Mond hinausreichende Gaszone, von der sich noch erst die Mondmasse in Gürtelform ablösen sollte, und der feuerflüssige Kern hatte immer nur noch eine verhältnißmäßig geringe Peripherie.

Obgleich nun Glühhitze und Metallität fast Gegensätze alles Lebens zu sein scheinen, konnte und mußte doch gerade von ihnen aus jener Prozeß der Ein- und Ausgestaltung seinen Anfang nehmen, von dem wir alle Bildungen auf Erden herzuleiten haben, ja der selber schon als ein Vorspiel des Lebens und seiner wesentlichsten Functionen bezeichnet werden darf. Gewisse metallische Urstoffe, die für sich allein jetzt gar nicht vorkommen, die man nur künstlich durch chemischen Proceß aussondern kann, die sogenannten Halbmetalle, verbanden sich zunächst mit dem Sauerstoff, der als Urstoff ebensosehr wie sie selber in der ursprünglichen Gasmasse vorhanden sein mußte. Durch diese Verbindung oder Oxydation (Verbrennung) entstanden die Alkalien (Kali, Natron und Lithion) und Erden, besonders die Kieselerde, Thonerde, Talkerde und Kalkerde und dazu auch — durch Verbindung von eigentlichen Metallen mit Sauerstoff — einige Metalloxyde. Und als sich diese Stoffe wieder unter einander mischten, ergaben sich die sogenannten Silicate (kieselsaure Salze, in denen die Kieselerde die Säure, eine andere Erde oder besonders ein Alkali die Basis bildete). In den tieferen Schichten, wo vermöge ihres Gewichts die Metalloxyde mächtiger sein mußten, als weiter oben, bildeten sich die schwarzen Basalte, Melaphyre und Laven, welche den Augit oder Pyroxen und Olivin enthalten, und ebenso die Porphyre, deren dichte, fast homogene, stets feldspathhaltige und entweder mit Quarz oder

Augit vermengte Grundmasse, isolirte Krystalle derselben Stoffe umschließt. Höher hinauf gaben kieselsaure Thonerde und kieselsaures Kali zusammen den weißen oder fleischrothen Feldspath (auch Orthoklas oder Adular genannt) oder, wenn die Thonerde entschieden überwog, den Glimmer. Beide zusammen aber wieder, Feldspath und Glimmer und dazu ausgeschiedene reine Kieselerde oder Quarz gaben den Granit; oder kam zum Feldspath (mit oder ohne Quarz und Glimmer) Hornblende hinzu, die aus kieselsaurer Kalk- und Talkerde entstanden und vom Eisenoxydul schwarz gefärbt war, so entstand der dem Granit sehr ähnliche Syenit*). Daneben entstand auch aus kieselsaurer Thonerde und kieselsaurem Natron der reinweiße Albit, der kleiner gekörnt ist als der Granit und nie so massenhaft auftritt; ferner aus feinem Quarz und Glimmerblättern der Glimmerschiefer, und ebenso aus kieselsaurer Thon- und Talkerde, vom Eisenoxydul bräunlich, röthlich oder grünlich gefärbt, wegen der Talkerde sich fettig anfühlend, der Chloritschiefer, der durch seinen Wassergehalt bereits das Vorhandensein von Wasser zur Zeit seiner Entstehung bezeugt. In den granitartigen Massen bildeten sich zugleich die edleren Silikate, in denen seltnere Erden die Basen abgaben, wie Granit, Epidot, Turmalin, Topas u. s. w., im Chloritschiefer besonders Magneteisen, Granat, Turmalin und Smaragd. — Die Verbindung, aus denen diese Gesteine hervorgingen, war nur möglich, so lange die Massen noch im feurigen Flusse waren: denn, wie schon die Alchymisten behaupteten, corpora non agunt, nisi fluida. Sie mußte aber auch selber, soweit sie wesentlich Oxydation war, zur Erzeugung neuer Wärme beitragen. Die im Weltenraum vorhandene Kühle konnte also eine Abkühlung nur sehr langsam bewirken; als sich aber ihre Kraft endlich dennoch entschiedener zu äußern begann, mußte zwischen ihr und der Gluth der Erdmasse ein heißer und langer Kampf entstehen. Was sich von der äußersten Masse nach den Polen zu abkühlte und verdichtete, mußte in Folge der Rotation dem Aequator zustreben und dort allmählich einen schwimmenden Gürtel bilden. Es entstand also nach den Polen zu für die nachdrängenden Massen Raum; abgekühlt und verdichtet mußten aber auch sie sich dem Aequator zubewegen; die dichtere Erdrinde mußte immer umfangreicher, der Abkühlungsproceß immer mächtiger werden. Und hatte sich erst die ganze obere Kugelschicht verdichtet, so mußte die Oberfläche, die von der innern Gluth abgesperrt war, sogar noch schneller erkalten. Allein die Verdichtung und Zusammenziehung, die mit der Ab-

*) Von Syene in Egypten so benannt, obwohl er sich mehr im Sinaigebirge und auch sonst an vielen Orten findet.

kühlung immer weiter von Außen nach Innen vorschritt, beengte die noch im glühenden Flusse begriffenen Massen leicht allzusehr, und die Folge war, daß die Decke, die sich schon wegen ihrer geringen Elasticität leicht spaltete, sich weit auseinander that und dem hervordringenden flüssigen Strom einen Ausgang gewährte. „Gewaltsam, unter donnergleichem Krachen und heftigen Erschütterungen die Spalten zerreißend, drang flüssige Masse von Unten her in die geöffneten, weit klaffenden Schlünde, schob ihre Ränder mit sich empor und erstarrte hier, von den kälteren Umgebungen schnell ihrer höheren Wärme beraubt, die dadurch entstandenen Fugen wieder schließend." *) Der einen Zerklüftung folgte aber leicht eine andere. Während sich die sich verdichtende Oberfläche hie und da immer mehr senkte, arbeitete auch der glühende Kern da, wo er einen Ausgang gewonnen hatte, oder wo sich ihm sonst eine Oeffnung darbot, immer weiter; er schob seine Massen immer höher, richtete die Seitenränder der Spalten und ihre Bruchstücke immer mehr mit empor und stellte neue Gluthen der Abkühlung entgegen.

Schon weit früher ohne Zweifel, als bis es zu dieser ersten Bildung der Erdrinde kam, schon gleichzeitig mit der Oxydation der Halbmetalle, hatte der Ein- und Ausgestaltungsproceß auch in dem atmosphärischen Gasraume seinen Anfang genommen. Von der Hitze des Erdkerns entzündet, verband sich hier vor Allem der Wasserstoff, der ebenso gut, wie die anderen Urstoffe vorausgesetzt werden muß, mit dem Sauerstoff und bildete das Wasser. „Das Wasser war also", bemerkt Burmeister (S. 142), „ein sehr früher Bestandtheil unserer Erde; es existirte schon vor den Silicaten." Zwar war es zunächst nur in Dunstgestalt vorhanden. Erst als eine gewisse Abkühlung der Erdrinde eingetreten war, konnte es tropfbar werden, und erst nach der Erstarrung derselben konnte es sich immer dichter und mächtiger niederschlagen; vollständig wurde es wohl erst da tropfbar, ein heißes, kochendes und dampfendes Urmeer um die ganze Erde her bildend und den Lichtstrahlen noch immer den Eingang wehrend, als die Temperatur des ganzen Gasraumes unter 80° Reaumur gefallen war. Jedenfalls aber war es schon zeitig genug vorhanden, um noch auf den eigentlichen Bildungsproceß unserer Erdoberfläche den ausgedehntesten Einfluß ausüben zu können.

Es war — das haben die gründlichen Untersuchungen von Bischof über allen Zweifel erhoben, und das gesteht auch ein Plutonist wie Burmeister ein **) — „die allgemeine Mutterlauge, welche die auflöslichen Stoffe und Flüssig-

*) Burmeister, S. 136.

**) Vergl. ebendas. S. 142.

leiten, besonders die noch nicht an Basen fixirten ursprünglichen, oder im Laufe der Zeit secundär gebildeten Säuren in sich aufnahm und ihnen passende Verhältnisse zu ihren chemischen Actionen darbot". In neuester Zeit ist es sogar zweifelhaft geworden, ob auch nur eins von den an der Oberfläche zu Tage tretenden Gesteinen im unveränderten, vom Wasser nicht beeinflußten Zustande sei*). Wir haben vorhin vor Allem den Granit als ein plutonisch gebildetes Gestein aufgeführt, und selbst die Chemie hat gegen Fuchs und A. Wagner dargethan, daß er, obwohl der Quarz schwerer schmelzbar ist, als Feldspath und Glimmer, obwohl ersterer also, an sich betrachtet, eher erstarren und niedersinken muß, dennoch sehr wohl auf plutonischem Wege zu Stande kommen konnte**). Allein daß sogar auch manche Granitlagen, daß z. B. solche, welche, wie diejenigen in Brasilien, mit Gneiß, Granitgneiß, Syenit und Thonschiefer u. s. w. in gleichförmiger Lagerung wechseln, auf nassem Wege entstanden seien, dürfte dennoch keinem Zweifel unterliegen***). Vor Allem mußte also erst das Wasser, mochte es nun auch noch dampfförmig oder bereits tropfbar sein, eine zersetzende, oder auch — im tropfbaren Zustande — eine auflösende Wirksamkeit an dem Silicatgestein, welches die ursprüngliche Oberfläche bildete, ausüben, und erst, als ein Niederschlag aus seinen Fluthen oder doch als ein Product seiner umwandelnden Arbeit konnten die meisten von den Massen, die unsere Gebirge, die überhaupt den Erdenmantel bilden, zu Stande kommen. Zuerst aber waren wieder nur Silicate möglich, wie Gneiß, Glimmerschiefer, Talk- und Chloritschiefer, mit einem Wort die krystallinischen Schiefer, und im Anschluß daran der Urthonschiefer und Thonschiefer; es konnte nicht auch sogleich kohlensauere Verbindungen (Kalksteine) geben; denn die Kohlensäure ist höchst flüchtig und verbindet sich nicht mit heißem Wasser, ist überhaupt eine der schwächsten Säuren. Die Geologie ist noch nicht einig darüber, ob die krystallinischen Schiefer metamorphische Gesteine sind, aus Thonschiefer umgewandelt, oder ob sie sich unmittelbar aus dem Wasser, das die sie bildenden Bestandtheile aus dem ursprünglichen Silicatgestein zersetzend oder auflösend in sich aufgenommen hatte, niedergeschlagen haben†). Es steht nach den Untersuchungen Bischof's nur soviel fest, daß sich der Metamorphismus, wenn er wirklich stattgefunden hat, nicht einfach durch Hitze, nicht auf plutonischem, sondern nur auf nassem

*) Vergl. Pfaff a. a. O., S. 430.

**) Vergl. ebendas. S. 406.

***) Vergl. ebendas. S. 409.

†) Für letztere Annahme spricht sich einigermaßen z. B. Burmeister, S. 184, und noch entschiedener Pfaff, S. 452 ff., aus.

Wege vollzogen haben könne, indem das Wasser dem zu verwandelnden Substrat allmählich neue Bestandtheile zuführte, andere dagegen raubte. Und dann kann man auch nicht verkennen, daß der Glimmerschiefer in den Urthonschiefer und der Urthonschiefer in den Thonschiefer oft zu sanft und allmählich übergeht, als daß diese verschiedenen Gesteinslagen ungleichförmig entstanden sein könnten. Für uns aber bietet diese schwierige Frage überhaupt kein besonderes Interesse dar; der eine Proceß bedurfte jedenfalls derselben Allmählichkeit und derselben Zeitdauer wie der andere. — Wie übrigens der Thonschiefer entstand, wenn die Thonerde allein oder mit Glimmer gemischt niederfiel: so bildete sich die Grauwacke, wenn Thonerde mit Sandkörnern (Quarz) vermengt wurde. „Schied sich mit der Thonerde auch aufgelöst gewesene Kieselerde aus, so entstanden Kieselschiefer und Jaspis oder, wenn Talkerde mit abgesetzt wurde, der Talkschiefer." *)

Die kohlensauren Kalkmassen, die unter den vom Meere abgelagerten, sedimentären Schichten eine der bedeutendsten Stellen einnehmen, und besonders zwischen Thonschiefer und Grauwacke in der unmittelbaren Nähe der krystallinischen Schiefer auftreten, konnten sich erst bilden, als die Kalkerde, die dem zersetzten Feldspath (besonders Labrador) und Augit oder auch der Hornblende entzogen wurde, mit Kohlensäure im Wasser zusammentraf; sie konnten sich aber erst verfestigen und niederschlagen, als das Wasser bedeutende Quantitäten der in ihm vorhandenen freien Kohlensäure und in Folge deß dann auch die Kraft, die betreffenden Substanzen in Auflösung zu erhalten, verlor. Wollte man den Niederschlag daraus erklären, daß die Masse des Wassers selber zu klein geworden sei, so ist eine Abnahme desselben in dieser Urzeit, wo bei der fortgehenden Abkühlung der Temperatur immer mehr Wasserdampf flüssig werden mußte, nicht denkbar. Die freie Kohlensäure im Wasser konnte aber, soviel wir wissen, erst durch das erwachende organische Leben in Anspruch genommen und verbraucht werden; sie konnte es erst durch die Pflanzen, für deren Leben sie noch jetzt das wichtigste, anorganische Substrat bildet, besonders durch die ursprünglich wohl zuerst vorhandenen Meergewächse, die schwimmenden Fucoideen oder Vareghs. Jetzt, wo im Anschluß an das Pflanzenleben auch das Thierleben möglich geworden war, verhärteten übrigens auch schon die Polypen, Muscheln und Schnecken bei ihrer Bildung viel von der aufgelöst gewesenen kohlensauren Kalkerde. Daß sie wirklich schon vorhanden und mitthätig waren, erhellt daraus, daß schon der älteste Kalkstein gewöhnlich Versteinerungen thierischer Körper einschließt.

*) Burmeister, S. 143.

Wiederum aber konnten Marmor, Dolomit, Gyps, Anhydrit und einige andere ebenfalls zur Kalkreihe gehörigen Gesteine erst aus der Umwandlung des kohlensauren Kalkes entstehen. Der Marmor mit seiner eigenthümlich schönen krystallinischen Structur ist nichts Anderes, als ein Jurakalk, der auf nassem Wege metamorphosirt und krystallisirt wurde*). Der bald perlmutterartig glänzende, bald röthliche, bald graue Dolomit, den erst der Franzose Dolomieu unterscheiden lehrte, ist ein Kalkstein, dem nach Bischof die Gewässer von Oben herab die kohlensaure Magnesia zuführten. Der Gyps und Anhydrit sind schwefelsaure Kalke, der erstere ein wasserhaltiger, der andere ein wasserfreier, und beide sind wahrscheinlich in der Weise zu Stande gekommen, daß mächtige Exhalationen von Schwefelwasserstoff, den der Sauerstoff der Luft zu Schwefelsäure verändert, die stratificirten Kalksedimente durchdrangen. Der Mergel, der hier noch zu erwähnen sein dürfte, entstand erst, als sich die kohlensaure Kalkerde lieber mit der Thonerde mischte, und tritt daher erst mehr in den mittleren und jüngeren Perioden der Schichtenbildung auf.

Erst als es ein organisches Leben gab, konnte sich auch der Diamant und Graphit bilden. Beide sind krystallisirter Kohlenstoff, der in der anorganischen Natur nur mit dem Sauerstoff verbunden als Kohlensäure vorkommt und in reiner Gestalt nur durch Zersetzung von organischen, kohlenstoffreichen Substanzen hergestellt werden konnte**). Was aber für uns noch mehr in Betracht kommt: erst die Vegetation selber erzeugte all' die großen Steinkohlenlager, die mit den ältesten Kalk- und Sandsteinlagen abwechseln, und es ist bekannt, wie lange Zeiträume schon allein zu ihrer Bildung nach Ansicht der Geologen gehört haben sollen. Wir haben sie daher erst im Zusammenhang mit den übrigen Formationen, die für die Geschichte des organischen Lebens in Betracht kommen, weiter zu beachten und fügen hier nur noch eine Bemerkung über die Länge der zu all dieser Bildung nöthig scheinenden Zeit bei.

Bischof***) hat aus der Abkühlungszeit einer künstlich geschmolzenen Basaltkugel von 2 Fuß Durchmesser geschlossen, daß die Erkaltung des Erdkörpers von der Schmelzhitze seiner jetzt festen Rinde bis zur Stabilität der Temperatur 353 Millionen Jahre gedauert haben müsse. Für den Zeitraum, der von da ab, wo in unseren Gegenden ein Tropenklima herrschte, also etwa von der Bildung der Steinkohlen ab bis zu unserer jetzigen Periode

*) Vergl. Burmeister, S. 185.
**) Vergl. Pfaff, S. 492.
***) Wärmelehre, S. 479 ff.

verfloß, berechnete er ſpäter auf demſelben Wege 9 Millionen Jahre. Indeß hat er für dieſelbe Zeit durch eine andere Rechnung wieder nur 1,300,000 Jahre gefunden, was mit den 1,306,800 Jahren, die Arago herausrechnete, genau genug ſtimmen würde. Als die wahrſcheinlichere Zahl könnte uns dieſe kleinere zu einer entſprechenden Reduction der 353 Millionen veranlaſſen. Allein wer wollte glauben, dadurch ein wirklich ſicheres und zuverläſſiges Reſultat zu gewinnen? Gerade aus einem ſolchen Beiſpiele erhellt, wie wenig wir genügende Mittel beſitzen, um die betreffende Rechnung einigermaßen in einer der Wiſſenſchaft würdigen Weiſe anzuſtellen. Nehmen wir dazu, daß die Schöpferkraft damals, als ſie auf die werdende Erde noch ſo mächtig einwirkte, als ſie noch aus dem anorganiſchen Sein das organiſche, und über Pflanzen und Thiere hinaus den Menſchen in's Daſein rief, leicht noch Alles in einen viel ſchnelleren Werdeproceß verſetzt haben könne, ſo müſſen wir es vollends für gerathen erachten, die Länge der Schöpfungsperioden, die immerhin ſehr groß geweſen ſein mögen, nicht durch irgendwelche Zahlen zu beſtimmen. Wir können nicht umhin, uns daran zu erinnern, daß auch die Geſchichte der ethiſchen Schöpfung, zu welcher diejenige der phyſiſchen ſoviel Analogieen darbietet, in den großen Anfangs- oder Stiftungszeiten, einen viel kräftigeren und ſchnelleren Gang innehält, als ſpäter, ja daß ſich auch der einzelne Menſch in ſeinem Jugendalter ſo unverhältnißmäßig viel ſchneller entwickelt, als auf jeder ſpätern Lebensſtufe*).

---

*) Auch C. Vogt (Lehrbuch der Geologie, Bd. II, S. 311) ſagt: „Zur Bildung der verſchiedenen Reihenfolgen von Schichten, die wir in den Kohlengebirgen treffen, Millionen von Jahren zu fordern, würde nicht zu viel ſein. Man muß indeß bedenken, daß die Grundzahlen, auf welche die Berechnungen gebaut werden, unſerem Klima entnommen ſind, und daß bei einer ungemein üppigen Vegetation, wie ſie nothwendig zur Kohlenzeit herrſchen mußte, die Production von Kohlenſtoff auf Koſten der in der atmoſphäriſchen Luft verbreiteten Kohlenſäure weit bedeutender ſein mußte.“ Und S. 337: „Wir können nicht beſtimmen, wieviel Zeit es brauchte, um eine Schicht von einer gewiſſen Dicke abzuſetzen. Wollte man den Maßſtab der jetzigen Schichtenbildung auf dem Grunde des Meeres anlegen, ſo müßte es ſchon zur Bildung von fußdicken Schichten Tauſender von Jahren bedurft haben. Allein dieſe Rechnung erſcheint außerordentlich unſicher, da einerſeits es noch an genauen Meſſungen fehlt, andererſeits Lokalverhältniſſe den größten Einfluß auf ſchnellere oder langſamere Schichtenbildung ausüben.“ — Vergl. ferner A. Wagner, Geſchichte der Urwelt, Bd. II, S. 516.

§ 4.

Die Geſchichte der einzelnen Formationen.

Thonerde, Quarzkörnchen oder Sand, durch Verwitterung der Urſilicate, der maſſigen oder abnormen Geſteine, gewonnen und vom Waſſer weggeſpült, und dazu kohlenſaurer Kalk, waren die drei Stoffe, welche faſt alle geſchichteten oder normalen Sedimente bildeten. Es geſellten ſich ihnen noch einige minder häufige Stoffe, beſonders Farbemittel, wie z. B. das Eiſenoxyd, bei; es drängten ſich auch Erz- und Kohlenlager dazwiſchen ein. Aber wichtigere Differenzirungen kamen eigentlich nur durch die verſchiedenen Verbindungen zu Stande, welche jene drei Hauptgrundſtoffe mit einander eingingen, durch die größere oder geringere Mächtigkeit und Feſtigkeit, welche den verſchiedenen Niederſchlägen eigen war, und vorzüglich durch die verſchiedene Art der Organismen, die denſelben eingebettet wurden. Was zunächſt die verſchiedenen Verbindungen betrifft, ſo miſchte ſich der Quarzſand mit Beidem, ſowohl mit der Thonerde wie auch mit dem Kalk, am häufigſten aber mit der erſteren, zumal in älteren und in ſehr jungen Formationen; in den älteren entſtand durch dies Gemiſch die ſchon erwähnte Grauwacke, die ſchwärzlich, grünlich, grau oder braun gefärbt und immer durch ihre große Härte und Feſtigkeit ausgezeichnet, nach der einen Seite in Thonſchiefer, nach der anderen in reinen Sandſtein übergeht. „In den jüngſten Formationen bilden Gemiſche von Thonerde mit Kalk und Sand den Lehm, eine in ebenen Gegenden häufige, deutlich angeſchwemmte Erdſchicht.“ *) Daß ſich Thonerde und kohlenſaure Kalkerde untereinander, beſonders in den ſpäteren Zeiten, miſchten und da den weit verbreiteten, aber nicht mehr ſo mächtig auftretenden Mergel ergaben, wurde bereits oben bemerkt. Uebrigens aber variirte die kohlenſaure Kalkbildung, die außerordentlich häufig iſt, durch Farbenunterſchiede, verſchiedene Beimiſchungen und Grade der Feſtigkeit ſo ſehr, daß man ſie, ſelbſt abgeſehen vom Dolomit, kaum für identiſch halten ſollte. — In Betreff der Mächtigkeit und Feſtigkeit ſodann erhellt leicht, daß mit der Zeit eine gewiſſe Abnahme derſelben ſtattfinden mußte. Luft und Waſſer mußten in Folge der immer neu aufſteigenden heißen Dämpfe und beſonders auch wegen des Ueberfluſſes an Kohlenſäure in den erſten Zeiten ein ſtärkeres Verwitterungsvermögen haben, mußten damals alſo auch mehr abzulagernden Stoff gewinnen und zubereiten, als ſpäter. Indem ſich aber je weiter nach Oben deſto weniger große Maſſen auf die älteren Schichten

*) Burmeiſter, S. 190.

legten, mußte der dieselben verfestigende Druck allmählich immer geringer werden. Vielleicht übte auch in den ältesten Zeiten die in der krystallinischen Rinde noch vorhandene Wärme einen verfestigenden und vereinigenden Einfluß aus, der später wegfiel. — In Betreff des letzten Momentes endlich, nämlich der organischen Einschlüsse der verschiedenen Straten, hat man sich immer mehr davon überzeugt, daß die Organisation trotzdem, daß sie sich zuweilen unverändert aus der einen Periode in die andere hinüber gerettet hat, dennoch im Allgemeinen unablässig fortgeschritten ist, so daß ihre Art sogar gerade am meisten, ja in neuerer Zeit fast allein für die Bestimmung der Zeit, wann die Formationen entstanden, und wie sie einander entsprechen, für entscheidend gilt. Man redet in dieser Beziehung von Leitmuscheln, d. h. von versteinerten Thierhüllen, „die, wo sie auch angetroffen werden, das entschiedenste Zeugniß über die Formation ablegen, zu welcher ihr neptunisches Muttergestein gehört" *).

A. G. Werner zunächst unterschied diesseits der Granit- oder Urgebirgsbildungen: 1) die Uebergangsformationen, in denen sich das organische Leben bereits in einigen Resten ankündigt, bis zur Grauwackenbildung hin; 2) die Flötzformationen (ältere, mittlere und neuere), und 3) das aufgeschwemmte Land, die jüngsten Schichten vor der Gegenwart. In neuerer Zeit dagegen hat man sich nicht blos zu anderen, bezeichnenderen Benennungen für die verschiedenen Abtheilungen, sondern auch zu einer etwas abweichenden Gruppirung und besonders zur Vermehrung und schärferen Bestimmung der Unterabtheilungen genöthigt gesehen. Man hat unterschieden: 1) die primären oder paläozoischen Formationen, die über die Grauwacke hinaus auch noch die Steinkohlen- und die Permische oder Zechsteinformation unter sich befassen; 2) die secundären (Trias-, Jura- und Kreide-); 3) die tertiären (eozäne, miozäne und pliozäne) Formationen, und 4) das Diluvium und Alluvium.

Als Unterabtheilungen der primären oder paläozoischen Formationen zählt man jetzt gewöhnlich statt der älteren und jüngeren Uebergangsgebirge das Cambrische, welches übrigens noch gar keine Versteinerungen enthält, das Silourische und Devonische System auf, woran sich dann noch die Steinkohlen- und Zechsteinsysteme anschließen. Cambrisch hat man das erste genannt nach der Gegend der alten Cambrier am Nordwest-Ende von Wales; Silourisch das zweite, nach den alten Silouriern im größten Theile von Wales; Devonisch das dritte, nach der Grafschaft Devonshire. Man hat

*) Burmeister, S. 195.

dieſe Syſteme zuerſt in England näher unterſucht, theilweiſe aber auch nur in England gefunden. Das Kambriſche ſcheint im mittleren und öſtlichen Europa zu fehlen; vom Silouriſchen ſind allenfalls die oberen Schichten auch in Deutſchland nachweisbar; das Devoniſche wird in Deutſchland durch die Kalke unter den Steinkohlenlagern vertreten. Kalk- und Sandſtein ſind mit Einſchluß einiger Mergelſchichten durchweg das Hauptmaterial; im Devoniſchen Syſtem aber zeichnet ſich der Sandſtein durch ſeine dunkelrothbraune Farbe aus und wird davon Old-red genannt. In den Steinkohlenformationen iſt dann zwar die Kohle der Hauptſtoff, aber Sand- und Kalkgeſteine dauern, wenigſtens meiſtentheils, auch in ihnen fort. Der Sandſtein in ihnen iſt meiſt grau und feinkörnig; die Kalkſteine bilden für die Kohlen theilweis die Grundlage (das Liegende) — in England wegen ihrer hügeligen Beſchaffenheit mountain limestone, Bergkalk, genannt —, theils treten ſie mit den Kohlen in Wechſellagerung auf. Die Abwechslung der Sand- und Kalkſteinlager mit den Kohlenſtraten geht oft vielmal, zuweilen ſelbſt hundertmal, vor ſich. — Im Permiſchen Syſtem, das beſonders am weſtlichen Fuße des Ural bis gegen die Wolga hin verbreitet iſt, erſcheint der Sandſtein als der rothe oder, wie man auch ſagt, als das Roth- (auch Todt-, von Kupfer leer) Liegende, der Thon in Verbindung mit Kalk als Mergel, oft an Kupfererzen reich und wegen ſeiner ſchieferigen Textur Kupferſchiefer genannt, der Kalkſtein als Zechſtein von hellgrauer, ſelten dunklerer Farbe. In das Rothliegende ragen übrigens auch Porphyre hinein; ja vielleicht iſt daſſelbe ſogar aus ihnen, in Folge ſchneller Verwitterung, gebildet. Noch weiter hinauf findet ſich der Dolomit und Gyps in Maſſen, wie er ſonſt nicht weiter vorkommt.

Von den ſecundären Formationen, in denen die Petrefacten bereits viel ſtärker hervortreten, heißt die erſte, die Triasgruppe, auch Salzgruppe; es finden ſich in ihren verſchiedenen Tiefen die Steinſalzablagerungen. Der Sandſtein iſt hier bunt und an 600—1000 Fuß mächtig; der Kalkſtein aber, der in der Regel 600—800 Fuß hoch liegt, in manchen Gegenden jedoch, wie z. B. in England gänzlich fehlt, heißt, weil er ſehr viele verſteinerte Muſcheln und Schnecken enthält, Muſchelkalk; das Gemiſch von beiden oder vielmehr von Sandſtein- und Mergelſchichten, iſt der Keuper, der unter andern auch die Lettenkohle und den wegen ſeines Reichthums an Schachtelhalmgewächſen ſogenannten Schilfſandſtein enthält. — Die zweite, die Juragruppe, in England die oolithiſche genannt, beſteht zunächſt aus dem ſchwarzen Jura oder Lias, einem ſchwarzgrauen, oben oft ſchieferigen Kalkſtein oder Mergel, der nach ſeiner auffallend bituminöſen Beſchaffenheit, ſowie auch nach

der ganz eigenthümlichen Art ſeiner Petrefacten (Belemniten oder Donnerkeile, Ammoniten und beſonders Ichthyoſauren) das Product einer ſich beſonders ſcharf unterſcheidenden Schöpfungszeit war. Darauf folgt in Deutſchland der mittlere oder braune Jura, ein brauner, eiſenſchüſſiger, oben und unten von blauem Thon umlagerter Sandſtein, der im Ganzen an Verſteinerungen ärmer iſt, aber die erſten deutlichen Reſte von Säugethierknochen enthält. Die oberſte Schicht bildet der aus Mergel und Kalkſtein beſtehende, obere oder weiße Jura, der eine überraſchende Menge von Polypengehäuſen — daher Coral-rag genannt —, dazu aber auch die Reſte einer fliegenden Eidechſe, zahlreiche Krebſe, Inſecten, beſonders Waſſerjungfern, die den jetzigen ſchon mehr gleichen, Fiſche und Schildkröten, einſchließt. In England übrigens ſchließt der Portlandſtein ab, eine Kalkſchicht von hellweißer Farbe, welche das Material zu den Prachtbauten Londons, z. B. der Paulskirche, hergegeben hat. — Die Kreideformation, die letzte der ſecundären Straten, beginnt in Deutſchland mit den Quaderſandſteinen, die wegen ihrer auffälligen Pyramiden-, Säulen- und Obelisken-formen häufig für künſtliche Gebilde gehalten ſind; es gehören dazu die ſogenannten Teufelsmauern, z. B. zwiſchen Blankenburg und Gernrode im Vorderharz, die Kegelberge, beſonders der Lilienſtein in der ſächſiſchen Schweiz, die eigenthümlichen Steingebilde bei Adersbach und Weckelsdorf in Böhmen, die Exterſteine in Weſtphalen, u. ſ. w. In England treten dafür dichtere Kalkſteine auf, die durch ihren großen Reichthum an Süßwaſſer- und Landthieren hervorſtechen und die ſogenannte Wälbergruppe — von the Weald, einem Theile des ſüdöſtlichen England — bilden. Das eigentliche Hauptmaterial iſt dann aber die Kreide, die an manchen Orten noch als ein hellgelblicher, dichter und feſter Kalkſtein, Pläner-kalk genannt, an anderen aber als weiße Kreide auftritt und als ſolche bis zu zwei Dritttheilen aus mikroſkopiſchen Schalthierreſten, beſonders von Foraminiferen, wahrſcheinlich einer Polypenart, beſteht, außerdem aber die Feuerſteine mit ihren organiſchen Einſchlüſſen (Bacillarien und Spongillennadeln nach Ehrenberg) enthält.

Die tertiären Formationen haben Deshayes und Lyell mit Beziehung auf ihre organiſchen Einſchlüſſe in eokäne, miokäne und pliokäne eingetheilt. In den eokänen, in welchen gleichſam erſt die Morgenröthe der neuen oder Jetztzeit erſcheint — eokän von ἠώς und καινός —, kommen auf 30 fremdartige Muſcheln und Schnecken (die Unterſuchung hat ſich nämlich vor Allem auf dieſe Arten der Thiere gerichtet) etwa eine noch jetzt vorhandene, in den miokänen auf fünf eine, in den pliokänen auf drei oder zwei eine, ja ſtellenweiſe kommen auf zehn neun mit den heutigen übereinſtimmende.

Indeß dürfte bei den Tertiärgebilden die Ausdehnung der Schichten noch weit häufiger als bei den früheren Formationen beschränkt gewesen, und anscheinend verschiedenartige Niederschläge dürften gleichzeitig entstanden sein. „Es fehlen daher nicht blos eokäne Schichten, wo miokäne auftreten, sondern es kommen auch miokäne an gewissen Orten unter ganz ähnlichen Umständen vor, wo an anderen Orten pliokäne Straten angetroffen werden; daher es weit weniger statthaft zu sein scheint, beide für aufeinanderfolgende Gebilde zu halten, als sie für gleichzeitig, blos örtlich verschiedene Absätze zu erklären. . . An der einzigen Stelle, wo beide in abweichender Lagerung vorkommen, an der Superga bei Turin, ist die beobachtete Neigung der Schichten gegen einander wohl nur lokaler Charakter." *) — Am weitesten ausgebreitet ist noch die Nummuliten- und Flyschformation, die sich um das Mittelmeer her, von Spanien und Marokko bis nach Kleinasien und in die Krim erstreckt, und mit den tertiären Gebilden enger vereinigt als mit der Kreide. Die Nummulitenformation, welche die untere ist, besteht aus einem Kalk- oder Sandstein, welchem eine Masse von Nummuliten (zollgroßen Foraminiferenschalen) und vielen anderen Seethieren eingelagert sind; der Flysch dagegen aus dunkelfarbigen Schiefern, Sandstein und Mergel, worin sich fast nur von Seegewächsen, besonders Fucoiden, allenfalls auch von Fischen (in Glarus) Reste finden. — Eigenthümlich sind den Tertiärgebilden die Braunkohlenlager, die sich meistens zuunterst, öfters aber auch bis zu den obersten Straten hin und zwar besonders am Rande von muldenförmigen Vertiefungen um Flüsse her, an vielen Stellen aber auch gar nicht finden. Zugleich mit dem bituminösen, öligen Holz, dessen Textur oft noch sehr deutlich wahrzunehmen, erzeugte sich hier zugleich auch das Bitumen oder Erdöl (auch Petroleum, Steinöl genannt) selber, und zwar zum großen Theil ebenfalls aus den Vegetabilien, wenn auch die Zersetzung von Thieren und anderen Materien mit dazu beitrug. In dünnflüssiger, hellgelber oder auch wasserklarer Gestalt heißt es Naphtha, in dickerer und dunkler, oft schwarzer, Erdtheer oder Erdpech (Asphalt). Uebrigens kommt es nicht blos in den Kohlenlagern selber, sondern auch in den nicht allzu weit davon entfernten Kalk- und Sandsteinen vor. In mehreren Gegenden, wie z. B. am todten Meer, quillt es aus dem Boden hervor und erzeugt einen pechartigen Ueberzug, ja bildet felsenförmige Gruppen, wie am Asphaltsee auf Trinidad. — Das Harz, das den in Braunkohlen verwandelten Bäumen entquoll, verhärtete sich zu Bernstein. Als es noch weich war, hielt es verschiedene Gegenstände,

*) Burmeister, S. 233. 241 f.

besonders kleine Insecten, die ihm zu nahe kamen, fest; verhärtet aber, brach es später los und wurde, wie die Corallenform und die abgeriebene Oberfläche bezeugen, von den Wogen mit weggeführt oder auch bei den Braunkohlen selbst mit abgelagert. Der Retinit, ein anderes fossiles Harz, findet sich noch häufiger in ihnen, ist aber nie so klar und stets nur wachsgelb. —

Die Kalksteine der Tertiärgebirge bilden die Grobkalkformation. Sie geben als solche den tiefer liegenden an Festigkeit oft kaum etwas nach. — Der Thon findet sich plastisch (als Töpferthon) in Lagern von 60 und mehr Fuß Stärke; er bildet öfter einen Damm, über dem sich die Erdwasser sammeln, so daß ein großer Quellenreichthum in den betreffenden Gegenden entsteht; natürliche Springquellen und künstlich gebohrte artesische Brunnen geben leicht davon Zeugniß. Hauptrepräsentanten dieser Tertiärstraten sind Paris und London. Während sich bei und selbst unter Paris, besonders an den Höhen und unter den Befestigungswerken rundumher Grobkalk findet, so daß auch die Stadt fast ausschließlich aus ihm erbaut ist, ruht London auf einer Schicht blauen Thones (London clay), die sich auf Schichten von Sand und anderen Thon aufgelegt hat.

Die Sand- und Sandsteinlager und dazu auch Mergel und Süßwasserkalk wechseln schon mit den Braunkohlenflötzen ab und herrschen dann in den mittleren und obersten Schichten fast ausschließlich. Die betreffenden Sandsteine heißen in der Schweiz, wo sie zwischen dem Genfersee und Bodensee einen sehr bedeutenden Umfang erreichen, Molasse; sie schließen übrigens als solche auch Feldspath, Kalk und andere Gesteine mit ein und geben ein gutes Baumaterial ab, welches im frischen Zustande leicht bearbeitet werden kann, an der Luft aber härter wird. An steilen Felswänden bilden sie den Nagelflüh (Nagelfels) in der Gestalt von Köpfen, die, von Unten gesehen, wie Nagelköpfe hervorzuragen scheinen. Wegen des außerordentlichen Reichthums an Muscheln nannte man das betreffende Sandgebilde im Rhein- und Donauthal auch Muschelsand oder Muschelsandstein und gemeinsam mit dem darauf folgenden Mergel und Süßwasserkalk Tegelgebilde. Die obersten Sand- und Mergelstraten heißen, weil sie besonders die hügelige Kette am Fuße der Apenninen bilden, Subapenninenformation; sie kommen aber auch sonst vielfach vor, sie finden sich z. B. als ein Gemisch von Lehm, Kalk, Sand und Glimmerblättchen stellenweise in der Gegend von Basel bis Bonn und zwar unter dem Namen Löß.

Die Diluvialgebilde, die auch kurzweg das Diluvium genannt werden, haben einen noch lockerern Zusammenhang als die jüngsten Tertiärschichten, denen sie sich auflagern, und bestehen fast nur aus Lehm, Sand, Kies und

Geröllen, verbreiten sich aber in großer Allgemeinheit und Aehnlichkeit über die Erdoberfläche, wenigstens über die meisten Gegenden Europa's, und zwar gewöhnlich unter Verhältnissen, „aus denen man eine sehr gewaltsame, lange Zeit andauernde Wasserbedeckung früher bereits trockengelegter Gegenden folgern zu dürfen glaubte" *). — Das Alluvium endlich, die postdiluvianische oder gegenwärtige Bildung, „erscheint noch deutlicher als lose Sand- und Schuttlage, mit welchen mehr oder minder mächtige Lehm- und Mergelschichten abwechseln" **). Die Tuffe und meerischen Kalk- und Sandsteine, die dazu gehören, sind verwitterte Trümmergesteine im weitesten Sinne des Wortes. Als eigentlichste Producte der Gegenwart, die freilich aber auch früher nicht gefehlt haben dürfen, zeichnen sich zuletzt besonders die Dammerde mit ihrem Humus und der Torf aus. Die Dammerde ist der Heerd, in welchem die Organismen entstehen; sie ist aber auch zumeist das Residuum, welches von ihnen übrig bleibt. Dem Thon, Kalk und den Sandkörnern in ihr sind besonders Bacillarienhüllen und allerlei andere organische Reste beigemischt, die, vom Wasser befeuchtet, die ernährenden Stoffe für die Pflanzen hergeben. Der Torf entsteht besonders in feuchten Niederungen, wo die Zersetzungsproducte sich ansammeln und eine üppigere Vegetation aufkommen lassen.

§ 5.

Fortsetzung.

Erst nachdem wir die voranstehende Uebersicht mit ihrer Nomenclatur vorangeschickt haben, sind wir im Stande, den Bildungshergang selber, den die einzelnen Formationen durchgemacht haben, mit einigen Zügen bestimmter anzudeuten. Bekanntlich verhält es sich nicht so, als ob sich an allen Stellen der Erdoberfläche alle Straten, die eine immer über der anderen, in regelmäßiger Aufeinanderfolge ruhig abgelagert hätten, so daß sie nun den inneren Erdball nach einem von Schubert gebrauchten Vergleiche, wie Zwiebelblätter ringsherum gleichmäßig einhüllten. Da vielmehr einzelne Höhenpunkte schon damals, als sich die ersten neptunischen Niederschläge bildeten, anfingen, über das im Uebrigen noch Alles bedeckende Meer hervorzuragen, so blieben sie von all den damals oder erst später entstehenden Hüllen frei und blicken

*) Burmeister, S. 246.
**) Ebendas. S. 249.

noch heute als die granitischen Urgebirge auf alles später Geborene nackt und starr herab. Es sind dies nicht gerade die höchsten Punkte der Erde; schon aus dem in § 2 Angeführten erhellt, daß Gebirge wie die Anden und der Himalaya noch die späteren und spätesten Bildungen auf ihrem Rücken tragen, zur Zeit ihrer Entstehung also noch mehrfach überfluthet worden sind. Es ist auch nicht richtig, anzunehmen, daß sie schon von Anfang an ihre jetzige Höhe erreicht hatten. Vielmehr müssen wir sie uns nach zuverlässigen Spuren in einer allmählichen Hebung begriffen denken. Wohl aber erreichten sie ihre jetzige Höhe zum Theil verhältnißmäßig früh. Manche hatten sie bereits erlangt, als die Zeit der Secundärformationen anbrach. Es sind dies, wie zuerst Elie de Beaumont geltend gemacht hat, diejenigen, die nur die primären Gebilde, etwa die Grauwackenformation, mit emporgehoben, denen sich die späteren Sedimente dagegen horizontal, also ohne noch mit aufgerichtet zu werden, angelagert haben. Es sind, wenn wir des Beispiels wegen Deutschland in's Auge fassen, vor Allem drei Höhengegenden, welche zunächst als einzelne Inseln zum Vorschein kamen, nämlich die Gegend rechts und links vom Rhein zwischen Bonn und Bingen (der Taunus, der Westerwald und das westphälische Schiefergebirge rechts, die Ardennen, die hohe Veen, die Eifel und der Hundsrück links), der Harz und das Riesengebirge sammt den Bergzügen, welche Böhmen umgeben, dazu aber wahrscheinlich auch die granitischen und Krystallschiefer-Felsmassen der Vogesen, des Schwarzwaldes, Odenwaldes und Thüringerwaldes, — oder, wenn wir nach England blicken, Westmoreland und Südschottland.

Es scheint, daß die ältesten neptunischen Niederschläge verhältnißmäßig viel Zeit zu ihrer Bildung hatten, und daß der Proceß ihrer Entstehung ziemlich ruhig verlief. Dafür spricht nicht blos ihre Mächtigkeit, sondern auch ihre Form, nämlich „eine sehr vollständige Schieferung, ein höchst feines Korn der Bestandtheile und Mangel an Geröllen jeder Art" *). Das Meer hatte jedenfalls Zeit, die krystallinischen Massen, die Ursilicate, mit denen es in Berührung kam, einem gründlichen Verwitterungsproceß zu unterwerfen, und die dadurch gewonnenen, neu zusammengesetzten, aber unauflöslichen Stoffe schichtweise wieder abzusetzen. „Endlich aber störten gewaltsame Durchbrüche aus der Tiefe (von eingeengten Wasserdämpfen bewirkt), und die neu hervorquellenden Massen krystallinischer Materien den ruhigen, bisher nie so heftig erregten Ocean." Es stiegen allmählich neue Berge aus dem Meere hervor, und „aufgethürmte Wogen rissen die oberen,

*) Burmeister, S. 191.

noch weichen Schichten mit sich fort und führten ihre Bestandtheile nach entlegenen Fernen, sie mischend und zu einem neuen Ganzen vermengend. Allmählich beruhigten sich diese Stürme, und wie das Wasser in seinen untersten Räumen sich gesetzt hatte, schied es auch die Materien wieder ab, welche es vormals losspülte; bald lagen die schwersten Stücke der Durchbruchstrümmer auf dem Boden, Conglomerate oder Breccien bildend; ihnen folgten die leichteren Sandkörnchen, sich zu Sandsteinen anhäufend, und später senkten sich dann die allerleichtesten erdigen Bestandtheile, Thon- oder Kalklagen absetzend" *). Zugleich bot aber das Auftauchen der „neuen krystallinischen Gesteine dem durch frischen Zusatz von heißen Dämpfen und Kohlensäure aus der Tiefe her stärker angefachten Verwitterungsvermögen der Luft und des Wassers neue Nahrung dar; beide nagten in gewohnter Weise an den Gebirgszügen, den Ufern, selbst am Meeresgrunde, und schufen das Material zu neuen Schichten" **).

Aus dieser Art des Hergangs folgte aber für die Gestaltung sowohl der einzelnen Schichten als auch der allgemeineren Formationen zweierlei. Erstlich war es eine nothwendige Folge, daß da, wo sich der Verwitterungsthätigkeit des Wassers und der Luft weniger krystallinisches Material darbot, daß namentlich aber auch in den späteren Zeiten, in welchen Wasser und Atmosphäre von zersetzenden Säuren immer reiner, die verwitternden Kräfte demnach immer geringer wurden, die sich da bildenden Niederschläge schwächer ausfallen mußten; ja es konnte geschehen, daß sie nur lokal, nur hie und da zu Stande kamen und zugleich durch die Art der anstehenden älteren Gesteine, deren Material mit zu ihrer Bildung beitrug, oder durch die Art der Organismen, die aus ihnen hervorgingen und an ihnen hafteten, mannichfach modificirt, in verschiedenen Gegenden sogar sehr verändert wurden. Sodann aber mußten auch, indem nicht blos der granitische Boden von vornherein uneben war, sondern auch fortwährend noch Hebungen, ja Zerreißungen und Durchbrüche eintraten, gar mannichfache Senkungen oder Neigungen in den neptunischen Straten Platz greifen. Wenn krystallinische Massen, die von Unten her emporbrangen, die Oberfläche zersprengten und als Berge emporstiegen, so war es natürlich, daß sich die Ränder der Spalte, durch die sie sich einen Ausweg gesucht hatten, emporhoben oder auch senkten, sei's nun, daß beide zugleich, oder daß nur der eine von ihnen aus der bisherigen Lage aufgestört wurden. Hoben sie sich, so konnten sie bis zur

*) Burmeister, S. 191.
**) Ebendas. S. 146.

senkrechten Richtung in die Höhe steigen, ja sie konnten sich sogar rücküber werfen. Es erklärt sich also vollkommen, daß wir die Schichten so oft statt übereinander, vielmehr nebeneinander, statt horizontal, vielmehr vertikal oder doch in der Schräge gebettet finden; es begreift sich in Folge deß auch, warum die ältesten Schichten oft ebenso gut zu Tage stehen, wie die jüngeren und jüngsten.

Im Uebrigen ist es selbstverständlich, daß sich auch schon die älteren Schichten bis zu einem gewissen Grade mit Dammerde und Humus bekleideten. Geht dies schon aus der damaligen Existenz der Organismen ganz im Allgemeinen hervor, sofern ja ohne Humus etwas Lebendiges nicht wohl denkbar ist, so erhellt es auch speciell aus dem von Ehrenberg entdeckten Vorhandensein der Bacillarien in den Steinkohlen, da ja Bacillarien auch jetzt noch vor Allem in der Dammerde, zumal in Wiesen- und Moorgründen angetroffen werden*). Vor Allem aber beweisen die Steinkohlenflötze selbst dafür. K. v. Raumer, Fuchs, A. Wagner und Schubert haben freilich den vegetabilischen Ursprung der Steinkohlen zu leugnen und eine Entstehung aus der beim Niederschlag des kohlensauren Kalkes frei gewordenen Kohlensäure oder vielmehr aus deren Kohlenstoff wahrscheinlich zu machen gesucht. Allein „daß es pflanzliche Reste sind, welche in denselben niedergelegt sind, das ist unzweifelhaft durch das Mikroskop dargethan“ **), und ist auch schon darum gewiß, weil „aller Kohlenstoff, welcher sich auf und in der Erde findet, nur durch organische Thätigkeit erzeugt worden sein kann“ ***). Selbst über die Art der betreffenden Pflanzen und über die Weise, wie sie allmählich die mächtigen Kohlenflötze bildeten, gelangt man mehr und mehr zur Uebereinstimmung. Was das Erstere betrifft, so verträgt sich mit der früher öfter aufgestellten Ansicht, daß es mächtige, an den Mündungen großer Ströme aufgehäufte Treibholzmassen gewesen seien, aus denen die Steinkohlen entstanden, schon der Umstand nicht, „daß an vielen Orten noch aufrechtstehende Stämme mit Wurzelverzweigungen angetroffen werden, daß die Rinde der Stämme oft noch sehr deutlich mit den zartesten Rippen und Eindrücken erhalten ist, und daß namentlich in den unmittelbar unter den Kohlen liegenden Schieferthonen und selbst an der unteren Fläche der sie bedeckenden Schichten die schönsten und zierlichsten Abdrücke zarter Blätter sich finden, die nothwendig zerstört worden wären, wenn sie im Wasser mit

*) Burmeister, S. 251.
**) Pfaff, S. 506.
***) Ebendas. S. 504.

den Stämmen lange umhergerollt und von weit her zusammengeschwemmt wären" *). Sodann haben auch die mikroskopischen Untersuchungen von Link positiv ergeben, daß, wenn auch mächtige Stämme von Farren und ähnliche hochwachsende Gebilde in Menge vorhanden gewesen sein mögen, doch hauptsächlich kleinere und niedriger organisirte, aber üppig wuchernde, unserm Torfmoos ähnliche Pflanzen das Kohlenmaterial bildeten. Namentlich haben dann Lyell und Göppert dies Resultat durch zahlreiche Beobachtungen und neue Beweise „zu einem solchen Grade der Wahrscheinlichkeit erhoben, daß es wohl nicht wieder verdrängt werden dürfte" (Naumann)**). Was aber die Art und Weise der Bildung angeht, so ist es nach Pfaff „am wahrscheinlichsten, daß nach Ablagerung des Kohlenkalkes oder der Conglomeratmassen in den continentalen Kohlenablagerungen auf nur wenig über das Meer erhobenem Lande (auf einem ausgedehnten, flachen Marschboden), eine üppige Vegetation von Pflanzen aufschoß, welche zu Grunde ging, als später eine Versenkung sie unter den Meeresspiegel brachte. Sand- und Schlammmassen überlagerten sie in mehr oder weniger bedeutender Mächtigkeit, bis eine auf einem durch eine abermalige Hebung in's Trockene gebrachten Boden aufschießende Vegetation Stoff zu einem zweiten Flötze lieferte. In der That bietet für diese Erklärung Darwin's Ansicht von Hebungs- und Senkungsfeldern in der Südsee, wodurch zunächst die Koralleninseln begreiflich gemacht werden sollen, eine Grundlage dar. Indeß wechseln die Kohlenschichten so häufig und haben oft eine so regelmäßige Folge in bestimmten Abständen übereinander, daß Andere, wie Burmeister, lieber auf bloße, auf dem Brackwasser an den Strommündungen schwimmende Pflanzen- und Walddecken zurückgehen möchten***). Jedenfalls werden die Steinkohlenlager nur an den Küsten der ältesten Erdinseln gefunden, und zwar an das Grauwackengestade angelagert, in Deutschland also nur um die rheinisch-westphälische Insel herum, und zwar nördlich und östlich als die belgischen und westphälischen Kohlengebirge, südlich als das so überaus mächtige Saarbrücker Kohlenrevier, ferner am Harze, und zwar südöstlich von demselben als die Wettiner Kohlenlager bei Halle, und ebenso an der böhmischen Ringinsel, und zwar am Nordrande als die Zwickauer und weiterhin als die Waldenburger und oberschlesischen, an der Küste des böhmischen Binnenmeeres aber als die Pilsener Kohlenstraten.

---

*) Pfaff, S. 506.
**) Vergl. ebendas. S. 507.
***) Burmeister, S. 204.

Die Erweiterung des das Waſſer überragenden Landes, die ſich in dieſer Weiſe durch die Bildung der Kohlenlager vorbereitete, kam an vielen Orten, kam beſonders in Deutſchland bereits durch die Entſtehung der Triasſchichten wirklich zu Stande. In unſerm Vaterlande, das wir des Beiſpiels wegen, zumal da es uns geologiſch mit am meiſten bekannt iſt, immer zumeiſt in's Auge faſſen dürfen, wurde dadurch zwiſchen jenen drei älteſten Inſeln eine Verbindung hergeſtellt, ſo daß nun die ganze Fläche von den Vogeſen und dem Schwarzwalde ab, bis nach Böhmen im Oſten und nach dem Harz im Norden, bis nach Münſter und Belgien zu, ein einziges großes Continent bildete. Natürlich gab es zunächſt noch in größeren Tiefen oder Thälern Binnenmeere, in welchen ſich noch Quaderſteine und Pläner-kalk abzulagern hatten. Aber ſie ſowohl, als auch die großen Ströme vereinigten ihre Thätigkeit fortan mit derjenigen des allgemeinen Meeres, um die ſpätere Geſtalt der Erdoberfläche vollends zu vollenden. Süßwaſſergebilde voller thieriſcher Organismen, deren Analoga ſich nur in Teichen, Flüſſen und Südwaſſerſee'n aufhalten, treten zwiſchen den maritimen Schichten, namentlich in der Tertiärzeit, deutlich auf. So ſind beſonders auch die Braunkohlenſchichten gar oft ſo lokal gebildet, — z. B. im Fuldathal bei Caſſel, im Saalthal bis oberhalb Jena, im Egerthal in Böhmen bis nach Teplitz, in den Thälern des Weſterwaldes, im Rheinthale bei Bonn und nördlich von Frankfurt bis zum Vogelsberge hin —, daß man annehmen muß, lange fortdauernde Waſſerfluthen im Binnenlande nahmen die Waldungen des Feſtlandes mit ſich fort und ſetzten ſie an abſchüſſigen Stellen, wo das Waſſer ſich ſammelte oder in Vertiefungen aufgeſtaut wurde, ab, ſie mit den nachfolgenden Thon- und Sandmaſſen bedeckend.

Zur Zeit, wo ſich die Braunkohlen bildeten, traten übrigens auch wieder bedeutende Hebungen und Umwälzungen ein. Zugleich vielleicht mit den Pyrenäen und Apenninen, ſowie auch mit den albaneſiſchen und griechiſchen Bergreihen, weiterhin mit den Gebirgen zu beiden Seiten des rothen Meeres, den hinterindiſchen Bergen und denen in Malacca und vielleicht im Zuſammenhang mit ihnen ſtiegen in Deutſchland der Teutoburger Wald und die Weſerkette auf; wenigſtens erhoben ſie ſich zu ihrer jetzigen Höhe erſt nach Ablagerung der Kreideſchichten. Wenn ſich nun auch die nördlichen Umriſſe Deutſchlands noch nicht ſehr erweiterten, wenn auch der Rhein noch bei Cöln, die Elbe noch bei Magdeburg mündete, und wenn auch das ganze Oberthal bis über Ratibor hinauf noch Seegrund blieb, — ſo muß doch wenigſtens im mittleren, ja auch im ſüdlichen und ſüdlichſten Deutſchland bald eine ganz andere Bodengeſtaltung entſtanden ſein. Etwa in derſelben Zeit, wo

nach Elie de Beaumont auch der Libanon und die syrische Bergkette bis zum Sinai zu ihrer jetzigen Höhe gelangten, und wo die zahlreichen Vulkane der Auvergne hervortraten, erhoben sich auch die vulkanischen Gebirge in Hessen und Böhmen, der Vogelsberg, die Rhön, die Mittelgebirge und die gleichgerichteten Basalttuffe Schwabens, welche der rauhen Alp ihre heutige, aufgerichtete Stellung ertheilten; wo sie mit Braunkohlen in Berührung treten (am Meisner bei Cassel), lagern sie sich denselben erst auf. Darnach trat dann noch eine letzte und höchste Erhebung der Alpen ein, durch welche Deutschlands Gestalt im Süden völlig vollendet wurde; es war zuerst die des Montblanc und seines Systems, welches auch die älteren Tertiärschichten noch mit emporgehoben hat, und in Anschluß daran diejenige der Alpen von Wallis bis nach Oestreich, welche erst nach Ablagerung der Molasse und des Nagelflüh erfolgte. Es dürfte dies in derselben Zeit gewesen sein, wo auch die Gebirge Scandinaviens, Nordschottlands und die Vulkane auf Island, wo in Asien der Kaukasus, der Paropamisus und Himalaya das wurden, was sie jetzt sind; wenigstens gesellen sie sich ihrer Streichungslinie, ihrer Hauptrichtung nach den östlichen Karpathen und weiterhin der Hauptalpenkette bei. In Folge dieser Erhebungen verließ das Meer, nachdem es die mittleren Tertiärschichten, besonders die Molasse der Schweiz, den Muschelsand und das Tegelgebilde am Rhein abgesetzt hatte, die Gegenden südlich von der Donau bis nach Schaffhausen hin. Nur das westliche Ende des ganzen Thales, die Gegend zwischen dem Genfer- und Bodensee, blieb noch unter einem abgedammten Wasser, welches nicht blos die Alpenbäche, sondern auch die allmählich etwas absickernden und dadurch immer weiter thalwärts ziehenden Gletschermassen mit den zum Theil beträchtlich großen Felsblöcken, die durch dieselben mit fortgeschoben oder auch geradezu mit fortgetragen wurden, umhertrieb und bis auf die Höhen des Jura hin versetzte. „Durch das Rheinthal sollen diese Wasser, nachdem Zuflüsse von den Höhen sie bedeutend vermehrt hatten, ihren Abfluß genommen und den Löß als ihren Niederschlag zurückgelassen haben.“ *)

Die große norddeutsche Niederung dagegen blieb, wie dies namentlich aus der Erscheinung der sogenannten erratischen Felsblöcke folgt, bis zur Zeit des Diluviums Meeresgrund. Nur das Meer konnte diese ganz oberflächlich gelagerten Blöcke fester Gesteine, die, wie die genauere Untersuchung gelehrt hat, von den schwedischen Urgebirgen herstammen, theilweis fast bis Leipzig transportiren. Zunächst wurden dieselben, wie besonders Agassiz

*) Burmeister, S. 495.

sehr wahrscheinlich gemacht hat, von den Gletschermassen, die immer weiter nach Unten zu wuchsen, mit fortgenommen: die Gletschermassen selber aber lösten sich, als sie sich bis in's Meer hinabgesenkt hatten, von ihren weiter rückwärts liegenden Theilen ab und schwammen mit ihren Lasten, wie noch heut zu Tage die Eisberge im Atlantischen Meere thun, südwärts. Durch die Sonnenwärme und die zunehmende Temperatur des Wassers schmolzen sie nach und nach und ließen die Felsmassen, welche sie trugen, zu Boden sinken*). Um sich die Gletscherbildung und andere damit verbundene Erscheinungen erklären zu können, haben Manche geglaubt, ein plötzliches Sinken der Temperatur in den nordischen Gegenden, ja ein schnelles Eintreten einer längeren Eisperiode in denselben annehmen zu müssen, — und haben sich dafür auf den Umstand berufen, daß wir in den Eismassen des nördlichen Sibiriens ganze Gerippe, ja wohlerhaltene Fleischtheile von Thieren finden, deren Arten sonst nur in wärmeren Gegenden fortkommen. Und wahr ist es ja in der That, daß der Erdkörper wie überall so auch im höhern Norden ursprünglich viel mehr Wärme gehabt haben muß, als später. Allein zur Erklärung des vorliegenden Problems bedürfen wir doch schwerlich einer anderen Thatsache, als die sich von selbst verstehende ist, daß überall allmählich das jetzige Klima und die jetzige Temperatur eingetreten ist. In Verbindung mit dem Umstande, daß das nordische Meer damals noch bei Weitem größer, daß die Continentalmasse dagegen weit kleiner als heut zu Tage war, konnte auch schon eine Temperatur, wie sie jetzt ist, Erscheinungen hervorbringen, die gegenwärtig nicht mehr vorkommen. Was speciell die Gletscherbildung betrifft, so hängt dieselbe nicht sowohl von der mittleren Jahrestemperatur, als vielmehr davon ab, ob das Klima feucht genug ist, um im Winter größere Schneemassen zu erzeugen, als die Sommerwärme zu schmelzen vermag. „Ein feuchtes, keine sehr großen Temperaturdifferenzen zeigendes Klima" — wie es da zu herrschen pflegt, wo das Meer überwiegt —, „kann die Gletscherbildung möglich machen, während bei einer ebenso hohen, aber durch größere Extreme, größere Kälte im Winter, höhere Hitze im Sommer, erzeugten Temperatur, an anderen Orten keine Gletscher entstehen." „Während bei uns" — auf der Nordhälfte der alten Welt —, „unter 46½° N. Br. einer der größten, der Aargletscher schon bei 3000 Fuß Meereshöhe sein Ende erreicht und nicht tiefer herabzurücken vermag, steigen unter derselben Breite auf der südlichen Halbkugel in der

*) Vergl. Pfaff, S. 581.

Bai von Penas die Gletscher noch unmittelbar bis in das Meer hinab" *). — Daß in den Gegenden, von welchen unsere erratischen Felsen herzuleiten sind, eine Kälte eingetreten sei, die viel größer gewesen, als die jetzt dort herrschende ist, und zwar ganz plötzlich eingetreten sei, würde sich nicht leicht erklären lassen. „Auch ist es ein Irrthum, wenn man wie bisher meinte, die eingefrorenen Leiber großer Landthiere, der Elephanten und Nashörner, steckten im eigentlichen Polareise am nördlichen Küstenrande Sibiriens; sie stecken vielmehr im gefrornen Boden des Landes selbst und stehen darin senkrecht, so wohl erhalten, daß man sie nur für einzelne, zufällig während des Lebens versunkene Individuen ansehen kann, welche sich in Gegenden verloren, deren Boden damals noch nicht gefroren, aber so weich und schlammig war, daß er die schwere Last eines Elephanten nicht trug, letzterer im Gegentheil tief genug hineinsinken konnte, um wahrhaft darin begraben zu werden. Erst später, als die gefrorene Erdschicht in der Tiefe mit der Vermehrung des Bodens durch neue Wasserabsätze gleichmäßig sich erhob, gelangte der Cadaver in's Eis und wurde durch dasselbe gleichsam für unsere Beobachtungen einbalsamirt." **)

§ 6.

Die Entstehung der Organismen und die betreffenden Hypothesen.

Auf dem Boden des anorganischen Seins erhob sich, wie wir bereits im Bisherigen an verschiedenen Stellen andeuten mußten, von den ältesten Zeiten ab, genauer von dem Zeitpunkt ab, wo sich die neptunischen oder paläozoischen Formationen bildeten, das organische Leben. Es lag in der Natur der Sache, daß das letztere einen ebenso bestimmten, ja wohl noch genauer markirten Stufengang inne hielt, wie das erstere. Nicht mit den Thieren zuerst, oder mit Pflanzen und Thieren gleichzeitig, sondern nur mit den Pflanzen zuerst konnte die organische Schöpfung beginnen. „Die Entstehung der Thiere vor aller Vegetation", sagt Burmeister, „ist schon deshalb unmöglich, weil dieselben der Vegetabilien zu ihrer Existenz bedürfen und keine organische Materie unmittelbar aus den Elementen bilden können, wie die Pflanzen. Fressen also gleich viele Thiere andere Thiere, so fressen

*) Pfaff, S. 585.
**) Burmeister, S. 247 f.

doch diese zuletzt immer Pflanzen, und das Thier, als Begriff aufgefaßt, nimmt Nichts in seine Substanz auf, was nicht schon in irgend einer Form als organische Materie existirt hat. Daher kann auch in der ältesten Schöpfungsperiode kein thierischer Organismus vor vegetabilischen gelebt haben, wenngleich es denkbar ist, daß Beide in kurzen Pausen nacheinander entstanden und schon sehr früh nebeneinander lebten" *). Von den Thieren aber wieder mußten die Wasserthiere die ersten, ja längere Zeit hindurch die einzigen sein; dann konnte es in den nächsten Perioden nur niedriger organisirte Landthiere, die noch zugleich im Wasser zu leben vermochten, also Amphibien, nicht sogleich auch Vögel und Säugethiere geben — und zwar nicht blos deshalb, weil das Meer zunächst noch übermächtig war und nur wenige und kleine Inseln aus demselben hervorragten, sondern namentlich auch wegen der Beschaffenheit der Atmosphäre, wegen des Ueberflusses an Kohlensäure in derselben, den wir, wie schon früher gezeigt, in ihr voraussetzen müssen. Eine solche Beschaffenheit der Atmosphäre wird den Luft athmenden Thieren höchst nachtheilig, und zwar um so mehr, je entwickelter ihr Respirationsproceß ist. Für die im Wasser lebenden und niederen dagegen war die Einwirkung derselben minder schädlich, „einestheils, weil bei ihnen, als Organismen unvollkommener Art, die Respiration keine so bedeutende Rolle spielt, anderentheils die Kohlensäure im Wasser selbst weniger von ihnen empfunden wird, als wenn sie mit der Luft in die Respirationsorgane eindringt" **). Es wäre daher wohl möglich, daß, wie Burmeister u. A. bisher annahmen, Luft athmende Rückgratthiere in der ersten Periode, nämlich bis zu den obersten Schichten der Kohlenformation, wirklich gänzlich gefehlt hätten, und daß jene paläozoische Zeit daher richtig als die der Fische bezeichnet würde, daß erst die secundäre die der Amphibien wäre und erst die tertiäre nach den Säugethieren, die früher wenigstens nur selten vorkamen, benannt zu werden verdiene***). Ob uns neuere Untersuchungen ein früheres Vorhandensein von Amphibien, besonders von Sauriern, bestätigen werden, wird noch abzuwarten sein.

Uebrigens wird die Art sowohl des Pflanzen- als auch des Thierlebens immer mit am meisten durch das Klima bedingt. Da nun die Erde in

---

*) Burmeister, S. 393. Ebenso Joh. Müller, Physiologie, 4. Aufl., Bd. I, S. 36. 44. Anders dagegen, obwohl unentschieden, Humboldt, Kosmos Bd. I, S. 293.

**) Burmeister, S. 393.

***) Ebendas. S. 278.

den älteren Zeiten soviel Wärme besaß, daß die Temperatur auf ihr durchweg wenigstens ebenso hoch, wenn nicht höher, als jetzt zwischen den Tropen gewesen sein muß, da dann zunächst nur erst sehr geringe Zonenunterschiede eintraten, da sich unsere gegenwärtigen klimatischen Verhältnisse erst ganz zuletzt ausbildeten, — so folgt schon daraus, selbst wenn wir auch noch ganz von den übrigen noch mitwirkenden Gründen oder Medien, wie z. B. der Unterschied von Küste und Binnenland ist, absehen: daß in der Urzeit nicht blos viele Gattungen von Organismen, welche in der Jetztzeit existiren, fehlen, sondern auch die wirklich vorkommenden von den heutigen abweichen mußten. Die ersten Gattungen konnten keinenfalls sofort die Mannichfaltigkeit der Gestaltung und Art haben, wie heut zu Tage, wenn auch die Masse und Mächtigkeit der Individuen dafür desto größer war. Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn es sich in der paläozoischen Zeit wirklich so verhielt, wie Burmeister es anschaulich und schön mit folgenden wenigen Strichen anzudeuten sucht. „Wenige groteske Pflanzenformen", sagt er, „bekleideten damals, in reichlicher Fülle der Individuen zu einander gesellt, das erste trockengelegte Erdreich und bewirkten durch ihre allgemeine Uebereinstimmung einen stets gleichen Anschein. Kein Säugethier bewohnte diese Wälder, kein Vogel umkreiste die Wipfel der Bäume, lautlos lag die ganze Schöpfung im morgenlichen Schlummer, denn kein der Stimme fähiges Geschöpf hatte sich bis dahin der Erde entwunden. Stumme Wasserbewohner umgaben, größtentheils aller schnellen Bewegungen beraubt, im Schneckengange dahinkriechend oder ganz ruhend, jene ältesten Inseln, die noch keinen Fruchtbaum trugen, keine Blumen entwickeln konnten; und wenn wirklich eine schleichende Eidechse in diesen Gebüschen lebte, so mußte sie umherlauschen und aus den Meergeschöpfen sich mühsam ihre Nahrung auffischen. Denn sie war, so scheint es, der einzige größere Bewohner jener bewaldeten Eilande im unabsehbaren Weltmeer." *)

Es ist eine schon seit Lamarck, besonders aber seit dem Erscheinen des Darwin'schen Buches: On the Origin of Species (1859 englisch, 1860 nach der zweiten englischen Ausgabe durch Bronn in's Deutsche übertragen) vielfach bewegte Frage, ob die jüngeren, entwickelteren und vollkommeneren Pflanzen und Thiere von den älteren, unentwickelteren und unvollkommeneren abstammen, oder ob sie ohne Zusammenhang mit den letzteren ganz von Neuem in die Welt getreten seien. Burmeister erklärte sich noch (s. die Anm. auf S. 146) für die letztere Annahme. Er zog es vor, die so-

*) Burmeister, S. 314.

genannte generatio originaria oder aequivoca — das will sagen, die Entstehung von Organismen ohne Keime oder Eier, und zwar sogar aus anorganischen Stoffen, von welcher er doch zugab, daß sie sich in der Gegenwart nicht mehr nachweisen lasse — der Urzeit in ungeheuerer Ausdehnung zu vindiciren. In jeder neuen Periode, ja in jeder bedeutenderen Epoche der Erdbildung habe die anorganische Materie immer wieder das Vermögen gehabt, statt der durch die vorangegangenen großen Katastrophen vernichteten Organismen neue, vollkommene unmittelbar aus sich hervorgehen zu lassen*). Allein schon die älteren Experimente von Ehrenberg, Schwann, Schultze und Anderen, die in neuerer Zeit wieder durch die umfassenden Untersuchungen von Pasteur bestätigt wurden**), haben den Recurs auf jene generatio originaria immer mißlicher erscheinen lassen und den alten Satz zur Anerkennung gebracht: „Alles Lebendige entsteht aus einem Ei." Burmeister berief sich besonders darauf, daß kein beweisendes Factum aus historischer Zeit für die Lehre von der Umbildung einer Species in eine andere bei veränderter Oertlichkeit beizubringen sei. Dagegen aber sucht nun Darwin in Anschluß an mehrere Vorgänger, wie besonders an seinen Großvater, den älteren Darwin, Geoffroy, St. Hilaire und Lamarck, durch die gründlichsten und umfassendsten Nachweise darzuthun, daß die Arten überhaupt gar nichts Feststehendes, sondern etwas in der Zeit Veränderliches seien, daß die einen ausstarben, während sich andere aus ihnen entwickelten. Die Anhänger der Darwin'schen Artenverwandlungs-Lehre, wie in England Hooker, Lyell, Huxley u. A., in Deutschland im Wesentlichen C. Vogt („Vorlesungen über den Menschen, Gießen 1863") und besonders Schleiden (in den schon angeführten Vorträgen) sind daher in Beziehung auf unsere Frage derselben Ansicht, die uns auch schon in dem in England so weit verbreiteten Buche »Vestiges of the natural history of Creation« entgegentritt, daß all' die verschiedenen Thiergattungen und -Arten, die gegenwärtig existiren und in der Vergangenheit je irgendwo existirt haben, aus ganz wenigen Urtypen oder gar aus einem einzigen Urthier, daß alle Pflanzenarten aus einer einzigen Urpflanze, ja daß zuerst wohl gar all die verschiedenen Organismen aus einer einzigen Urzelle durch allmähliche Abwandlung entstanden sind. „Eine einzige Zelle, die unter den ganz besonderen, jedenfalls von den späteren und gegenwärtigen wesentlich abweichenden Bedingungen der

*) Vergl. Burmeister, S. 285 f.

**) Vergl. Schleiden's Vorträge über das Alter des Menschengeschlechts u. s. w., S. 28.

paläozoiſchen Zeit ſich bildete, genügt, um Stammmutter aller ſpäteren Pflanzen und Thiere geworden zu ſein*)." Der Menſch könne noch heut zu Tage durch Auswahl und Züchtung allmählich neue Arten erzeugen; nehme er z. B. von einer Pflanze den Saamen, welchen beſonders früh hervorgebrochene Blüthen getragen haben, ſo würden die daraus erwachſenden neuen Pflanzen ſchon mehr frühzeitige Blüthen bringen, und fahre man ſo in der Auswahl der Saamenpflanzen fort, ſo erhalte man in einer Reihe von Generationen Pflanzen, an denen alle Blüthen früher hervorbrechen, als bei den Vorfahren dieſer Pflanzen normal war. Eine ganz ähnliche Auswahl aber vollziehe die Natur ſelber (natural selection). Diejenigen Organismen nämlich, welche durch irgend einen, wenn auch noch ſo kleinen, Vorzug ausgezeichnet ſeien, durch welchen ſie ſich beſſer ernähren oder fortpflanzen könnten, würden ſich leichter und häufiger fortpflanzen, als die andern, alſo die vortheilhaften Merkmale auch auf ihre Nachkommen in höherem Grade übertragen und die ihnen nachſtehenden Typen gewiſſermaßen in den Hintergrund drängen. In dieſer Weiſe nun habe es geſchehen können, daß aus einem Amphibium allmählich ein Vogel oder auch ein Säugethier hervorging. Nicht als wenn der unmittelbare Nachkomme eines der großen fliegenden Amphibien des Solenhofer Kalkſchiefers ein Vogel hätte ſein können; aber indem durch viele Jahrtauſende hindurch und durch viele Hunderte von Generationen immer *eine* kleine Abänderung nach der andern hinzukam, welche die Exiſtenz eines Vogels begünſtigte, wurden auf dieſem langſamen Wege wirkliche Vögel gebildet.

Der Grund, weshalb man, wenn es ſich darum handelte, die Entſtehung der Organismen in der Urwelt zu erklären, zu der generatio aequivoca ſeine Zuflucht genommen hatte, war ausgeſprochenermaßen der: man wollte der Nothwendigkeit überhoben ſein, ein Eingreifen höherer Mächte, von dem ſich in dem ganzen übrigen Schöpfungs-, beſſer Werdehergang keine Spur finden laſſe, und das zu oft ſtattgefunden haben müßte, als daß es wahrſcheinlich ſein könnte, mit andern Worten, etwas wiſſenſchaftlich Unbegreifliches, ein Wunder, zu Hülfe zu nehmen. Allein recht betrachtet, war die generatio aequivoca ſelber, wenigſtens auf dem rein materialiſtiſchen Standpunkt, auf welchem man in der anorganiſchen Materie Nichts als die bloße Materie, nicht etwa irgendwelche höhere Kraft wirkſam ſah, wiſſenſchaftlich unbegreiflich und ein ſehr großes, ja unerhörtes Wunder, und die Annahme, daß ſie lange oder immer wieder ſtattgefunden

*) Schleiden, S. 28.

habe, hatte wenigstens ebenso viel gegen sich, wie irgend eine andere, religiösere Anschauung. Die Wirkung sollte immerdar viel größer gewesen sein als die Ursache. Das unterliegt keiner Frage, daß man das Ziel, auch den Organismen eine möglichst natürliche Schöpfungsgeschichte zu geben, das Unbegreifliche auch in Beziehung auf sie auszuschließen, durch die sich an Darwin's Artenverwandlungs-Theorie anschließende Hypothese besser erreicht. Allein was mit ihr allenfalls in Betreff der Entwicklung und Vermannichfaltigung gelingt, das noch keineswegs in Betreff der ersten Anfänge. Daß in Betreff dieser letztern ein für die Naturwissenschaft unlösliches Räthsel übrig bleibe, — dies Zugeständniß legt man sich gerade, je entschiedener man darauf besteht, daß das eine organische Wesen immer nur vom andern abgeleitet werden dürfe, man mag es Wort haben wollen oder nicht, desto unvermeidlicher auf. Dazu kömmt, daß die Natur der Sache selbst es verlangt, zur Erklärung der Art, wie sich die einzelnen Species allmählich gebildet haben, nicht blos auf die äußere Thätigkeit der Natur, die Darwin als natural selection bezeichnet, oder auf den ihr eigenen Trieb nach Vermannichfaltigung, der an sich durch den entgegengesetzten, jedenfalls ebenso sehr vorhandenen Drang des Beharrens so leicht aufgewogen werden mußte, sondern auch auf innerliche, in den Dingen selbst vorhandene Anlagen, wirkende Gesetze oder Mächte und auf deren Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen, also auf höhere und allgemeinere Instanzen zurückzugehen*). Eine Pflanze kann doch, um bei dem oben gebrauchten Beispiele zu bleiben, neben späteren auch frühere Blüthen nur dann treiben, wenn sie in sich selber irgendwie dazu prädisponirt ist. Ebendeshalb aber hat denn auch, wenn wir dies schon hier im Voraus bemerken dürfen, indem wir das Weitere darüber dem folgenden Abschnitt (vergl. § 13) vorbehalten müssen, der religiöse Standpunkt kein besonderes Interesse daran, ob sich die eine oder die andere Anschauung mehr Eingang verschafft.

Religiös wichtig wird die Frage erst dann, wenn man zugleich den Ursprung des Menschen in die Betrachtung hineinzieht und es wagt, wie die übrigen Geschöpfe so auch ihn als einen bloßen Abkömmling irgend einer größeren Gattung in die Welt treten zu lassen. Es geschieht dies vor Allem bei den materialistisch gerichteten Naturforschern. Jedenfalls aber muß doch soviel einleuchten, daß, wenn schon sonst nicht, am wenigsten bei der Entstehung des Menschen, das Niedere, falls es Nichts weiter als Materie war, und nicht schon das Höhere, nämlich die Anlage und Kraft zu demselben,

*) Vergl. Protest. K.-Zeitung 1863, Nr. 2.

in sich trug, zugereicht habe, das Höhere aus sich zu erzeugen, daß also keinenfalls der materialistische Standpunkt von der betreffenden Anschauung Gebrauch zu machen vermag. Nur eine höhere Kraft allenfalls, die durchweg von den niedern zu den höhern und höchsten Stufen emporstrebte, — mag man sich dieselbe nun pantheistisch gleichsam als Weltseele oder theistisch als Kraft Gottes denken — hätte allenfalls wie das organische Sein aus dem anorganischen, so auch allmählich die höhern und höchsten Organismen aus den niedern hervorbilden können. Allein auch dagegen noch erheben sich Bedenken, die so stark sind, daß wohl kaum ein nüchterner Mensch dergleichen allen Ernstes annehmen kann. Es ist jedenfalls sehr fraglich, ob eine solche Annahme wirklich, wie man allerdings geltend macht*), irgend einem begründeten Interesse besser dient, als die andere gewöhnlichere, und vor Allem, ob sie selbst auf dem rein physiologischen Standpunkt die Wahrscheinlichkeit mehr für sich hat. Was zunächst das Erstere betrifft, so behauptet man zwar, es lasse sich von ihr aus die auffallende Parallele, welche das Menschenleben besonders in seinen ersten Anfängen mit dem Thierleben darbietet, der enge Zusammenhang des Einen mit dem Andern, der uns nicht blos auf dem Gebiete der Leiblichkeit, sondern selbst auch in der psychischen Sphäre entgegentritt, überhaupt das Mikrokosmische im Menschen besser begreifen. Und weiter vermöge man auch erst von ihr aus die beiden großen Gegensätze Natur und Geist schon nicht mehr blos als Gegensätze, was sie ja nicht blos sind, sondern auch als innig verwandt, den Geist, so zu sagen, als das letzte Resultat der Natur, als tief in derselben wurzelnd zu erfassen. Allein in Wahrheit ist man doch in beiden Beziehungen keineswegs schlechter daran, wenn man davon ausgeht, daß die schöpferische Kraft, indem sie sich von Anfang an ihres höchsten und letzten Zieles klar bewußt war, alle niedern Stufen als grundlegliche Anbahnungen dieser letztern und höchsten geordnet, die höchste und letzte also in ihnen schon präformirt, angedeutet und immer deutlicher zur Darstellung gebracht und Alles dadurch einem wahrhaft einheitlichen Plan und Gedanken unterworfen habe. Auf ein anderes Interesse noch deutet das bekannte Buch: Vestiges of the natural history of creation, hin. „Ein tiefes moralisches Princip scheint in der Entstehungsgeschichte des Menschen zu liegen. Er ist das anerkannte Haupt aller Geschöpfe und mag als solches einen besondern Charakter und eine über die andern weit erhabene Bestimmung haben; aber sein Verhältniß zu ihnen erscheint bei alledem als ein Verwandtschaftsverhältniß. Neben

*) Protest. K.-Zeitung 1863, Nr. 3.

der Herrschaft über sie trägt er von Natur die Verpflichtung in sich, sich aller muthwilligen Beleidigung derselben zu enthalten und sie, soweit als möglich, zu lieben und zu schützen. Gute Menschen fühlen diese Pflicht, als wäre sie ihnen von Oben herab geboten. Es scheint ihnen, daß, wenn die hülflose Kindheit eine freundliche und gütige Behandlung beansprucht, dies mehr durch den noch wesentlich schwächeren Charakter der dumpfen Creatur geschieht" u. s. w. Allein die Hohlheit und Nichtigkeit dieser sentimentalen Phrasen liegt auf der Hand. Wir werden nun doch einmal nicht umhin können, die lieben Thiere, unsere Verwandten, einzuschlachten oder zu erschießen und zu verspeisen. Man sehe in der Natur die Gedanken und Absichten Gottes, und sie wird ganz anders ebenso sehr wie vor einer Ueberschätzung, so auch vor einer schonungslosen Behandlung gesichert sein. Das steht wohl genugsam fest, die Thierwelt würde durch jene sentimentale Betrachtungsweise nicht eben viel gewinnen; es liegt aber sehr nahe, daß die Menschheit, von der göttlichen Wahrheit und Weisheit verlassen, ungemein verlieren würde. Wenn die Menschheit sich wirklich nur allmählich aus der Thierwelt hervorgebildet hat, so ist es nur consequent, anzunehmen, daß wir in ihr verschiedene der Thierwelt näher und ferner stehende Stufen zu unterscheiden haben, daß also die eine oder die andere Race, ja daß auch wohl selbst auf der höheren Stufe das eine oder andere Individuum, in welchem sich der Bildungstrieb nur schwächer geltend gemacht hat, nicht eben viel höher als die Thiere zu achten ist. Die Zustände jener holländischen Kapbauern, deren Kirchen die Inschrift trugen: „Hottentotten und Hunde haben hier keinen Zutritt", oder jener spanischen Conquistadoren, für welche die Indianer Gegenstand der Jagdliebhaberei waren, möchten dann leicht als einigermaßen gerechtfertigt erscheinen.

Frägt es sich aber, welche Anschauung mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, so dürfte die Ansicht, daß es für die schöpferische Kraft leichter und natürlicher gewesen sei, den Uebergang zum Menschen von einem möglichst menschenähnlichen Thiere, als unmittelbar von der anorganischen Materie aus zu vollziehen, auf einer allzu äußerlichen Betrachtungsweise beruhen. Geben wir auch einmal zu, was doch immer nur noch bloße Hypothese ist, daß die Arten- und Gattungsunterschiede ursprünglich nichts Festes, vielmehr etwas Verschwimmendes gewesen seien, so daß sich wirklich aus einem oder wenigen Urtypen allmählich verschiedene Gattungen und Arten, eine nach der andern hätten hervorbilden können, so konnten doch nur allenfalls aus dem allgemeinen zusammenfassenden Urtypus selber Gestaltungen hervorgehen, welche sich, sei's von vornherein, sei's bei ihrer weiteren Entwicklung, so

ſehr von einander entfernten, daß ſie verſchiedene größere Claſſen zu begründen im Stande waren. Nur in ihm, dem Urtypus, war noch, wenn auch theilweiſe vielleicht latent, Alles das vereinigt, was in den Claſſen und weiterhin in den Gattungen und Species vereinzelt auftrat. Aus den einzelnen Claſſen konnten nur ihre Gattungen, aus den einzelnen Gattungen nur ihre Species oder Unterabtheilungen, aus den Species nur Abarten entſprießen, die ſich nur noch unweſentlich von einander unterſchieden. So brachte es die Natur der Sache ſelbſt mit ſich; ſo lehrt es auch die Erfahrung, nach welcher ſich die Differenzirung allmählich auf immer engere Gebiete beſchränkte, ja ſich zuletzt der Wahrnehmung faſt gänzlich entzog. Von jenem Stammvater alſo, von dem die verſchiedenen Affenarten abſtammen, darf ſich der Menſch, mag er auch noch ſo viele Generationen als Zwiſchenglieder und Vermittlungen ſetzen, nur dann ableiten, wenn er ſich von dem Gorilla oder Orang-Outang nur etwa ſo zu unterſcheiden glaubt, wie ſich der Affe vom Affen unterſcheidet, oder doch den Unterſchied zwiſchen ſich und dem Affen für kleiner hält, als den zwiſchen letzterem und der zunächſt verwandten Thierart. Da nun aber doch jeder Menſch vor jedwedem Affen hoffentlich etwas mehr voraus haben will, als der Affe etwa vor dem Hunde oder Bären voraus hat, ſo bleibt nichts Anderes übrig, falls man den thieriſchen Urſprung unſers Geſchlechts dennoch feſthalten will, als über den Stammvater der Affen weiter zurück zu einem höhern und größern Ahnherrn aufzuſteigen, und es frägt ſich nur, wie weit man da zurückgehen ſoll. Vielleicht möchte man bei dem Stammvater aller Säugethiere ſtehen bleiben. Aber unterſcheiden wir uns denn von denſelben wirklich nur ſo, wie ſich ein Säugethier vom andern unterſcheidet? Schleiden ſagt, es ſei keinem Zweifel unterworfen, daß der Menſch ein Wirbelthier iſt, und zwar eins der höchſt entwickelten Wirbelthiere*). Aber wollten wir auch auf den Stammvater aller Wirbelthiere zurückkommen, unſere Frage bleibt doch auch hier noch dieſelbe. Man mag immerhin behaupten, daß der Menſch, äußerlich betrachtet, dieſer oder jener Thiergattung einzuordnen ſei: man darf doch über das Aeußerliche nicht das Innerliche, das zugleich das Weſentliche iſt, vernachläſſigen. In Wahrheit conſtituirt die Menſchheit mit ihrem Selbſt- und Gottesbewußtſein, mit ihrer Freiheit, Vernunft und Sprache nicht eine beſondere Gattung neben andern Thiergattungen, ſondern neben dem ganzen Thierreich ein anderes Reich, und der gemeinſame Stammvater kann, wenn man durchaus

*) A. a. O. S. 49.

von höherer Urhebung absehen will, durchaus nur das allgemeinsame Substrat der Materie gewesen sein*).

*) Schleiden meint, daß der gradweise abzumessende Unterschied zwischen einem Göthe und dem Australneger bei Weitem größer ist, als der von Letzterem zum Thier, und erinnert uns daran, daß der Begriff „Mensch" so weit sei, daß in seinen Umfang auch Papuas, Neuseeländer und Pescheräs gehören. „Wer durch zufällige Begünstigung", sagt er, „wie sie mir wurde vor einigen Jahren in Leipzig, gleichzeitig die beiden sogenannten Azteken, unzweifelhafte Menschen, und den jungen Orang-Outang, ein unzweifelhaftes Thier, längere Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte, konnte unmöglich anstehen, dem Orang-Outang die bei Weitem größere Bildungsfähigkeit und die auffallenderen Aeußerungen der Intelligenz zuzusprechen." (A. a. O. S. 48.) Aber wie viel Beweise von Verstand, Ueberlegung oder Intelligenz sich auch in den Thieren darbieten, wie sehr sich auch Schädel und Gehirn in den vollkommneren Affen denen der Australier annähern, wie thierisch dagegen das Aussehen und Betragen der Letzteren sein mögen: wir werden doch wohl dabei bleiben dürfen, daß der Unterschied zwischen der Klugheit der Thiere und dem Geist des Menschen demjenigen zwischen den unartikulirten Tönen der Ersteren und der Sprache des Letzteren nicht nachstehe. Das Vorhandensein des Selbstbewußtseins und des Gottesbewußtseins oder wenigstens der Möglichkeit des letzteren ist dafür ein hinlänglicher Beweis.

Uebrigens beträgt der Schädelraum bei Kaukasiern 92 (als Maximum 114), bei den Malayen 85, bei den australischen Negern 75, — beim Gorilla dagegen durchschnittlich nur 29 (als Maximum 34) engl. Kubikzoll.

Das „Ausland" von 1864, Nr. 19, S. 452, theilt folgende treffende Stellen von Gratiolet (Wissenschaftliche Abendunterhaltungen in der Sorbonne) mit: „Das Gehirn eines erwachsenen Menschen ist, haben wir gesagt, ähnlich dem eines Affen, und dennoch ist es in einigen Beziehungen in ganz anderer Weise entwickelt. So z. B. erscheinen die Falten in dem Gehirn eines Affen Anfangs in den unteren Lappen und endlich in den Stirnlappen. Beim Menschen findet daß Umgekehrte statt — die Stirnlappen kommen zuerst zum Vorschein. Hieraus ergeben sich beständige Verschiedenheiten während des Fötallebens, und in dieser Hinsicht zeigt der Mensch eine unerklärbare Ausnahme von der allgemeinen Regel. Sonach ist dieses menschliche Gehirn, das typisch dem Gehirn eines Affen so ähnlich ist — zu keiner Epoche wirklich ein Affengehirn. Man kann materiell den Menschen weder zu einem Reich, einer Abtheilung, einer Klasse, einer Ordnung, noch zu einer Familie einer Ordnung machen. Er ist etwas ganz Anderes als alle die Wesen, mit denen er die meiste Aehnlichkeit hat. Er erscheint — man verzeihe den Ausdruck — in den Augen des Naturforschers, der ihn unter die Affen einreihen wollte, als eine Anomalie . . . ."

„Die Fläche der Hand eines Affen kann sich nur an einen Cylinder anlegen; die der menschlichen Hand ist im Stande, sich in einen Längsfalz zu höhlen oder sich in einen Becher zu formen, so daß sie sich an kreisartige Oberflächen anlegen, kann. Aus einem einfachen Greiforgan (Greifhaken) wird sie ein Meßwerkzeug, aus einem Haken wird sie ein Zirkel, — ein von Blainville gebrauchter Ausdruck.

Dazu drängt ſich aber noch eine andere Betrachtung auf. Die Annäherung an den Menſchen findet nicht etwa blos in einem einzelnen Thiergenus oder gar in einer einzelnen Thierſpecies ſtatt, daß man etwa ſagen könnte, hier und nur hier ſei der Uebergang zum Menſchen angezeigt; vielmehr hat das eine Genus dies, das andere Genus ein anderes Stück, wenn man ſo ſagen darf, von der Menſchenähnlichkeit vor den übrigen voraus. Die Affen allerdings haben einen dem menſchlichen möglichſt ähnlichen Körper-, ſelbſt Schädelbau; ſogar der ſo oft geltend gemachte Unterſchied der Vierhändigkeit erſcheint als ein verſchwindender; denn bei dem neu entdeckten Gorillaaffen iſt wenigſtens die innere Conſtruction des Fußes ebenſo gut wie beim Menſchen eine andere, als die der Hand. Allein Körperähnlichkeit iſt, wie nahe es auch den materialiſtiſchen Naturforſchern liegt, ſie ausſchließlich in Betracht zu ziehn, keinenfalls allein entſcheidend. Eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Menſchen im Bau findet ſich auch beim heutigen Froſch. „Denn er iſt das einzige Thier, deſſen Bein wie beim Menſchen eine Wade hat.“ Daher auch Manche nicht anſtehen, einen directen Vorfahren des Menſchen in jenem alten Batrachier oder Labyrinthodont Owen's zu erkennen, der ſeine handähnlichen Fußſtapfen in den neuen rothen Sandſtein von Hildburghauſen eingedrückt hat. Zwiſchen Pflanzen und niederen Thieren herrſcht eine ſolche Aehnlichkeit in der Structur daß Verwechslungen möglich geweſen ſind, und doch ſind die letzteren durch nichts Geringeres, als der Beſitz einer Seele iſt, vor den erſteren ausgezeichnet. Klugheit, Ueberlegung, wenn man will, Intelligenz, dieſe höheren und weſentlicheren Gaben, ſind im Papagei, im Pudel, ſind beſonders auch in dem dem Menſchen äußerlich ſo unähnlichen Elephanten leicht in höherem Grade als in den Affen vorhanden. Von der Humanität aber, wenn man ſich dieſes Ausdrucks bedienen darf, findet ſich jedenfalls in unſeren Hausthieren erſt recht viel mehr. Die Nerventhätigkeit iſt ſogar ſchon in den Inſecten, namentlich in den Bienen, auf's Höchſte geſteigert: in den letzteren erregt auch

---

»Elle saisissait jusque là le sol ou l'aliment, desormais, passez-moi le mot, elle pourra saisir aussi des idées . . .«

„Bilden dieſe Racen (d. h. die Neger und andere entartete Volksſtämme) eine Uebergangsſtufe zwiſchen dem Menſchen und den Affen? Nein, tauſendmal nein! Ihre Mißgeſtalt ſelbſt legt Verwahrung ein gegen ſolche Behauptung. Weit entfernt, daß die menſchlichen Charakterzüge bei ihnen abgeſchwächter werden, treten ſie vielmehr entſchiedener und ſchroffer hervor. Dieſer Lappen des Ohrs, dieſe Naſenlöcher, dieſe Lippen, welche der ausſchließliche Charakterzug des Menſchen ſind, werden ſogar zur Mißgeſtalt entwickelt . . . Alles in dem entwürdigten Geſicht des Negers proteſtirt gegen dieſe gottloſe Behauptung.“

der Kunst- und Geselligkeits- oder, richtiger, Staatenbildungstrieb unsere höchste Bewunderung.

Uebrigens aber gibt es — und das ist noch ein besonders beachtenswerther Umstand — nirgends eine Thierspecies, in welcher Nichts als Annäherung an den Menschen, in welcher nicht auch zugleich wieder eine Entfernung von der menschlichen Art stattfände. Gerade, je vollendeter ein Thier ist, desto schärfer hat sich naturgemäß auch das Thierische in ihm ausgeprägt, welches seinen Unterschied vom Menschen begründet. Wo uns die Menschenähnlichkeit augenfälliger entgegentritt, wie z. B. bei den Affen, erscheint sie daher leicht desto fratzenhafter, und das Grauen, das der gesunde Sinn bei dem Gedanken an die vermeintliche Abstammung unseres Geschlechtes von den Thieren so leicht empfindet, wird da nur desto größer. Man bezeichnet dies Gefühl wohl als ein bloßes Vorurtheil; aber jedenfalls hat es seinen guten Grund und ist eine Folge der weisen Einrichtung des Schöpfers selber. Es erhellt, daß, wenn irgendwo der Uebergang vom Thiere zum Menschen hätte bewirkt werden sollen, daß dann nicht blos ein Mangel auszufüllen, sondern auch ein positiv Vorhandenes wieder aufzuheben gewesen wäre. Und wollte man da nun auch an die Allmacht Gottes appelliren, als welchem auch ein solches Werk hätte möglich sein müssen, so ist es doch Gottes Weise nicht, das einmal Geschaffene zu zerstören, sondern nur, es zu erhalten, zu benutzen und das, was von Anfang an in ihm angelegt ist, herrlich weiter zu führen.

Wir müssen hier aber noch der besonderen Gestalt gedenken, in welcher die Artenverwandlungs- oder auch Entwicklungs-Hypothese in dem anziehend geschriebenen Schriftchen von C. Snell: „Die Schöpfung des Menschen, Leipz. 1863" auftritt. Snell verwirft ebenso entschieden wie wir die Meinung, daß die Menschen aus sich vervollkommnenden und veredelnden Bestien hervorgegangen seien, und redet in dieser Beziehung von Rohheiten, von denen sich einige in jüngster Zeit erschienene Schriften nicht loszumachen gewußt haben, ja zieht als eine Parallele die Meinung Derer herbei, von denen Göthe sagt, sie hätten es nicht für unmöglich gehalten, daß sich der Bär, wenn er nur consequent aufrecht ginge, nach einigen Generationen in einen leidlichen Menschen verwandeln würde. Daß sich ein Höheres aus einem solchen Niedern, welches in seinem niedern Zustand schon sich als ein in seiner Art Abgeschlossenes und Vollendetes und an seinem Ziel Angelangtes darstelle, und welches folglich schon seiner ersten Anlage nach ein Niederes sein müsse, hervorbilde, sei undenkbar. Eine solche Entwicklung gebe es nirgends, weder auf natürlichen noch auf geistigen Gebieten. Denn sie hieße nichts Anderes, als daß Wesen, deren Ziele selbst niedere sind, zu einem

höhern Ziel der Entwicklung gelangten*). Auch nach Snell können sich all' die Arten und Gattungen der Organismen nur aus solchen Voreltern hervorgestaltet haben, die das, was sie sind und haben, irgendwie bereits in sich trugen und in sich vereinigten, wenigstens dem Keim oder der Anlage nach. „Es hat sich nie aus einem Strahlthier ein Weichthier, oder aus einem Gliederthier ein Wirbelthier entwickelt." **) Schon sogleich „in der ersten großen Periode der organischen Schöpfungen, in der sogenannten paläozoischen Periode, wo es noch kein bewohntes Land gab und alles Leben noch im flüssigen Element geborgen lag, finden wir den Grundriß des gesammten Thierreichs gelegt, indem die Strahlthiere, Gliederthiere, Weichthiere und Wirbelthiere sich schon vorfinden." ***) Es versteht sich darnach von selbst, daß auch das Menschengeschlecht auf ein solches Urwesen zurückgeht, welches sich bereits durch das Charakteristisch-menschliche oder doch durch die Anlage dazu, d. i. durch die Anlage zur Vernunft, vor allen übrigen Wesenheiten auszeichnete. „Der Vernunftkeim reicht zurück bis in die Zeit des ersten Ergusses des allgemeinen Lebens in das individuelle, zurück in die Zeit, von der es heißt, der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Denn er ist seinem Wesen nach mit diesem Ergusse identisch. Er ist der Erstgeschaffene von Allem, was da athmet und lebt." †) Nur dürfen wir uns weder die übrigen noch auch den menschlichen Urtypus sogleich in einer vollkommnen Gestalt denken. Dies geht schon darum nicht an, weil sie ja alle das Wasser zu ihrem ersten Lebenselemente haben und erst nach mehreren Generationen auf's Land emporsteigen. Die Geschöpfe haben sich aus unentwickelten und embryonisch verhüllten Daseinsformen allmählich durch fortschreitende Theilung der Arbeit in den Organen zu gegliederten und entwickelten ausgewirkt. „Und so wenig der jetzige Mensch sich desjenigen Zustandes seines embryonalen Lebens schämt, in welchem er noch nicht durch Lungen, sondern durch eine Art Kiemen athmete, so wenig wird er sich des Zustandes seiner Voreltern zu schämen haben, in welchem dieselben nicht durch Lungen, sondern durch Kiemen athmeten, welcher Zustand nothwendig dagewesen sein muß zu der Zeit, als es noch kein Land, wenigstens kein bewohntes

---

*) Vergl. Snell, S. 44.

**) S. 107.

***) S. 106. — Auch C. Vogt, der „die Darwin'schen Ansichten der Wahrheit näher als irgendwelche andere" findet, will sich doch nur „in Beziehung auf die näher verwandten Typen als ihren Anhänger erklären". Vergl. Vogt's „Vorlesungen über den Menschen" u. s. w. Erste Lieferung, S. 16. Vierte Lief., 16. Vorl.

†) S. 142.

gab.*) Die Urmenschen brauchen sich daher auch in ihrer äußeren Erscheinung von den Thieren gar nicht so merklich unterschieden zu haben. Die embryonalen Keime der Menschen sind ja denen der Thiere außerordentlich ähnlich**). Birgt also die Erde auch noch wirklich Reste von jenen uralten Ahnherren unsers Geschlechtes, so werden wir sie doch nicht erkennen. Aber das nicht allein. Bei der Entwicklung der Urtypen zu verschiedenen Gattungen und Arten fand auf gewissen Punkten ein Stillstand, ja auch ein Rückschritt statt. Wie sich aus den Urwirbelthieren einerseits die Saurier entwickelten, die die Anlage, Landbewohner zu werden, in sich bewahrten und zu verwirklichen strebten, so andrerseits auch die Fische, welche diese Anlage fahren ließen und sich nur möglichst gut im Wasser einzurichten suchten. Wie sich wiederum aus den Sauriern solche Gestalten entwickelten, welche den Uebergang zu höheren Lebensformen bildeten, entsproßten aus ihnen auch die Schildkröten und Schlangen, an denen statt der Bildungsfähigkeit der Voreltern vielmehr eine merkwürdige Rückbildung anzuerkennen ist. „Es ist, als ob einige Saurier, denen der Eingang zu höheren Lebensformen versperrt war, durch gänzlichen trotzigen Abfall sich hätten rächen oder ihre innern Kräfte dämonisch steigern wollen." „Wenn man die Schlange in ihrem ganz freien Gebahren in der Einsamkeit beobachten kann, wie sie mit bedächtiger Bewegung des Kopfes und der zierlichen Biegung des Halses so außerordentlich klug um sich schaut, so macht es fast den Eindruck, als ob ein sinnender Geist nicht sowohl naturgemäß darin wohne, als vielmehr hineinverhext wäre." ***) Vermöge eines solchen Stillstandes und Rückschrittes konnte es nun geschehen, daß von demselben Ahnherrn, von dem die Menschen herkommen, auch all' die Thiere entstammten, die den Bau und Typus des Menschen im Grundriß an sich tragen. Nur „aus dieser Ansicht von der Stellung des Menschen zu den Thieren erklärt sich die große äußere Familienähnlichkeit Beider, die sonst, wenn jedes Geschöpf unabhängig vom Menschen originär erschaffen wäre, als eine abgeschmackte Nachäfferei erscheinen müßte." †) Der Mensch ist also, um einen von Snell selbst angewandten Vergleich zu gebrauchen, wie ein Majoratsherr anzusehen, der in seinem Stamm rückwärts auf lauter Majoratsherren trifft, nichtsdestoweniger aber sehr gesunkene, ja verkommene Seitenverwandte hat.

Wie sich diese Snell'sche Anschauung durch die Anerkennung von wichtigen Wahrheiten, welche man nimmer hätte ignoriren sollen, auszeichnet, so steht sie auch den paläontologischen Ergebnissen in mancher Beziehung näher,

*) S. 44. — **) S. 130. — ***) S. 127. 128. — †) S. 146.

als die andern verwandten Theorien, sie kann zu einem großen Theil auch von dem christlich-biblischen Standpunkte leicht angeeignet werden. Wir haben sie aber besonders deshalb mitgetheilt, weil sie dessenungeachtet so recht beweist, in welche Haltlosigkeiten sich die Entwicklungshypothese verlieren muß, wenn sie die Wahrheit zwar nach der einen, aber nicht auch nach der andern Seite hin gelten lassen will. Jener, die Anlage zur Vernunft bereits in sich tragende, aber noch unter Amphibien und Reptilien herumkriechende und äußerlich von ihnen wenig unterschiedene Urmensch sieht offenbar mehr nach einem bloßen Phantasiestück, als nach einem wirklichen Geschöpfe aus. Die Anlage zur Vernunft und das Menschliche überhaupt muß sich doch irgendwie in ihm verrathen haben. Snell selber meint, daß das unenthüllte, verschwiegene Geheimniß der schlummernden Menschenseele dem Blick und Ausdruck dieser Urwesen, ähnlich wie so oft den Augen des Kindes, etwas Ergreifendes, Ahnungsvolles und Tiefes verliehen haben werde. Und wenn ein in der Wesen Tiefe blickender Geist durch das Auge dieser Geschöpfe auf den Grund ihrer Seelen geschaut hätte, und er dann die traurigen Verkümmerungen und Mißbildungen der Menschennatur in den vielen Racenvölkern betrachtete, so möchte er wohl in die Worte ausbrechen:

Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang' die Knospe sie noch barg;
Wie wenig, ach, hat sie entfaltet,
Dies Wenige wie klein, wie karg!

Und dann sollen diese knospenden Ideale dennoch nicht darüber erhaben gewesen sein, außer den Majoratsahnen der Menschheit auch Löwen und Bären und allerlei anderen Säugethieren das Dasein zu geben. Wir müssen gestehen, daß wir uns eine solche wunderliche Mischgestalt nicht denkbar machen können. Aber wir wollen sogar von der Denkbarkeit absehen und nur Folgendes hervorheben. Snell versichert uns, es liege darin nicht der geringste Widerspruch, daß man einerseits den Menschen, wenn man rückwärts schreite, nur von Wesen ableiten solle, „welche allen andern Geschöpfen entgegengesetzt und von denselben durch ihre ganze innere Natur bestimmt abgesondert sind, weil in ihnen allein die Vernunftanlage in ungetrübter Reinheit und unbeschränkter Gestaltfülle erhalten wird", — und daß dann andererseits dennoch, wenn man rückwärts schreite, aus irgend einem der Voreltern des Menschen „sowohl Thierisches als Menschliches hervorgehe und die Schranke zwischen Thier und Mensch nicht bestehe". Aber liegt der Widerspruch nicht auf der Hand und ist er nicht in der That sehr bedeutend? Ist einmal der Unterschied zwischen Mensch und Thier so bedeutend, daß Ersterer nicht von Letzterem

geboren werden kann, so kann auch, das ist wohl klar und einfach genug, Letzteres nicht von Ersterem entflammen. Und damit verbindet sich sofort noch eins. Wenn der Unterschied zwischen Glieder- und Wirbelthieren zu groß ist, als daß man sie von einem gemeinsamen Urtypus herleiten kann, dann, sollte man meinen, ist es auch der zwischen den Säugethieren und dem Menschen, der Jedem, welcher nicht beim Aeußerlichen stehen bleibt, sondern in der Wesen Tiefe blickt, als unendlich bedeutender erscheinen wird.

Die Naturwissenschaft möchte zwischen den einzelnen Stufen des Daseins keine Kluft zugeben, die sie nicht auch in ihrer Weise anschaulich überbrücken, über die nur eine höhere oder, sagen wir gleich bestimmter, über die nur Gottes Schöpferkraft hinwegkommen könnte. Sie müßte sich sonst an Schranken, die ihr gesteckt sind, an ihre Menschlichkeit und Ohnmacht erinnern. Aber wenn es ihr nun schon nicht gelingt, den Uebergang vom anorganischen zum organischen Sein wissenschaftlich darzuthun, so sollte sie schon deshalb in Betreff des Uebergangs von den Thieren zum Menschen, der doch wahrlich nicht weniger dunkel und schwierig ist, bescheiden sein. Sie protestirt gegen einen Glauben, der Undenkbares, d. i. Unvorstellbares statuire, verliert sich aber selber, so oft sie die Schwierigkeit positiv zu lösen versucht, in die größten Undenkbarkeiten. Der Glaube an eine Schöpfung, an eine Schöpfung auch des Menschen, hat doch nur so lange etwas Undenkbares, als man von einem Schöpfer Nichts wissen will.

§ 7.

Die Schöpfungsgeschichte des Pflanzenreichs.

Die Paläontologie liefert uns den Beweis, daß jener Fortschritt vom Einfachen zum Complicirten und vom Unvollkommnen zum Vollkommnen, den wir im vorigen Abschnitt als natürlich darzuthun suchten, im Allgemeinen wirklich und zwar ziemlich strenge innegehalten worden ist. Aehnlich wie die Natur in der Gegenwart, wenn wir sie in der Richtung von Unten nach Oben überschauen, dient daher auch schon jene in der Vergangenheit, wenn wir ihre nach einander eintretenden Entwicklungen verfolgen, zur Darstellung eines bestimmten großen Gedanken, und es kommt nur darauf an, denselben richtig zu verstehen. Schon die anorganischen Stoffe hatten sich, wenn anders eine Welt der Mannichfaltigkeit, der Schönheit und des Lebens aus ihnen erstehen sollte, mit einander zu verbinden und durch die Verbindung in neue Formen umzugestalten, hatten also einen Proceß der Ein- und Ausgestaltung

zu vollziehen; sie konnten es aber, da es ihnen noch an allen Organen dazu fehlte, nur äußerlich und nur in vorübergehenden Acten oder vielmehr Vorgängen, nach welchen, wenn sie vorüber waren, wieder Ruhe eintrat. Es konnte noch nicht von Leben die Rede sein und noch weniger von lebendigen Producten. Es gab nur Mischungen oder Verbindungen, und zu Stande kam nur das todte Reich der Mineralien, das Reich der anorganischen Natur. — Die Organismen dagegen haben vermöge ihrer Organe jene Aufgabe des Stoffwechsels, des Ein- und Ausgestaltungsprocesses in einem viel höheren und wahreren Sinn zu lösen; sie haben nicht ein- oder zweimal, sondern so lange sie existiren, fortdauernd Stoff in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und zu einer neuen Darstellung zu bringen; sie haben darin eine wirkliche Thätigkeit zu entfalten; sie sind lebendig und haben durch jenen Proceß ihr Leben wie zu erhalten so auch zu äußern. Die Einen, es sind die niederen, die Pflanzen, haben nur Organe für die Verarbeitung des anorganischen Stoffes; die Andern aber, die höheren, die Thiere, sind auch befähigt und darauf angelegt, mit den anorganischen zugleich organische Stoffe, vegetabilische und selbst auch thierische, in sich aufzunehmen. Da die organischen Stoffe sich nicht überall ohne Weiteres darbieten, sondern aufgesucht und unterschieden sein wollen, so haben die letzteren, die Thiere, vor Allem die Fähigkeit der Empfindung oder Wahrnehmung und Selbstbewegung, und als Grundlage dafür die Seele. Beide aber, sowohl die Pflanzen als auch die Thiere sind vermöge ihrer Ein- und Ausgestaltungsthätigkeit Vorausdarstellungen, gewissermaßen Typen des Menschen und der Aufgabe, die vermöge seiner Natur ihm gestellt ist. Des Menschen eigentlichste Thätigkeit hat sich zwar auf einem andern, viel höhern Gebiete zu vollziehen, aber sie ist ebenfalls eine Ein- und Ausgestaltungsthätigkeit. Der Mensch hat, wenn er nach seinem niedern Theile der endlichen und zeitlichen Stoffe nicht entbehren kann, nach seinem höheren, wenn anders er seine Idee verwirklichen und zu einer wahren Befriedigung gelangen will, in das Unendliche einzukehren; sein Geist, der dem Ewigen entstammt, kann nur im Ewigen Ruhe und Heimath finden; er hat sich dem Göttlichen, ja Gott selber zum Organe und Tempel zu weihen, hat Gott sich einzugestalten und auch wieder aus sich heraus zur Darstellung zu bringen, und zwar nicht blos durch den Cultus, sondern auch durch seine ganze sittliche Thätigkeit, ja auch durch all' seine höheren, geistigen Beschäftigungen, namentlich auch durch die Kunst. Er ist der Punkt, wo das Irdische in das Himmlische einmünden, wo die lebendigste Wechselbeziehung zwischen beiden stattfinden muß.

Die niedrigsten Pflanzen nun haben für die Verrichtung ihrer Thätig-

keit nur noch wenig Organe und vollziehen dieselbe daher auch nur unvollkommen. Wie sie nur wenig Nahrung in sich aufzunehmen vermögen, so bringen sie es auch nur zu einer unvollkommnen Form, welche das letzte Ziel nur noch sehr unbestimmt anzudeuten vermag. Die vollkommneren dagegen strecken, so zu sagen, weiter und weiter ihre Arme aus, um die ihnen nöthigen Lebenssubstanzen zu ergreifen und einzusaugen, lassen auch allmählich immer bestimmter und kräftiger ihre Blüthen hervortreten, gestalten dieselben immer vollkommner aus, thun gleichsam immer klarer ihre Augen auf, um das Licht, das sie belebt und farbig schmückt, schon nicht mehr blos erregend auf sich wirken zu lassen, sondern auch schön und himmlisch, wie es ist, aus sich wiederzuspiegeln. Und analog verhält es sich auch auf dem Gebiete des Thierreichs. Kurz, die Ein- und Ausgestaltung wird immer vollkommner, und der große Gedanke, der den Fortschritt vom Niederen zum Höheren beherrscht, ja gewissermaßen über dem ganzen Verlaufe der organischen Entwicklung mit leuchtenden Buchstaben geschrieben steht, ist kein anderer als der, das hohe Ziel der Schöpfung, wie es in dem in Gott einkehrenden Menschen erreicht wird, indem er seine Organe nach Unten und Oben zugleich bethätigt und wie die Welt so auch Gott selber mit sich zusammenschließt, immer deutlicher und bestimmter, wenn auch nur gleichnißweise zur Darstellung zu bringen.

Bleiben wir zunächst beim Pflanzenreiche stehen, so beginnt es in seinen untersten Gliedern mit Gewächsen, die aus lauter gleichen Zellen bestehen und durchaus keinen Unterschied von Axe und peripherischen Radien, von Stamm und Blättern oder Zweigen entwickeln, die keine Blumen, keine Früchte und keinen Saamen haben, die sich nur durch Ablösung einzelner Zellen ihres Gewebes, sogenannter Sporen, vermehren. Es sind dies die blattlosen Pflanzen (plantae aphyllae), zu denen die Pilze, die Algen oder Wasserfäden und die Flechten gehören. Dann folgen solche, die den Unterschied von Axen und Radien wenigstens schon andeuten, sich überhaupt schon durch die Zierlichkeit in den Formen und durch Zartheit des Gefüges auszeichnen, indeß der Blumen, Früchte und des Saamens ebenfalls noch entbehren, sich also ebenfalls noch durch Sporen fortpflanzen, — die Moose, die mit den vorigen zusammen als Zellpflanzen (plantae cellulares) bezeichnet werden können. Zuletzt schließen sich hier diejenigen an, die zwar ebenfalls noch ohne Blumen, Früchte und Saamen sind, die ihre Sporen aber mit eigenthümlich geformten Kapseln umkleiden, sei's nun, daß dieselben an der Axe stehen (caulocarpae), sei's, daß sie sich an den Radien finden (phyllocarpae), — die außerdem besonders dadurch ausgezeichnet sind, daß sie an bestimmten Stellen ihre Zellen

zu Holzbündeln, ſogenannten Gefäßen, entwickeln und dadurch ihrer Pflanzenſubſtanz eine beſondere Feſtigkeit, dem Unterſchied von Axe und Radien aber mehr Halt und Gepräge verleihen: es ſind die ſogenannten Gefäßpflanzen, die heut zu Tage auf die unſcheinbaren Formen der caulocarpiſchen Schachtelhalme (equisetum) und phyllocarpiſchen Waldfarrenkräuter (filices) beſchränkt ſind.

Weil ſich die Keime aller dieſer Pflanzenarten aus einfachen Zellen oder Sporen ohne Saamenblatt (cotyledon) entwickeln, bezeichnet man ſie insgeſammt als Acotyledonen. Auf dieſe Acotyledonen nun aber ſcheint ſich die ganze Pflanzenſchöpfung bis zur Steinkohlenperiode hin beſchränkt zu haben. Beſonders kommen für dieſe Urzeit die Gefäßpflanzen in Betracht; ſie vor Allem repräſentiren die erſte, urweltliche Flora. Die Pilze gedeihen nur auf andern Organismen; ſie wuchern am liebſten auf Leichen oder Excrementen und dürfen ſchon darum nicht als erſte Repräſentanten erwartet werden. Die Algen, Flechten und Mooſe aber waren zu zart, als daß ſie ſich, mit Ausnahme einiger Seealgen, hätten erhalten können. Caulocarpiſch wuchſen damals in jener Morgenzeit der Flora, die freilich deutlicher erſt mit der Kohlenperiode beginnt, auf: 1) Die Verticillaten, bei denen die Blattentwicklung noch zurücktrat; es gehörten dahin die Calamiten, die mit den allgemeinen Merkmalen der heutigen Schachtelhalme einen rieſenmäßigen Wuchs von mehreren Klaftern Länge und entſprechender Dicke vereinigten, dann die eigentlichen Schachtelhalme oder Equiſeten ſelber, und ferner die Aſterophylliten, die weniger rieſig, aber ſchon mit Zweigen oder Aehren verſehen waren. 2) Die Folioſen, eine Claſſe, die nun ſchon eine gewiſſe Blattentwicklung hatte und Bäume von beträchtlicher, theilweis außerordentlicher Größe, mitunter auch mit gabelig veräſtelten Stämmen, wie z. B. den Lepidodendrum umfaßte. Zu ihr gehörten außer dem Lepidodendrum die Sagenaria, Stigmaria und Sigillaria nebſt all den verwandten Arten, deren Stämme beſonders häufig in den Steinkohlenlagern vorkommen und dicht bei einander in regelmäßiger Folge die Blattnarben zeigen. — Phyllocarpiſch aber breiteten all' die ungeheuren Farrenkräuter ihre ſich bereits ſchön und weit ausgeſtaltenden Blätter der Luft und dem Licht entgegen und erhoben ſich zu einer Größe, zu einer Baumgeſtalt, wie ſie ſie jetzt nur noch in der heißen Zone und zwar meiſt in den Küſtengegenden haben. — Der Reichthum der Vegetation an verſchiedenen Arten war alſo in jenen erſten Perioden der organiſchen Schöpfung nicht groß. Dennoch aber kann die Maſſe der organiſchen Subſtanz verhältnißmäßig nicht geringer als heut zu Tage geweſen ſein. Alles führt vielmehr auf eine ſehr üppige Vegetation, welche den Mangel an

Mannichfaltigkeit durch die Größe und Kraft der wenigen ihr möglichen Exemplare zu ersetzen suchte.

Die vollkommneren Pflanzen sind diejenigen, welche schon nicht blos Blätter, sondern auch Blumen entfalten und Früchte und Saamen tragen. Sie zeichnen sich vor Allem auch dadurch aus, daß sie den Keim des neu sich bildenden Pflänzchens irgendwie umschließen und einhüllen, die Einen mit einem einzigen trichterförmigen Saamen- oder Hüllblatte — die Monocotyledonen — die Andern mit zweien oder mehreren — die Dicotyledonen. Als eine erste Stufe oder vielmehr als eine bloße Vorstufe zu der einen wie zu der andern dieser beiden Classen lassen sich die sogenannten Gymnospermen ansehen, Gefäßpflanzen, welche schon eine deutliche, aber unscheinbare, höchst einfache Blüthe aufzeigen, die sich jedoch sonst nur unvollkommner entwickeln. Es gehören dahin 1) die Cycadeen, palmenartige, mit gefiederten Blättern versehene kurzstämmige Gewächse, und 2) die Coniferen, wozu unsere Nadelhölzer zu rechnen sind. Die eigentlichen Monocotyledonen bilden aber in der Regel noch keine eigentlichen Nebenaxen oder Zweige; in ihre Blätter reicht sehr selten die Rippenverästelung hinaus; in ihren oft prachtvollen Blumen fehlt gewöhnlich noch ein bestimmter Unterschied zwischen Kelch und Krone. Sie umfassen die Familien der Gräser, welche vor allen andern den Thieren und Menschen Nahrung darreichen; die Familie der Palmen, die durch hohe schlanke Axen, prachtvoll gestaltete Blätter und zum Theil durch eßbare Früchte (Datteln und Cocusnüsse) ausgezeichnet sind; ferner die Liliengewächse, die mehr zur Freude als zum Nutzen geschaffen scheinen, die mit ihren prächtig gefärbten Blüthen jedenfalls die Zierde der Natur zu heißen verdienen, — und zuletzt die tropischen Musaceen, als deren Hauptrepräsentant der Bananenbaum (musa sapientum) durch kräftigen Stamm, Größe der Blätter, Farbenpracht der Blume und wohlschmeckende, nährende Früchte hervorragt, die Tugenden der Gräser, Palmen und Liliaceen gewissermaßen in sich vereinigend, von Burmeister daher der König des monocotyledonischen Reichs, aber freilich auch der verzärtelste Sohn des Himmels genannt.

Die Gymnospermen nun und Monocotyledonen sind es, welche für die nächsten Schöpfungsperioden zumeist in Betracht kommen. Die unvollkommneren Pflanzen treten allmählich zurück; diese vollkommneren dagegen beginnen schon in der Steinkohlenzeit und sind bis zur Kreidezeit hin das Höchste, was die Natur auf dem Gebiete der Vegetation hervorzubringen vermag. Sie zeigen sich aber und zwar in auffallend wenig Arten, über die ganze Erde hin in gleicher Weise: sie sind so gut in Spitzbergen wie in England, in Nordamerika wie in Südrußland zu Hause, und zwar überall gleich üppigen Wuchses.

Beſonders laſſen ſie ſich in dem Schilfſandſtein und der Lettenkohle des Keuper urter dem Jura finden; die übrigen Schichten dieſer Perioden ſind an Pflanzenverſteinerungen ärmer. Ganz beſonders treten die Gymnoſpermen hervor, alſo die Cycadeen, deren jetzige Repräſentanten am Cap der guten Hoffnung die Palmen vertreten, und die Nadelhölzer. Während erſtere den warmen Klimaten angehören, gedeihen die letzteren beſonders in den gemäßigten; zwiſchen den Tropen kommen ſie nur auf Bergen fort. Da nun das Klima in der Secundärzeit noch durchweg ein tropiſches geweſen ſein muß, ſo werden die Nadelhölzer nur auf Bergſtrecken, vielleicht auf weiten Hochebenen im Innern der vom Waſſer entblößten Ländermaſſen gewachſen ſein, während die Cycadeen nach heutiger Gewohnheit, mit Farrenkräutern, einzelnen, aber kleineren Lycopodien, ſelbſt Palmen und Liliengewächſen untermiſcht, mehr die Ufer bekleideten. Es läßt ſich alſo hier zuerſt ein Unterſchied zwiſchen einer Binnenland- und Küſtenflora bemerken.

Die Dicotyledonen ſind in allen ihren Theilen geregelter angelegt, als die Monocotyledonen; in ihrem Stamm unterſcheiden ſich Rinde, Splint, Holz und Mark, als verſchiedene von Außen nach Innen auf einander folgende Schichten; gewöhnlich haben ſie Zweige, und die Holzveräſtelung zieht ſich bis in die Blätter hinaus, wodurch die untere Blattfläche ein von der oberen verſchiedenes Gepräge empfängt. Auf die Blume geſehen, gibt es aber auch hier noch wieder einen ſehr beſtimmten Fortſchritt; zunächſt nämlich bleibt dieſelbe gewiſſermaßen noch im Kelche ſtecken, dann tritt ſie nur wie ein Rohr oder eine Tute hervor, und zuletzt erſt entwickelt ſie ſich zu einer mehrblättrigen Krone. Weil petalum der terminus technicus für das Blumenblatt iſt, ſo nennt man die erſte Claſſe, die nur den Kelch, nicht die Krone hat, apetalae, wozu als monocliniſch oder zwitterblumig nicht blos die Melden, der Buchweizen und Hahnenkamm, ſondern auch die Lorbeerbäume, als dicliniſch, wie eigentlich ſchon die Nadelhölzer, ſo beſonders auch die übrigen Waldbäume, ſammt den Pappeln, Weiden, Urticeen und Euphorbien gehören. Die zweite Claſſe bezeichnet man als monopetalae, welche faſt nur krautartige Pflanzen, wie die Schlüſſelblumen (primulaceae), die Vergißmeinnicht, die Winden, Kartoffel- und Kürbisgewächſe, aber auch die Diſteln, Kletten und Paſſionsblumen umfaſſen. Die dritte Claſſe, die den Abſchluß der vegetabiliſchen Schöpfung bezeichnet, bilden die polypetalae, wohin die Dolbengewächſe, die Hülſenpflanzen, wie Klee, Esparſette, Erbſen, Bohnen und Wicken, die harzreichen Reſinarien, die lieblichen Roſaceen (Erdbeeren, Himbeeren, Kirſchen, Pflaumen, Birnen, Aepfel), die Myrten (von denen die Granaten die ſchönſten), die Saftgewächſe, wie die Cacteen,

die Nelken, Veilchen, Granien, Balsaminen, auch die Ahorne, Roßcastanien und Linden u. a. m. zu rechnen sind.

Diese Dicotyledonen beginnen sicher nachweisbar erst in dem Schlußgliede der Secundärzeit, in der Kreide. Während hier die caulocarpen acotyledonischen Gefäßpflanzen außer einigen Equisetaceen ganz fehlen, treten zuerst deutlich Laubhölzer, wie es scheint Weiden, auf, in dem Quadersandsteine auch eine den Pappeln oder Haselnüssen analoge Gattung, vielleicht sogar Platanen, Linden und Tulpenbäume. Dann in der Tertiärzeit stellen sich neben den apetalischen Pappeln, Weiden, Erlen, Hasel- und Wallnüssen, Buchen und andern verwandten Formen, auch die polypetalischen Ahornarten und Myrtaceen ein; überhaupt nähert sich hier die Flora der heutigen mehr und mehr an und zwar auch in der geringeren Verbreitung der Arten. Doch scheint es noch mehrere von den jetzigen abweichende Gattungen von Nadelhölzern gegeben zu haben und dazu scheinen auch noch Palmen, wie die Braunkohle Böhmens beweisen soll, Laurineen, ja selbst Tulpenbäume in den Wäldern selbst in den von den Alpen nördlichen Gegenden zu finden gewesen zu sein.

§ 8.

Die Schöpfungsgeschichte des Thierreichs.

Was das Thier vor der Pflanze voraus hat, Empfindung oder Wahrnehmung und Selbstbewegung und ein diesen beiden Aeußerungen zu Grunde liegendes Seelenleben, durch welches in ganz anderer Weise als es bei der Pflanze möglich war, eine Individualität und Besonderheit ermöglicht ist, das muß bis zu einem gewissen Grade allerdings auch schon den niedrigsten Thierstufen eigen sein; dennoch aber kömmt es erst von Stufe zu Stufe immer bestimmter zum Vorschein; erst allmählich wird die leibliche Aeußerung und Darstellung des innern Seelenlebens immer vollkommner, die Besonderheit immer wahrer. Die niedrigsten Arten, die Infusorien oder irregulären Thiere, die Polypen und Strahlthiere scheinen fast ihr Unterschiedliches nur dazu zu haben, um es noch in jeder Beziehung möglichst zu beschränken. Die Infusorien, die nur aus einer oder mehreren Zellen bestehen, können ihre Bewegungen nur durch Oscillation zahlreicher Härchen bewerkstelligen, womit ihre Oberfläche bedeckt ist. Die Polypen sind mit ihrer fußartigen Ausbreitung sogar immer irgendwie, wenn auch mitunter nur zeitweilig fixirt, ja mit der kohlensauren Kalkerde, die sie in sich aufnehmen und als

Korallen wieder absondern, oft geradezu verwachsen. Von den Strahlthieren oder Radiaten ist wenigstens noch die eine Art, die der geologisch wichtigen Crinoiden oder Haarsterne, wenn nicht immer, so doch in der Jugend festgewachsen. Diejenige der Echiniden oder Seeigel, die ein kugeliges, kalkiges mit Stacheln bedecktes Gehäuse haben, ist es nicht mehr. Von Sinnenthätigkeit aber kann bei allen diesen Thieren, sei's bei den Polypen, sei's bei den Radiaten, noch gar keine Rede sein; es deutet sich noch nicht einmal ein Kopf an, vielmehr bildet der Mund oder das Verdauungsorgan das Centrum, um welches herum sich nicht blos zwei, sondern mehr Theile einander entsprechen, daher sie auch im Unterschied von den irregulären Thieren einer- und von den symmetrischen andererseits reguläre heißen. Der Körper ist meistens noch gallertartig weich, wenn auch durch eingelagerten Kalk verdickt, und die Fortpflanzung geschieht zwar schon durch Eier, indeß entfalten sich noch die aus den Eiern entstandenen Polypen durch unvollständige Theilung und Knospenbildung zur Familie.

Erst bei der folgenden Classe, bei den Weichthieren oder Mollusken, deren fleischiger Mantel in mannichfachen Formen bei den meisten ein zwei- oder einschaliges Gehäuse absondert, läßt sich ein Fortschritt zu Arten beobachten, die das dem Thiere als solchem Eigenthümliche, namentlich die Wahrnehmung, die Sinnenthätigkeit und daher auch einen Kopf mit Augen bestimmter herausstellen, wenn auch die Fähigkeit, sich selbst zu bewegen, immer noch etwas zurückbleibt. Die beiden ersten Arten, die Brachiopoden und Conchiferen oder Muscheln, lassen zwar nur noch erst zwei Körperabschnitte unterscheiden, nämlich eine weiche, sackförmige Hülle, welche den Darmcanal, die Genitalien und die Hauptmasse der Vegetationsorgane enthält, und daneben einen Rumpf, welcher musculös ist und zur Bewegung dient, daher er auch Fuß oder Sohle heißt; allein die Gasteropoden oder Schnecken und Cephalopoden, welche letzteren ein in einer Ebene spiralig gewundenes Gehäuse haben (die Nautilus und Ammoniten), tragen an ihrem Rumpfe auch einen Kopf mit Augen und heißen daher auch im Unterschied von jenen, den Acephalis, geradezu Cephalophora. Die Brachiopoden, wozu die Gattung der Terebratula gehört, sind fast alle noch angewachsen; die Muscheln dagegen können meistens wenigstens schon kriechen.

Ganz besonders aber tritt die Entwicklung der Fähigkeit, sich selbst zu bewegen, bei den Gliederthieren hervor. Von Stufe zu Stufe findet bei ihnen in dieser Beziehung ein nicht zu verkennender Fortschritt statt. Die niedrigste Stufe bilden die Wasser-Gliederthiere oder Würmer (Drehwurm, Finne, Bandwurm u. s. w., auch Regenwurm), die zunächst nur eine Beweglichkeit des ganzen

Körpers vor den Weichthieren voraus haben; dann die Krebse oder Cruſtaceen; ferner die ſpinnenartigen Gliederthiere oder Arachniden, die wenn auch noch läſtig viele, ſo doch ſchon ziemlich ausgebildete Bewegungsorgane beſitzen, und eigentlich ſchon alle Landthiere ſind, und endlich die Inſecten, die ſich als Luftgliederthiere in der Regel ſogar ſchon des Flügels erfreuen.

Die rechte Fähigkeit oder Kraft der Aneignung und Eingeſtaltung, welche ſich zumeiſt durch die rechte Körperausgeſtaltung andeutet, findet ſich indeß erſt bei der folgenden, der höchſten Ordnung, bei den Wirbel- oder Rückgrat- oder Knochenthieren, welche alle nicht blos durch ihren regelrechten Knochenbau, ſondern in Anſchluß daran auch durch eine größere Unterordnung der einzelnen Körpertheile unter einander, durch rothes, wenn auch auf den beiden niedrigeren Stufen kaltes Blut und durch ein Herz ausgezeichnet ſind. Bemerkenswerth iſt es aber, daß die niedrigſte Claſſe derſelben, welche die Fiſche umfaßt, vollſtändiger wieder nur erſt die Sinnenthätigkeit entwickelt; die Fähigkeit der Selbſtbewegung iſt zwar im Element des Waſſers groß genug, fehlt aber auf dem Hauptelement, dem Feſtlande. Erſt die Amphibien und Vögel, die beiden folgenden Claſſen, ſind mit wahren Füßen verſehen und vermögen ſich auch allenfalls auf dem Lande zu ergehen. Und erſt die letzte Claſſe, die der Säugethiere, iſt im Stande, ſich daſelbſt wirklich heimiſch zu machen. —

Gehen wir nun nach dieſer Ueberſicht über das geſammte Thierreich auf die Geſchichte deſſelben ein, ſo iſt es, wie wir ſchon früher ſahen, bei der Entwicklung der Erde in und aus dem Waſſer und bei dem anfänglichen Uebergewicht der Kohlenſäure ſelbſtverſtändlich, daß es zunächſt nur Waſſer- und zwar Meerthiere geben konnte. Dieſelben herrſchen ſogar noch in den Secundärzeiten entſchieden vor; ja es iſt zweifelhaft, ob bis zur Tertiärzeit hin Landthiere, die in keinem Lebensſtadium an das Waſſer gebunden waren, überhaupt nur vorkommen. Ferner läßt es ſich auch erklären, daß in der Nachbarſchaft von gewiſſen Erdarten nur die eine oder andere Thierart, daß nicht alle gleich gut, ja daß in der Nähe von manchen die Thiere gar nicht gedeihen konnten. Jedenfalls zeichnet ſich der Kalk durch ſeinen Reichthum an thieriſchen Petrefacten aus, während dagegen die älteren Sandſteinformationen faſt Nichts davon haben. Dafür hat nun aber bei dem Mangel an Zonenunterſchieden bis in die Tertiärzeit hinein das gleiche Sediment, ſo weit man es bis jetzt hat unterſuchen können, über die ganze Erde hin ziemlich dieſelben Arten. Das Uebergangsgebirge Nordamerika's z. B. bietet dieſelben Typen dar, welche für das europäiſche Uebergangsgebirge bezeichnend ſind. Alcide d'Orbigny, der beſonders Süd-

amerika paläontologiſch unterſucht hat, ſpricht als eines ſeiner Reſultate dies aus, daß die ſiluriſchen, devoniſchen, kohlenführenden, triaſiſchen, kreidigen, tertiären und diluvialen Formationen in Amerika dieſelben ſeien, wie in Europa, und bei dem nämlichen paläontologiſchen Charakter die nämlichen generiſchen Formen, ja ſelbſt mehrere identiſche Arten enthalten.

Das thieriſche Leben ſetzt, wie ſchon in § 6 bemerkt wurde, überall das vegetabiliſche voraus und kann daher erſt, wenn auch in kurzer Pauſe, nach ihm entſtanden ſein. Dennoch finden wir in jenen älteſten Schichten, in denen ſich überhaupt die erſten Organismen entdecken laſſen, in den ſiluriſchen und devoniſchen, wo nur noch die einfachſten gefäßloſen Pflanzen, die Fucusarten, vorkommen, bereits ſehr zahlreiche thieriſche Petrefacten, und zwar nicht etwa blos die niedrigſten Ordnungen. Da die Fiſche, die erſte Claſſe der Wirbelthiere, Waſſerthiere ſind und auch ihrer ganzen Art nach eine möglichſt niedrige Stufe einnehmen, ſo ſind neben den Strahl-, Weich- und Gliederthieren von vornherein auch ſie ſchon wahrzunehmen. „Wie beim Pflanzenreiche bemerken wir jedoch auch hier*), daß die niedrigeren Ordnungen und Formen ſchon frühe ihre Entwicklung, ſoweit ſie deren fähig ſind, durchgemacht haben und nun, auf derſelben ſich erhaltend, durch alle Formationen neben den ſpäter erſchienenen, einer höheren Entwicklung fähigen, hindurchgehen oder ſelbſt wieder abnehmen und aus der Reihe der lebenden Weſen ſchwinden. Dieſes gilt zunächſt für die Korallen, von denen einzelne Gattungen von den älteſten Zeiten bis in die jetzigen ſich erhalten halten. Deutlicher gibt ſich ſchon ein Fortſchritt in der Entwicklung der Echinodermen (oder Strahlthiere) zu erkennen. Während in den früheſten Formationen nur feſtgewachſene, keiner freien Ortsbewegung fähige geſtielte Crinoiden auftreten, kommen ſpäter erſt die einer freien Bewegung fähigen und auch ihrer ganzen Organiſation nach höher ſtehenden Echiniden (Seeigel) zum Vorſchein, und in demſelben Grade, als dieſe nach und nach an Zahl zunehmen, nehmen die Crinoiden ab und zeigen ſich gegenwärtig auf wenige, ſpärlich auftretende Arten beſchränkt. Auch die Ordnung der Crinoiden ſelbſt läßt wieder eine höhere Entwicklung in höher gelegenen, alſo ſpäter ausgebildeten Formationen erkennen, indem in den älteſten paläozoiſchen Gebilden Crinoiden ohne Arme auftreten und gerade in der Entwicklung dieſer beweglichen Organe bis zu dem ſchönen . . . . Lilienencrinit des Muſchelkalkes eine immer größere Mannichfaltigkeit ſich bemerklich macht.“

*) Wir entlehnen hier Pfaff's überſichtliche Darſtellung; vergl. ſeine Schöpfungsgeſchichte, S. 606.

„Betrachten wir die Classe der Mollusken, so zeigen auch diese im Allgemeinen dieselbe fortschreitende Entwicklung an. Sehen wir zunächst auf die beiden Abtheilungen derselben, die kopflosen — Brachiopoden und Conchiferen — und die mit einem deutlichen Kopfe versehenen — die Cephalopoden und Gasteropoden —, so finden wir, daß in den ältesten Formationen vorwiegend die kopflosen entwickelt waren, und von diesen wiederum die auf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung stehenden Brachiopoden, welche nach und nach immer mehr abnehmen und gegenwärtig nur noch durch wenige Arten (bes. die Terebratula) repräsentirt sind. Sehen wir z. B. auf den Bau der Schale, so zeigen die beiden Ordnungen ebenfalls eine immer höhere Ausbildung und größere Mannichfaltigkeit in den Verzierungen derselben und bei den Cephalopoden auch in der Anordnung ihrer Kammer-Scheidewände. Ersteres zeigt sich deutlich bei den Schnecken, von denen in den früheſten Zeiten nur solche angetroffen werden, die einen großen, rundlichen, ganzrandigen Mund, d. h. einen ohne Einbiegungen oder Verlängerungen, erkennen lassen, während nach und nach solche Formen immer häufiger werden, die einen schmalen, mehr spaltenartigen haben, dessen Rand mit zierlichen Fortsätzen versehen ist, bis sie in der Tertiärzeit, wie gegenwärtig, der Zahl nach die überwiegenden sind. Auch die Cephalopoden lassen in Beziehung auf den Bau ihrer Schale eine derartige Wahrnehmung machen. Vergleichen wir die Form der Scheidewände der einzelnen Kammern und die äußere Verzierung der Schalen der Clymenien, Goniatiten und Ammoniten, so sehen wir von den einfachen, glatten, rundlichen Clymenien mit den kaum gebogenen Linien des Ansatzes der Kammern der Grauwackenformation an durch die Goniatiten bis zu den Ammoniten der Kreideformation eine immer reichere und mannichfaltigere Entwicklung dieser Formen sich geltend machen. Erst in der Zeit der höchsten Entfaltung der gekammerten Cephalopoden mit der Juraformation beginnen die nackten, welche die Belemniten (Donnerkeile) als ihre Reste hinterlassen haben, und lassen in eigenthümlichen Formen der Tertiärzeit einen allmählichen Uebergang zu unseren Sepien erkennen."

Was die Gliederthiere betrifft, so stellen sich die ersten Repräsentanten der Crustaceen, die Trilobiten, deren Panzer in der Breite in drei Lappen getheilt ist, bereits in den paläozoischen Formationen ein; erst in der secundären Periode aber, wo die Trilobiten wieder ganz verschwinden, erscheinen eigentliche Krebse, „und unter diesen sind wieder die wenig vollkommnen, langschwänzigen, mehr zum Schwimmen bestimmten (Decapoden, Macruren) früher vorhanden, als die kurzschwänzigen, mehr zum Gehen und zum Aufenthalt auf dem Lande befähigten". Arachniden und echte Insecten sind

auch in der Secundärzeit noch sehr selten; nur im Lias und lithographischen Schiefer des Jura, die sich in mehr abgeschlossenen Meerbusen gebildet haben, haben sich einige, und zwar am deutlichsten Libellen und Heuschrecken erhalten, die zufällig in's Wasser gefallen waren.

Die Fische, welche nach Agassiz*) während einer langen Urzeit der Ausdruck der höchsten Entfaltung des thierischen Lebens waren, kommen in den obersten Gliedern der silurischen Formation nur noch spärlich, zahlreicher jedoch schon in der devonischen vor. Es werden da bereits über 100 Arten gezählt. Allein die meisten sind von den unseren noch bedeutend verschieden. Die Schuppen der Ganoiden bestehen aus harten, knöchernen Platten, welche sie mit einem Panzer umgeben; die zahlreich vorkommenden Cölakanthen, Fische von 20 — 30 Fuß Länge, haben dachziegelförmig übereinanderliegende Ganoidenschuppen; die Placoiden, die der Größe nach unsern Haifischen entsprechen, sind statt mit Schuppen mit Schmelzplatten voll Stacheln und Höckern versehen. Besonders häufig sind die Ganoiden, die heut zu Tage nur noch durch spärliche Reste vertreten sind. Sie haben aber bis in die Steinkohlenformation hinein nur „die niederste Form des Rückgrates, nämlich nur eine knorpelige Rinne (chorda), an der hie und da Wirbelfortsätze sich anheften". Ueberhaupt hatten die ältesten Fische nur ein knorpeliges Skelett; „die echten Knochenfische (teleostei) erscheinen erst in der Kreideformation, wie wohl noch selten, und nehmen von da an immer mehr an Zahl zu" **). Süßwasserfische, besonders Welse, lassen sich zum ersten Mal in den Wälderschichten wahrnehmen.

Noch viel deutlicher und entschiedener aber als durch die fortschreitende Entwicklung der von Anfang an bestehenden Arten läßt sich der Fortschritt und Drang, das letzte große Ziel der organischen Schöpfung immer bestimmter zur Darstellung zu bringen, an dem Umstande bemerken, daß auf die Fische in der Secundärzeit die Amphibien und bald auch die Vögel, weiterhin die Säugethiere folgen. Nach einigen neueren Entdeckungen traten die Amphibien, die jedenfalls so recht die Secundärzeit charakterisiren, auch schon in den paläozoischen Perioden auf. Besonders wichtig aber ist, daß sich schon in den ältesten derselben Vieles von dem zugleich andeutet, was nachher nicht blos in den verschiedenen Amphibienarten, sondern auch in den Vögeln und Säugethieren vereinzelt und nach und nach hervortritt. Durch diese vorläufige Zusammenfassung und Vorandeutung mußten Erscheinungen herbeigeführt werden, die uns heut zu Tage leicht monströs vorkommen. Da aber Mehrere darin

*) Bei Buckland a. a. O., Bd. I, S. 78.

**) Pfaff, S. 609.

etwas ganz Besonderes und tiefer zu Erklärendes gefunden haben, müssen wir um so mehr etwas näher darauf eingehen. Die ältesten Amphibien sind einerseits die Labyrinthodonten, die namentlich der Triasgruppe angehören und oberhalb des Keupers, des letzten Gliedes derselben, in Eidechsen und Krokodile, auch Schildkröten übergehen, andererseits die Seedrachen, welche im Jura durch die Saurier oder Meereidechsen fortgesetzt werden. Die Labyrinthodonten nun scheinen im Ganzen Monitor-Eidechsengestalt gehabt zu haben, nur daß ihre Fußbildung, nach den ihren Gesteinsschichten eingeprägten Fußtapfen zu schließen, plumper gewesen sein dürfte; ihr Schädel aber, von unten angesehen, vereinigte mit dem Eidechsenartigen Froschcharaktere und selbst Fischbildungen; sie hatten nicht, wie die Eidechsen, höchstens 25, sondern 60 — 70 kleine, feine, kegelförmige Zähne auf jeder Seite, von einer Bildung, wie sie kein anderes Amphibium hat. Der Unterkiefer hatte zwei große, spitze Fangzähne, welche durch den Oberkiefer und zwar aus den ihnen gegenüberliegenden Nasenlöchern hervorgesehen zu haben scheinen. Nach der Schlankheit des Kopfes, der allein genauer bekannt ist, darf man einen schlanken Körperbau vermuthen, wahrscheinlich auch einen langen Schwanz. Sie vereinigten demnach die Merkmale in sich, „die heutigen Tages als sehr wesentliche Gruppenunterschiede über die Schildkröten, Crocodile, Eidechsen und Frösche oder Salamander vertheilt sind" *).

Die Seedrachen (Halidraconen) haben eine fast nicht weniger auffällige Gestalt, die der des gleich zu beschreibenden Plesiosaurus am ähnlichsten gewesen sein dürfte; wir können aber sogleich zu den entwickelteren Arten derselben in der Jurazeit, den Enaliosauren (Ichthyosaurus und Plesiosaurus), welche Burmeister mit Ausnahme etwa der Labyrinthodonten für die merkwürdigsten Geschöpfe hält, die die Erde je hervorgebracht hat, und Pterodactylen übergehen. „Mehr als durch alle ihre andern thierischen Gestaltungen", sagt Schubert **), „zeichnet sich die Juraformation vor allen Felsenformationen durch die Menge ihrer Rieseneidechsen oder Saurier aus, deren grauenerregender Körpermasse mit ihrem furchtbaren Gebiß kein Thier derselben Ordnung in der jetzt lebenden Natur gleichkömmt. Nirgends so wie hier wird uns das Princip der Selbstzerstörung, das dem Naturreich des älteren Aeons inwohnte, so vor Augen gestellt." Die Saurier finden sich zu Hunderten in dem fränkischen und schwäbischen Jura bei Banz und Boll. Was aber ihren Bau betrifft, so sind sie in der Kopfbildung den

*) Burmeister, S. 431.

**) Weltgeb., S. 525.

Crocodilen nicht unähnlich; ihre Naſenlöcher liegen aber dicht vor den Augen, ähnlich wie bei den Vögeln und in geſteigertem Grade bei Wallfiſchen; ſie haben große knöcherne Augenringe, wie die Vögel und einigermaßen auch die Wallfiſche; bei dem Ichthyosaurus platyodon hat derſelbe 14 Zoll im Durchmeſſer. Die concaven Wirbelflächen haben ſie mit allen unbeſchuppten Amphibien gemein, die Menge der Wirbel aber mit den Schlangen; im Uebrigen iſt die Bildung der Gliedmaßen wie bei Wallfiſchen; an dieſelben erinnern auch die floſſenförmigen Bewegungsorgane; die Zähne ſtecken in einer gemeinſamen Furche und ihre Bildung hat Aehnlichkeit mit der der Delphine. „So ſind denn", ſagt Burmeiſter S. 433, „Salamander, Schlange, Crocodil, Vogelmerkmale und Wallfiſcheigenſchaften durch dieſe Geſchöpfe zu einem einzigen und deshalb ſo ſonderbaren Ganzen verbunden." Burmeiſter glaubt, daß ſich in den Enalioſauriern der Wallfiſchtypus ſo präformirt habe, wie in den Pterodactylen der Fledermaustypus vorgebildet zu ſein ſcheint. „Die Natur, von jeher nach möglichſter Mannichfaltigkeit ſtrebend, rief damals unter den Amphibien dieſelben Modificationen des Grundtypus hervor, welche ſie gegenwärtig durch Anpaſſen an verſchiedene Medien bei den Säugethieren uns dargeſtellt hat; ſie wiederholte natürlicherweiſe dieſe Modificationen bei den Amphibien nicht, ſeit ſie die Säugethiere gebildet hatte und geeigneter zu einer ſolchen Darſtellung finden mochte. Als aber die Säugethiere noch in Maſſe fehlten, als nur eine einzige, vielleicht nicht einmal das Land bewohnende Gattung die ganze Claſſe vertrat, ward die zahlreichere Gruppe der Amphibien zu einer ſolchen Trägerin der möglichen Modificationen erkoren. Das ſcheint mir der wahre Schlüſſel zu ſein, welcher uns die Räthſel ihrer Bildungsverhältniſſe erſchließen kann."*)

Die erſte Art der Enalioſaurier, der Ichthyoſaurus, der ſich in England noch zahlreicher und vollſtändiger als in Deutſchland findet, iſt gleichſam ein 15 — 20 Fuß langer Delphin mit 4 Floſſen und 4 breiten Füßen oder Rudern, und mit einem Schädel, welcher allein ſchon 3 oder 4 Fuß mißt. Seine Haut war der der Wallfiſche ähnlich; nur die hinteren paarigen Bauchfloſſen und die ſenkrecht ſtehende Schwanzfloſſe, die freilich eigentlich nur eine Vermuthung des geiſtreichen Owen iſt, waren ihm eigenthümlich. Aus den Coprolithen, d. i. den foſſilen Kothballen, dieſes Thiers kann man ſchließen, daß ſein Darm, daß alſo wahrſcheinlich auch ſeine Nahrungs- und Lebensweiſe der der Haie ähnlich war, und daſſelbe folgt auch aus den Knochenſtücken

*) Schöpfungsgeſch., S. 433.

und Schuppen gefreſſener Fiſche, die ſich darin erhalten haben. „Er war ein gefräßiges Thier, ein wirkliches Meerungeheuer, das alles Lebendige verſchlang, was ſein gieriger Rachen erreichen konnte.“ *) Uebrigens aber brachte er im Unterſchied von unſeren ſich durch Eier fortpflanzenden Amphibien ähnlich wie der Wallfiſch lebendige Junge zur Welt, wie man denn in einem alten Individuum ein 5 ½ Zoll langes Junge vorgefunden hat.

Der Pleſioſaurus hat eine noch viel eigenthümlichere und ſonderbarere Geſtalt**). Vor allen zeichnet ihn ein Hals aus, wie er ſich ſonſt nur noch bei gewiſſen Vögeln, Schwänen, Reihern und beſonders beim Flamingo findet. Derſelbe erreichte faſt die Länge des Rumpfes und Schwanzes zuſammen und ſcheint beim Einfangen der Beute ein Erſatz für den Mangel an Fähigkeit, ſich ebenſo ſchnell wie der Ichthyoſaurus zu bewegen, geweſen zu ſein. An den Schwan und andere Schwimmvögel erinnert dieſer Saurier auch dadurch, daß ſein Rumpf rund, nach unten etwas gekielt und ſeitlich gewölbt war. Immerhin aber können wir ihn nur eine Eidechſe, nämlich eine Seeeidechſe nennen und müſſen ihn mehr mit der Schildkröte zuſammenſtellen, die zwar einen breiten und flachen Rumpf, aber doch relativ den längſten Hals und dazu auch ähnliche Ruderfloſſen hat. Sein Rachen war ähnlich furchtbar wie der des Ichthyoſaurus.

Der Pterodactylus (die fliegende Eidechſe) iſt bei Weitem kleiner; ſein Rumpf kömmt an Größe nur dem eines Sperlings oder höchſtens dem einer Krähe gleich. Daß wir ihn nicht ohne Weiteres für eine Fledermaus halten dürfen, können wir beſonders an den gleichen, einfachen, kegelförmigen Zähnen erſehen — denn die Fledermäuſe haben verſchieden geſtaltete —, aber auch am Schädelgerüſt und übrigen Knochenbau. Allerdings aber bildete ſich hier der Fledermaustypus ähnlich vor, wie beim Ichthyoſaurus der Wallfiſchtypus. Zwiſchen ſeinem nach hinten gebogenen Flugfinger und dem Ellenbogengelenk war eine Flughaut ausgeſpannt, die zum Fliegen diente; an ſeinen Zehen aber beſaß er ſehr große, ſtark gebogene, ſpitze Krallen, die nur den beiden Flugfingern fehlten. Er vermochte ſich alſo wohl an geeigneten Stellen, etwa an ſchroffen Felswänden in ſchwebender Lage feſtzuklammern. Sein langer, bei dem Longiroſtris ſogar ſchnepfenförmig verlängerter Kopf, dem ein ebenſo langer, aber nur aus 7 Wirbeln beſtehender Hals entſprach,

*) Burmeiſter, S. 439.

**) Cuvier (Recherches sur les ossemens fossiles, T. V, deux. p., p. 475) ſagt von ihm: „Wenn irgendetwas jene Hydren und anderen Ungeheuer rechtfertigen könnte, deren Geſtalten die Monumente des Mittelalters ſo oft wiederholt haben, ſo wäre es unſtreitig dieſer Pleſioſaurus.“

hatte eine große Beweglichkeit, so daß er seine Beute, etwa Libellen, die bei ihm häufig angetroffen werden, auch im Fluge zu erhaschen vermochte.

In der Kreide, in der die Enalioſaurier ſeltner werden, finden ſich Eidechſengeſtalten, die theilweis noch größer waren als der Ichthyoſaurus, beſonders der Moſaſaurus, in den Wälderſchichten der Megaloſaurus, Iguanodon und Hyläoſaurus. Dieſe Saurier, deren Größe man öfter bedeutend übertrieben hat, mochten nach Burmeiſter (S. 448) allerdings 20—25 Fuß lang ſein; jedenfalls aber nähert ſich ihre Geſtalt den Gebilden der Gegenwart an. Ihr mit Crocodilzähnen geſpickter Rachen wird immerhin furchtbar genug geweſen ſein; indeß gerade der Iguanodon, dem man eine Länge von 70 Fuß angedichtet hat, ſcheint, während unſere Iguanen allerdings thieriſche Nahrung zu ſich nehmen, nach ſeinen breiten, am Rande gröber gezackten, der Länge nach mehrmals gekielten Zähnen zu ſchließen, von vegetabiliſcher Nahrung gelebt zu haben.

In den Tertiärzeiten verſchwinden die paradoxen Geſtalten dieſer Meerungeheuer ganz. Nur ein rieſiger Salamander erregte früher viel Aufſehen, indem man ſein Skelett nach der älteſten Darſtellung Scheuchzer's lange Zeit für ein menſchliches hielt. Es iſt der ſogenannte Homo diluvianus Scheuchzeri. Nachdem Cuvier ihn richtig als einen Salamander erkannt hatte, hat man noch entdeckt, daß es einen ziemlich entſprechenden von 3 Fuß Länge in Japan, einen ähnlichen auch in den See'n Nordamerika's gibt. —

Die Vögel, die ſich einerſeits durch die Wärme des Blutes und des Körpers überhaupt und durch die damit verbundene größere Intenſität der Reſpiration mit den Säugethieren, andererſeits aber durch den Bau ihres Hintertheils mit den Amphibien im Allgemeinen, und durch das Eierlegen ſpeciell mit den beſchuppten Amphibien enger zuſammenſchließen, ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchon weſentlich in derſelben Zeit aufgetreten, in welcher die Amphibien ſo mächtig um ſich griffen. In der That wollen R. Owen, Lyell und Bronn (Geſch. der Natur, III, 2. S. 822) ſchon auf dem bunten Sandſtein, der die Triasgruppe eröffnet, Fußſpuren von Vögeln finden. Es ſind dies die ſogenannten Thierfährten, Ichniten, in dem bunten Sandſteine von New-Jerſey, Connecticut und Maſſachuſetts. Es ſcheinen Sumpfvögel, und zwar theilweis von einer rieſigen Größe, welche die des Straußen noch übertraf, geweſen zu ſein, welche die betreffenden Abdrücke hinterlaſſen haben. Der Umſtand, daß man in jenen Gegenden noch keine foſſilen Vögelknochen entdeckt hat, dürfte nicht ſehr hoch anzuſchlagen ſein, da dieſelben auch in der Tertiärzeit, wo doch die Vögel ſicher exiſtirten, zu den Seltenheiten gehören. Ueberhaupt darf nicht aus dem Mangel an

fossilen Vögelknochen auf einen gänzlichen Mangel an Vögeln in den damaligen Zeiten geschlossen werden. „Die größere Zerbrechlichkeit aller Vögelknochen, bedingt einerseits durch die Kleinheit derselben, andererseits durch die hohle, pneumatische Beschaffenheit der meisten, bringt es mit sich, daß sie unter den zerstörenden Gewalten, die bei Anschwemmungen nothwendig stattfinden mußten, sich nicht gut im Conflict mit größeren und schwereren Säugethier-Gebeinen erhalten konnten.“*) Nichtsdestoweniger aber dürfte aus dem Fehlen der Ueberbleibsel allerdings doch eine gewisse Seltenheit folgen. Die ersten Knochen von Vögeln, und zwar von Sumpfvögeln, liegen in der Wälderformation, also zwischen dem obern Jura und der Kreide, in England. In der Tertiärzeit hat man wenigstens an 50 verschiedene Gattungen gefunden, welche beweisen, daß es die gegenwärtigen Hauptgruppen auch damals schon gab.

Noch seltner als die Vögel waren die Säugethiere in der Secundärzeit. Die Fußtapfen in dem bunten Sandstein bei Hildburghausen, welche von den handartigen Pfoten eines Vierfüßers herrühren, wurden von den meisten Zoologen für die Spur eines Beutelthieres gehalten; die Beutelthiere aber besitzen vorn keine Hände. Es ist wahrscheinlicher, daß sie von einem Labyrinthodonten eingedrückt sind. Die ältesten Knochenreste, die sicher von Säugethieren herrühren, liegen im mittlern und obern Jura, besonders in den Stonesfielder Schieferschichten. Man hat dort mehrere Unterkiefer-Bruchstücke gefunden, die nach der Annahme vieler Beobachter, besonders auch Owen's, Beutelthieren angehörten, von Agassiz jedoch als Seehunde gedeutet und neuerdings als Insectivoren erkannt wurden. Was man sonst noch als Säugethier-Spuren aus der Secundärzeit anführt, ist entweder noch nicht hinreichend festgestellt oder beruht auf Täuschung. Es ist desselben jedenfalls sehr wenig. In den verschiedenen Abtheilungen der Tertiärperiode dagegen läßt sich das Aufkommen immer einer Art nach der andern beobachten. Man findet die Ueberreste davon nicht blos den tertiären Straten eingebettet, sondern namentlich auch einestheils in Knochenhöhlen, die ihre Eingänge an den Abhängen der Thäler haben und oft weit in den Berg hineinreichen, wie z. B. in der Muggendorfer und Gailenreuther Höhle im Dolomit des bayrischen Jura, in den Höhlen von Sundwig bei Iserlohn, in der Höhle von Kirkdale in der östlichen Grafschaft York, wo besonders Hyänenknochen mit den angenagten Gebeinen von Pferden, Ochsen und Hirschen lagerten, in der Höhle von Argou in den Pyrenäen, wo nur Pflanzenfresser vorkamen, — anderntheils in Knochenbreccien, d. h. in Spalten von älteren

*) Burmeister, S. 461.

Gesteinen, die sich nach oben öffnen und die auch von daher ausgefüllt sind, vor allen an den Küsten des Mittelmeers, zuweilen aber auch weiter in das Land hinein, sogar bei Quedlinburg.

Die robbenartigen Säugethiere, die den Amphibien am nächsten stehen, finden sich zwar nur selten, aber theilweis doch schon in den untersten Tertiärschichten, und zwar meistens schon in wesentlicher Uebereinstimmung mit den Gestalten der Gegenwart. Mehr eigenthümliche Formen waren in der ältesten Tertiärzeit der Ziphius, der im Allgemeinen dem zahnlosen Delphin entspricht, und besonders der Zeuglodon, in welchem die Publicisten zur Zeit, wo die Knochenreste in Berlin und Leipzig ausgestellt wurden, die fabelhafte Seeschlange wiedergefunden glaubten. Der Rumpf des letztern war dem des Wallfisches ähnlich, nur etwas schlanker gestaltet; in seinem Schädel aber vereinigten sich mit den Bildungsverhältnissen der Wale diejenigen der Seehunde, so daß er etwas drachenförmiges hatte; er mochte gefräßiger und für seine Umgebungen gefährlicher als der Wallfisch sein. — Etwas später treten die Sirenen auf, ebenfalls wallfischartige Geschöpfe mit ungetheilter Schwanzflosse, vorderen Nasenlöchern und Milchdrüsen an der Brust. Außer den noch heute vertretenen Gattungen derselben kam auch die des Dinotherium vor, welches Burmeister für ein pflanzenfressendes Seeungeheuer von etwa 15—20 Fuß Länge hält. Aus seinem Unterkiefer gingen nach unten zwei senkrechte, starke Hakenzähne hervor, mit denen es vielleicht seine Bewegungen am Ufer unterstützte oder seine vegetabilische Nahrung aus der Tiefe aufriß. Es scheint sich nach Art der Sirenen gern in die großen Flußmündungen begeben zu haben und auch die Flüsse heraufgekommen zu sein. Es vermittelte den Uebergang von den Sirenen zu den Vierflossern, namentlich zu dem Wallroß und zu den Phoken.

Von den Land-Säugethieren scheint zunächst entschieden die niedrigste Gattung der Hufthiere, die der Vielhufer oder Pachydermen vorgeherrscht zu haben. Aber auch hier wieder begegnet uns voran eine Art, in welcher summarisch schon vorher angedeutet wurde, was nachher in verschiedenen Gattungen im Einzelnen bestimmter zur Erscheinung kommen sollte. Es sind die Anoplotherien, die man in der Tiefe des Pariser Beckens, in den Gypsbrüchen von Montmartre fand und die man für die ältesten Land-Säugethiere halten darf. Die Fußbildung und die 7 Backzähne hatten dieselben mit den Vielhufern oder Pachydermen, die ununterbrochene Reihenfolge der Zähne mit dem Dorcatherium, einer mitteltertiären Zweihufer- oder Wiederkäuerart, den Bau des Unterschenkels, der nur einen, nicht zwei Knochen enthielt, mit den Wiederkäuern im Allgemeinen gemein; der Kopfbau

und Zahntypus erinnert an den der Einhufer, speciell des Pferdes. Die echten Anoplotherien hatten einen plumpen Rumpf wie die Vielhufer, aber auch einen kräftigen Schwanz wie die Wiederkäuer. Das Xiphodon gracile hatte den zierlichen Bau und kurzen Schwanz der Hirsche, aber noch viel höhere Gliedmaßen. Das Dichobune endlich, das am häufigsten ist, ähnelte in der Größe den Hasen, Ziegen und Rehen. — Ziemlich ebenso alt sind die tapirartigen, sich der Gestalt unserer Schweine annähernden Pachydermen, die Lophiodonten und Paläotherien. Die letzteren, die ebenfalls in den Gypsbrüchen des Montmartre gefunden werden, hatten eine Größe, die zwischen der des Pferdes und Hasen schwankt; ihr Gebiß aber näherte sich dem des Rhinoceros an. Von den andern Gattungen der Pachydermen treten die Nashörner (Rhinoceros) und die Schweine in der mittleren Tertiärzeit auf; doch finden sich von den erstern zunächst nur solche, die entweder nur kürzere Nasenbeine oder auch gar kein Horn hatten (daher Aceratherium); erst in den Diluvialschichten kommen die zweihörnigen vor, wie sie gegenwärtig in Afrika weilen; die einhörnigen asiatischen fehlen noch. Die Schweine der Tertiärzeit weichen von den gegenwärtigen Arten ebenfalls noch ab. — Der mittleren Tertiärzeit gehört auch der den Elephanten nahe stehende europäische Mastodon an, der sich von dem amerikanischen durch die lange Zuspitzung des Unterkiefers unterscheidet und daher longirostris benannt wird. Der amerikanische, der Mastodon Ohioticus oder giganteus kommt erst in den Diluvialgebilden vor, steht durch seinen etwas längeren Rumpf den übrigen Pachydermen etwas näher als die eigentlichen Elephanten, deren Amerika gegenwärtig entbehrt. Er hatte in beiden Kiefern Stoßzähne, und während die im untern klein blieben, etwa wie die der asiatischen Elephanten, oder gar mit zunehmendem Alter ganz ausfielen, entwickelten sich die des Oberkiefers zu einer beträchtlichen Länge. Die eigentlichen Elephanten sind erst in den Diluvialschichten zu finden; dort aber sind sowohl die afrikanischen, als auch die etwas größeren asiatischen, welche 12 Fuß hoch werden, vertreten; die letzteren durch den Elephas primigenius, den sogenannten Mammuth, der nicht blos in Sibirien, sondern auch in Nordamerika vorkömmt, aber mit dicken langen Haaren bedeckt, also auch wohl ein kälteres Klima zu ertragen geeignet war. — Gleichzeitig erscheinen auch mehrere Arten von dem plumpen Fluß- oder Nilpferde, von dem jetzt nur noch eine Art in den Strömen Afrika's lebt, und zwar auch in Europa.

Die Zweihufer oder Wiederkäuer, die nur von vegetabilischer Nahrung leben, und ebenso die Einhufer reichen der Zeit nach nicht so weit zurück, wie die Pachydermen. Erst die mittlere Tertiärzeit scheint sie hervor-

gebracht zu haben: wie in den mittleren Tertiärschichten finden sie sich dann besonders auch im Diluvium, und zwar hier in schöneren Arten als in der Gegenwart. Am tiefsten und häufigsten finden sich Hirschgeweihe. Es gab, wie aus denselben zu ersehen ist, eine große Art von Hirschen, cervus megaceras, welche zwischen dem Damhirsch und dem mit breitem Geweih versehenen Elenn die Mitte hielt. Dann sind die Ochsenknochen am häufigsten; auch Rennthierknochen finden sich oft genug. Am Fuß des Himalaya hat man auch eine plumpere Giraffe, die jetzt auf Afrika beschränkt ist, entdeckt, das Sivatherium. —

Was die Einhufer betrifft, so liegt neben dem edlen Pferde, außer welchem jetzt auch der Esel und das gestreifte Zebra hierher gehören, in den mittleren Tertiärschichten des Rheinthales auch ein pferdeartiges Geschöpf, das Hippotherium, begraben, welches neben dem Einen Haupthufe noch zwei kleine Afterhufe hatte.

So sehr nun aber auch diese Hufthiere, je höher hinauf desto mehr, die nächste Umgebung des Menschen bilden, so repräsentiren sie dennoch nicht die höchste Stufe des Thierreichs. Die Besonderheit, dessen das seelische, auch schon das thierische Leben fähig ist, und die es daher auch zuletzt zur Darstellung bringen muß, kömmt so recht erst durch diejenigen Thiere zur Verwirklichung, die eine möglichst vollkommne Ausgestaltung der Leiblichkeit haben, ohne vorwiegend im Dienste des Menschen zu stehen, und das sind die Unguiculaten. Ihre ersten Anfänge nun haben dieselben zweifelsohne schon in den ältesten Tertiärzeiten, ja, nach den Resten in den Stonesfielder Schiefern schon in der Secundärperiode gehabt; aber häufigere, sehr häufige Spuren finden sich von ihnen doch erst in den letzten Tertiärschichten und besonders im Diluvium. Die niedrigste Gattung bilden die Edentaten, die ohne alle Zähne oder wenigstens ohne formelle Differenz des Zahnbaus sind, wie heut zu Tage der Ameisenfresser, das Schnabel-, Schuppen-, Gürtel- und Faulthier. Zu ihnen gehörten die plumpen Riesenthiere oder Gravigraden, welche noch die Eigenschaft der Faul- und Gürtelthiere in sich verbinden, voran das Megatherium, dessen vollständiges, 14 Fuß langes, 8 Fuß hohes Skelett 1789 im Flußsande des Laplata gefunden wurde; dann das kleinere Megalonyx, der Mylodon robustus und Platyonyx, die alle vier dem Diluvium Südamerika's angehören. — Dann folgen die schon in älteren Schichten aufbewahrten Nagethiere, die Hasen und Erdmäuse, die Stachel- und Meerschweine, die Biber und Murmelthiere, Zieseln und Eichkätzchen, — und weiterhin die Raubthiere, die in der letzten Tertiärzeit ein ganz besonderes Uebergewicht erlangt haben müssen.

Alle drei Hauptgruppen, die omnivoren Bären, die echten Carnivoren (Wiesel, Viverren, Hunde, Hyänen und Katzen) und die Insectivoren (Igel, Spitzmaus und Maulwurf) sind in der Tertiärzeit, besonders aber im Diluvium, vertreten. Der Höhlenbär übertraf an Größe noch unsern Eisbär; er war aber wohl, da sein Gebiß, besonders seine Eckzähne, weniger entwickelt sind, weniger wild. Besonders häufig sind in den Höhlen die Hyänengebeine; sie sind fast zahlreicher als alle andern fossilen Knochen und dabei stärker als die der heutigen Hyäne. Die Höhlenhyäne hatte, wenn sie auch sonst unserer gefleckten am Nächsten stand, eine ungemein hohe Scheitelleiste, also eine besondere Kraft des Gebisses. Von den Hundearten dagegen fehlen zwar die Wölfe, Füchse und vielleicht auch die Haushunde nicht ganz; aber sie sind doch sehr selten. Und ebenso verhält es sich mit den Katzenarten, deren es doch gegenwärtig so viele gibt. Man will die Reste einer an Größe dem Löwen nicht nachstehenden Art auch in Dentschland gefunden haben; Burmeister möchte aber eher die Knochen eines Tigers darin erkennen. Es ist, als ob diese am meisten zu Hausthieren geeigneten Raubthiere so recht doch erst in der Gesellschaft des Menschen hätten gedeihen können. — Die höchste Stufe unter den Unguiculaten nehmen die Fledermäuse, die wie der Mensch nur zwei Milchdrüsen an der Brust haben und Ein Junges werfen, und die Affen, denen auch alle drei Arten von Zähnen eigen sind, ein. Die erstern nun finden sich schon in dem Pariser Gyps. Von den Affen aber hat man, obwohl man sie lange vermißt hatte, allmählich in den verschiedensten Gegenden, selbst im südlichen Frankreich und in England Spuren gefunden.

Ueberblicken wir den ganzen kurz dargelegten Fortschritt und Sachbestand noch einmal, so zeigt sich also, obwohl langsam, indem selbst in der Tertiärzeit zunächst nur niedere Gattungen, und zwar besonders aus den plumpen Dickhäutern, auftreten, dennoch unverkennbar von Stufe zu Stufe immer mehr Annäherung an die jetzige Schöpfung. „Die Petrificate des Thierreichs", sagt Burmeister S. 452, „gewähren ein sehr anschauliches Bild von der großen, in den niederen Abtheilungen sogar specifischen Uebereinstimmung jenes Zeitraums während der Bildung tertiärer Schichten mit der gegenwärtigen Epoche. Fast nie, mit Ausnahme einiger Amphibien, gibt es in diesen Straten, in den älteren wie in den jüngeren, irgend eine Familie oder noch weniger eine höhere Gruppe, welche der Gegenwart ganz fehlte, und stets sind es nur einzelne Genera, die beiden Zeiträumen abwechselnd fehlen oder zukommen. Daher ist die Gegenwart nicht immer im Vortheil des größeren Reichthums; oft erscheint sie, wie z. B. bei den Pachydermen oder vielhufigen Säugethieren,

ſogar arm gegen die antidiluvianiſche Epoche.“ Und öfter — ſo dürfen wir hinzuſetzen — hat ſie nicht die größeren und kräftigeren, ſondern die kleineren und ſchwächeren Geſtalten. Allerdings waren*) die Verbreitungsbezirke der Säugethiere (und ebenſo auch der Mollusken) noch viel größer als gegenwärtig, nicht blos in den früheren Zeiten dieſer Periode, ſondern ſelbſt noch in der Diluvialzeit. So lebten in England Hyänen, Löwen, Tiger, ja auch Affen, Elephanten und Nashörner; die beiden letzteren wurden ebenfalls in Sibirien gefunden. Das Klima muß alſo auch im Norden noch ein viel milderes geweſen ſein. Doch aber war es, das erhellt aus der Vegetation, kein eigentlich tropiſches mehr; Palmen und baumartige Farren kamen nur noch in ſüdlicheren Ländern fort. „Die Braunkohlenformation von Mittel- und Norddeutſchland gibt zu erkennen, daß ein Klima ähnlich dem von Nordmexiko oder dem an den Nordküſten des Mittelländiſchen Meers in unſeren Gegenden herrſchte.“ Einigermaßen deuten ſich doch auch in der Diluvialzeit die Organiſationsunterſchiede zwiſchen den drei Haupt-Landmaſſen, dem öſtlichen und weſtlichen Continent und Neuholland, wie ſie jetzt beſtehen, an. Wenn auch noch Elephanten, die jetzt nur auf der öſtlichen Halbkugel leben, auf der weſtlichen ebenſo gut vorkommen, ſo ſind doch „Nashörner, Hyänen, Katzenarten und Affen mit 32 Zähnen gerade wie jetzt auch in der Diluvialzeit auf den alten Continent beſchränkt; Amerika hat dagegen die Faulthiere und Gürtelthiere und die Affenarten mit 36 Zähnen ausſchließlich. Neuhollands Diluvium zeichnet ſich durch die Beutelthiere aus, welche ihm damals wie jetzt eigenthümlich waren.“

Wann der Menſch aber, auf den dieſe ganze Organiſationswelt ſo ſichtlich abzielte, ſeinen Anfang hatte, — die Beantwortung dieſer Frage, über welche die Naturwiſſenſchaft immer noch keine ſichere Auskunft geben kann, werden wir uns am beſten bis in den letzten Abſchnitt unſerer Unterſuchungen verſparen.

*) Wir folgen hier den abſchließenden Bemerkungen von Pfaff, S. 591.

Die Bibel

mit Rücksicht auf die Naturwissenschaft.

Einleitung.

Allgemeine Charakteriſtik der betreffenden bibliſchen Ausſagen.

Der Geologe Cuvier hat geſagt: Eine erhabnere Stelle, vom erſten bis zum letzten Wort, kann und wird nie aus einer menſchlichen Feder kommen, als die iſt: „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde.“ Herder hat anerkannt, daß der bibliſche Schöpfungsbericht vom höchſten culturgeſchichtlichen Werth und im Alterthum ohne Gleichen iſt*). Jean Paul hat behauptet: „Das erſte Blatt der moſaiſchen Urkunde hat mehr Gewicht, als alle Folianten der Naturforſcher und Philoſophen.“ Und noch viele Andere haben ſich in Betreff deſſen, was die Schrift von der Schöpfung lehrt, ebenſo bewundernd geäußert**). Oft iſt man zu dieſen anerkennenden Urtheilen durch die überraſchende Uebereinſtimmung, welche man zwiſchen der Bibel und den Reſultaten der Naturwiſſenſchaft bemerkte oder doch zu bemerken glaubte, bewogen worden. Und wer will es dem bibelgläubigen Leſer verdenken, daß er eine heilige Freude empfindet, ja daß es ihn in Erſtaunen verſetzt und in ſeinem Glauben beſtärkt, wenn er ſieht, wie der Geiſt, deſſen Ausfluß die Schrift iſt, die heiligen Autoren ſo ſicher leitete und in den weſentlichſten Stücken ſchon Jahrtauſende vorher Dasjenige finden ließ, was die Naturwiſſenſchaft heut zu Tage als richtig anzuerkennen genöthigt iſt? Allein der eigentliche Vorzug der betreffenden bibliſchen Ausſagen dürfte weniger in dem liegen, was ſie mit der Naturwiſſenſchaft gemeinſam haben, als in dem, worin ſie ergänzend über alle empiriſchen Forſchungen hinausgehen. Zur weiteren Verſtändigung darüber wird Folgendes dienen.

*) Vergl. Herder, Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts.

**) Vergl. Reinke, Die Schöpfung der Welt, S. 33.

§ 9.

Der Zweck der biblischen Aussagen.

Je deutlicher es dem Menschen entgegentritt, daß das Einzelne in der Welt einen Anfang hat und einem Werdeproceß unterworfen ist, desto näher liegt ihm auch das Bedürfniß, das Ganze der Welt auf einen Anfang zurückzuführen, und steht ihm nicht die Naturforschung zur Seite oder kann sie ihm keine genügende Auskunft geben, so wird er sich philosophirend zu helfen suchen, und zwar, wo er vorwiegend religiös gerichtet ist, wie er besonders in Vorderasien war, religiös philosophirend. — Neben jenem Denkbedürfniß aber, von welchem aus man vor Allem dem Interesse des Wissens Rechnung zu tragen sucht, veranlaßt zur Beschäftigung mit dem Anfang noch ein Anderes, das religiöse, welchem es vor Allem darauf ankömmt, den Menschen und seine Umgebung auch schon ihrem Ursprunge nach zu Gott in's rechte Verhältniß zu stellen.

Mag sich nun auch jenes erste Bedürfniß in dem Volke der heiligen Schrift, in Israel, ebenso gut wie in irgend einem andern geltend gemacht haben: das kann dennoch nicht fraglich sein, daß die Bibel nur dem zweiten hat dienen wollen und daß sie auch den eingehendsten Schöpfungsbericht, den sie gibt, nur zu seiner Befriedigung an ihre Spitze gestellt hat. Sie hat ja durchweg nur das Eine, den Bau des Reiches Gottes, im Auge; sie will demgemäß vor Allem Gott kennen und fürchten lehren, will in seinem Preise und seiner Verherrlichung vorangehen; sie will den lebendigen Glauben an ihn wirken, fördern und entwickeln. In ihr fließt, wie Jeder, der aus ihr recht geschöpft hat, empfunden haben muß, Wasser nicht des zeitlichen, sondern des ewigen Lebens. Speciell das Gesetzeswerk, dem die Schöpfungsgeschichte zunächst angehört, erklärt ausdrücklich, dazu gemacht zu sein und gelesen werden zu wollen, daß man Gottesfurcht und Gehorsam lerne, 5 Mos. 31, 12; — und wo es Geschichte erzählt, da ist es heilige Geschichte, welche für die Erreichung jenes Zweckes wahrhaft geeignet ist. Was Gott ist, wie er die Seinigen führt und regiert, welche Macht er im Lieben und welche im Zürnen hat, was er gethan hat, um sich eine Gemeinde zu stiften, wie er zum Gehorsam, zum göttlichen Leben angeleitet und erzogen hat, — das und nur das ist das Object dieser geschichtlichen Darstellung. Nicht für die natürlichen Vermittlungen, sondern nur für den ersten und eigentlichen Urheber, nicht für die letzten, sondern für die ersten Ursachen dessen, was auf Erden geschieht, hat sie Sinn. Ihr steht der Himmel offen und sie sieht die Engel Gottes herab- und hinauffahren, wenn nicht die Hand Gottes

ſelber herniederragen. Am meiſten aber beweiſen für jenen practiſch-religiöſen Zweck die den Schöpfungshergang betreffenden Schriftausſagen ſelber, und zwar ſowohl durch das, was ſie als für ſie von keinem Belange bei Seite laſſen, als auch durch das, was ſie wirklich hervorheben und zur Anerkennung zu bringen ſuchen. Wir kommen darauf, indem wir von ihrer angeblichen Mangelhaftigkeit und ihrem Hauptinhalt reden. Es iſt uns aber weniger darum zu thun, jenen ihren Zweck noch erſt zu erweiſen, als durch ihn Beides, ihre angebliche Mangelhaftigkeit und ihren Inhalt, in's rechte Licht zu ſtellen. Es darf ja als allgemein zugeſtanden angeſehen werden, daß ſie ſich ebenſo ſehr von jedwedem verunſtaltenden Beiſatz abenteuerlicher, phyſikaliſcher Speculationen kosmogoniſchen Inhalts freihalten, als ſie ſich auch durch einen ewig unübertrefflichen religiös-ethiſchen Inhalt voll der höchſten und wichtigſten Wahrheiten, wie ſie keine andere Kosmogonie ausſpricht, auszeichnen und daß ihnen ebendadurch eine unerſchütterliche Bedeutung für die wahre Religion geſichert iſt.

Uebrigens aber machen nicht etwa wir erſt, die wir uns mit der Naturwiſſenſchaft abzufinden haben, den höhern Zweck der heiligen Schrift geltend, ſondern ſchon Petrus Lombardus ſagt: „Die Erkenntniß der natürlichen Dinge hat der Menſch durch die Sünde ebenſo wenig verloren, wie die zur Befriedigung ſeiner natürlichen Bedürfniſſe erforderliche Erkenntniß; darum wird der Menſch in der heiligen Schrift nicht über dergleichen Dinge unterrichtet, ſondern über die Wiſſenſchaft der Seele, welche er durch die Sünde eingebüßt hat.“ *)

§ 10.

Die angebliche Mangelhaftigkeit der bibliſchen Ausſagen.

Aus jenem ihrem Zwecke folgt, daß die Bibel alle diejenigen Fragen in Betreff der Schöpfung, welche mit den Intereſſen der Religion nicht näher zuſammenhängen, außer Betracht laſſen konnte. Wir ſagen: nicht näher. Denn zuletzt iſt ja allerdings im Schöpfungshergange und ſelbſt im gegenwärtigen Beſtande der Natur Nichts, was nicht irgendwie dafür ausgebeutet werden könnte; vielmehr kann und wird jede richtigere Erkenntniß,

*) Sent. II, dist. 23: Hanc scientiam homo peccando non perdidit, nec illam, qua carnis necessaria providerentur. Et idcirco homo in scriptura de hujusmodi non eruditur, sed de scientia animae, quam peccando amisit. — Vergl. Reuſch, Bibel und Natur, S. 21.

wenn sie recht verwerthet wird, dazu beitragen, Gottes Macht, Güte und Weisheit, überhaupt seine ganze Art und Weise, in ein helleres Licht zu stellen. Aber so manche Erkenntnisse sind der wahren Religion keineswegs unbedingt nöthig, sind vielmehr zunächst nur Sache der Wissenschaft und fördern erst in zweiter Linie die Gottesverehrung. Wenn z. B. die Erkenntniß, daß nicht die Materie, sondern der Geist, der absolute, unendliche Geist, d. i. Gott, der Urgrund aller Dinge ist, der wahren Religion nicht fehlen darf, so sind ihr dagegen diejenigen Resultate, die wir im vorigen Abschnitt dargelegt haben, wenn anders da wirklich schon überall von Resultaten die Rede sein kann, alle mehr oder weniger entbehrlich, namentlich das Resultat, daß der Urstoff, aus welchem die verschiedenen zum Sonnensystem gehörigen Weltkörper geschaffen wurden, ursprünglich einer war; daß Sonne, Mond und Sterne Weltkörper so groß und viel größer als die Erde sind; daß nicht die Erde, sondern die Sonne den Mittelpunkt des Sonnensystems bildet; daß die Erde nicht auf neptunischem, sondern auf plutonischem Wege entstanden, in welcher Weise und durch welche Vermittlungen hindurch die Erdbildung im Einzelnen vor sich gegangen, wie die Geschichte der Pflanzen- und Thierschöpfung im Einzelnen verlaufen ist. All' diese Erkenntnisse oder Meinungen berühren das Interesse der Religion so wenig unmittelbar, daß unsere Glaubenslehre selbst heute noch nicht viel Rücksicht darauf zu nehmen braucht. Durch die Vorstellung von den Sternen als großen Weltkörpern, welche vielleicht ebenso voll von unzähligen Wunderwerken ihres Urhebers sind, wie die Erde, mag die Anschauung von der Größe und Allmacht Gottes concreter oder lebendiger werden. Diese Eigenschaften Gottes selber aber mußten auch ohnedem schon anerkannt werden, wenn anders nur Gottes Unbedingtheit, wenn seine Absolutheit feststand. Und ähnlich verhält es sich durchweg.

Es ist freilich aus dem Herzen nicht Weniger gesprochen, wenn Zeller behauptet*): „Das copernicanische Weltsystem tritt nicht blos mit der Erzählung des Buches Josua in Widerspruch, die von Galilei widerlegt wurde (?); es fragt sich vielmehr, wieviel von der geltenden Dogmatik überhaupt noch mit der jetzigen Ansicht vom Weltgebäude zusammen bestehen kann. Denn wenn die Erde aus dem Mittelpunkt der Schöpfung zu einem verschwindend kleinen Theil derselben, zu einem Tropfen im Weltenmeer herabgesetzt wird, so läßt sich nicht annehmen, daß der Herr der Schöpfung auf sie allein unter den Myriaden von Welten herabkam, um hier als Mensch zu leben und zu

*) Vergl. seine Abhandlung „über Glauben und Wissen" (Deutsches Museum von Rob. Prutz, März 1855).

ſterben, und wenn das Himmelsgebäude über uns in einen unendlichen Luftraum ſich verflüchtigt, ſo kann weder Gott von den Engeln umgeben im Himmel ſeinen Thron haben, noch kann Chriſtus aus dem Himmel herabgekommen und leiblich dahin zurückgekehrt ſein, um am Ende der Tage von da wiederzukommen; noch kann es dieſer Ort ſein, der den Seligen zu ihrem dereinſtigen Aufenthalte beſtimmt iſt." Allein was zunächſt die Erſcheinung Jeſu Chriſti auf Erden betrifft, ſo iſt es nicht das copernicaniſche Syſtem ſelber und die damit verbundene Anſicht von den Sternen als großen Weltkörpern, wie es nach den Worten des Hegelianers Zeller ausſieht, nicht dies Gewiſſere, ſondern das Ungewiſſere, nämlich die von der Hegel'ſchen Philoſophie ſelber desavouirte Vorausſetzung, daß die Sterne auch von menſchenähnlichen Weſen bewohnt ſeien, iſt es, was einige Schwierigkeit machen könnte. Es liegt dann ſehr nahe, damit die Meinung zu verknüpfen, daß die Sternenbewohner eine Entwicklung, die der der Menſchen nicht ganz unähnlich iſt, durchgemacht und Bedürfniſſe wie die Menſchen gehabt haben werden. Zugegeben aber, daß jene Vorausſetzung eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit für ſich habe, ſo iſt doch nicht ausgeſchloſſen, daß bei aller Aehnlichkeit oder Analogie zwiſchen den verſchiedenen Bewohnerſchaften ebenſo viele und große Differenzen obwalten, wie zwiſchen den verſchiedenen Weltkörpern ſelber, wie namentlich auch zwiſchen all den mannichfaltigen Verhältniſſen, in welchen ſie zu einander ſtehen, daß alſo auch die Bedürfniſſe derſelben außerordentlich mannichfach ſind. Ein großer, vielleicht der größte Theil kann ſich ſehr wohl, ohne von Gott abzufallen, normal entwickelt haben, ſo daß bei ihnen die volle Verwirklichung ihrer Idee ſtatthatte und zur Erſcheinung des Sohnes Gottes in Knechtsgeſtalt keine Veranlaſſung war. Soweit ihre Himmelskörper unſere Erde an Lichtherrlichkeit überragen, könnten ſie ſelber uns Menſchen an ſittlich-religiöſer Herrlichkeit überlegen ſein. Ein anderer Theil könnte in der Weiſe, z. B. durch bloße Unwiſſenheit, gefehlt haben, daß es bei ihnen nicht eines ganz neuen Anfanges durch Gott, ſondern nur der Erleuchtung und Unterweiſung durch Offenbarungsorgane aus ihrer eignen Mitte bedurfte, wenn ſie ihr Ziel erreichen, ihre Beſtimmung verwirklichen ſollten. Noch ein anderer, vielleicht auch ſehr großer Theil könnte nur einer ſolchen Manifeſtation der Gottheit, wie ſie in den Zeiten des Alten Bundes durch den Engel des Herrn gewährt wurde, bedurft haben; noch ein anderer könnte unwiderbringlich verloren gegangen ſein, und mit noch andern könnte es ſich noch ganz anders verhalten haben, wie wir von unſerer kleinen Erde, von ihren Verhältniſſen und den darnach gebildeten Begriffen aus auch nicht einmal zu ahnen vermögen. Keinenfalls zeugt es doch von einem durch die Aſtronomie wirklich erweiterten

Gesichtskreise, sondern es ist kleinlich und voreilig, die Geschichte der Menschheit der Geschichte der Sternenbewohner ohne Weiteres gleichstellen und für die erstere nur das als möglich zulassen zu wollen, was allenfalls auch bei jenen denkbar ist. Oder erinnert man etwa an die Kleinheit und Dunkelheit der Erde und hält man es deshalb, weil sie im Vergleich mit andern Sternen so gar unbedeutend erscheine, für unmöglich, daß ihr die denkbar größte und höchste Auszeichnung zu Theil geworden sei, — nun so wollen wir dem entgegen nicht geltend machen, was uns allerdings der Nachweis der Astronomen bestimmt genug an die Hand gibt, daß unser Planet wenigstens vor allen übrigen Planeten, ja vor der Sonne selber, für alle uns irgend vorstellbaren Organismen entschieden die günstigsten Verhältnisse darbietet*), — wollen vielmehr die Unscheinbarkeit, Armuth, so zu sagen Hülfsbedürftigkeit der Erde als eine sehr große anerkennen und uns nur auf die Eine viel erprobte Wahrheit berufen, daß Gott da, wo die Noth am größten ist, am nächsten zu sein pflegt, und daß er, wenn er sich nun einmal durch Selbsterniedrigung verherrlichen wollte, da den geeignetsten Platz für seine Thätigkeit fand, wo er sich am tiefsten herablassen konnte. Vielleicht ist es auch nicht zu kühn zu glauben, daß gerade dies Herabsteigen des Höchsten in die allertiefsten und dunkelsten Regionen am ehesten eine Bedeutung zugleich für alle weniger tiefen und weniger dunkeln zu haben, ja ein Band der Wiedervereinigung für Alle, nicht blos auf Erden, sondern auch im Himmel und unter der Erden (vergl. Kol. 1, 20) zu werden vermochte. Eine solche universelle Bedeutung dessen, was Gott auf Erden gethan, zuzugeben, wird man gerade, je mehr man durch die Astronomie das ganze Weltall als einen großartigen, ineinandergreifenden, einheitlichen Organismus zu betrachten gelernt hat, desto williger sein müssen. Vor Allem aber wird sich Der, welcher in Christo sein Heil gefunden hat, aus tiefstem Herzensgrunde gedrungen fühlen, die Wahrheit des Evangeliums für die allergewissesten zu halten; er wird innerlich genöthigt sein, statt irgend eine andere Wahrheit oder gar eine bloße Vermuthung zum Maßstab für sie, sie vielmehr zum Maßstab aller andern Wahrheiten und Meinungen zu machen, denn sie wird mit seinem innersten und eigensten Wesen, mit seinem Sein selber unablöslich verwachsen sein. Ich fand Den, so wird er sprechen, den meine Seele liebt; ich halte ihn und will ihn nicht lassen. Er wird ihn eben nicht lassen können und wird mit diesem Nichtkönnen gegen alle luftigen Hypothesen im heiligsten Rechte sein.

Was sodann aber die Verlegenheit betrifft, die man dem Bibelglauben

*) Vergl. § 26.

durch die Verflüchtigung des Himmelsgewölbes in einen unendlichen Luftraum bereiten will, so können wir uns kaum überzeugen, daß es damit wirklich ernst gemeint ist. Thut man doch gerade, als ob die Bibel sich Gott gar nicht anders als in einem bestimmten abgeschlossenen Raum oder gar Palast denken könne. Nun aber dringt doch gerade sie so stark wie möglich auf die Anerkennung seiner Geistigkeit, Schrankenlosigkeit und Allgegenwart. Wir haben ihn, gerade wenn wir ihr folgen, nirgends so sehr als überall da, wo sein Wille vollkommen geschieht und wo er in ganz reiner Weise verherrlicht wird, zu suchen, müssen aber allerdings Diejenigen bedauern, die von keiner bessern Verwirklichung des göttlichen Willens, von keiner reineren und vollkommneren Darstellung seiner göttlichen Herrlichkeit, als die auf Erden ist, wissen. Wir unsererseits kennen eine höhere Vollendung der Werke Gottes, nämlich ein Bereich, wo die Ideen bereits zur Wirklichkeit geworden sind, und möchten nicht des Glanzes entbehren, der von dorther auch auf die übrige Schöpfung fällt. Erst in ihm ist sie wahrhaft schön und Gottes würdig; ohne ihn würde sie arm, ja trostlos sein.

Wir können aber diese Entgegnungen nicht schließen, ohne noch auf Eins aufmerksam zu machen. So wenig auch die Bibel und das copernicanische Weltsystem äußerlich mit einander zu thun haben, so sehr haben sie doch eine innerliche Verwandtschaft. Die Bibel ist gewissermaßen copernicanisch vor Copernicus, natürlich in höherer, nicht in niederer Beziehung. Wie Copernicus lehrt auch sie uns, das Centrum, um welches sich Alles bewegt, nicht in der Erde selber, sondern weit außer derselben zu suchen; wie er weist auch sie uns von der Erde weg in die höchsten Höhen hinauf, ja in die Himmel der Himmel hinein. Und wie Copernicus erklärt auch sie dem Schein, den der Mensch so gern für die Wahrheit selber nimmt, den Krieg; sie lehrt, daß das Sichtbare vergeht, nur das Unsichtbare besteht. H. Steffens konnte daher den Ausspruch thun: „Wir müssen behaupten, daß das ptolemäische System, welches die Erde im Mittelpunkt des Universums ruhen ließ, eben deswegen nie eine wahrhaft christlich-religiöse Bedeutung annehmen konnte, weil es die Erscheinung selbst für absolut erklärte."*) Copernicus hat es zwar nur mit dem physischen Centrum des Sonnensystems zu thun; aber es kann für die geistigen und geistlichen Verhältnisse nur erwünscht sein, wenn sich die physischen als ihnen ganz analog zu erkennen geben und sich immer mehr zu einem passenden Symbol für sie gestalten.

Wir suchten bisher nur darzuthun, daß die biblischen Autoren für die

*) Anthrop. (Breslau 1822.) Bd. I, S. 264.

voran der Wissenschaft angehörenden Fragen keine Mission hatten; wir dürfen aber noch weiter gehen und behaupten, daß es ihnen auch wirklich in Betreff derselben an außergewöhnlichen Erkenntnissen fehlte. Das Eine folgt schon aus dem Andern: denn wozu hätte ihnen in übernatürlicher Weise eine Erkenntniß zu Theil werden sollen, die für ihre Aufgabe nicht in Betracht kam, die also ein todtes Capital gewesen wäre. Dazu kömmt aber noch, daß sie die wissenschaftlich unrichtigen Vorstellungen nicht blos gewähren lassen, sondern auch als ihre eigenen aussprechen.

Daß dann, wenn es sich so verhält, bei ihnen nicht von Offenbarung und Inspiration die Rede sein dürfe, kann nur Der behaupten, welcher das wahre Wesen dieser Dinge nicht kennt oder nicht kennen will. Wer den rechten höhern geistlichen Begriff von ihnen hat, wird den Mangel an Aufschluß über die betreffenden Objecte nicht einmal auffällig finden, wird ihn vielmehr von vornherein für nothwendig erachten. Die Offenbarung ist allerdings vorwiegend eine That Gottes; aber daraus folgt keineswegs, daß sie über alles Mögliche, daß sie auch über wissenschaftliche Fragen Auskunft geben konnte oder gar geben mußte; vielmehr würde sie gerade, wenn sie das gethan hätte, aufgehört haben, göttlich zu sein; sie wäre zu einer heidnischen Mantik herabgesunken. Sie würde in einer unnützen und unheilvollen Weise der Entfaltung der von Gott selber dem Menschen verliehenen Kräfte vorgegriffen, würde die Arbeit des menschlichen Geistes gestört und überhaupt den ganzen von Gott selbst geordneten Lauf der Entwicklung unterbrochen haben. Gerade als That Gottes durfte sie dem Menschen nur da zu Hülfe kommen, wo sie nun einmal in Folge der Sünde und der dadurch zerrütteten Geisteskräfte unentbehrlich war, also nur auf geistlichem Gebiete, und selbst hier mußte sie sich nach dem Maaß des bereits angeregten und irgendwie zum Bewußtsein gebrachten Bedürfnisses und der dadurch gewirkten Empfänglichkeit richten; es bedurfte, wenn sie eine Antwort geben sollte, einer der Tiefe des menschlichen Herzens entquellenden Frage, eines ernsten Strebens und Ringens, mit einem Wort, irgend eines Anknüpfungspunktes.

Kann man nun bei diesem Sachverhalt der Schrift dennoch eine wirkliche Mangelhaftigkeit vorwerfen? — Wir müssen Folgendes erwägen. 1) Die biblischen Autoren würden, wenn sie in wissenschaftlichen Fragen anders verfahren wären, als sie verfahren sind, nicht blos, wie gesagt, Störung und Verwirrung angerichtet haben, sondern auch gänzlich unverständlich gewesen sein, wenigstens für all' die Jahrhunderte, welche noch nicht auf der jetzigen Höhe der Wissenschaft standen. Sie hätten ein Verständniß kaum dadurch ermöglichen können, daß sie Astronomie, Geologie u. s. w. ausdrück-

lich und ausführlich gelehrt, daß sie ihre neuen Ansichten begründet und weitläufig entwickelt, daß sie also ihre eigentliche Aufgabe ganz darangegeben hätten. Die angebliche Mangelhaftigkeit war also in jeder Beziehung zweckmäßig. — Dazu kömmt aber als die Hauptsache 2) daß man keine anderen angeblich mangelhaften Aussagen nachweisen kann, als solche, die entweder durch die ganze Art der Offenbarung tief begründet, oder durch die Verhältnisse der Dinge selbst relativ berechtigt sind. Die Begründung, die sie in der Art der Offenbarung haben, wird durch unsere späteren Untersuchungen dargethan werden (vergl. § 33 u. 34). Die relative Berechtigung, die ihnen durch die Verhältnisse der Dinge zu Theil wird, leuchtet leicht von selber ein. Kein Mensch verdenkt es der Poesie, wenn sie den Himmel als die Wölbung, als das Firmament, oder als die Zeltdecke, und all' die unzähligen Sterne daran als liebliche Lichter der Erde betrachtet, wenn sie überhaupt die Dinge der Natur als das darstellt, was sie, wenn auch nicht an sich, so doch für uns sind; Jeder würde es im Gegentheil prosaisch, ja frostig finden, wenn sie ohne besonderen Grund den objectiven Sachverhalt hervorkehren wollte. Das aber doch nur deshalb, weil auch das Für-uns in diesem Fall seine Wahrheit hat. Es hieße Gottes Güte und Weisheit nicht recht würdigen, wenn wir nicht vor Allem auch die Beziehung des übrigen Universums auf die Erde zu ihrem Rechte kommen, die Erde also nicht als den Mittelpunkt für Alles außer ihr gelten lassen wollten. — 3) Jene angebliche Mangelhaftigkeit hat auch eine gewisse Schranke; denn die heilige Schrift hält vermöge der Freiheit, welche sie in Folge ihrer höheren geistlichen Art hat, für andere richtigere Vorstellungen, ohne freilich selber Etwas davon zu wissen, wenigstens die Möglichkeit offen, ja bahnt dieselben wohl gar in gewisser Weise an. So lehrt und kennt sie, wenn wir bei ihrer ihr so sehr zum Vorwurf gemachten Anschauung vom gestirnten Himmel stehen bleiben, außer dem Zweck der Sterne, der Erde zu leuchten, noch einen anderen, höheren Zweck derselben, nämlich den, Gott, ihren Urheber, und namentlich seine Allmacht und Erhabenheit, zu verherrlichen. Wie die Sterne nach ihr die Lichter der Erde sind, so auch die Heerschaaren Gottes, als welche sie sogar mit den Engeln zusammenstehen (Hiob 38, 7; Jes. 40, 26). Diese höhere Auffassung von ihnen liegt mit derjenigen, welche uns durch die neuere Astronomie möglich geworden ist, wenigstens auf einer Linie. — Dazu kömmt, daß sich blos poetische Vorstellungen oder Ausdrücke leicht durch sachlich richtigere ergänzen und zwar zuweilen in ein und demselben Buche. So lehrt dasselbe Buch Hiob, welches an einigen Stellen (c. 9, 6; c. 38, 6) in poetischer Weise

die Erde auf Säulen ruhen läßt, an einer andern ganz ausdrücklich, daß ihr Norden, d. h. ihr gewichtigster Theil oder vielmehr sie selber, auf Nichts aufgehängt sei (c. 26, 7).

§ 11.

Der Hauptinhalt der biblischen Aussagen.

Sache der heiligen Schrift war es — und das begründet ihren hohen Vorzug, ihre ewige, unveränderliche Bedeutung neben allen wandelbaren wissenschaftlichen Hypothesen und Theorien —, in Betreff der Schöpfung diejenigen großen Wahrheiten zur Anerkennung zu bringen, mit welchen die wahre Religion steht und fällt.

1. Voran und zu allermeist also kam es darauf an, die große Schöpfungswahrheit selber, die Thatsache nämlich, daß Gott Himmel und Erde und Alles, was darinnen ist, erschaffen hat, geltend zu machen. Die Verehrung Gottes als des Schöpfers ist sogar der allererste Schritt der wahren Religion, und gerade der Umstand, daß es dem von Gott nicht ganz entfremdeten Menschen ein tiefes, heiliges Bedürfniß ist, sowohl sich selber als auch die übrige Welt von einem höhern Urheber herzuleiten, ist es, was die rechte Gotteserkenntniß am meisten aufrichten und stützen hilft (vergl. Röm. 1, 18. 19). „Der allererste Charakter", sagt Köppen mit Recht, „worunter Gott als Gott unter den Menschen bekannt und von ihnen verehrt werden kann, ist nur dieser, daß er Urheber und Herr alles dessen sei, was da ist, auch vom Menschen. So gewiß also vor Mosis Zeit, schon von Adam an, Verehrer des wahren Gottes als des Herrn Himmels und der Erde dagewesen sind, so gewiß ist auch schon immer Etwas von der Schöpfung der Welt durch Gott bekannt geworden und vermittelst der Tradition . . . bekannt geblieben." *) Melchisedek schon oder, sagen wir lieber, Melchisedek noch, dies Abendroth einer bessern, damals zu Ende gehenden Zeit, nannte, um dem Abraham ein kurzes Bekenntniß seines Glaubens abzulegen, den höchsten Gott Den, „welcher Himmel und Erde besitzt" (1 Mos. 14, 16), d. h. als Schöpfer innehat. Hatte man kein Recht, die Anfänge von Gott herzuleiten, so durfte man auch nicht die Fortsetzungen auf ihn beziehen; man fühlte sich

*) Vergl. Köppen, Die Bibel ein Werk der göttlichen Weisheit, Bd. II, S. 456.

ſelber, man fühlte auch die Welt von Gott verlaſſen; Lebenszuverſicht und Hoffnung hatten ihre beſte Grundlage verloren.

Aber ſelbſt das war von ſehr hoher Wichtigkeit, daß man glaubte und erkannte, Gott habe ſeine Schöpfungswerke nicht etwa aus einer ſchon ohne ihn vorhandenen Materie hervorgebracht, habe vielmehr auch den Urſtoff geſchaffen, es gebe durchaus gar Nichts, welches nicht von ihm hervorgerufen und gemacht ſei. Ohnedem würde die ganze Sachlage für den Menſchen noch weſentlich dieſelbe geblieben, ja die Troſtloſigkeit und Dunkelheit würde, wie uns die Religionen der Heiden beweiſen, leicht noch größer geworden ſein*). Man hat noch in neueſter Zeit dieſe Wahrheit als eine religiös gleichgültige darzuſtellen, ja man hat ſie zu leugnen geſucht. Aber die heilloſen Folgen der entgegengeſetzten Anſchauung laſſen ſich leicht genug überſehen. Vor Allem iſt der Menſch, ſobald er über ſeine Urſprünge ſo falſch urtheilt, in Betreff ſeiner ſelbſt in Gefahr, den bedenklichſten Irrthümern Raum zu geben. Iſt der Grundſtoff ſeiner Leiblichkeit, iſt das Materielle an ihm etwas urſprünglich von Gott Unabhängiges, welches nur allmählich etwas verklärt und vergeiſtigt werden kann, ſo liegt es für ihn zu nahe, ſeine widergöttlichen Triebe und Regungen aus dieſer ſchlechten Materialität herzuleiten und als etwas ganz Natürliches anzuſehen, als bloße Uebel, die nun einmal getragen werden müſſen, nicht als wirkliche Sünde, für welche er verantwortlich iſt, — trotzdem daß doch die innerſte Stimme in ihm ſelber ein ſchwerlich je ganz zu betäubendes Zeugniß dagegen ablegt, ja daß ſein ganzes inneres Sein und Leben ſelbſt ein thatſächlicher Gegenbeweis iſt. Außerdem aber darf er, wenn nicht ganz von Gott ausgegangen, auch nicht wohl hoffen, je ganz zu ihm zurückzukehren, je völlig Einheit und Frieden mit ihm zu erlangen. Nur wenn eine erſte Schöpfung im wahren und vollen Sinn ſtattgefunden hat, iſt eine Bürgſchaft dafür vorhanden, daß auch eine zweite, daß auch eine völlige Erneuerung des Weſens ſtattfinden kann. Denn die Meinung, daß ſich die Materie, die urſprünglich unabhängig von Gott und ebenſo ewig wie Er geweſen iſt, je einmal von Gott ganz werde bemeiſtern und durchgeiſten laſſen müſſen, iſt vollſtändig unberechtigt. Beides aber, die ſtrenge ſittliche Beurtheilung der ungöttlichen Regungen oder Triebe in uns und die Hoffnung, die Gewißheit ihrer dereinſtigen völligen Ueberwindung, ſind die wichtigſten Grundlagen für das Streben nach Heiligung. Ohne ſie muß die nach Gott ſeufzende Seele die

*) Vergl. z. B. in Betreff der griech. Religion die „Nachhomeriſche Theol.“ von Nägelsbach, Abſchnitt I, § 13. 45. 57.

Flügel hängen lassen und kann der schwere Kampf, den wir täglich zu führen haben, nicht gelingen. — Meint man aber etwa, daß mit jener Anschauung wenigstens ein größeres Gefühl von Freiheit verbunden sein könnte, so ist das gerade Gegentheil wahr. Soweit sich der Mensch nicht von Gott abhängig wüßte, würde er sich der Materie unterordnen müssen, und die Abhängigkeit von ihr und von den in ihr waltenden, ungeistigen Kräften ist nicht Freiheit, sondern das Hingegebensein an die dunkle, unvernünftige Macht des Fatums. Die menschliche Freiheit steht in der ausschließlichen Abhängigkeit von Gott. — Das führt aber schon darauf, wie sehr auch die richtige Betrachtung der Welt überhaupt ohne die volle Schöpfungswahrheit in Gefahr ist. Vielleicht allerdings hat die Annahme einer ewigen von Gott unabhängigen Materie die Vorstellung, daß die Welt nicht gänzlich von Gott bemeistert, daß die Ereignisse in ihr nicht ganz von ihm beherrscht werden, schon zur Voraussetzung; aber jedenfalls ist sie auch ganz geeignet, die Gemüther in derselben zu bestärken. Sie hebt wenigstens das Recht einer zweifellosen Gewißheit in Betreff der Alles bedingenden und zweckmäßig verwaltenden Weltregierung Gottes auf und zerstört damit auch die Gewißheit einer endlichen Weltvollendung. Was in Betreff des Einzelnen gilt, das leicht auch in Betreff des Ganzen. Wie im Einzelnen, so kann sich leicht auch im Ganzen der Gegensatz, der von Ewigkeit her bestanden, bis in alle Ewigkeit hinein erhalten. Wie vorhin die besten Grundlagen der Heiligung, so stürzen hier auch die für die Hoffnung auf den neuen Himmel und die neue Erde zusammen. Und über das Alles fällt erst recht in Trümmern das höchste Gut, das wir haben, oder doch das Gefäß, in welchem es sich uns darbietet, der wahre Gottesbegriff selber. Der Gott, der Etwas neben sich hat, was nicht von ihm ist, ist nicht der Alles in Allem seiende, der unbeschränkte, der absolute Gott; der Gott, der die Materie nicht völlig zu bemeistern vermag, ist kein allmächtiger Gott; der, welcher keine Sündlosigkeit ermöglicht hat, darf die Sünde nicht strafen, darf kein heiliger Richter sein, und die Gnade in ihrem eigentlichen Sinne, als Vergebung strafwürdiger Sünde, hat keine Stelle in ihm. Mit einem Wort, dieser Gott ist kein Gott. Und dies Alles sind doch nur kurze, flüchtige Andeutungen von alle dem, was von dem richtigen Schöpfungsbegriff abhängt, und was es nothwendig machte, daß vor Allem er in der heiligen Schrift gepflegt wurde.

2. Weiter aber fordert das Interesse der rechten Gottesverehrung auch die Anerkennung, daß die Welt nicht blos im Großen und Ganzen, sondern auch bis in's Einzelne hinein ein Werk der göttlichen Schöpfung und An-

ordnung ist. Es muß also berichtet werden, daß Gott gleichsam wie ein Baumeister mit weiser Ueberlegung schon die Grundlagen, auf denen das ganze Gebäude namentlich der Erde ruht, gegründet, daß er dann den Bau selber ausgeführt, daß er die einzelnen Abtheilungen und Ordnungen festgestellt, und noch mehr, daß er endlich auch jede Art von Geschöpfen, welche darin leben, in's Dasein gerufen hat. Nur dann, wenn in dieser Weise ein Jedes an seinem Theil von einer directen That Gottes ausgegangen ist, ist ihm vollkommne Sicherheit und Gleichberechtigung verbürgt, und darf es von den Menschen als ein gleich beachtenswerther und zuverlässiger Ausfluß göttlicher Art und göttlichen Willens betrachtet werden. Zugleich aber will auch — und dadurch bekommt diese Berücksichtigung des Einzelnen erst einen bestimmten objectiven Halt — eine wirklich zeitliche Aufeinanderfolge der verschiedenen Schöpfungen statuirt werden. Die älteren Kirchenlehrer freilich haben sich zum großen Theil, wie wir noch weiter unten auszuführen Veranlassung haben werden, zu dem Gedanken, daß Gott zu der Schöpfung der Welt Zeit gebraucht habe, nicht erheben können. Ihnen sind selbst die sechs Tage, welche 1 Mos. 1 dazu angesetzt werden, als Schöpfungszeit zu lang gewesen. Sie haben meistens gemeint, daß es in 1 Mos. 1 mit der Darstellung des Schöpfungswerkes als eines Sechstagewerkes nur auf ein übersichtliches Fachwerk behufs einer kräftigen Hervorhebung des Einzelnen abgesehen gewesen sei. Indem sie ihr Auge vor Allem auf die Allmacht Gottes gerichtet hielten und Alles allein durch sie bedingt glaubten, haben sie es sich nicht anders vorstellen können, als daß die ganze Schöpfung in Wahrheit nur einen Augenblick gedauert habe. Aber sowohl der allgemeinere, als auch der specifisch-theologische, religiöse Standpunkt hat dagegen gegründete Einwendungen zu erheben. Wir haben es hier nur mit denen des letztern zu thun und kommen auf die des erstern in § 15. Wie sprechend auch die Herrlichkeit des großen, erhabenen und bewunderungswürdigen Weltgebäudes Gottes Ehre erzählen mochte, so war sie doch für die ernstere, religiöse Betrachtungsweise deutlich genug mit einem gewissen Gegensatz behaftet, der mit der Art und Weise des Weltsubstrates selbst zusammenhing. Das eigentliche Grundwesen der Welt konnte nicht für etwas schon an sich Herrliches, sondern mußte im Gegentheil für etwas Unvollkommnes, ja Nichtiges gelten, welches sich selbst überlassen nimmermehr Harmonie und Leben hervorgebracht, sondern sich in wilder Verwirrung leicht selbst verzehrt hätte. Für das Licht, welches so wohlthätig von Oben hereinschien, bildete die Finsterniß, die leicht als etwas Hemmendes und Feindliches empfunden wurde, eine dunkle Folie von Unten her; das Land, auf dem der Mensch und alles höhere organische Leben ge-

dieh, wurde von dem wild tobenden Meere umfluthet und bedroht; der Nahrung spendende Boden selbst lagerte sich auf hartem, unfruchtbarem Gestein. Diese Doppelseitigkeit alles Geschaffenen führte auf eine Doppelseitigkeit in der göttlichen Schöpfungsthätigkeit selbst. Es unterschieden sich in derselben deutlich genug zwei besondere Acte, von denen der eine nur das Weltsubstrat in seiner weltlichen, nicht göttlichen Art, der andere dagegen die einzelnen erst wirklich Gott entsprechenden herrlichen Ordnungen und Bildungen hervorgebracht hatte. Und war es nun schon an sich natürlich, daß man diese beiden Acte nicht als gleichzeitige, sondern als aufeinanderfolgende faßte, so leitete auch das religiöse Interesse selber dazu an. Die Welt hatte zweifelsohne deshalb jenes Gepräge der Doppelseitigkeit empfangen, damit man wüßte, daß sie nicht aus sich heraus, nicht nach innerer Nothwendigkeit, sondern durch Gott und seine Wundermacht das Ziel ihrer Vollkommenheit erreicht hatte. War dem aber so, so war es auch selbstverständlich, daß sie wirklich erst in einer unvollkommnen, wüsten Gestalt geschaffen und dann erst durch Gottes weitere Thätigkeit ausgestaltet und verherrlicht worden war. Und kam es nun auch bei einem religiösen Schöpfungsberichte nicht darauf an, daß mit naturwissenschaftlicher Genauigkeit nur das, was wirklich grundlegend und elementar war, der grundlegenden, alles Uebrige der entwickelnden Schöpfung zugewiesen wurde, so mußte doch das Princip, daß ein solcher Unterschied stattgehabt habe, jedenfalls geltend gemacht werden.

Natürlich aber hatte Gott seinem ganzen Wesen gemäß nicht umhin gekonnt, durch seine erste grundlegende Schöpfung die zweite ausgestaltende bereits anzubahnen; er hatte vielmehr alles zuerst Geschaffene, wenn er es auch theilweise noch einschränken, ja bändigen mußte, doch darauf eingerichtet, daß es zu dem, was er weiterhin zu Stande bringen wollte, mitdienen konnte. So mußte er es denn auch wirklich mitdienen lassen. Zeigt sich doch seine größte Größe durchweg in jener bewunderungswürdigen Herablassung, vermöge deren er seine Creaturen so gern für sich handeln läßt und selber gewissermaßen in den Hintergrund tritt, ja sich und seine Macht gleichsam verbirgt. Er konnte also nicht unmittelbar und sogleich das höchste und letzte Ziel herbeiführen. Wenn anders die Substrate wahrhaft mitthätig sein sollten, so mußte sich die ausgestaltende Thätigkeit zunächst mit der Bildung dessen, was dieselben ihrer Natur nach am ehsten mit zu Stande bringen konnten, begnügen; sie mußte dann mit den weiterhin möglichen fortfahren und konnte erst zuletzt zu dem höchsten und schwierigsten aufsteigen. Das Erste konnte und mußte das Licht sein; das Licht ist ja überall die nächste Folge von Leben, Entwicklung und Wärme und ist wiederum auch der

mächtigste und unentbehrlichste Factor bei aller weitern Lebensgestaltung. Dann aber mußte sich die dem Lichtbereich nächste Sphäre, die der oberen Wasser von den unteren Wassern, das Wasser mußte sich vom Festlande sondern. Das Wasser mußte, obwohl es die „allgemeine Mutterlauge“ war, dennoch als etwas in gewisser Weise auch Hinderliches gebunden und in die nöthigen Schranken zurückgewiesen werden; erst darnach konnten die Erde und die Wasser selber die zu ihnen gehörenden Organismen Stufe für Stufe aus sich hervorgehen lassen. Mit einem Wort, es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß nicht blos die beiden großen Schöpferactionen selbst, sondern auch noch die einzelnen Bildungen der letztern ihre Aufeinanderfolge und demnach auch ihre Zeit erfordert und gehabt hatten. Und ungewiß konnte für den religiösen Standpunkt nur dies sein, wie lange die Zeiträume gewesen waren, die sie in Anspruch genommen hatten.

Ueber die Zeitlängen konnte man von allgemeinen religiösen Wahrheiten aus natürlich hier ebenso wenig wie sonstwo zu einer Sicherheit gelangen. Die Betrachtung konnte allenfalls, wenn sie sich auf die Schöpfung in ihrer Totalität und auf den Zusammenhang der einzelnen Theile unter einander richtete und zugleich von dem Gesichtspunkt der Alles unbedingt bewältigenden Allmacht Gottes ausging, darauf bestehen, daß Stufe für Stufe und Gestaltung nach Gestaltung ohne eigentliche Unterbrechung oder Säumniß zu Stande gekommen sei. Denn Gottes Wille und Absicht leiden, wie sehr es auch oft so aussieht, keine eigentliche Verzögerung. Die scheinbaren Hindernisse müssen ihnen selber dienstbar werden. Er spricht, so geschieht's, er gebeut, so steht es da. Ein Tag nach dem andern mußte, wenn man von dieser Betrachtungsweise ausging, eine Schöpfung in Anschluß an die andere erstehen sehen, ein jeder an seinem Theile mußte zur Vollendung des Ganzen mit beitragen. Der ganze Schöpfungsverlauf konnte dann als ein verhältnißmäßig sehr schnell vollzogener, ja wenn das Ganze deutlich als sechstheilig erschien, als ein Sechstagewerk gefaßt werden. Diese Bestimmtheit fiel aber, wenn die Betrachtungsweise eine andere wurde, weg. Auch traf man damit nur das Innerlichste, so zu sagen nur die dem äußern Verlaufe zu Grunde liegende göttliche Idee, nicht den äußern Verlauf selber. Denn wenn auch das Eine schon immerdar das Andere in sich tragen und vorbereiten mußte, so brauchte doch das nur noch erst Vorbereitete keineswegs überall sogleich zum Vorschein zu kommen. Es konnte möglicherweise bis zum Sichtbarwerden desselben lange, sehr lange Zeit dauern. Denn vor Gott sind tausend Jahre wie Ein Tag. Nur für einen Standpunkt, der die Dinge so sieht, wie sie in Gott sind — Augustin nennt

dieſe Erkenntnißweiſe die scientia angelorum — hatte jene Faſſung ihr Recht und ihre Wahrheit.

3. Wieviel nun aber auch immer bei der Hervorbringung der übrigen Gebilde von Erde, Waſſer und Licht mit abhängen und wie lange es auch dauern mochte, bis dieſelben zu Stande kamen, ſo konnte doch auf dem Boden der wahren Religion das keinem Zweifel unterliegen, daß zuletzt Alles in derjenigen Vollkommenheit und Schöne erſtand, welche der Vollkommenheit und Herrlichkeit Gottes wahrhaft entſprach. Es mußte zuletzt ein jedes Werk an ſeinem Theile gut und das Ganze in ſeinem Zuſammenhange ſehr gut ſein. Was hätte den wahren Gott, dem Allmacht und Weisheit gleich ſehr eigen waren, hindern ſollen, ſeine Abſichten voll und ganz zu verwirklichen? Seine Abſichten aber mußten ſo vollkommen, wie Er ſelber, ſein. Es mußte alſo ein Zeitpunkt eintreten, wo Gott von ſeiner Schöpferthätigkeit ablaſſen und in die Erhalterthätigkeit übergehen konnte. Nicht als ob er ſich je in Unthätigkeit zurückzuziehen vermocht hätte; auch erhaltend noch war er, wie Jeder, der ſein Verhältniß zur Welt wahr und lebendig erfaßte, anzuerkennen das heiligſte Bedürfniß hatte, ununterbrochen wirkſam; ja, indem er das Geſchaffene erhielt, es mit ſeiner immerdar innewirkenden Kraft durchdringend, indem er es wachſen und gedeihen oder wenigſtens beſtehen ließ, brachte er es gewiſſermaßen immer von Neuem hervor. Man durfte, wenn wir es mit einem dogmatiſchen Terminus ausdrücken wollen, eine fortgehende Schöpfung (creatio continua) ſtatuiren. Und namentlich war dann dazu Veranlaſſung, wenn man das geiſtig-ſittliche Gebiet in's Auge faßte. Der Geiſt, von und zu Gott geſchaffen, konnte nur im Umgange mit Gott gedeihen. Gott, den er ſeinem innerſten Weſen nach eigentlich immerdar ſuchte, mußte ihm ſtets ſich offenbarend entgegenkommen, mußte gewiſſermaßen ununterbrochen ſein herrliches Correlat ſein. Und erſt recht mußte er ihm mit Hülfe nahe ſein, als die Sünde zwiſchen eingetreten war und durch die Sünde der Tod. Da wurde es, wenn anders das Verderben nicht übermächtig werden ſollte, nöthig, daß der Gott der Offenbarung immer von Neuem aus ſich hervorging und ſchöpferiſch neue Lebenskräfte in das Erſtorbene herabſenkte. Sofern man Gott vorwiegend als Gott der Offenbarung, Erziehung und Reichsſtiftung, mit einem Wort als Jehovah faßte, wie z. B. 1 Moſ. 2, 4 ff., mochte man daher auch jene Unterſcheidung zwiſchen der ſchöpferiſchen und erhaltenden Thätigkeit bis zu einem gewiſſen Grade zurücktreten laſſen können; allein immerhin war dieſelbe doch auch wieder ſehr wichtig, und zwar beſonders dann, wenn Gottes Verhältniß zur Creatur im Allgemeinen die Hauptſache war, wenn

er nicht als Jehovah, ſondern als Elohim angeſchaut wurde. Statuirte man nur eine fortgehende Schöpfung, ſo konnte man nicht wohl anerkennen, daß Gottes Creatur ſich einer relativen Selbſtſtändigkeit und Freiheit, einer Entwicklung aus ihrer eignen Inhaltsfülle heraus zu erfreuen habe. Gerade darauf aber kam es ſowohl für das Geſchaffene im Allgemeinen, ſollte anders die Continuität deſſelben als geſichert angeſehen werden dürfen, als auch ſpeciell für den Menſchen, wenn es ſeine Aufgabe war, den Begriff eines ſittlichen Weſens zu verwirklichen, an.

Um die Entlaſſung der Creatur zur relativen Selbſtſtändigkeit recht beſtimmt hervorzuheben, konnte man ſogar den Ausdruck wählen, daß Gott nach ſeiner Schöpfung *geruht* habe. Denn es war auf dem Boden der wahren Religion klar genug, daß man damit nicht etwa den unannehmbaren Uebergang zur Unthätigkeit meine: man konnte aber in dieſer Weiſe ſehr gut zugleich auch die Wahrheit darſtellen, daß Gott nicht etwa in ſeine Schöpfung über- und aufgegangen ſei, daß er ſich vielmehr über alles Geſchaffene und deſſen ewigen Kreislauf hoch erhoben habe und in ſeiner Höhe, unberührt von dem ſteten Wechſel des Irdiſchen, in ewig unveränderlicher Majeſtät throne, ſein eignes Leben lebend und ſich an Allem, was nicht er ſelber, als wahren Herrn beweiſend, — eine Wahrheit, deren Feſtſtellung, ſo lange die Naturreligion übermächtig war, hohen Werth hatte. Weit entfernt, Gott durch die Ausſage, daß er geruht habe, zu erniedrigen, drückte man dadurch vielmehr ſeine wahre Hoheit und Herrlichkeit im Unterſchied von allen Naturgöttern oder perſonificirten Naturmächten aus. Denn ein Gott, wie Adonis, konnte wohl ſterben, um zu ſeiner Zeit wieder aufzuerſtehen, oder wie Helios in den See hinabtauchen, um zu baden und das Lager zu ſuchen; aber ſich vollkräftig in ſich ſelbſt zurückzuziehen vermochte nur der transcendente Gott.

All' dieſe Andeutungen können indeß nur zu einer vorläufigen Verſtändigung dienen. Um eine gründlichere herbeizuführen, müſſen wir noch erſt zeigen, nicht blos, daß die eben hervorgehobenen großen Wahrheiten wirklich beſtimmt genug in der Bibel vorliegen, ſondern daß ſie auch für jede Wiſſenſchaft unumſtößliche Geltung haben, und weiter müſſen wir dann auch noch erſt darthun, daß die heilige Schrift bei ihren wiſſenſchaftlich mangelhaften Ausſagen wirklich, wie wir in § 10 behauptet haben, wo nicht auch eine relativ ſehr wohl berechtigte Anſchauungsweiſe, ſo doch immer noch die Natur der Offenbarung ſelbſt für ſich anführen kann. Wir müſſen alſo vorerſt an die Behandlung des Einzelnen gehen. Erſt wenn wir was wirklich Schriftlehre iſt, bis in's Einzelne hinein feſtgeſtellt und

der Wiſſenſchaft gegenüber geprüft haben, werden wir die vorhandene Uebereinſtimmung mit der letzteren ſicher hervorzuheben vermögen und zugleich eine Grundlage für die Beſprechung der ſich ergebenden Differenzen gewonnen haben. — Da man übrigens, wenn es ſich um die Lehre der Schrift von der Schöpfung handelt, vorzüglich an 1 Moſ. 1 zu denken pflegt, und da dies Capitel in der That den ausführlichſten Schöpfungsbericht enthält, ſo werden wir vorzüglich von ihm auszugehen haben. Doch aber wird es angemeſſen ſein, wenn wir am paſſenden Orte zugleich auch alle wichtigen Ergänzungen, welche die heilige Schrift ſonſtwo bietet, heranziehen.

Erſtes Capitel.

Die Ur-Schöpfung, 1 Moſ. 1, 1.

§ 12.

Die bibliſche Grundausſage.

Die erſte Aufgabe der heiligen Schrift in der hier in Betracht kommenden Beziehung iſt alſo dieſe, daß ſie uns nicht blos zwiſchen Gott und Welt unterſcheiden, ſondern auch die Welt auf Gottes Schöpfungsthätigkeit zurückführen, überhaupt von einer Schöpfung reden lehrt. Sie muß uns auf den Standpunkt erheben, wo wir das Bekenntniß des Pſalmiſten: „Durch das Wort des Herrn ſind die Himmel gemacht und durch den Hauch ſeines Mundes all ihr Heer“ (Pſ. 33, 6) zu dem unſrigen machen, und muß uns dadurch befähigen, überall nicht blos Welt, Gewordenes, ſondern vor Allem Geſchaffenes und demnach auch ein Zeugniß von der Macht, Güte und Weisheit des Schöpfers, ja trotz aller jetzt herrſchenden Unvollkommenheit oder gar zwiſchen eingekommenen Corruption eine Spur von ſeiner Herrlichkeit wahrzunehmen.

Für die heilige Schrift iſt dieſe Lehre, daß Gott der Herr den Himmel, die Erde und das Meer und Alles was darinnen iſt, gemacht hat, ſo ſehr Fundamentallehre, daß ſie nicht blos im verſchiedenſten Zuſammenhange und in den mannichfaltigſten Situationen wiederklingt, ſondern noch viel öfter, als ausdrücklich ausgeſprochen, auf's Deutlichſte vorausgeſetzt wird. Vergl. 1 Moſ. 1, 1; 2, 4 ff.; 2 Moſ. 20, 11; 31, 17; Pſ. 8, 1 ff.; 24, 1. 2; 33, 6. 9; 95, 4 — 7; 102, 26 ff.; 104, 29 ff.; 115, 15; 121, 2; Hiob 28, 24; 38, 4 ff.; Sprüchw. 8, 23 ff.; Jeſ. 42, 5; 45, 18; Jer. 10, 11; 12, 16; 32, 17; Neh. 9, 6; Joh. 1, 3; Apgeſch. 4, 24; 14, 15; 17, 24; Röm. 1, 20. 25; 11, 36; 1 Kor. 8, 6; Eph. 3, 9; Kol. 1, 16; Hebr. 2, 10; 3, 4; Offenb. 4, 11; 10, 6; 14, 7.

Aber auch das ist über alle Frage, daß die Bibel wirklich, wie es das Interesse der wahren Religion so entschieden fordert, überall, auch wo sie es nicht entschieden ausspricht, davon ausgeht, daß Gott sogar den Urstoff der Dinge geschaffen hat, und daß es durchaus gar Nichts in der Schöpfung gibt, was nicht von ihm herrührt. Von den Stellen, wo sie es ausdrücklich lehrt, ist 1 Mos. 1, 1: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde" die erste und zunächst in Betracht kommende.

Freilich, so klar auch dieser Anfang des biblischen Schöpfungsberichtes von einer solch absoluten Schöpfung zu handeln scheint und so allgemein man ihn auch seit den ältesten Zeiten davon verstanden hat, so hat es doch Einigen, besonders in neuester Zeit, allzu unwahrscheinlich geschienen, daß sogleich er eine so entschieden nur der Offenbarung eigene Lehre enthalten und sich dadurch so weit vor aller übrigen (nämlich heidnischen) Anschauung des Alterthums auszeichnen sollte; oder man hat auch andere Schwierigkeiten in ihm gefunden und ihm demnach eine Fassung geben zu müssen geglaubt, wonach ein Vorhandensein der Erde nicht ausgeschlossen, das Schaffen vielmehr blos auf die ausgestaltende Schöpferthätigkeit während des Sechstagewerks bezogen wird. Gestützt auf den Umstand, daß רֵאשִׁית, „Anfang", nicht den Artikel hat, haben Abenesra und Jarchi, in neuerer Zeit Grotius, Ilgen und v. Bohlen behauptet, daß man (nach Analogie von Hos. 1, 2) construiren müsse: im Anfang, wo Gott den Himmel und die Erde schuf (auszugestalten begann, durch die Lichtschöpfung u. s. w), da war die Erde wüst und leer. Ewald und Bunsen aber, welche anerkannten, daß es grammatisch unzulässig sei, die Worte: „und die Erde war" u. s. w. als Nachsatz zu nehmen, haben übersetzt: im Anfang, wo Gott den Himmel und die Erde schuf und die Erde wüst und leer war und Finsterniß auf der Tiefe lag und der Geist Gottes über den Wassern schwebte, da sprach Gott: es werde Licht*). Man hat aber gegen diese Fassung mit Recht 1) schon dies geltend gemacht, daß eine so lange und schwerfällige Periode, wie sie hier statuirt wird, ganz gegen die Art der sonst so einfachen, schönen und durchsichtigen Darstellungsweise unseres Verfassers und speciell auch gegen den erhabenen, poetisch vollendeten und dabei doch so kindlich einfachen Ton unseres Schöpfungsberichtes ist und am wenigsten an den großartigen Eingang desselben paßt. Dazu

*) Böttcher, der sich vor Andern einer Kenntniß und Berücksichtigung der Grammatik rühmt, meint gar, statt des Präteritums בָּרָא gradezu den Infinitiv בְּרֹא lesen zu müssen, bringt aber Hos. 1, 2 nicht in Rechnung und verfällt zudem wieder in den schon glücklich überwundenen Irrthum, in welchem man V. 2 für den Nachsatz hielt. Vergl. Neue exeg. critische Aehrenlese, Bd. I, S. 8.

kommt aber 2) als ein noch entſcheidenderer Umſtand der, daß jene Erklärer in Folge eines lexikaliſchen Mißverſtändniſſes dem Verbo בָּרָא, „ſchaffen", einen Sinn aufdrängen, den es nicht haben kann. בָּרָא ſchließt zwar keineswegs jede Benutzung eines ſchon vorher vorhandenen Stoffes aus; an Stellen wie Cap. 1, 21. 27; 5, 1. 2; 6, 7 wird es auch von der Erſchaffung der aus Erdſtoff gebildeten Menſchen und Thiere, Pſ. 102, 19 von der Hervorbringung einer neuen Generation, Jeſ. 43, 1. 15 von der Herſtellung des Volkes Iſrael, Jeſ. 65, 18 von der Wiederherſtellung Jeruſalems gebraucht. Allein nirgends wird, wo von Schaffen die Rede iſt, das zu benutzende Material mit in Betracht gezogen und mit erwähnt; nirgends findet ſich die Ausdrucksweiſe: aus dem oder jenem Subſtrat etwas ſchaffen. Schaffen ſteht nur von dem Thun Gottes und bezeichnet daſſelbe ſo recht nach ſeiner Göttlichkeit und Wunderbarlichkeit, vermöge deren es Etwas, was wenigſtens ſo gut wie noch nicht vorhanden war, zu Stand und Weſen bringt. In unſerer Stelle wäre nun aber der bereits vorhandene Stoff nicht blos ausdrücklich mit hervorgehoben (in V. 2), ſondern es wäre ihm auch bereits derſelbe Name gegeben, den er noch ebenſo nach der durch das Schaffen bezeichneten Thätigkeit Gottes führte. Jene Erklärer laſſen die Erde, und zwar als Erde, unter ebendieſer Bezeichnung eher exiſtiren, als ſie geſchaffen wurde, ja ſie laſſen den Verfaſſer Beides in Einem Othem ſagen, daß die Erde noch erſt geſchaffen werden ſollte und daß ſie auch bereits, wenn auch noch wüſt und leer, vorhanden war. Dergleichen iſt einfach unmöglich. Schaffen heißt nie Etwas blos in der Weiſe entwickeln oder ausgeſtalten, daß es weſentlich auch noch nichts Anderes wird, als es bereits vorher war, ſondern heißt immer etwas weſentlich Neues hervorbringen, was mit dem Namen des Stoffes, wenn ein ſolcher wirklich benutzt wurde, nimmer genügend bezeichnet werden würde. — 3) Wenn unſer Verfaſſer davon ausgegangen wäre, daß die Erde, ſchon ehe ſie geſchaffen wurde, exiſtirt hätte, ſo hätte es für ihn am nächſten gelegen, ihr neben der Ewigkeit Gottes ebenfalls eine Ewigkeit zuzuſchreiben, oder ſich doch ihr Vorhervorhandenſein als ein unbeſtimmt langes vorzuſtellen; ebenſo lang hätte er ſich dann aber auch die Zeit der Finſterniß denken müſſen, die auf ihr, ehe Gottes Schöpferwort: „Es werde Licht!" erſcholl, lagerte. Nun ſtellt er dieſelbe aber in V. 5 einer gewöhnlichen Nacht gleich, ja beſchreibt ſie ebenfalls mit dem nachher immer wiederkehrenden Ausdruck: es war Abend, und deutet damit ſo beſtimmt wie möglich an, daß ſie erſt kurz vorher ihren Anfang gehabt hatte*). — 4) Von den alten Ueberſetzern, die

*) Vergl. § 23.

doch zum Theil noch unter dem Einfluß der älteſten, jüdiſchen Exegeſe ſtanden, iſt Niemand auf eine ſolche Auffaſſung, wie die beſtrittene iſt, verfallen. Alle drücken ganz einfach den Sinn aus: im Anfang (der Targum Jeruſchalmi בְּחוּכְמָה, in Weisheit) ſchuf Gott Himmel und Erde. Saadias, der arabiſche Ueberſetzer, der aber erſt im zehnten Jahrhundert lebte, ſetzte dafür: das Erſte, was Gott ſchuf, war Himmel und Erde, folgte dabei aber nur einer andern Deutung des „im Anfang".

Die Ueberſetzung: „im Anfang ſchuf Gott" u. ſ. w. wird demnach als die einzig zuläſſige anerkannt*), das Schaffen aber von einer Thätigkeit Gottes verſtanden werden müſſen, welcher die Erde ſelbſt diejenige Exiſtenz, die ihr in V. 2 zugeſchrieben wird, d. i. die erſte und uranfängliche verdankte**). Der Sinn, den wir ſo gewinnen, muß uns auch in der That

---

*) Was das Bedenken wegen des Fehlens des Artikels vor רֵאשִׁית betrifft, ſo finden wir zwar keine Stelle, an der es in einer der unſrigen analogen Weiſe artikellos gebraucht iſt; denn Jeſ. 46, 10 kann bei der poetiſchen Redeweiſe, die dort ſtatthat, nicht in Betracht kommen. Allein der Grund davon iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach der, daß es im Sinne von „im Anfang" ohne nähere Beſtimmung überhaupt nicht wieder vorkömmt. Die wenigen Male, wo es noch in dieſer Bedeutung ſteht, hat es einen Genitiv hinter ſich. Man kann, um ſich das Fehlen des Artikels zu erklären, mit Knobel von einer adverbialen Bildung reden, wie ſie in בְּאַחֲרֹנָה Sprüchw. 29, 11, בְּקָרְיִ 3 Moſ. 26, 24. 27, בְּיָד Jeſ. 28, 2 ſtatthat. Es folgt daraus aber nicht, daß man ſtatt „im Anfang der Dinge" vielmehr „im Anfang des Schaffens", alſo „anfänglich, zuerſt" zu verſtehen hätte. Wenn das erſtere, hätte ebenſo gut auch das letztere den Artikel erfordert. Und im Uebrigen ſpricht Alles gegen einen ſolch aufzählenden Anfang mit „zuerſt". — Beſonders hat man ſich wohl daran zu erinnern, „daß", wie Ewald im Lehrb. § 277c ſagt, „die Sprache auch bei einem gewöhnlichen Subſtantiv ganz beſtimmten Sinnes den Artikel deswegen auslaſſen kann, weil die Beſtimmung nach dem Zuſammenhange vorausgeſetzt werden mag und daher für überflüſſig gehalten wird". Es kann z. B. das artikelloſe, correlate קֵץ (Ende) 1 Moſ. 6, 13 verglichen werden. Nicht blos im Hebr., ſondern auch im Griech. verhält es ſich ſo, vergl. Winer, Gramm. des neuteſt. Sprachidioms, § 18. Bekannt iſt das ἐξ ἀρχῆς, Heſiod. Theog. V. 45. Die alex. Ueberſetzer und neuteſtamentl. Autoren haben daher ebenfalls ohne Artikel ἐν ἀρχῇ Joh. 1, 1, Apoſtelg. 11, 15; ἀπ' ἀρχῆς Matth. 19, 8, Apoſtelg. 26, 4 u. ſ. w.; ἐξ ἀρχῆς Joh. 6, 64; 16, 4. Daß das entſprechende בַּתְּחִלָּה ſtets den Artikel hat, dürfte ſeinen Grund im Wohlklang haben.

**) Wir brauchen nicht noch erſt die Meinung zu widerlegen, nach welcher unſer Vers zwar für ſich allein zu nehmen, aber als eine bloße Summa oder Ueberſchrift des Folgenden, alſo doch nur von der ausgeſtaltenden Thätigkeit während der ſechs Schöpfungstage zu verſtehen wäre. Auch nach ihr hätte die Erde eher exiſtirt (V. 2), als ſie geſchaffen worden, und der 5. Vers bereitete dieſelbe Schwierigkeit.

auf dem Boden der Schrift, wenn anders wir dieſelbe in ihrer Eigenthümlichkeit würdigen und uns unzeitiger Vergleiche enthalten, von vornherein als der allernatürlichſte erſcheinen. Wir haben geſehen, wie ſehr es im Intereſſe des Glaubens an den wahren, unbedingten, alles bedingenden Gott liegt, auch ſchon die erſten Anfänge, ja ſchon den Urſtoff der Dinge ſelber von Gottes Schöpferthat herzuleiten. Und ſollte es fraglich ſein, ob auch unſer Autor ſchon das Bedürfniß gefühlt habe, dieſem Intereſſe Rechnung zu tragen, ſo iſt es doch jedenfalls das Wahrſcheinlichere, daß ein Schriftſteller, der durch den ganzen Schöpfungsbericht hin, wie nirgends irgend ein Grieche*), ſichtlich darauf aus iſt, die Anfänge von alle dem, was exiſtirt, auf Gottes Urhebung zurückzuführen, nicht vergeſſen haben werde, auch den Anfang der Anfänge von derſelben herzuleiten. Es iſt die Frage erlaubt, wie er zu einer ſolchen Verſäumniß auch nur hätte kommen können. Die Griechen kamen dazu in Folge ihres ganzen Gottesbegriffes. Aber die hebräiſche Gottheit iſt von der griechiſchen von vornherein von Grund aus verſchieden. Für die älteren griechiſchen Kosmologen iſt die Gottheit, weil das Höchſte, auch das Letzte, das Endergebniß der Stoffentwicklung; für die wahre Religion dagegen iſt ſie das Erſte, welches wie Nichts außer ihr von Ewigkeit her exiſtirt. (Vergl. Pſ. 90.) Und legt man dennoch den altteſtamentlichen Autoren Vorſtellungen unter, wie ſie ſich bei den Griechen finden, ſo heißt das zwei durchaus getrennte Gebiete in ganz ungehöriger Weiſe vermiſchen. Knobel ſagt mit Recht, der Gedanke, daß Gott auch den Urſtoff lediglich durch ſeinen Willen geſchaffen habe, ſei dem ſtreng monotheiſtiſchen Hebräer, der die Welt als geſchaffenes Werk dem Schöpfer ſcharf gegenüberſtellte, ſicher leichter geweſen als die Vorſtellung z. B. einer Evolution der Materie aus Gott oder einer ewigen Materie neben einem ewigen und allmächtigen Gott. Wir möchten behaupten, er ſei ihm nicht blos leichter, ſondern ſogar nothwendig geweſen, und das deshalb, weil er die Kräfte und Ordnungen der Natur nur als Gedanken- und Willensäußerungen Gottes anſehen, weil er ſich die geſammte Natur nur in abſoluter Abhängigkeit von Gott denken konnte. Sagt er doch, daß vor Gott, wenn er erſcheint, die Berge erbeben und wie Wachs zerſchmelzen, ja daß ſich die Himmel vor ihm wie ein Gewand zuſammenrollen. Selbſt gegneriſcherſeits gibt man daher auch hin und wieder wenigſtens ſchon dies zu, daß eine abſolute Schöpfung 1 Moſ. 1, 1, wenn auch nicht ausdrücklich gelehrt, ſo doch auch keineswegs ausgeſchloſſen werde**).

*) Vergl. Nägelsbach's Nachhom. Theol. Bd. I, § 45.

**) Vergl. z. B. Schrader, Studien zur bibl. Urgeſchichte, S. 53.

Mit alle dem soll indeß keineswegs erwiesen sein, daß man unsern Vers auf die erste Grundlegung, von welcher bisher die Rede war, zu beschränken hat. Vielmehr ist wohl anzunehmen, daß er die ganze Schöpferthätigkeit von Anfang bis zu Ende summarisch zusammenfaßte, während die folgende Darstellung sie dann im Einzelnen schildert, indem sie freilich nicht noch einmal, wie der erste Vers bis auf den ersten grundlegenden Act selbst, sondern nur bis auf den ersten Zustand, welcher durch denselben herbeigeführt wurde, zurückgreift. Der einfachen Erzählungsweise und zwar besonders der alttestamentlichen ist ja auch sonst eine solche Art des Anfangs, bei welcher das Ende gleich vorweg mit angedeutet wird, gewöhnlich (vergl. z. B. Jes. 7, 1 ff.). Allerdings schon Augustin behauptete: informis illa materies apellata est primo coelum et terra, non quia jam hoc erat, sed quia esse poterat*). Und noch Neuere, wie z. B. Knobel, haben angenommen und durch Parallelen besonders aus der etruskischen Kosmologie zu beweisen gesucht, daß auch schon der bloße Weltstoff, das Product des Uractes an sich, habe Himmel und Erde heißen können. Allein die Frage ist nicht blos die, ob sich der bloße Weltstoff auch einmal mit den Namen Himmel und Erde habe bezeichnen lassen, sondern ob es sich empfiehlt, anzunehmen, daß er hier so bezeichnet ist. Hier in unserm Zusammenhang spricht besonders das zweite Schöpfungswerk, V. 6 — 8, dagegen. Erst am zweiten Tage macht Gott die Veste und erst sie erhält den Namen Himmel. Zudem kommt auch die Voranstellung des Himmels in V. 1 in Betracht. Nach dem subjectiven Standpunkt, welchen unser Verfasser einnahm, war der Himmelsstoff ein bloßer Anhang des Erdstoffes: nicht schon der Himmelsstoff, sondern erst der große, ausgestaltete, erhabene Himmel verdiente den Vortritt vor der Erde. Die etruskische Kosmologie, wonach Gott im ersten Zeitraum *τὸν οὐρανὸν καὶ τὴν γῆν* und im zweiten *τὸ στερέωμα τοῦτο τὸ φαινόμενον καλέσας αὐτὸ οὐρανὸν* schaffte, scheint freilich das Gewicht dieser Gründe aufzuheben. Allein es ist fraglich, ob dieselbe, wie sie uns vorliegt, ohne Einwirkung von Seiten der biblischen geblieben ist. Es könnte wohl sein, daß eine mangelhafte Auffassung der biblischen an ihrer eigenthümlichen Darstellungs- oder Ausdrucksweise schuld ist.

Uebrigens aber kann allerdings darüber kein Zweifel obwalten, daß diejenigen Substrate, aus welchen am zweiten Schöpfungstage die Veste oder der Himmel gebildet wurde, durch den Uract ebenso gut, wie die wüste und leere Erde, in's Dasein traten. Der Himmel oder die Veste des Himmels,

*) Aug. de Gen. c. Manich. I, 7.

welche am zweiten Tage zur Scheide zwiſchen den unteren oder eigentlichen und den oberen oder Wolkenwaſſern geſetzt wird, iſt zunächſt und vorzüglich die ſich kräftig expandirende Luft und weiter hinauf die blaue Aetherwölbung, in welche die Luft allmählich übergeht, zu welcher ſie ſich verfeinert, ſo zu ſagen verklärt. Und das Werk des zweiten Tages beſteht nicht darin, daß die Luft und der Aether erſt geſchaffen, ſondern darin, daß ſie in die Kraft und Spannung verſetzt werden, die oberen bis dahin mit den unteren vermiſchten Waſſer, ſo zu ſagen, auf ihre Fittige zu nehmen und hoch empor zu tragen. Daß die Luft oder der Aether erſt am zweiten Tage geſchaffen wurden, liegt ſchon gar nicht in dem Wortlaut deſſen, was der Verfaſſer von dem Werke dieſes Tages ſagt, paßt aber auch zu dem ganzen übrigen Schöpfungsbericht nicht. Weder die feſten Beſtandtheile der Erde noch auch die Waſſer werden erſt an einem der ſechs Tage geſchaffen; ſie werden vielmehr von V. 1 ab als ſchon vorhanden vorausgeſetzt, und zwar offenbar deshalb, weil das Sechstagewerk nach dem Verfaſſer durchweg nicht die Beſtimmung hatte, irgendwelches Material hervorzubringen, ſondern nur das bereits vorhandene zu entwickeln und zu geſtalten. Alles, was als Material nöthig war, hat ſeinen Urſprung in der Urſchöpfung Gottes, und zu dieſem Material gehörten Luft und Aether, wenn anders der Verfaſſer beide beſtimmter von einander unterſchieden hat, offenbar ebenſo ſehr wie die feſten Beſtandtheile und das Waſſer. Zudem ſind ſie auch von vornherein dem Waſſer zu verwandt, als daß ſie der Verfaſſer nicht mit demſelben gleich behandelt haben ſollte. Daß er ſie in V. 2 nicht ausdrücklich mit erwähnt, erklärt ſich einfach genug daraus, daß er dazu keine genügende Veranlaſſung hatte; zudem hätte er auch von ihnen kaum etwas Anderes ſagen können, als was er im zweiten Gliede dieſes Verſes wirklich geſagt hat: „Finſterniß lag auf der Fläche der Fluth", was doch ſo viel iſt als: noch war die Luft zwiſchen und über den Gewäſſern nicht durchſichtig und klar, noch war der Aether darüber nicht lichtvoll geworden; ſtatt des Lichtmeeres und Lichthimmels wölbte ſich nur eine himmelhohe Finſterniß über den niederen, dunkeln Subſtraten.

Doch dieſe Unterſuchung über das Reſultat des in 1 Moſ. 1, 1 gemeinten Uractes kömmt erſt für ſpätere Fragen in Betracht. Was die große Hauptwahrheit, die uns zunächſt allein intereſſirt, daß Gott Himmel und Erde, nachdem ſie noch nicht irgendwie exiſtirt hatten, wirklich geſchaffen habe, — was dieſe Hauptwahrheit und ihre Bezeugung in der übrigen Schrift betrifft: ſo muß Ewald ſelber, obwohl er ſich nicht ſcheut, in unſerm Schöpfungsbericht V. 1 und 2 eine Vorſtellung vom Chaos zu finden, wie ſie uns in Manu's Geſetz 1, 5 ff. und in Heſiod's Theogonie V. 115 ff. (vergl. V.

700. 814) begegnet, dennoch gestehen: „Diese Vorstellung vom Chaos (welches unabhängig von der göttlichen Schöpfungsthätigkeit vorhanden ist) ist zwar keineswegs eine im A. T. so gewöhnliche Vorstellung. Stellen, wie Jer. 4, 23; Jes. 34, 11, sind deutlich erst späterhin aus dem Lesen von 1 Mos. 1, 2 geschöpft. Die zweite Schöpfungsgeschichte spielt 1 Mos. 2, 6 allerdings auf das Chaos an" (wir fragen bescheidentlich: wie so? —), „jedoch schon sehr frei." *) Die Bibel weiß von einem unerschaffenen, ewigen Urstoff nirgends Etwas. Im Gegentheil lehrt sie, daß Gott auch die ersten und ältesten Grundlagen, worauf alles Uebrige ruht, wie sie es nennt, die Berge und ihre Wurzeln geschaffen habe (Am. 4, 12; vergl. Ps. 90, 2; Hiob 26, 7—13; 28, 25 f.; 38, 4—11; Sprüchw. 8, 23—29). — Nur da, wo auch sonst ein Einfluß der heidnischen Philosophie wahrzunehmen ist, nämlich in den Apokryphen, findet sich ein Ausdruck wie jener „aus gestaltlosem Stoffe schaffend die Welt" (ἐξ ἀμόρφου ὕλης κτίσας τὸν κόσμον), Weish. Sal. 11, 18, und erst bei Philo tritt die dabei zu Grunde liegende, platonisirende Anschauung bestimmter hervor**). Das Alte Testament gebraucht zwar nicht ausdrücklich die dogmatische Formel, daß Gott die Welt aus Nichts geschaffen habe. Es scheint vielmehr, daß dieser etwas scharf geschliffene Ausdruck erst da aufkommen konnte, als die entgegengesetzte philosophische Anschauung, daß eine ewige Materie vorhanden gewesen sei, an der die Gottheit nur eine umbildende und ausgestaltende Thätigkeit auszuüben gehabt habe, bestimmter in's Bewußtsein getreten war, und als die Reflexion nicht mehr umhin konnte, sich vor Allem auch gegen sie zu richten. Er findet sich zuerst einigermaßen 2 Macc. 7, 28, wo es heißt: „aus dem Nichtseienden schuf er" (ἐξ οὐκ ὄντων ἐποίησεν), und ausdrücklich in der lateinischen Uebersetzung dieser Stelle: ex nihilo fecit. Denn daß auch hier der Sinn vielmehr der sei, den wir Weish. Sal. 11, 18 finden, ist wenigstens nicht wahrscheinlich. Die Auffassung, welcher die Vulgata bei ihrer Uebertragung durch ex nihilo gefolgt ist, hat mehr für sich***). Es läßt sich an dieser Formel etwa aussetzen, daß Gott die Welt, die ausgestaltete, vollendete Welt, nicht unmittelbar aus Nichts, daß er vielmehr ihre Ausgestaltung nur aus einem schon vorhandenen Substrat zu Stande gebracht, und daß er sogar das Substrat nicht sowohl aus einem Nichts — denn es gab kein Nichts, sondern er war und erfüllte Alles —, sondern durch und aus seinem

*) Vergl. bibl. Jahrb. Bd. I, S. 83.

**) Vergl. Grimm zu Weish. Sal. 11, 18 und die dort angeführte Literatur.

***) Vergl. Grimm zu d. St. u. Hofmann, Schriftbew. I.

ewigen Willensact hervorgerufen habe. Aber in ihrem Gegenſatze gegen das „aus einer ewigen Materie“ hat ſie dennoch ihr volles Recht, und in dieſem Sinn wird ſie ſowohl Röm. 4, 17 (*καλῶν τὰ μὴ ὄντα ὡς ὄντα*), als auch Hebr. 11, 3 (*εἰς τὸ μὴ ἐκ φαινομένων τὰ βλεπόμενα γεγονέναι*) beſtätigt*).

§ 13.

Der materialiſtiſche Gegenſatz.

So klar und beſtimmt auch dieſe Lehre von der Schöpfung im ſtrengen Sinne des Wortes in der heiligen Schrift vorliegt und ſo entſchieden ſie auch von allen ſonſt noch ſehr von einander abweichenden bibelgläubigen Religionsparteien anerkannt wird, — ſo wenig hat man ſich doch anderweitig zu ihrer ganzen Höhe erheben können. Entweder wurde der Weltenſtoff dualiſtiſch der Gottheit als gleich ewig coordinirt, wie ſelbſt bei den Perſern, die wenigſtens das Firmament, Zervan Akarana, die unendliche Zeit und den in der Höhe wirkſamen Hauch (oder Luft) für anfangslos anſahen, und Sonne, Mond und Geſtirne als anfangsloſe, unerſchaffene Lichter bezeichneten**), wenn ſie auch im Uebrigen Alles von Ahuramazda's Schöpferwort, Honover, und Ariman's Einfluß herleiteten***) —, oder die Materie wurde wie bei den Indiern, Griechen u. A. ſogar ſelber als die Urgottheit gedacht, als das große Ur-Es, welches dachte, daß Welten ſein ſollten, oder unbewußt, vermöge eines dunklen Dranges, die Welten, Menſchen und Götter aus ſich emaniren ließ†). Selbſt heute noch, ja heut zu Tage wieder ganz beſonders, und zwar inmitten

*) Vergl. zu der erſten Stelle Philippi's Comm., zu der letzten Lünemann's. Ferner Tweſten's Dogmat. II, 1. S. 77 f.; und Hahn, Bibl. Theol. des N. T.'s I, § 54 u. 100.

**) Vendid. 19 Farg., 44.

***) Vergl. Döllinger's Heidenth. und Judenth., S. 357 f.

†) Vergl. Io. Laur. Moshemii Diss., in qua solvitur haec quaestio: Num philosophorum aliquis mundum a Deo ex nihilo creatum esse docuerit? (Als Anhang zu Cudworth's Systema intellectuale hujus universi, p. 957 sqq.) Ferner Ad. Wuttke, Ueber die Kosmogonie der heidniſchen Völker vor der Zeit Jeſu und der Apoſtel (Haag 1850). — Ueber die pantheiſtiſchen Formen der Kosmogonie unter den Griechen bis zur edelſten Form im Stoicismus vergl. H. Ritter, Geſch. d. Phil. I, S. 203 ff.; 489 ff.; 559 ff.; III, 476 ff.; 568 ff.; „Ueber die Natur und den Urſprung der Emanationslehre bei den Cabbaliſten“ von J. Fr. Kleuker (Riga 1786). Ferner M. Freyſtadt, Philosophia cabbalistica et pantheismus; ex fontibus

der Christenheit, ist der Gegensatz gegen jene biblische Fundamentalwahrheit stark. Der Nestor der Naturwissenschaften, Alex v. Humboldt, behauptet: „Die dogmatischen Ansichten der vorigen Jahrhunderte (nämlich von einer „Schöpfung der Welt" aus dem Nichtsein in's Dasein) leben nur noch fort in den Vorurtheilen des Volkes und in gewissen Disciplinen, die in dem Bewußtsein ihrer Schwäche sich gern in Dunkelheit einhüllen." *) Burmeister, der sich freut, sich auf Humboldt als einen Gewährsmann berufen zu können, fährt fort: „Die Sage von einem Anfang hat der kindliche Sinn der Völker sich ausgedacht. Die Erde und die Welt sind ewig; denn zum Wesen der Materie gehört auch diese Qualität. Alles Dogmatische ist subjectiv. Der Einzelne mag glauben, was er will. Aber er hat kein Recht zu verlangen, daß auch Andere dasselbe glauben sollen. Dies Verlangen stellt die Hierarchie, nicht die geläuterte menschliche Wissenschaft." **) C. Vogt entblödet sich nicht, sein Bekenntniß dahin abzulegen: „Wir nehmen nicht einen Schöpfer an, weder im Anfange, noch im Verlauf der Erdgeschichte, und finden, daß ein selbstbewußtes, außer der Welt stehendes Wesen, welches dieselbe schafft, ebenso lächerlich erscheint, wenn es fünfundzwanzigmal oder noch öfter die Erde mit ihren Organismen ändert, bis es endlich das Rechte trifft, als wenn es nach Erschaffung der Welt und nach Gebung der Naturgesetze sich pensionirt und in Ruhe setzt. Die Materie ist für uns so wenig erschaffen, als die Naturgesetze gegeben; beide sind nothwendige, gegenseitig bedingte Dinge, die keinen Dritten zum Urheber haben..... Jede Ansicht von einem außerhalb der Welt stehenden schaffenden oder gesetzgebenden Wesen führt zur Absurdität." ***) Derselbe Schleiden, der den Materialismus als „einen bedauerlichen, wenn auch erklärbaren Rückschritt auf dem Gebiete der menschlichen Geistesbildung" verurtheilt, nennt doch die Geschichte der Weltschöpfung, der Sündfluth u. s. w., kurz die „sogenannte biblische Geschichte, mit der unser Jugendunterricht beginne" eine Lüge und erhebt gegen die Kirche, die durch ihren Betrug die Gemüther erzürne, den schweren Vorwurf, daß recht eigentlich sie den Unglauben und Materialismus verbreite oder ihm doch wenigstens den allergünstigsten Boden bereite †). Man sollte eine solche Aeußerung, die, je gewichtiger der Mann ist, der sie thut, desto weniger zu ver-

adumbravit, Regiomont. 1832. P. Beer, Gesch. der Lehren u. Meinungen aller relig. Secten der Juden und der Geheimlehre oder Kabbalah, Brünn 1822 und 23. Bd. II, S. 3 ff.

*) Vergl. Kosmos Bd. I, S. 5.

**) Vergl. Burmeister's „Geol. Bilder".

***) Vergl. „Die natürliche Geschichte der Schöpfung", übers. v. C. Vogt.

†) Vergl. Schleiden, Ueber den Materialismus der neueren deutschen Naturwissenschaft, Leipz. 1863, S. 48 u. S. 8 Anm.

antworten ist, nicht für möglich halten. Aber sie findet sich sogar in einem für das größere Publikum bestimmten Schriftchen, und denselben Gegensatz gegen die Lehre von der Schöpfung theilt auch das oben besprochene Buch von Snell.

Die richtiger und tiefer Denkenden von Denen, welche auf dem Gebiet der Naturwissenschaft oder Philosophie im Gegensatz zur Schöpfungswahrheit stehen, dürften nun freilich nicht so sehr das Interesse haben, Gottes Urhebung überhaupt, als vielmehr ein falsches oder ihnen doch falsch scheinendes Eingreifen, welches man ihm beilegt, abzulehnen; sie dürften nicht sowohl dem Rechte der Religion zu nahe zu treten, als vielmehr das Recht der Wissenschaft, welche die von Anfang an in der Materie waltenden Gesetze oder Kräfte erkennt und deren unverbrüchliche Geltung behaupten muß, zu wahren beabsichtigen. Sie dürften vor Allem an jener ihnen allzu kindlich und mechanisch erscheinenden Vorstellung Anstoß nehmen, als ob Gott irgendeinmal urplötzlich, man weiß nicht recht, warum, die ganze Welt unmittelbar so, wie sie jetzt ist, oder womöglich in einem noch viel bessern Zustande, und zwar als das Werk eines Augenblicks oder höchstens weniger Tage in's Dasein habe hereinspringen lassen. Aber wer wirklich dem Zuge nach höherer Wahrheit folgt, wird doch zwischen dem, was vielleicht eine zerbrechliche und vergängliche Form an dieser Vorstellung ist, und ihrem unvergänglichen Inhalt zu unterscheiden wissen. Und sollte ihm die Form auch wirklich in der heiligen Schrift selbst begründet zu sein scheinen, so wird er sich doch ihr, die er schätzen und lieben gelernt haben muß, darum nicht entfremden lassen; er wird vielmehr weiter forschen oder doch das Vertrauen hegen, daß sie auch, falls nur das Wesentliche des Inhalts gewahrt wird, andere Formen zuläßt. Und gewiß mit Recht. Wenn z. B. der Sinn von 1 Mos. 1, 1 der zu sein scheint, daß Gott Himmel und Erde durch einen augenblicklichen Schöpfungsact wenigstens bis dahin vollendet habe, wo die Erde, wenn auch noch wüste und leer, bereits Wasser hatte und von den Fluthen desselben überwogt wurde: — so wird sich uns weiterhin ergeben, daß die heilige Schrift es sehr wohl erlaubt, das, was hier als ein einziger Act dargestellt ist, in verschiedene aufeinanderfolgende Einzelacte und Entwicklungen zu zerlegen.

Allein die vorhin angeführten Behauptungen deuten auf eine ganz andere Art des Gegensatzes. Nicht irgendwelche Form, sondern der innerste Kern der Lehre, ja der Schöpfungsbegriff selber ist jenen Vertretern der Naturwissenschaft zuwider. Es entsteht uns daher die Frage, ob denn wirklich nicht etwa blos das Heidenthum oder vielmehr die Irreligiosität (die Leugnung eines lebendigen, über der Welt stehenden Gottes), ob wirklich die Wissenschaft als solche zu einem andern Ergebniß führt und ein Resultat ergibt, welches *mehr* für sich hat, als der Glaube an die Schöpfung, ja welches diesen Glauben widerlegt.

Wenn wir auf die Resultate der Naturwissenschaft, wie wir sie im ersten Abschnitt dargelegt haben, zurücksehen, so scheint es doch — und schon deshalb war es für uns wichtig, sie uns in Kurzem zu vergegenwärtigen —, daß sie vielmehr für, als gegen die Schöpfungswahrheit zeugen. Deutlich redende Thatsachen, z. B. die paläontologischen Entdeckungen, namentlich der allmähliche Fortschritt in der Pflanzen- und Thierwelt von Unvollkommenheit zu Vollkommenheit, die Vermannichfaltigung der Arten, die allmähliche Ausbildung der klimatischen Verschiedenheiten u. s. w. beweisen, daß die Gebilde keineswegs immer so gewesen sind, wie jetzt, daß sie vielmehr eine Entwicklung vom Einfacheren zum Zusammengesetzteren durchgemacht haben; die Gestalt der Erde selbst, nämlich ihre Abplattung an den Polen, deutet auf einen früher flüssigen Zustand der Erdkugel hin. Man wird, wie wir gesehen haben, auf die Vorstellung geführt, daß es zuerst nur eine große Gasmasse gegeben habe, aus welcher die Erde, ja aus welcher das ganze Sonnensystem, vielleicht sogar das ganze Weltall entstanden sei, daß überhaupt all' die jetzigen zusammengesetzteren Bildungen aus einem einfacheren oder ganz einfachen Urstoffe hervorgegangen seien. Da verlangt es doch, sollte man meinen, schon die Consequenz des Gedankens selber, von dem Einfachen, das man als den Urstoff setzt, auf ein noch Einfacheres, auf ein wirklich Einfaches, nämlich auf ein Geistiges zurückzugehen. Jedenfalls erhebt sich sofort die Frage, ob es ohnedem auch eine Erklärung für das zu Erklärende, nämlich für das Vorhandensein des Urstoffs gibt. Aber wir wollen diese Frage, die man da, wo man sie nicht beantworten kann, zu unterdrücken pflegt, vorläufig fahren lassen und zunächst nur darauf achten, was man von dem Urstoff selber, was man sodann von seiner Zusammensetzung oder Vereinigung, Gestaltung und Thätigkeit, und zuletzt was man von seinem Werden zu organischen, lebendigen Erscheinungen lehrt. Wir fassen da von den der Schöpfungslehre entgegengesetzten Anschauungen die in unserer Zeit geläufigsten, zuerst die materialistische, und dann die pantheistische in's Auge.

1. Was der Materialismus als Urstoff anerkennt, ist nicht eine Materie, welche den Raum zusammenhängend, stetig erfüllte. Eine solche gibt es nach ihm gar nicht. Das möglichst Einfache, von dem er weiß, sind vielmehr Atome, die nicht wie alles Materielle, was aus ihrer Zusammensetzung entstanden ist, theilbar und trennbar, sondern durchaus einheitlich sind. Er hat den Atomismus zu seiner Voraussetzung*). Nun läßt sich

*) Vergl. darüber außer Franz Hoffmann's Vorreden zu Fr. v. Baaders'

allerdings ein Atomismus denken, der sich auch mit dem Glauben an Gott wohl verträgt, der, wie Fechner es ausdrückt, nicht hindert, den höher liegenden Gesichtspunkt der Verknüpfung (der Atome) in geistiger Einheit zuzugestehen, der nicht Geist und Gott leugnet und nur dagegen verlangt, daß man um Gottes und Geistes willen nicht die Atome leugne*). Es wird nur darauf ankommen, daß man die Atome von vornherein zu Geist und Gott in das rechte Verhältniß der Unterordnung und Abhängigkeit setze, so daß man ihr Zusammengehen in Einheit und besonders die Macht der Anordnung und Bildung, die sich an und in ihnen geltend macht, wirklich begreifen kann. Aber von Geist und Gott will wenigstens der materialistische Atomismus Nichts wissen, und wenn Fechner lehrt: „der Geist tritt auf und fragt, was habe ich mit euch zu schaffen?" und die Atome sagen: „wir breiten unsere Einzelheiten Deiner Einheit unter; das Gesetz ist der Heerführer unserer Schaaren, Du aber bist der König, in dessen Dienst er sie führt" **) — so klingt das zwar sehr schön, aber auf den Geist, der die Atome von vornherein als seine Wirkung und sein Erzeugniß weiß, beherrscht und durchdringt, scheint es doch auch noch nicht zu passen. Der materialistische, mechanische Atomismus denkt sich die Atome, denkt sich die Materie überhaupt, nicht als eine bloße Aeußerung einer höheren Substanz, die sich vor Allem als Kraft und Leben darstellte, überhaupt nicht als den Erweis irgend einer Kraft. Wenn er eine solche höhere Substanz, die nicht einfach die Materie selber wäre, eine sich selbst auswirkende Kraft zugäbe, so entstände wohl gar die Frage, ob dieselbe etwas Anderes wäre, als ein lebendiger, schöpferischer Gedanke, als eine göttliche Idee, welche die Macht der Selbstverwirklichung hätte; es läge dann die Rückbeziehung auf etwas Geistiges und Uebernatürliches, auf Gottes Geist oder kurz auf Gott selber nahe, und dergleichen muß als naturphilosophische Schwärmerei von vornherein abgewiesen werden. Nein, die Materie, die Atome sind selber die erste und höchste Substanz, und weil sie nicht Wirkung einer Kraft sind, haben sie eigentlich auch keine Kraft; an sich sind sie überhaupt eigenschaftslos. Was etwa eine Eigenschaft an ihnen scheinen könnte, ist nur ein Moment ihres Begriffs; weil sie nämlich unzertrennlich sind, also ihren Raum ganz

---

Werken besonders Fichte „Ueber die neue Atomenlehre und ihr Verhältniß zur Philosophie und Naturwissenschaft" in der Zeitschrift für Philosophie u. s. w., Bd. 24 von 1854, und verschiedene andere Aufsätze in dieser Zeitschrift.

*) Vergl. Fechner „Ueber physikalische und philosophische Atomenlehre" (Leipz. 1855), S. 67.

**) S. 65.

ausfüllen, sind sie auch undurchdringlich; kein Atom kann in ein anderes eintreten. — Um den thatsächlichen Zusammenhang der getrennten Atome in einer Masse und die zu Tage liegenden Beziehungen getrennter Massen auf einander verständlich zu machen, denkt sich der mechanische Atomismus vor Allem die Materie als ursprünglich bewegt, und in Folge deß erst läßt er Kräfte, nämlich Kräfte der Anziehung und Abstoßung, der Zusammenziehung und Ausdehnung u. s. w., wirksam werden, „die ihr Spiel in den leeren Zwischenräumen der Atome und der Masse haben und so das Band des Zusammenhangs und der Beziehung der Atome wie der Massen in unendlicher Mannichfaltigkeit bilden". Die Atome selber aber sind nur „die passiven Träger der Wirkungen". Sie „werden bewegt, sie werden einander genähert, von einander entfernt; sie werden in relative Ruhe gegen einander gesetzt, und ebenso werden die Massen bald auf kleinere, bald auf größere Volumina gebracht, oder sie werden (in chemischen Verbindungen) genöthigt, einander gegenseitig mit ihren Zwischenräumen zu Futteralen zu dienen, — und Alles dies begegnet ihnen durch fremde Gewalt. Der sprachliche Ausdruck zwar verhüllt diesen Mechanismus; man sagt nämlich: die Atome bewegen sich, sie nähern und entfernen sich, oder wohl gar, sie ziehen einander an und stoßen einander ab, die Massen ziehen sich zusammen und dehnen sich aus". Aber „solche Redeweise drückt die Wahrheit der Sache nicht aus, sondern trübt sie"*).

Unsere Frage von vorhin, wie wir uns das Vorhandensein des Urstoffes erklären sollen, drängt sich nach dieser Darlegung von Neuem auf und gestaltet sich hier sofort zu dem Einwurf, diese Atome, von welchen der Materialist redet, konnten doch unmöglich von selber, ihre Bewegung konnte doch nicht so von Ungefähr sein; wir können nicht umhin, über sie hinaus noch weiter zurückzugehen, bis auf Einen, von dem wir annehmen dürfen, daß er sie und ihre Bewegung zu Stande gebracht hat. Der Materialismus antwortet uns, daß er wenigstens dasselbe Recht habe, sich seine Atome und deren Bewegung ewig zu denken, welches wir beanspruchen, wenn wir auf einen ewigen Gott recurriren. Das Vonsichselbstsein der erstern lasse sich ebenso gut annehmen wie dasjenige des letztern; dasjenige des letztern sei nicht weniger eine bloße Voraussetzung, wie das der erstern. Allein ein Unterschied ist doch, und zwar kein geringerer als der, daß von vornherein der Begriff Gottes der Art ist, daß wir uns vernünftiger-

*) Vergl. die lichtvolle Darstellung von Braniß in seinem Votum: „Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung." Aus den Abhandlungen der hist.-phil. Gesellschaft, Breslau 1858.

weise Gottes Vonsichselbstsein und Ewigkeit denken können, ja müssen, — daß uns der Begriff der Atome dagegen nicht in den Stand setzt, ihnen, wenn anders wir unserm Denken keine Gewalt anthun sollen, dergleichen zuzutrauen. Mit Recht sagt Braniß: „Das atomistische Princip (wie es nämlich vom Materialismus beliebt wird) fängt mit sich selber an, es tritt als abstracte Voraussetzung für die empirischen Naturphänomene auf und hat Nichts hinter sich, will auch Nichts, am allerwenigsten einen vernünftigen Gedanken hinter sich haben, wodurch es sich als richtige Voraussetzung rechtfertigen könnte; es vermag darum auch nur ein subjectiver Erklärungsgrund der Erscheinungen, niemals aber ein objectiver Erkenntnißgrund derselben zu sein." *) Und daran schließt sich dann der Vorwurf an, daß die betreffende atomistische Anschauung, obwohl sie an sich „ebenso harmlos wie inhaltslos" sei, doch die Naturforscher davon abhalte, tiefere naturwissenschaftliche Principien aufzusuchen, so daß sie eine Menge einfacher Stoffe, aber nicht den einfachen Stoff aller einfachen Stoffe, der doch wohl auch eine Natur hat, in nähere Betrachtung ziehen, und das noch jetzt, wo ein über alle Naturgebiete sich verbreitendes Wissen immer mehr dazu dränge, das Band, welches diese Gebiete nicht blos verknüpft, sondern tiefinnerlichst durchzieht, und sein Dasein eben jenem Wissen selbst immer unabweislicher bekundet, zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung zu machen.

Doch der Materialismus glaubt für seine so auffällige und dem Denkbedürfniß so wenig genügende Theorie schlagende empirische Beweise zu haben. Sowie man sich mit ihm auf das Gebiet der Empirie, der Beobachtung, des wirklichen Lebens begebe, glaubt er des Sieges gewiß zu sein. Den Beobachtungen, meint er, kann Niemand entfliehen; die Thatsache herrscht. Daß es nirgends eine an sich existirende Kraft gibt, daß die Kraft vielmehr nur eine Erscheinung ist, die bei der Beziehung der Atome auf einander wirksam wird, folge aus dem Umstande, daß sie sich nirgends anders als im Stoffe wahrnehmen lasse. Aus diesem Umstande ergibt sich aber im Grunde nichts Anderes, als was sich von selbst versteht, daß nämlich die Kraft an sich selber nichts Sinnenfälliges ist, daß sie erst dann ein Object der Wahrnehmung werden kann, wenn sie sich im sinnlich wahrnehmbaren Stoffe offenbart. Die Frage, ob sie nun ihrerseits vom Stoff abhängig, so zu sagen, eine bloße Aeußerung oder auch Qualität des Stoffes ist, oder ob der Stoff von ihr abhängt, ob der Stoff sie, oder ob sie den Stoff hat, bleibt durchaus offen und könnte nur entschieden werden, wenn man

*) A. a. O. S. 315.

das innere Wesen beider kennte. Davon aber gesteht der Materialismus nothgedrungen überall selber Nichts zu wissen. Darüber kann eingestandenermaßen keine Empirie Auskunft geben. Berechtigt sonst Nichts zu der vom Materialismus beliebten Anschauung, so ist es klar, daß es eine grundlose Anschauung, ja daß sein ganzer Standpunkt ein Standpunkt bloßen Beliebens, da er mit allen sittlichen Interessen und höheren Geistesthatsachen in Widerspruch steht, ein durchaus verwerflicher Standpunkt ist.

Es liegt freilich der Einwurf nahe, daß, wenn die Kraft das Prius und das Herrschende, ja etwas für sich Existirendes wäre, nicht abgesehen werden könnte, warum sie sich überall und für immer an den Stoff gebunden habe sollte. In der That, wir müssen zugeben, daß das Gegentheil erwartet werden könnte. Aber diese Gebundenheit der Kraft oder des Geistigen wird auch von der consequenten dynamischen Weltanschauung keineswegs anerkannt. Sie kennt einen Geist, der immateriell ist, nämlich den absoluten, für und in sich seienden Gottesgeist; sie kennt auch ein ganzes Reich von Kräften, Mächten oder Geistern, die entweder Nichts von Materie an sich haben, oder an denen doch die Materie durchaus das Untergeordnete ist, nämlich die Engelwelt. Und lächelt der Materialist über dieses Kennen, welches sich ja allerdings auf Thatsachen gründet, die nicht sinnlich wahrnehmbar sind, und macht er dagegen geltend, daß dasselbe zu der von ihm beliebten Anschauung nicht passe, so kann uns das doch nicht im Geringsten beirren. Es steht ja nicht etwa so, daß er erst auf Grund anderer unentfliehbarer Beobachtungen zu seiner Anschauung gelangt wäre, sondern man darf behaupten, daß sein ganzer Standpunkt erst in Folge der Leugnung Gottes und einer höhern Geisterwelt möglich geworden ist, ja daß er denselben sofort verlassen würde, sobald er sich, höherer Wahrheit die Ehre gebend, wieder mit dem Gottesglauben aussöhnen wollte.

Es wäre aber zu bescheiden, wenn wir uns damit beruhigen wollten, daß die Empirie nicht *gegen* uns geltend gemacht werden kann. Wir gehen weiter und behaupten, daß sie, falls sie nur unbefangen behandelt wird, Zeugnisse *für* uns enthält. Wir heben nur ein paar besonders schlagende Punkte hervor, welche so nahe liegen, daß sie auch sonst schon geltend gemacht worden sind*). Die beiden das gesammte Weltall durchwirkenden und ordnenden Kräfte sind die Centripetal- und Centrifugalkraft. Sie sind sich beide entgegengesetzt und halten sich das Gleichgewicht. Ohne die erstere würde die Welt in Atome auseinanderstäuben, ohne die letztere würde sie in ein

*) Vergl. Euen, Der naturwissenschaftliche Materialismus u. s. w., Berlin 1856.

Chaos zuſammenſtürzen. Läßt es ſich nun denken, daß die eine wie die andere, daß ſowohl die Schwere, vermöge deren Alles den Mittelpunkt ſucht, als auch das Gegentheil, welches die Flucht von der Mitte weg wirkt, von ein und derſelben Materie und von der Beziehung ihrer Atome auf einander ausgehen? Hätten ſie keinen anderen Quell- oder Stützpunkt, ſo würden ſie, die eine durch die andere gebunden, nie zur Erſcheinung haben kommen können. Hat aber gar die Mädler'ſche Annahme von einer Geſammtmitte des Univerſums Recht, welche ſich keineswegs durch ein Maſſen-Uebergewicht auszeichnet, ſo iſt der Bau des Weltalls erſt recht die ausdrücklichſte Beſtätigung der dynamiſchen, die deutlichſte Widerlegung der materialiſtiſch-mechaniſchen Weltanſchauung. Einen ebenſo ſchlagenden Beweis bietet uns auch das organiſche Leben dar. „Offenbar iſt die Pflanze nur dadurch, daß die materiellen Elemente ihrer Subſtanz in der räumlichen und zeitlichen Begrenzung ihrer Form zu einem organiſchen lebendigen Ganzen geeinigt ſind. Das Weſenhafte an ihr iſt alſo die Form; ſie iſt nur inſofern und ſo lange, als die Form die materiellen Elemente ergriffen hat. Ohne das wäre ſie Waſſer, Kohlenſäure, Ammoniak, aber nicht Pflanze. Ihre Realität iſt demnach die Wirkung eines formgebenden plaſtiſchen Princips. Kann nun die Wirkung dieſes plaſtiſchen Princips eine Qualitäts-Aeußerung der materiellen Grundelemente ſein? Unmöglich! Denn wenn dieſelben materiellen Elemente hier zum eiſenharten Holz, dort zum zarten Farbenſchmelz der Blüthe ſich geſtalten, wenn ganz dieſelben Elemente in jenen Rieſenbäumen am Ufer des Senegal, welche in ihrem ſechstauſendjährigen Alter vielleicht mit dem Anfang der Menſchengeſchichte zugleich aufkeimten, und ebenſo in dem zierlichen Sommergewächs Geſtalt gewinnen, welches nur wenige Monde lebt, ſo kann der Grund davon nicht in dem materiellen Stoff liegen, welcher überall derſelbe iſt. Aus denſelben Qualitäten derſelben Materie könnte wohl eine todte Wiederholung derſelben Regel in kryſtalliniſcher Starrheit hervorgehen; aber die Identität der Materie kann unmöglich den Unterſchied und den vollen Reichthum des Lebens aus ſich ſelbſt erzeugen. . . Die Form iſt das Bedingende, die Materie das Bedingte, die Form das Herrſchende, die Materie das Dienſtbare. In ſchlagender Thatſache liegt das Zeugniß vor, daß ein ideeller Typus die Materie ergriffen hat, um in ihr zu erſcheinen, und das Individuum iſt nur dadurch, daß dieſer ideelle Typus, deſſen concrete Ausgeſtaltung es iſt, die Materie feſthält, und das Individuum iſt nur ſo lange, als die Materie von ſeinem ideellen Typus feſtgehalten wird. "*)

*) Dies Wort aus der angeführten Schrift von Cuen, S. 19 f.

Burmeiſter ſelber bezeichnet die Form als eine weſentliche Bedingung für jeden Naturkörper*). Das Bedingende aber kann doch nicht aus dem Bedingten ſelbſt emaniren; es muß das lebendige, ſchöpferiſche Agens ſein, welches ſich immer wieder zur Erſcheinung bringt, ob ſich auch die wechſelnde Materie auflöſt; es muß, obwohl an ſich „eine ideale Exiſtenz", etwas ſehr Reales ſein**).

2. Wir ſind damit bereits in die Erörterung der materialiſtiſchen Anſchauung von der Weltbildung eingetreten. Was ein Hudſon Tuttle in neueſter Zeit ſo kecklich behauptet hat, daß indifferenzirte, chaotiſche Materie, ſich ſelbſt überlaſſen, ihren eigenen, inhärenten Principien zufolge den geordneten Vorgang einer Schöpfung, wie wir ſie um uns erblicken, entwickeln müſſe***), — iſt eigentlich durchweg ihre kühne Vorausſetzung. Im Anſchluß an die Weltbildungs-Hypotheſe von Laplace, die, wie wir § 1 gezeigt haben, äußerlich im Allgemeinen im Recht ſein mag, glaubt man alle Geſchichte des Werdens und alles Gewordene ſelber von der ſelbſtſtändigen Bewegung der Stoffmaſſen oder einem erſten Anſtoß und deſſen unausbleiblichen Folgen herleiten zu können. Aber die Deduction iſt überall nur ſcheinbar und ungenügend und wird theilweis, namentlich wo es gilt, die Entſtehung des organiſchen Lebens zu erklären, durch die Reſultate der Naturwiſſenſchaft, ſtatt beſtätigt, vielmehr ausdrücklich widerlegt†).

Als jene fein zertheilten, dunſtförmigen Subſtanzen, die das Subſtrat für alles Folgende bildeten, den ganzen Weltraum erfüllten, blieb Alles, ſagt Burmeiſter, in chaotiſcher Miſchung regungslos ſtehen, bis irgendwo durch erſte Maſſenanziehung die Anlage zu einer Differenz in der Materie und dadurch zu einer Wirkung der differenten Beſtandtheile auf einander gegeben worden war††). Es mag ſich in der That ſo verhalten haben. Aber wir können uns doch, wenn anders wir wirklich Etwas erklären wollen, unmöglich mit jenem „irgendwo" irgendwie begnügen. Wir ſind dabei, bis auf die erſten Anfänge zurückzugehen, und müſſen, wenn wir wirklich Etwas begreifen wollen, vor Allem den Anfang der Anfänge finden. Sollte uns

---

*) Vergl. Fabri, Briefe gegen den Materialismus, S. 66.

**) Vergl. Euen, Die Geſch. der Schöpfung (Stettin 1855), S. 30.

***) Arcana of Nature, or the History and Laws of Creation; Boston 1859. Deutſch von Achner unter dem Titel: „Geſchichte und Geſetze des Schöpfungsvorgangs", Erlangen 1860.

†) Vergl. darüber auch die eingehende Unterſuchung von Ulrici in ſ. Buch „Gott und die Natur", S. 260 ff.

††) Vergl. Burmeiſter, Geſch. der Schöpfung, S. 125.

jenes „irgendwo" den Weg noch tiefer gehender Forschung versperren, so würde uns gerade die Hauptsache, der Schlüssel zu allem Uebrigen fehlen. Wir müssen fragen, wie ging es doch zu, daß irgendwo eine erste Massenanziehung zu Stande kam. Nun würde der Materialismus vielleicht einiger Verlegenheit überhoben sein, wenn er geltend machen dürfte, daß bei der Bewegung, in welcher er sich nun einmal die Urstoffe denkt, leicht solche Substanzen an einander gerathen konnten, die sich vermöge ihrer chemischen Verhältnisse mit einander zu einer größeren und mächtigeren Masse vereinigen mußten. Allein Burmeister muß selber den Ergebnissen der Chemie gemäß anerkennen, daß bei dem außerordentlich hohen Grade der Verdünnung, der angenommen werden müsse, chemische Einwirkungen der Stoffe auf einander unmöglich gewesen seien. Die Massenanziehung konnte nicht in Folge der chemischen Einwirkung der Substanzen auf einander, sondern die chemische Einwirkung erst in Folge der Massenanziehung eintreten. Daß die einzelnen Substanzen einander anzogen, war chemisch selbst da noch unmöglich, wo bereits all' die einzelnen kosmischen Lebensheerde entstanden waren, um deren einen sich die Masse unseres Sonnensystems lagerte, als unser Sonnensystem bereits eine gesonderte, wenn auch noch ungeheuer ausgedehnte Gasmasse oder, sagen wir lieber gleich, Gaskugel bildete. Nach dem Dalton'schen Gesetz über die Gase gibt es keine Massenanziehung in denselben, sondern im Gegentheil nur wechselseitige Abstoßung ihrer Theile; sie haben kein ursprüngliches Volumen, sondern suchen unaufhörlich einen größern Raum einzunehmen*). Wenn nun die Annahme, daß sich die ursprünglichen Substanzen in sich selbst gesetzt, daß sie durch spontane Concentration einen Mittelpunkt, einen festen Kern gewonnen haben, die Chemie nicht für, sondern gegen sich hat, so bleibt, wenn anders man mit seinen Gedanken bei jenem „irgendwo" nicht stillstehen, das Denken sich nicht versagen will, offenbar nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß nicht die Stoffe und ihre Bewegung allein, daß vielmehr noch etwas Anderes wirksam und bestimmend gewesen sei, mag man dasselbe nun Kraft oder schöpferisches Agens oder sonstwie nennen. Es muß jedenfalls Etwas gewesen sein, was, um in dieser Weise bedingend einwirken zu können, in höchster Linie selber unbedingt war. Wer sich zu einem solchen Agens nicht erheben will, der will es eben nicht; es liegt nicht daran, daß er wissenschaftlich nicht kann, sondern daran, daß er, obwohl die Wissenschaft ihn hinreichend dazu anleitet, nun einmal durchaus nicht will.

*) Vergl. Ulrici a. a. O., S. 261.

Was sodann die Bildung der einzelnen Weltkörper des Sonnensystems betrifft, so soll sie in Folge der Rotation, in welche der große, ungeheure Dunstball gerieth, vor sich gegangen sein. Und in der That, wir haben in § 1 gesehen, daß sich für diese Entstehungsweise nicht Ungewichtiges anführen läßt. Es erhebt sich aber sogleich die Frage, wodurch doch die Rotation selber bewirkt sein mag. Sie ist das Resultat der Centripetal- und Centrifugalkraft, zweier entgegengesetzter Strebungen, die, wie wir bereits zeigten, wenn der Stoff auf sich selbst angewiesen gewesen wäre, gar nicht hätten in Thätigkeit treten können. Man nimmt materialistischerseits zu der Einwirkung des einen kosmischen Lebensheerdes auf den anderen seine Zuflucht. „Erhielt", sagt Burmeister, „der Kern des Sonnensystems durch irgend eine äußere Gewalt, vielleicht durch die Attraction entfernter ähnlicher Kerne, eine Bewegung um seine Axe, so mußte an dieser Bewegung nach und nach die ganze ihn umgebende Gasmaterie theilnehmen, mithin der Gasball ein in sich selbst rotirender werden*).

Man stellt uns also, wie vorhin vor ein Irgendwo, so hier vor ein Vielleicht, glaubt jedoch offenbar diesmal schon deshalb, weil man sicher von irgend einer äußern Gewalt reden darf, nicht zu einer innerlich wirkenden seine Zuflucht zu nehmen braucht, viel besser daran zu sein. Allein wenn eine äußere Gewalt in der Gestalt der Attraction die Rotation einer Kugel veranlassen soll, so muß sie sich darauf beschränken können, auf irgend einen einzelnen und zwar möglichst fern vom Mittelpunkt gelegenen Theil derselben einzuwirken. Zieht sie die ganze ihr zugekehrte Hälfte oder wohl gar den Mittelpunkt der Kugel selbst an, so erfolgt keine Rotation, sondern einfach eine Annäherung. Letzteres mußte aber, wenn sie von einem andern kosmischen Lebensheerde aus unsern Dunstball erreichte, zweifelsohne der Fall sein; den innersten Kern desselben mußte sie in Folge seiner größeren Verdichtung sogar ganz besonders beeinflussen. Der Materialismus läßt uns also das Problem abermals vollständig ungelöst.

Uebrigens aber konnte die Rotation, als sie nun wirklich begonnen hatte, für die Bildung der Planeten allerdings wohl die äußere Veranlassung oder Vermittlung hergeben, nicht aber ausschließlich Ursache sein. Für sich allein genügte sie wohl nicht einmal, die Absonderung der einzelnen Planetenmassen von dem großen allgemeinen Dunstballe zu bewirken. Man nimmt an, daß sich besonders in Folge deß, daß sie immer schneller wurde, die jedesmalige äußerste Hülle des Gasballes immer bestimmter abgetrennt habe.

*) Burmeister a. a. O., S. 123.

Immer schneller werden konnte sie aber nur dann, wenn die Verdichtung der Masse besonders nach dem Mittelpunkt zu immer mehr fortschritt. Damit war aber nothwendig eine Steigerung der Anziehungskraft des Centrums verbunden, in Folge deren alle zu ihrem Bereiche gehörenden Theile, auch die äußersten, sehr wohl je länger desto entschiedener hätten festgehalten werden können. Sollte die Kraft der Anziehung überwogen, sollte wirklich Abtrennung auf Abtrennung bewirkt werden, so mußte, scheint es, in und mit der Rotation von vornherein noch ein besonderer Drang nach Verselbstständigung, mit andern Worten, eine von vornherein mitgegebene Anlage zur Individualisirung in den betreffenden Planetenmassen mitwirken. Das sinnreiche Experiment von Plateau, welches die Entstehung des Sonnensystems an einer Oelmasse in einer specifisch gleich schweren Mischung von Alcohol und Wasser durch Rotation zu veranschaulichen suchte und wirklich manchmal eine vollkommne Umbildung der sich mitten in der Mischung befindenden Oelmasse zu einem Ringe und die Umbildung dieses zu kleineren rotirenden Oelkugeln erzielte*), ist schon darum nicht ganz geeignet, das Gegentheil zu beweisen, weil hier die Einwirkung einer Umgebung mit in Anschlag kömmt, welcher die Aetherumgebung unseres Dunstballes, wenn wirklich eine vorhanden war, keineswegs entsprach.

Doch wollten wir dies auch als weniger gewiß dahin gestellt sein lassen, so bleibt doch auch so noch in der ganzen Construction, welche das Sonnensystem erhalten hat, des aus einem blos mechanischen Hergang nicht zu Erklärenden genug übrig. Wir wollen kein besonderes Gewicht darauf legen, daß sich neben dem Gleichartigen, Regel- und Verhältnißmäßigen, was sich an den Planeten als den Gliedern einer einzigen großen Familie bemerken läßt, doch aucheine große Unregelmäßigkeit vorfindet, daß sich von der Sonne aus keineswegs eine gleichmäßige Abnahme der Dichtigkeit, eine gleichmäßige Zunahme der Größe in den Planetenmassen entdecken läßt, daß vielmehr, wo man eine Abnahme erwarten sollte, eine Zunahme und umgekehrt stattfindet, daß sich die vier sonnennahen Planeten, was Dichtigkeit und Schwere betrifft, ebenso sehr unter einander enger zusammen, wie von den sonnenfernen, von Jupiter und den übrigen, welche unverhältnißmäßig viel weniger dicht und zugleich viel gewaltiger groß sind, abschließen, daß die Neigung der Planetenbahnen gegen die Projectionsebene der Ekliptik und daß die Stellung der Umdrehungsaxen auf ihren Bahnen überall etwas verschieden ist, daß der zweite und vierte von den Uranusmonden sogar statt von Westen nach

*) Vergl. darüber Poggendorff's Annalen, Ergänzgs.-Bd. II (1846), S. 249 f.; Pfaff's Schöpfungsgesch., S. 308.

Osten, umgekehrt von Osten nach Westen rotiren. Wir wollen dies darum nicht so hoch anschlagen, weil dergleichen Unregelmäßigkeiten ihre Entstehung vielleicht wirklich, so zu sagen, zufälligen Ungleichheiten der betreffenden Substanzen und einer sich aus äußeren Gründen ungleichmäßig entwickelnden Wärme- und Anziehungsstärke des Sonnenkernes verdanken könnten. Aber wie auffällig wäre es nun, wenn jene beiden in entgegengesetzter Richtung rotirenden Monde des Uranus wirklich, wie vermuthet wird, gerade in Folge ihrer rückläufigen Bewegung ihren Zweck besser erfüllten, als sie ohnedem thun würden! Wie merkwürdig ist es, daß sämmtliche Mondgebiete, so verschieden sie auch in sich selbst und in ihrer Entfernung von der Sonne sind, doch, von der Sonne aus gesehen, gleich groß erscheinen, nämlich als Kreise von siebenzehn Minuten Durchmesser*). Wie merkwürdig ferner, daß der Mond den Erdbewohnern ziemlich ebenso groß wie die Sonne, gewissermaßen als die Sonne der Nacht, oder als eine Schwester der Sonne vorkömmt, daß also eine Harmonie zwischen den Entfernungen der Sonne und des Mondes von der Erde obwaltet, durch welche trotz der so ungeheuern Verschiedenheit der körperlichen Größe dennoch der Schein der Gleichheit hergestellt wird! Wie merkwürdig endlich das Wechselverhältniß, welches Mädler zwischen dem der Erde zunächst kreisenden Mars, der Erde und ihrem Monde nachgewiesen hat! Der Mars, welcher der größte von den vier sonnennahen Planeten sein sollte, steht hinsichtlich seiner Größe dem Mercur am nächsten; er hält seinem Volumen, seinem Durchmesser und seiner Oberfläche nach die Mitte zwischen der Erde und ihrem Mond. Er ist siebenmal größer als dieser und siebenmal kleiner als jene**). Das Alles kann doch unmöglich auf Rechnung des Zufalls geschoben werden. Wer aber die Astronomie sinnig betrieben hat, weiß dergleichen zweifelsohne noch viel mehr anzuführen, und wer seine Augen nicht geradezu verschließen will, wird sich daher immer wieder nicht trotz, sondern gerade auf Grund der naturwissenschaftlichen Resultate gedrungen fühlen, in das schöne alte Wort mit einzustimmen: die Himmel erzählen die Ehre nicht irgendwelchen Ungefährs, sondern des lebendigen, persönlichen, weisen und gütigen Gottes.

3. Treten wir nun aber gar erst an die Frage nach der Entstehung der organischen Bildungen heran, so springt uns die gänzliche Impotenz des Materialismus noch viel auffallender in die Augen. Während eine Anschauung, welche in dem Urstoff nicht blos todte, auch nicht blos bewegte Atome, sondern vor Allem einen Kraftverweis sieht, von Anfang an überall Leben, Leben im eigentlichen Sinne des Worts, Selbstthätigkeit und Selbstbewegung

*) Vergl. Gruson, Blicke in das Universum. Magdeb. 1854.

**) Vergl. Euen, Die Gesch. der Schöpfung, S. 19.

anzuerkennen vermag, kann der Materialismus daſſelbe nicht einmal in der organiſchen Natur, „wo es doch ſo mächtig, ſo reich und evident in der Erſcheinung hervortritt*)", wirklich zugeſtehen; er iſt genöthigt und hat die Kühnheit, es auf Mechanismus zurückzuführen und den ſpecifiſchen Unterſchied zwiſchen Mechanismus und Organismus zu leugnen. Sein thörichtes, unlogiſches Beginnen, das Höhere und Höchſte aus dem Niederen und Niedrigſten herleiten und erklären zu wollen, beſtraft ſich ganz naturgemäß dadurch, daß er das Höchſte zu dem Niedrigſten herabſetzen muß. Dr. Daubeny in Oxford lehrt: „Es iſt gewiß, daß dieſelben einfachen Geſetze der Zuſammenſetzung die ganze Schöpfung durchdringen, und daß — wenn der organiſche Chemiker nur die nöthige Vorſicht gebraucht, um zu verhindern, daß ſich die nächſten Beſtandtheile, mit denen erarbeitet, nicht in ihre letzten Elemente zerſetzen ...., das Reſultat ſeiner Analyſe zeigen wird, daß ſie genau nach demſelben Plan wie die Elemente der Mineralkörper zuſammengeſetzt ſind." Carpentier meint: „Jede neue Entdeckung ſtrebt darnach, die Schranken zwiſchen organiſchen und unorganiſchen Körpern, inſofern die chemiſche Zuſammenſetzung in Betracht kömmt, niederzureißen." Und Prof. Draper in New-York findet es „zum Verwundern, daß in unſern Tagen das alte Syſtem, welches alle Verbindungen zwiſchen der Naturphiloſophie und Chemie ausſchließt, noch fortbeſtehen kann, — ein Syſtem, das von Anfang an vor den gewöhnlichſten Wahrnehmungen, z. B. der mechaniſchen Principien des Knochenſkeletts, der optiſchen im Bau des Auges und der hydrauliſchen in der Bewegung der Herzklappen, hätte zuſammenbrechen ſollen" **). Selbſt Lotze verirrt ſich zu der Behauptung, der Organismus ſei nur ein Mechanismus, wenn auch von ganz beſonderer Art; ſei er auch aus einer ganz beſonders complicirten Zuſammenordnung der Stoffe hervorgegangen und mit beſonderen, daraus reſultirenden Kräften ausgeſtattet, ſo hätten doch zu ſeiner Entſtehung immerhin nur unorganiſche Kräfte gewirkt ***). Das heißt doch aber nicht die Schwierigkeit löſen, ſondern den Knoten zerhauen, und zwar in einer Weiſe, die für Jeden, der nicht ganz und gar in dem anatomiſch oder phyſiologiſch Wahrnehmbaren befangen iſt, keine Widerlegung verdient. Wer doch könnte ſich, wenn er noch einige Luſt am und einigen Sinn für das Leben im eigentlichen Sinn hat, entſchließen, dem Materialismus in dieſe Sackgaſſe ohne Ein- und Ausſicht zu folgen, wo er es ſich gefallen laſſen muß, ohne Barmherzigkeit in ein Nichts von ſo und ſo viel chemiſchen Grundbeſtandtheilen aufgelöſt zu werden? Hätten ſolche Anſchauungen irgendwie Recht, ſo müßte

*) Vergl. Braniß a. a. O., S. 315.

**) Vergl. Euen, Die Geſch. der Schöpfung, S. 38 f.

***) Vergl. Ulrici a. a. O., S. 183.

der Chemiker, sowie er den Plan der Zusammensetzung der Grundbestandtheile gefunden hätte, sofort im Stande sein, einen Organismus nachzubilden. Es müßte dahin kommen, daß er von sich rühmen könnte, was Göthe ihm spottend in den Mund legt:

Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probiren;
Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir krystallisiren.

Ja man würde uns bald einmal zurufen dürfen:

Haltet Wort und Athem fest im Munde!
Ein herrlich Werk ist gleich zu Stand' gebracht.
Was gibt es denn?
Es wird ein Mensch gemacht.

Nun aber ist ein solcher Krystallisationsproceß, wodurch etwas Lebendiges gemacht würde, noch nie gelungen und wird auch nie gelingen, und zwar deshalb nicht, weil es eine unumstößliche Thatsache ist, daß in dem lebendigen Organismus die chemischen Kräfte gebunden und die chemischen Affinitäten außer Wirkung gesetzt sind, daß dieselben erst dann, wenn das Leben entflohen ist, frei werden und sich bethätigen, in dem Vorgang nämlich, den man Verwesung nennt.

Selbst ein Mann wie Virchow sieht sich daher zu dem Bekenntniß genöthigt: „So wenig eine Kanonenkugel sich durch die Kräfte, die ihr innewohnen, bewegt, und so wenig die Kraft, mit der sie andere Körper trifft, eine einfache Resultante der Eigenschaften ihrer Substanz ist, so wenig die Himmelskörper sich durch sich selbst bewegen oder die Kraft ihrer Bewegung einfach aus ihrer Form und Mischung abgeleitet werden kann, — so wenig sind auch die Lebenserscheinungen ganz und gar durch die Eigenschaften der die einzelnen Theile zusammensetzenden Substanz zu erklären." Ja „man muß doch einmal die naturwissenschaftliche Prüderie aufgeben, in den Lebensvorgängen durchaus nur ein mechanisches Resultat der den constituirenden Körpertheilen inhärirenden Molecularkräfte zu sehen" *). Burmeister, Lotze und Virchow nehmen keinen Anstand, von einer Lebenskraft in den Organismen zu reden, deren Ursprung die Wissenschaft nicht nachweisen könne. Durch das Wunder des Organismus gezwungen, erkennen sie an, daß es hier ein Räthsel für die Naturforschung gibt, welches sie nicht zu lösen vermag, ja sie finden in dieser Weise auch den Platz für die Religion, welche immerhin von einer Schöpfung reden möge. „Die Aufgabe der Wissenschaft ist es nicht",

*) Vergl. Archiv für patholog. Anatomie 1855, 16. Heft.

erklärt Virchow, „die Gegenstände des Glaubens anzugreifen, sondern nur die Grenzen zu stecken, welche die Erkenntniß erreichen kann, und innerhalb derselben das einheitliche Bewußtsein zu begründen.“ — Und dazu fügt er noch bei: „Ich meine, man könnte auch vom religiösen Standpunkte damit zufrieden sein. Ich habe ausdrücklich erklärt, daß die Naturforschung nicht im Stande sei, das Räthsel der Schöpfung zu lösen; ich erkenne gerne an, daß unsere Beobachtungen uns kein entscheidendes Urtheil gestatten über das, was außer der Beobachtung, außer der Rechnung liegt.“ Es wird uns also das, warum es uns zu thun ist, es wird uns, scheint es, das von der heiligen Schrift gelehrte und von uns vertheidigte Wunder der Schöpfung geradezu zugestanden. Der Materialismus scheint auf diesem Standpunkt dahin gedrängt zu sein, sich selber aufzugeben. Und in der That: die Nöthigung dazu ist groß genug. Er selbst glaubt indeß, sich dennoch halten zu können. Was er uns zugesteht, ist, näher betrachtet, wenig genug. Von demjenigen, was die Herren Naturforscher nicht zu erklären vermögen, glauben sie sich doch ihre Muthmaßungen machen zu dürfen. Und da sie nun im Gebiete desjenigen, was erklärbar ist oder ihnen doch erklärbar erscheint, auf materialistische Anschauungen geführt zu werden glauben, so meinen sie auch von dem Unerklärlichen wenigstens für ihr Theil materialistisch denken zu dürfen. Die Wissenschaft muß doch nach einer Einheit des Bewußtseins streben. Diejenigen, die anders davon denken wollen, müssen es sich gefallen lassen, von ihnen für Solche gehalten zu werden, welche in einem unklaren Dualismus befangen bleiben oder unwissend sind und einem blinden, sinnlosen Glauben anhängen. Während wir von ihnen verlangen, im Glauben an Gott, der sich ja auch an ihnen nicht unbezeugt läßt, und an Gottes Erweisungen in der Welt, in diesem Lichte, welches allein die Finsternisse zu lichten vermag, die Objecte der Empirie nicht blos äußerlich, sondern tiefer und in einheitlichem Zusammenhange zu betrachten und nicht anders als so zu einer Einheit des Bewußtseins vorzudringen, verlangen sie von uns, um ihrer äußerlichen Beobachtung willen, die noch nie in das Wesen der Dinge eingedrungen ist, und von Gott und unsichtbaren Kräften natürlich nie etwas wahrgenommen hat, trotz des nächtlichen Dunkels, in welches wir dann hineingerathen müssen, den Glauben an Gott und sein Thun auch im Gebiet des nicht materialistisch Erklärlichen fahren zu lassen. Außer der den constituirenden Körpertheilen inhärirenden Kräfte, welche allein zuzulassen ihm eine Prüderie scheint, will Virchow nichts Höheres anerkennen, als eine „den Elementarstoffen mitgetheilte Bewegungsrichtung“, welche unzweifelhaft „schließlich auch als der Ausdruck einer bestimmten Zusammenwirkung physikalischer und

chemiſcher Kräfte gedacht werden müſſe", wenn ſie auch in der unorganiſchen Natur nirgends zu finden ſei, ſondern nur in den vitalen Einheiten, den Zellen, vorkomme. Denn die Lehre von einer ſelbſtſtändig wirkenden Lebenskraft — die übrigens noch immer eine Hauptfrage der heutigen Phyſiologie bildet — ſei ein abgethaner Irrthum, wenn man auch den Ausdruck Lebenskraft für jene Bewegungsrichtung beizubehalten habe. Aus dem Zuſammenwirken der ungewöhnlichen Bedingungen müſſe man es ſich erklären, daß das Wunder, d. h. die Offenbarung des ſonſt latenten Geſetzes, zu Stande gekommen ſei. Aber dergleichen Ausflüchte können doch wohl kaum dem Materialiſten ſelber genügen. Das heißt doch weiter Nichts als das Räthſel etwas weiter zurückverlegen und da das, was man eben verworfen hat, in einem andern Gewande von Neuem einführen. Wir unſererſeits können nur die Verwerfung acceptiren und finden uns darin um ſo mehr beſtärkt, als der Materialismus auch ſo, wie Virchow ihn halten zu können glaubt, deutlich genug ſeine Blöße zu Tage treten läßt. Mit Recht erhebt Ulrici gegen ihn die Frage, ob denn auch ein „latentes" Geſetz, d. h. ein Geſetz, welches nicht gelte, weil es ſich nicht offenbare und Nichts nach ihm geſchehe, nicht ein Widerſpruch ſei, beſonders da es ſich, ſeitdem der Uebergang von dem anorganiſchen Sein zum organiſchen einmal eingetreten ſei, nie wieder erwieſen habe*). Aber wir wollen davon abſehen. Virchow geht, um das Wunder des Organismus und Lebens zu erklären, auf die Zelle als „die organiſche, den Gedanken des Lebens vollſtändig repräſentirende Einheit, das untheilbar lebendige Eine" zurück. In dieſem Begriff der Zelle liegt nun ſchon, daß eigentlich alle Zellen vollkommen gleich ſein ſollten. Dem widerſpricht aber die Erfahrung, ja der Begriff des Organismus ſelber. Ein Organismus iſt ja nicht ein Aggregat von lauter gleichen Einzelnheiten, ſondern iſt eine Einheit, die durch die Unter- und Ueberordnung und die dadurch ermöglichte Zuſammenfaſſung ihrer einzelnen Theile zu Stande kömmt. Virchow ſieht ſich ſelber genöthigt, in den Zellen eine Verſchiedenheit „der Affinität ihrer innern Subſtanz" und des dadurch bedingten Stoffwechſels zuzugeben. Er definirt den lebendigen Organismus als „einen freien Staat gleichberechtigter, wenn auch nicht gleichbegabter Einzelweſen". In der That, ob ſich auch die Thätigkeit jeder Zelle als ein Aufſaugungsproceß bezeichnen läßt, der ſich als Endosmoſe (Aufſaugung der in der Umgebung vorhandenen Flüſſigkeit) und Exosmoſe (Durchſchwitzung durch die organiſchen Membranen der Zelle) vollzieht: es findet da doch überall eine merkwürdige Theilung der

*) Vergl. Ulrici a. a. O., S. 179.

Arbeit, ein Zusammenarbeiten von verschiedenen Seiten her zu einem einheitlichen großen Ziele, eine herrliche Gliederung und Ordnung zu einem großen lebendigen Ganzen statt: und diese wunderbare Mannichfaltigkeit in der Einheit oder auch wunderbare Einheit in der Mannichfaltigkeit, dieses harmonische Ganze, welches wir als Leben bezeichnen, sollen wir uns denken als das Resultat einer den Elementarstoffen mitgetheilten Bewegungsrichtung, welche schließlich auch weiter Nichts sei als der Ausdruck einer bestimmten Zusammenwirkung physikalischer und chemischer Kräfte? Wir glauben einfach erklären zu dürfen, daß wir das nicht vermögen, daß wir, wenn wir eine solche lebendige Einheit begreifen sollen, nicht umhin können, vor Allem an einen einheitlichen Lebensgeist zu denken, der jedem Theil und jeder Einzelheit des Ganzen den Platz anweist, der Alles durchdringt und bestimmt, und der daher mit Recht der spiritus rector heißt*).

Wenn auf jenem Standpunkt, der eine specifische Differenz zwischen Mechanismus und Organismus nicht anerkennt, die Annahme der Entstehung lebendiger Wesen aus anorganischen Stoffen, der sogenannten generatio aequivoca oder originaria einen Sinn hat, so auf jedem andern nicht. Burmeister, der ihr dennoch anhängt, muß sich durch die Annahme einer organischen Substanz zu helfen und das Nichtmehrvorkommen einer solchen Entstehung, das wissenschaftlich hinreichend festgestellt ist**), aus Gründen, die auf seinem Standpunkt jedenfalls eigenthümlich sind, zu erklären suchen. Eine organische Substanz aber, aus der erst Organismen werden sollen, ist ein Widerspruch in sich selber, wenn damit nicht die Einheit des anorganischen Stoffes und eines in ihr wirkenden schöpferischen Agens gemeint ist. Und mit den Gründen für das Aufhören derselben hebt er eigentlich seine materialistische Anschauung selber auf. „Wollen wir nicht", sagt er***), „zu Wundern und Unbegreiflichkeiten unsere Zuflucht nehmen, so müssen wir die Entstehung der ersten organischen Geschöpfe auf der Erde durch die freie Zeugungskraft der Materie selbst einräumen und die Gründe, warum diese Zeugungskraft jetzt nicht mehr fortdauert, aus allgemeinen Naturgesetzen, denen zu Folge nur das Nothwendige, nicht das Ueberflüssige statuirt worden ist, deduciren." Mit der Anerkennung eines solchen Gesetzes der Providenz, dem zufolge nur das Nothwendige, nicht das Ueberflüssige statuirt worden ist, befindet er sich doch in jenem geheimnißvollen Gebiet, zu welchem er so gern alle Brücken abgebrochen hätte, mitten drin. Ja Snell (in seiner oben an-

*) Vergl. Fabri a. a. O., S. 60.

**) Vergl. § 6.

***) Schöpfungsgeschichte, S. 287.

geführten Schrift) kann mit einigem Recht behaupten, daß der Streit eines solchen Materialismus mit dem Supranaturalismus auf einen Wortstreit hinauslaufe; was der Eine Natur nenne, nenne der Andere Gott*). Oder denkt sich Burmeister die Erde selber wie einen großen lebendigen Organismus, der eine Zeit der Entwicklung und Blüthe und demgemäß auch der Zeugungsfähigkeit, aber auch eine Zeit des Absterbens hatte, wo sich das von ihm Erzeugte aus sich selber fortpflanzen mußte? Auf jeden Fall bleibt es wahr, was wir schon früher andeuteten, daß er gerade, indem er der Annahme von Wundern entgehen will, selber die allergrößten Wunder statuiren muß, die über alle materialistischen Voraussetzungen weit hinaus führen. Wie Virchow, sieht sich daher auch er zu dem Bekenntniß genöthigt, daß der Hergang der Bildung der Organismen über das Gebiet des Construirbaren und zu Berechnenden weit hinaus liege. Er sagt: „Gestehen wir es nur, unsere positiven Wahrnehmungen reichen zur Construction eines nur einigermaßen haltbaren Bildes der ersten organischen Schöpfung nicht hin, weshalb den Phantasien des Malers, der sie uns vorzeichnen wollte, immer ein großer, weiter Spielraum übrig bleiben müßte. Mag der Einzelne das Product einer solchen genialen Einbildungskraft bewundern, mag eine ganze Nation gläubig an dem alten Mythus festhalten, den sie selbst einst in kindlicher Unbefangenheit aus sich gebar oder von Außen empfing: den wissenschaftlich geläuterten Blicken kann ein solcher Versuch immer nur für das gelten, was er ist, für die graue Nebelgestalt eines Traumes, die stets leer und inhaltlos bleibt, aber doch in mannichfachen Umrissen wiederkehrt und sich geltend zu machen sucht. Sei also, wie du sein mußt, erster, ältester Tag des Lebens: wir haben kein Auge mehr, dich zu erkennen, keinen Sinn, dich zu begreifen, und darum auch keine Feder, dich deiner Natur nach zu beschreiben." **)

Czolbe bekämpft die Annahme einer Entstehung der Organismen durch generatio originaria, welcher noch Moleschott und einige Andere anhängen, als eine „mysteriöse, zum Mysticismus oder zum Uebersinnlichen führende Hypothese"; Virchow erklärt sie geradezu für „Ketzerei oder Teufelswerk" ***). Aber mag man auch ihr häufiges und wiederholentliches Vorkommen in den Urzeiten durch Hypothesen, wie sie in § 6 besprochen sind, entbehrlich machen: einmal, nämlich ganz zu Anfang, muß sie doch im Grunde auch Virchow selber, wenn er überhaupt Etwas erklären will, zulassen. Denn wenn man sich auch darauf beschränkt, durch das Zusammenwirken von ungewöhn-

*) Vergl. a. a. O., S. 2.

**) Vergl. a. a. O., S. 289.

***) Vergl. Fabri a. a. O., S. 85.

lichen Bedingungen aus dem anorganischen Stoff zunächst auch nur eine einzige Urzelle aufwachsen zu lassen und aus der Entwicklung dieser Urzelle dann einen Organismus nach dem andern herzuleiten, die Sache bleibt im Wesentlichen immer dieselbe; im Principe bekennt man sich auch damit zu „Ketzerei und Teufelswerk" *).

Die Kluft, welche der Materialismus nicht durch allmähliche Entwicklung des Einen aus dem Andern zu überbrücken vermag, liegt nun aber nicht blos zwischen dem anorganischen und organischen Sein, sondern auch zwischen den Bereichen und Gattungen der organischen Gebilde selber. Gegen die Darwin'sche Artenentwicklungs-Hypothese wird immer der Umstand eine gewichtige Instanz bilden, daß sich die Mittelglieder zwischen den verschiedenen Bereichen und Gattungen nicht entdecken lassen, und besonders, daß von den ersten Anfängen des organischen Seins an auch gleich die vollkommenste Thiergattung, die der Rückgratthiere, die wenigstens durch die Fische repräsentirt ist, auftritt. Der Fortschritt in der Schöpfungsgeschichte ist keineswegs überall ein ganz allmählicher, sondern zuweilen ein ruckweiser**), daher denn auch Snell (vergl. § 6) die Repräsentanten der Haupttypen von Anfang an existiren läßt. Uebrigens aber ist schon der Fortschritt an sich selber ein Gegenbeweis gegen den Materialismus. Man spricht der Annahme einer weisen, providentiellen, zweckmäßigen Leitung oder Administration der Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte so leicht die Berechtigung ab — und erklärt alle teleologische Betrachtungsweise für wenigstens sehr gewagt. Man sagt, nur eben das, was in das große Ganze der Welt, was zu allen irgendwie in Betracht kommenden Bedingungen passend gewesen sei, habe sich halten können, alles Uebrige habe allmählich weichen und untergehen müssen, und so sei das, was man Zweckmäßigkeit nenne, ganz von selber zu Stande gekommen. Aber wir haben es hier nicht mit dem Uebrigbleiben; sondern

*) Schleiden macht gegen die generatio orig. geltend, daß nach der uns bekannten Naturgesetzlichkeit unter den auf der Erde gegebenen Verhältnissen keine Zelle ohne Mitwirkung der schon vorhandenen Zellen eines gegebenen Organismus entstehe, — nimmt dann aber doch von der Urzelle an, daß sie sich unter den besonderen Bedingungen der paläozoischen Zeit in natürlicher Weise gebildet habe (a. a. O., S. 28).

**) Vergl. Heer bei Ebrard, Der Glaube an die heilige Schrift und die Ergebnisse der Naturforschung, S. 57. — Gegen die Darwin'sche Hypothese vergl. auch Spieß, Ueber die Grenzen der Naturwissenschaft u. s. w. Frankfurt a. M. 1863. Ferner Zöckler in den Jahrbüchern für deutsche Theol. VI, 4, besonders S. 669 ff. wo Agassiz' Argumentation gegen die Artenverwandlung mitgetheilt wird. Agassiz sagt: »I shall consider the transmutation theory as a scientific mistake, untrue in its facts, unscientific in its method and mischievous in its tendency.«

mit dem Entstehen des Zweckmäßigeren zu thun. Die Frage ist die, wie es doch kam, daß an Stelle der unvollkommnen Arten nach und nach immer vollkommnere, wie sie vorher noch nicht existirten, entstanden. Denn das fällt doch Niemanden ein, zu leugnen, daß die Schöpfung sich nicht blos dem Ziele des jetzigen Bestandes, sondern damit auch dem Ziele einer immer höhern Vollendung immer mehr angenähert hat. Man verweist uns zur Erklärung des Fortschritts darauf, daß Licht, Luft und Wasser ununterbrochen einen wohlthätigen, fördernden Einfluß auf den Erdstoff ausübten, daß die Luft selber, indem sie eine üppig wuchernde Vegetation nährte, immer reiner und besser, von dem überflüssigen Kohlenstoff immer freier wurde, daß, je weiter die Abkühlung des ursprünglich heißen Erdballs fortschritt, desto bestimmter die Zonenunterschiede hervortraten, daß die Vegetabilien und Thiere, indem sie in den Mutterschooß der Erde, der sie hervorgeboren hatte, zurücksanken, die Zeugungsfähigkeit derselben verändern und verbessern mußten. Und in der That, es unterliegt keiner Frage, daß mit dem Seienden selber auch die Bedingungen des Seins immer günstiger wurden. Aber das überhebt uns nicht der Frage, ob es denn Zufall war, daß sich, damit wir nur Eins herausgreifen, der Kohlenstoff in der Atmosphäre nicht in allzu mächtiger Masse vorfand, daß er sich vielmehr allmählich bis zur Möglichkeit des animalischen Lebens, bis zur Möglichkeit auch der höheren Lebensstufen absorbiren ließ. Mit anderen Worten, ob es denn Zufall war, daß die Grundstoffe solche Maße und Verhältnisse hatten, daß daraus allmählich immer günstigere Existenzbedingungen hervorgehen konnten, ja daß zuletzt in Folge ihrer Arbeit an und mit einander diese so wunderbar großartige und schöne Schöpfung möglich wurde. Burmeister redet von einem „einheitlichen Plan", von einem „bestimmt und unverändert befolgten Gesetz „im Entwicklungsgange des Thierreichs, sucht aber Beides darauf zurückzuführen, daß das zu jeder Zeit Geschaffene immer den Kräften habe angemessen sein müssen, die jeweilig am Erdkörper thätig wurden, und daß, wie sie sich änderten, das von ihnen Geschaffene nicht umhin gekonnt habe, eine andere Form anzunehmen*). Allein sowie man tiefer geht, gibt sich noch ein ganz anderer einheitlicher Plan, der so zu sagen der Plan des Planes war, und ein viel höheres, auch die arbeitenden Kräfte selbst normirendes Gesetz zu erkennen. Wenn man zudem noch beachtet, das sich die vollkommneren Arten da, wo sie noch nicht rein für sich und noch nicht ganz zum Vorschein kommen können, schon vorläufig, so zu sagen, in Gesammtgeschöpfen andeuten, welche noch die nachher

*) Vergl. Geologische Bilder u. s. w., S. 242.

an die verschiedenen Arten vertheilten Merkmale in sich vereinigen — daß z. B. Schildkröte, Crocodil, Eidechse, Frosch und Salamander zunächst schon im Labyrinthodonten, daß Salamander, Schlange, Crocodil, Vogel und Wallfisch bis zu einem gewissen Grade im Halidraconen, daß Viel-, Zwei- und Einhufer schon zusammen in den ältesten Land-Säugethieren, den Anoplotherien, daß die Faul- und Gürtelthiere bereits zugleich in den Gravigraden einigermaßen zur Erscheinung kommen —: so kann man doch kaum die Vorstellung abwehren, daß nicht sowohl die Existenzbedingungen die Arten der Existenzen bestimmt, daß vielmehr die Arten oder Typen als die Alles bestimmenden und sich mit Nothwendigkeit allmählich zur Darstellung bringenden, göttlichen Ideen durchweg den Entwicklungsgang geleitet haben*).

Die größte Kluft, die allen Materialismus zu Schanden macht, die all' seine Versuche, sie irgendwie auszufüllen oder zu leugnen, geradezu als absurd erscheinen läßt, findet sich zwischen den übrigen Geschöpfen und ihrem Schlußstein, dem Menschen. Fassen wir zum Schlusse noch die materialistischen Ansichten über ihn in's Auge, so begegnen wir natürlich wieder denselben Versuchen, das Höhere und Höchste auf Erden zu dem Niederen und Niedrigsten herabzusetzen, denselben Eingeständnissen, daß sich allerdings nicht Alles als Aeußerung oder Wirkung der Materie wissenschaftlich darthun lasse, denselben Behauptungen, die hier sogar zu Beweisen zu werden suchen, daß dennoch zuletzt Alles als ein Resultat des Stoffes und seiner Kraftäußerung anzusehen sei, aber auch derselben Unzulänglichkeit und Haltlosigkeit der Argumentation, die an dieser Stelle das Aeußerste nicht scheut, aber ebendeshalb auch ihre ganze Blöße zu Tage treten läßt. Schon Feuerbach, der Vater des Materialismus, behauptet, „daß nur das Object der Sinne oder das Sinnliche allein wahrhaft wirklich, und daß daher Wahrheit, Wirklichkeit und Sinnlichkeit eins seien". „Sonnenklar ist nur das Sinnliche; nur wo die Sinnlichkeit anfängt, hört aller Zweifel und Streit auf." Der Geist im Menschen ist demnach „pure Gehirnthätigkeit", der Verstand der „universelle Sinn", der Mensch das „allersinnlichste Wesen". „Der Mensch allein", sagt er, „ist und sei unser Gott, unser Vater, unser Richter, unser Erlöser, unsere wahre Heimath, unser Gesetz und Maß, das A und O unseres staatsbür-

*) Vergl. den trefflichen Aufsatz in den fliegenden Blättern (herausgeg. von Wichern) gegen den Materialismus, Jahrg. 1862, Nr. 8, S. 240. Mit Recht sagt auch Hitchcock in seiner Schrift »Religion of Geology«: die Entwicklungshypothese könne die überaus zahlreichen Spuren wunderbarer Verknüpfung von Zwecken und Mitteln durch eine freiwaltende Intelligenz (also die Zweckmäßigkeit) unmöglich auch nur annähernd erklären.

gerlichen und sittlichen, unseres öffentlichen und häuslichen Lebens und Strebens. Kein Heil außer dem Menschen." Und dann erklärt er, daß dieser Mensch mitsammt seinem Geiste das Product seiner Nahrung sei; wo kein Fett, meint er, sei kein Fleisch, und wo diese nicht, kein Hirn und kein Geist; ohne Phosphor im Hirn sei kein Gedanke; der Phosphor eigentlich denke in uns und darum sehe es noch so dunkel in der Welt aus, weil unsere größten Denker keinen Phosphor im Gehirn gehabt hätten.*) Mit diesen Sätzen hat Feuerbach das Thema angeschlagen, über welches alle Materialisten Einer nach dem Andern in ihrer Gedankenarmuth variiren. In voller Uebereinstimmung mit ihm erklärt C. Vogt: „Die Seele fährt nicht in den Fötus, wie der böse Geist in den Besessenen, sondern sie ist ein Product der Entwicklung des Hirns, so gut als die Muskelthätigkeit ein Product der Muskelentwicklung und die Absonderung ein Product der Drüsenentwicklung ist. Sobald die Substanzen, welche das Hirn bilden, wieder in derselben Form zusammengewürfelt werden, so werden auch dieselben Functionen wieder auftreten, welche ihnen in diesen Formen und Zusammensetzungen zukommen, und es wird damit auch das wiedergegeben sein, was man Seele nennt.... Function und Organ hängen also von einander ab, und sind ebenso unlöslich verbunden, wie Kraft und Materie.... Gedanken, Ansichten und Handlungen hängen als Functionen des Central-Nervensystems von der ursprünglichen Bildung, von der Entwicklung, von der Nährung und Umsetzung dieses Organes ab; der freie Wille in dem Sinn, wie man ihn gewöhnlich faßt und wie Herr Wagner zu seiner Rachetheorie ihn unumgänglich nöthig hat, existirt also nicht, sondern alle Hirnfunctionen sind wesentlich durch die Art und Weise der Ernährung des Organes modificirt und von derselben abhängig." **) — Herr Moleschott fährt in derselben Tonart fort: „Der Stoff regiert den Menschen." „Aus Luft und Asche ist der Mensch gezeugt. Die Thätigkeit der Pflanzen rief ihn in's Leben. Der Mensch ist die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung; sein Wille die nothwendige Folge aller dieser Ursachen, gebunden an ein Naturgesetz, das wir aus seiner Erscheinung kennen, wie der Planet an seine Bahn, wie die Pflanze an den Boden." „Auch das Bewußtsein ist Nichts, als eine Eigenschaft des Stoffes... Stoffliche Bewegungen, die in den Nerven mit elektrischen Strömen verbunden sind, werden im Gehirn als Empfindung wahrgenommen; diese Empfindung

*) Vergl. Fabri a. a. O., S. 9.

**) Vergl. Physiologische Briefe, 1846, und Fabri, S. 13.

ist Selbstgefühl, ist Bewußtsein*). Ebenso geht es in Büchner's langweiliger Schrift „Kraft und Stoff" (Frankf. 1855) fort, und H. Czolbe erhebt sich zu dem Ausspruch: „Der Mensch ist Nichts weiter als ein aus den verschiedenartigsten Atomen in künstlicher Form mechanisch zusammengefügtes Mosaikbild." **)

Virchow seinerseits thut in sehr lehrreicher Weise die Unwissenheit der heutigen Naturforschung über das Wesen des Bewußtseins, das ihm und Aehnlichen am meisten den Menschen als solchen zu charakterisiren scheint, dar und gesteht zu, daß daher gegenwärtig die Annahme einer individuellen Seele durch die Behauptung, daß das Bewußtsein einfach eine Hirnfunction sei, noch nicht widerlegt werden könne***). Allein, daß er es im naturwissenschaftlichen Sinn für unmöglich erachte, die allerdings unleugbare Thatsache des Bewußtseins zu erklären, hatte er auch schon früher bekannt, und dennoch hatte er damals geltend zu machen gesucht, daß die Sinneswahrnehmung wenigstens die einzig sichere Quelle der Erkenntniß, daß das Denken „eine Erregung der Gehirnapparate durch einander, in der Mittheilung der Erregung von den Sinnescentren auf zahlreiche Gruppen von Ganglienkugeln" sei. Aufgabe der Wissenschaft ist es ja doch einmal, „das einheitliche Selbstbewußtsein zu begründen". C. Vogt darf daher sicher nicht mit Unrecht behaupten: „Virchow hat damit (nämlich, daß er es für unmöglich erachte, die Thatsache des Bewußtseins zu erklären) gewiß nicht sagen wollen, daß es unmöglich sei, eines Tages mit Bestimmtheit diejenigen Ganglienzellen nachzuweisen, durch deren Reizung nicht das Bewußtsein im Allgemeinen, sondern das Bewußtsein dieser oder jener speciellen Empfindung erzeugt wird. Eine solche Schranke hat Virchow gewiß der sinnlichen Erkenntniß weder setzen wollen, noch können, und es wäre dem Streben dieses Forschers durchaus unangemessen, wenn er eine solche setzen wollte†). Leugnet doch Virchow noch ganz ausdrücklich, daß die Annahme einer immateriellen Seele, die nicht widerlegt werden könne, auf irgend einem wissenschaftlichen Bedürfniß beruhe; dieselbe erkläre um so weniger Etwas, da das Gehirn mit seinen einzelnen Theilen in keinem Falle nur Organ des Empfindens, Denkens und Wollens sein könne. So lange nicht eine besondere Seelensubstanz gefunden und

---

*) Moleschott, Der Kreislauf des Lebens, 1855.

**) H. Czolbe, Entstehung des Selbstbewußtseins, 1856.

***) Vergl. die 2. Aufl. von Virchow's „Einheitsbestrebungen u. s. w.", in seinen gesammelten Abhandlungen zur wissensch. Medicin, Frankf. 1856.

†) Vergl. Fabri, S. 56 f.

deren Wirkungen auf physikalische Maße zurückgeführt seien, habe jene Annahme keinerlei wissenschaftlichen Werth.

Wir haben diese Aussprüche und Anschauungen nicht mitgetheilt, um durch sie noch erst den so schon hinreichend bekannten Materialismus zu charakterisiren, sondern weil wir meinten, daß gerade sie den besten Gegenbeweis gegen ihn enthielten. In der That muß doch Jeder, der noch irgend ein Gefühl von seiner menschlichen Würde und eine lebendige sittliche Regung in sich verspürt, vor einem System zurückschaudern, welches sich eine solche Verkennung des Höchsten im Menschen, desjenigen, was den Menschen erst zum Menschen macht, zu Schulden kommen läßt. Bei alle dem glaubt der Materialismus leicht, gerade seine den Menschen betreffenden Sätze zum Ausgangspunkt seiner Demonstration machen zu dürfen; ja, wenn wir nicht irren, ist er in der Meinung befangen, daß er gerade *sie* am klarsten beweisen, durch sie auch erst recht seinen übrigen Theorien Beifall erwerben könne. Hören wir, wie Burmeister in seinen „Geologischen Bildern" *) den Beweis für sie führt. Er geht von dem Satze aus, den wir schon oben beurtheilt haben, daß die Kräfte nicht an sich existiren, sondern die Materie zu ihrer Grundlage und Quelle haben; um aber doch nicht allzu deutlich bloße Behauptungen oder Dogmen an die Spitze zu stellen, weist er darauf hin, daß wir im leiblichen Organismus zwei verschiedene Weisen der Kraftäußerung wahrnehmen, von welchem die eine — in der Muskularbewegung — immer mit einem sichtbaren Vorgang in der leiblichen Materie verbunden ist, während die andere — in der Nerventhätigkeit — keine solche der Beobachtung zugängliche Erscheinung an sich hat, und dann glaubt er durch die genaueste wissenschaftliche Untersuchung, ja die strengste Empirie, die Identität der geistigen Kraft und der Nervenkraft beweisen zu können. Die Nervenkraft, das ist sein Beweis, äußert sich ohne die geringste bemerkbare Veränderung in der Nervenmaterie. Ebenso die Seelenkraft. — Die Nervenkraft geht gleich wie die Schwerkraft von der Materie in jedem Zustand und allzeitig aus, ohne daß sie erst durch besondere Vorrichtungen hervorgerufen werden müßte. Ebenso die Seelenkräfte, sie sind nie in totaler Ruhe; sie äußern sich beim Schlaf im Traume, beim Wachen im Gedanken, in der Vorstellung, in der Erinnerung. — Ist denn das aber auch nur ein Anlauf zu einem wirklichen Beweise? Wir müssen gestehen, so gern wir uns von Burmeister belehren lassen, wo es sich um geologische Thatsachen handelt, so wenig können wir uns in diese seine Logik finden. Wenn überhaupt Etwas, folgt eine gewisse

*) Vergl. in dem 1. Bd. derselben den Aufsatz: Die Seele und ihr Behälter.

Analogie zwiſchen Geiſteskraft und Nervenkraft aus ſeinen Sätzen. Die Identität beider folgt nicht mehr oder minder als die der Geiſteskraft und der von ihm ſelbſt erwähnten Schwerkraft. — Jedoch er ſetzt hinzu: die Seele unterliegt dem Krankwerden, wie der Körper; ſie iſt, ebenſo wie der Nerv und das Nervenſyſtem, der abnormen Empfindlichkeit wie der abnormen Unempfindlichkeit fähig. — Sie leidet mit, wenn jenes leidet, und iſt nie ganz wohl in einem kränkelnden Körper. Ein kranker Ort im Gehirn hat einen Mangel der Seelenkraft ſtets zur Folge. — Aus allem dieſem folgt, „daß die ſogenannten geiſtigen Kräfte nichts Anderes ſind, als Kraftäußerungen der Nervenmaterie im Organismus.“ Wir meinen, aus allem dieſem folgt — angenommen, es verhalte ſich damit wirklich ſo — weiter Nichts, als was wohl von Allen auch ohne den Materialismus anerkannt wird, daß Geiſt und Leib zu einem wirklich einheitlichen Organismus verbunden ſind, ſo daß der eine Theil nicht ohne Einfluß auf den andern ſein kann: eine Anſchauung, von der wenigſtens die eine Seite ſchon im 1. Buch Moſe zu Grunde liegt, wenn dort der Tod des Leibes von der Sünde hergeleitet wird*). Burmeiſter kömmt von ſeinen Prämiſſen aus natürlich zu dem Schluß, daß die Seele Nichts weiter als eine Function der Nervenmaterie im Ganzen, daß ihre Thätigkeit eine Oscillation des Nervenmarks und der Gedanke gleichſam der geiſtige Funke iſt, den die vibrirende Materie ausſtößt, ganz analog dem elektriſchen Funken, den der elektriſche Apparat entſendet. Er kann zwiſchen der menſchlichen Seele und der Thierſeele nur eine relative Verſchiedenheit finden; von einer Unſterblichkeit der Seele kann keine Rede ſein. Aber ſelbſt wenn man von der materialiſtiſchen Vorausſetzung abtrete, wenn man die Kraft nicht als eine Qualität der Materie, ſondern als etwas zu ihr Hinzutretendes anſähe, meint er, käme man zu keinem anderen Reſultat. Die Seele müßte doch in Bezug auf die Möglichkeit einer ſelbſtſtändigen Exiſtenz gewiſſe beſondere Qualitäten beſitzen. Sie müßte entweder Form oder Inhalt oder Beides haben. — Im letzten Falle wäre ſie ein Körper, was doch Niemand behaupten will. Hätte ſie Inhalt ohne Form, ſo wäre ſie allgemeine Subſtanz ohne Individualität. Sie ſoll ja aber eben ein Individuum ſein. Bloße Form ohne Inhalt kann aber die Seele ebenſo wenig ſein, denn die Form iſt nur an der Materie, und abgeſehen von dieſer nur

*) Extra läßt ſich durch Burmeiſter's Argumentation an den ſchönen Hebel'ſchen Schluß erinnern: „Wenn im Frühling die Fröſche zeitig quaken, ſo bricht auch das Laub an den Bäumen zeitig auf; wenn aber jene lange nicht quaken wollen, ſo läßt auch das Laub auf ſich warten; folglich iſt das Quaken der Fröſche identiſch mit dem Aufbrechen des Laubes.“ Vergl. die Geſch. der Schöpfung, S. 60.

etwas Gedachtes, mithin die geformte und inhaltslose Seele ebenfalls nur ein solches und ohne reale Existenz. Burmeister erhebt sich mit dieser glänzenden Dialektik auf den Höhepunkt seiner ganzen Darstellung, die er alsbald mit der Darlegung der Ueberzeugung abschließt, daß jede wahrhaftige Forschung zu dem Bekenntniß führen müsse, welches der Held unserer freien deutschen Geistesrichtung einst vor den versammelten Fürsten des Reiches ablegte, als er sprach: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir, Amen." Es ist aber nicht eben schwer zu zeigen, daß diese glänzende, nur für beschränkte Geister verführerische Dialektik Nichts weiter beweist, als die Ohnmacht und Verblendung des armen Verstandes, welcher, der göttlichen Wahrheit entfremdet, in dem engen Zauberkreise seiner eigenen trostlosen Voraussetzungen gefangen sitzt und nicht einmal mehr zu bemerken vermag, daß er fortwährend in der petitio principii herumzappelt. Also wenn die Seele Beides, wenn sie Form und Inhalt zugleich hätte, so wäre sie ein Körper, denn die Form ist nur an der Materie: und das soll auch für einen Standpunkt gelten, der nicht, wie der Materialismus, die Kraft als eine bloße Qualität der Materie, sondern als etwas zu ihr Hinzutretendes, besser sich in ihr Auswirkendes ansieht. Es ist ja aber damit weiter Nichts als der pure Materialismus selber ausgedrückt. Der entgegengesetzte Standpunkt streitet ja eben noch aus vollster Ueberzeugung dafür, daß die Form nicht blos und nicht zuerst an der Materie ist, daß sie vielmehr vor Allem in der schöpferischen Kraft oder Idee Gottes existirt und demnach auch ebenso gut im rein geistigen Gebiet zu verbleiben, wie in's materielle hinaus zu wirken vermag.

Ist es möglich — so müssen wir schon nach dieser flüchtigen Prüfung der gegnerischen Gründe fragen —, daß sich ein so verhängnißvolles System, wie das anthropologische des Materialismus ist, trotz so entschiedenen Mangels an allen haltbaren Stützen dennoch mit so großer Zuversicht geltend zu machen wagt? Nun ist ja aber außerdem auch noch alles das zu beherzigen, was positiv und direct für das Gegentheil spricht. Wir wollen dagegen, daß man Alles von der Art und den Zuständen der Leiblichkeit, ja wohl gar vom guten Essen und Trinken, abhängen läßt, nicht geltend machen, daß so manche Menschen, besonders wenn ihr Geist aus seinem Urquell, aus Gott und seinen Wahrheiten schöpft und in Christo Frieden hat, selbst unter den größten körperlichen Leiden im Stande sind, sich eine geistige Ruhe, Klarheit und Kraft zu bewahren, wie sie so vielen leiblich Gesunden abgehen. Um seinen Satz sana mens in sano corpore zu behaupten, ist der Materialist vielleicht geneigt, gerade auch eine solche Ruhe

und Klarheit für etwas Krankhaftes auszugeben. Aber das muß doch auch er wohl anerkennen, daß die Art, wie der Leib gedeiht, daß das Gepräge der Physiognomie, daß der Ausdruck des Auges, ja die Beschaffenheit der Nerven selbst oft nicht sowohl als das Bestimmende, sondern umgekehrt als das Bestimmte erscheinen, daß sie von Zuständen, von Leiden und Freuden, von Regsamkeit und Trägheit abhängen, die wir, wenn wir nicht von vornherein von materialistischen Voraussetzungen ausgehen, als rein-geistige zu bezeichnen alle Ursache haben. Wir sind natürlich weit davon entfernt, den großen Einfluß, den auch die Leiblichkeit auf den Geist hat, in Abrede zu stellen. Wir können auch nicht leugnen, daß sich selbst das Geistigste, der Gedanke, meistens leiblich, sei's durch Laute, sei's durch Zeichen, vermittelt. Aber eben nur die Vermittlung können wir in diesem Falle zugeben. Wir müssen dafür halten, daß nicht der Laut oder das Zeichen, daß nicht dies Sinnenfällige, welches allein unmittelbar auf Gehirn oder Nerven zu wirken vermag, daß vielmehr der dadurch ausgedrückte Gedanke selber, welcher durch die sinnenfällige Vermittelung den Geist berührt, das eigentlich Gedankenerzeugende ist, und müssen dabei bleiben, daß die Gedanken nicht blos eine Folge, sondern auch eine Ursache dessen sind, was im Gehirn und in den Nerven vorgeht. — Gehen wir speciell auf die Art des Bewußtseins ein, welches doch der Materialismus ebenso gut als eine unbestreitbare Thatsache anerkennen muß, wie jeder andere Standpunkt, so ist dasselbe so wenig die Empfindung von den stofflichen Bewegungen, die in den Nerven mit elektrischen Strömen verbunden sind*), daß es vollständig und klar vorhanden sein kann, ohne weder von Nerven noch von Gehirn auch nur die geringste Ahnung zu haben. Und wenn der sich seiner selbst bewußte Mensch auch wirklich durch Belehrung von diesen seinen leiblichen Organen Etwas erfährt, so ist doch sein sich selber wissendes Ich so weit davon entfernt, blos das Gefühl von den elektrisch durchzuckten Nerven zu sein, daß es sich vielmehr von seiner gesammten Leiblichkeit auf's Bestimmteste unterscheidet, ja auch allen ihren Regungen und Gefühlen entschieden als ein Anderes gegenüberstellt. Wer im Stande wäre, dies Sichselbstunterscheiden des denkenden Ich für eine bloße Täuschung zu erklären, müßte Nichts von der Freiheit und Macht erfahren haben, in deren Besitz sich das Ich auch in Beziehung auf seine Leiblichkeit als der wahre Herrscher, als das Allumfassende, ja als das ausschließlich Personbildende weiß. Er würde aber auch sofort durch die folgende Bemerkung widerlegt werden. Das Selbstbewußtsein, das denkende

*) S. oben Moleschott's Erklärung des Bewußtseins.

Ich, ist so weit entfernt, die zum Gefühle ihrer selber kommende Leiblichkeit zu sein, daß es, wie sehr auch die die Leiblichkeit bildenden Atome im Lauf der Jahre wechseln mögen, dennoch sich stets als ein und dasselbe Wesen weiß und, wie lange es auch existiren mag, stets in Einheit mit sich verbleibt. Die unsere Leiblichkeit bildenden Atome wechseln freilich nicht alle auf einmal; ein Theil von ihnen macht heute, ein anderer morgen neueintretenden Platz; allein was der Materialismus aus diesem Umstande folgern darf, ist weiter Nichts als dies, daß es nicht zu einem plötzlichen Bruch in unserem Selbstbewußtsein kommen kann. Wenn es wahr ist, daß heute kein einziges Atom mehr an uns ist von denen, welche vor sieben Jahren unseren leiblichen Bestand ausmachten, so muß es auch möglich, es muß sogar gewöhnlich sein, daß wir heute mit ganz anderen Neigungen, Bedürfnissen und Anlagen ausgestattet sind, als wir es vor sieben Jahren waren, ja daß wir uns gar nicht mehr auf unser früheres Ich zu besinnen vermögen. Nun weiß aber Jeder, daß der Knabe, daß schon das Kind und die Art seiner Spiele eine Weissagung auf den Mann ist, der später aus ihm werden soll.

Es ist ein bei den Materialisten vielfach wiederkehrender Satz: nihil est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu, mit anderen Worten, die sinnliche Wahrnehmung ist die einzige Erkenntnißquelle*). Und damit stimmt, nach den obigen Anführungen, im Wesentlichen auch Virchow überein. Wenn er die Möglichkeit eines objectiven Inhalts des Glaubensgebietes zugesteht, so läßt sich dies nicht wohl anders als in dem gleich noch zu berührenden Schleiden'schen Sinne deuten. Spricht nun aber schon die Thatsache des Selbstbewußtseins gegen ein solches Axiom, so noch viel mehr die eng damit verbundene, ja gar nicht davon loszulösende Thatsache des Gottesbewußtseins. Man verweise nicht auf den Umstand, daß es Stämme gibt, bei denen sich kaum etwas dem Gottesbegriff Aehnliches entdecken läßt, und andere, bei denen ein außerordentlich niedriger Götzendienst herrscht. Die Mission bei den Hottentotten und Dajacken hat es auf's Schlagendste dargethan, daß auch bei den in jeder Beziehung sehr tief stehenden Völkern wenigstens die Möglichkeit eines höheren und reineren, ja, wir dürfen behaupten, des höchsten und reinsten Gottesbegriffes vorhanden ist; mit C. Vogt aber den Gottesglauben der Menschen mit der Gespensterfurcht der Hunde auf eine Linie stellen zu wollen, kann nur Dem beikommen, der alle religiösen Anlagen in sich in der traurigsten Weise unterdrückt hat und

*) Das Weitere darüber s. bei Fabri, S. 38 ff.

daher in religiöser Beziehung in erschrecklichem Maße verroht ist. Jedenfalls ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß die verschiedensten Racen in den verschiedensten Zeiten wie nach einer inneren Nothwendigkeit einen Gottesglauben gepflegt und für ihr heiligstes Kleinod gehalten haben, Thatsache auch, daß der Mensch erst dann zu einer inneren Befriedigung gelangt und seine Idee wirklich realisirt, wenn sein Geist, seinem religiösen Drange folgend, in den übersinnlichen, unendlichen Gott einkehrt, die Gemeinschaft mit ihm pflegt, von ihm sich erheben und kräftigen läßt. Und diese Thatsache kann man unmöglich aus einer durch die Sinne vermittelten Erregung des Gehirnapparats erklären. Wenn man seinen Sinnen folgt, so mag man allenfalls zu einer Furcht vor den Mächten der Natur gelangen. Die Naturreligion ist aber weder die erste*), noch auch die dem Menschen irgendwie genügende. Wo sich das religiöse Bedürfniß wahr und rein befriedigt, da geschieht es durch den Glauben an einen persönlichen, geistigen, heiligen Gott, und daß man zu dem nicht auf dem Wege der Sinnenwahrnehmung gelangt, beweisen am besten die betreffenden Theorien der Materialisten selbst.

Der Materialismus, der den Menschen zum Thier erniedrigt, weiß natürlich auch Nichts von der menschlichen, nämlich sittlichen Freiheit und Verantwortlichkeit, von der Stimme des Gewissens in unserem Herzen und sittlichen Pflicht. Wenn Feuerbach den Egoismus, die Ursache aller Laster, auch zur Ursache aller Tugenden erhebt, wenn er erklärt, daß der Egoismus durch das Verbot zu stehlen die Ehrlichkeit, durch das Verbot ehezubrechen die Keuschheit, durch das Verbot zu lügen die Wahrhaftigkeit geschaffen habe, so sagt C. Vogt: der freie Wille existirt nicht und mit ihm nicht eine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral und die Strafrechtspflege und Gott weiß, was noch, uns auferlegen wollen. Wir sind in keinem Augenblicke Herren über uns selbst, über unsere Vernunft, über unsere geistigen Kräfte, so wenig als wir, um mich hier einigermaßen grob auszudrücken, Herren darüber sind, ob unsere Nieren eben absondern sollen oder nicht. Der Organismus kann sich nicht selbst beherrschen, ihn beherrscht das Gesetz mit seiner materiellen Zusammensetzung.**) Auch Virchow meint: „Der menschliche Stolz hat sich darin

*) Wir müssen es natürlich hier dahingestellt sein lassen, inwieweit selbst so ausgebildete Naturreligionen, wie die phönizische, Spuren von einer vorangegangenen höheren Religionsstufe an sich tragen; vergl. darüber Movers in Erich und Gruber's Encycl. unter „Phönizien", auch in seinem Werk „Die Phönizier" Bd. I, S. 312, und W. Schlegel zu Prichard's Aegypt. Mythol., S. XVI.

**) Vergl. Fabri a. a. O., S. 9 ff.

gefallen, gegenüber dieser mitgetheilten Erregung eine freiwillige als charakteristische Eigenschaft der menschlichen Species aufzustellen, die Spontaneität des Denkens, den Willen. Allein die Beobachtung sowohl der Naturvölker als der einzelnen Menschen von den ersten Tagen ihrer Geburt an zeigt uns, daß eine primitive Spontaneität nicht besteht." *) Nun ist doch aber die Macht des Gewissens als Ausfluß oder Rest des Glaubens an den heiligen Gott so thatsächlich und so groß und unumstößlich vorhanden, daß sie trotz aller Anstrengungen und Theorien der Feuerbach und Vogt noch nicht hat ausgetilgt werden können. Mag sie in einigen verstockten Individuen gänzlich unterdrückt zu sein scheinen: solche Ausnahmen können die Regel unmöglich aufheben. Können die consequenten Materialisten es wirklich im Ernst unternehmen, sie auf pure Einbildung zurückzuführen? Wir stehen hier an dem verhängnißvollsten Punkte des materialistischen Systems. Virchow behauptet lieber, ohne es freilich wirklich zeigen zu können, daß die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen, Burmeister, daß die Begriffe Freiheit, Sittlichkeit, Tugend, Recht, Selbstbeherrschung, mit der materialistischen Weltanschauung wohl verträglich seien, Schleiden**), der im Uebrigen ganz mit dem Materialismus geht, läßt sich durch die Macht des Gewissens und der sittlichen Verantwortlichkeit, an der er in Kantischer Weise festhält, zu einer ganz dualistischen Anthropologie, zur Anerkennung eines freien Geistes trotz aller materialistischen Nothwendigkeit, ja zur Anerkennung einer anderen höheren Welt, die nur nicht mit orientalischen oder gar noch occidentalisch-christlichen Bilderreihen und Vorstellungsspielen auszuputzen, sondern möglichst ästhetisch, d. h. möglichst nebelhaft und verschwimmend, zu denken sei, bestimmen.

Wir stehen am Ende unserer Selbstverantwortung dem Materialismus gegenüber und können jetzt das Resultat ziehen. Schleiden***) nennt Büchner's Schrift „Kraft und Stoff" und Löwenthal's „System des Naturalismus" schwächliche Machwerke und weist letzterem „Schwätzer" eine „spaßhafte Ignoranz" nach. Uns aber hat sich ergeben, daß der Materialismus durchweg unfähig ist, die zu lösenden Probleme in seiner Weise wirklich zu erklären. Mit Recht bemerkt Franz Hoffmann: „Schwerlich kann sich in irgend einer anderen Annahme zur Welterklärung oder doch zur Scheinerklärung ihrer Erscheinungen ein solch massenhaftes Conglomerat von innern

*) Vgl. „Die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftl. Medicin." Berl. 1849.

**) „Studien. Populäre Vorträge." Leipzig 1855.

***) „Ueber den Materialismus der neueren deutschen Naturwissenschaft." Leipzig 1863. S. 9.

Widersprüchen zusammenhäufen, als in der Lehre des Materialismus, die von der absoluten Atomistik nicht verschieden ist. Aus dem Unveränderlichen soll die Veränderung, aus dem Unvergänglichen die Vergänglichkeit, aus der absoluten Ruhe die Bewegung, aus dem Todten das Leben, aus dem Sinnlosen der Sinn, aus blindwirkenden Ursachen der Zweck, aus dem Verstandlosen der Verstand, aus dem Ungeistigen der Geist entspringen!"*)

H. Czolbe, der consequenteste Materialist, bemerkt selber gegen Alex. v. Humboldt: Man kann die Umstände nicht im mindesten begreiflich machen, welche die form- und planlosen Kräfte nöthigen könnten, die Grundstoffe in die Formen der Organismen zusammenzufügen. Daher müssen diese selbst ewig sein. Jede Kosmogonie bedarf eines übersinnlichen Elementes, nämlich zum mindesten der organischen Ideen oder Plane, der typischen Kräfte .... So lange die Annahme einer Kosmogonie besteht, wird auch die Annahme einer spontanen Entstehung der Organismen bestehen, resp. die Naturwissenschaft in einem mystischen Principe befangen bleiben und den wahren Sensualismus verleugnen." Um nicht irgendwie ein übersinnliches Element annehmen zu müssen, erklärt Czolbe consequenterweise die ganze Natur für ewig, und zwar in der concreten Form ihrer gegenwärtigen Erscheinung, vom Krystall bis zum Menschen. Und in der That scheint uns das das letzte Ende zu sein, bei welchem nothwendig aller Materialismus, wenn er sich selber treu bleiben will und anders die Consequenzen zu ziehen Klarheit und Kraft genug hat, anlangen muß. Allerdings aber spricht er sich damit selber wissenschaftlich sein Urtheil. Er erklärt selber, daß er gar Nichts zu erklären vermag; er erklärt sich des vollkommsten Ignorantismus für schuldig und setzt sich mit den offen vorliegenden Thatsachen, welche uns die Geologie darlegt, in offenen Widerspruch.

Das Schlimmste an ihm aber ist der schon im Obigen erwiesene Mangel an allen Grundlagen für irgendwelche Sittlichkeit. — Burmeister mahnt am Schlusse seiner Geschichte der Schöpfung zur Mäßigung und Selbstbeherrschung. Es seien dies die Lehren des Christenthums, worauf sich seine Verheißung als Weltreligion gründe: eine Verheißung, die in Erfüllung gehen werde, sobald dasselbe von den Fesseln der Hierarchie und des Aberglaubens völlig befreit sei. Wenn dann die Liebe alle Classen der Gesellschaft gleichmäßig durchdrungen habe, werde sich die Menschheit dem Ziele ihrer Aufgabe nahen, wandelnd, vom Wahne erlöst, im Lichte der Wissenschaft, die sie geboren, und gehoben vom Selbstbewußtsein der Freiheit, die

*) Vorrede zum 7. Bde. der sämmtlichen Werke von Bander.

sie errungen hat. Aber welche innere Macht, fragen wir, soll denn dann Mäßigung und Selbstbeherrschung oder gar Liebe ermöglichen? Burmeister erklärt doch selber: „Was ist, hat eine Nothwendigkeit der Existenz in sich; es ist berechtigt zu sein, ohne Anderen von seiner Existenz Rechenschaft ablegen zu müssen; es sorge nur dafür, daß es sich erhalte, dann hat es seine Existenz gerechtfertigt. Was nicht bestehen kann, geht unter, es ist nicht nothwendig." *) Mit diesen Sätzen läßt sich doch das gerade Gegentheil von wahrer Selbstbeherrschung und Liebe, läßt sich die verstockteste Hartherzigkeit, ja Diebstahl und Empörung, um nicht Härteres zu nennen, rechtfertigen. Wenn sich aber schon ein so gemäßigter Materialist, wie Burmeister, in dieser Weise ausspricht, was muß man dann von Denjenigen erwarten, die den Cultus des Egoismus ganz offen proclamiren! Es ist ohne Frage: das höchste Ziel kann für den wahren Materialismus nur der Genuß, und zwar der sinnliche, gut essen und trinken, der Weg, dahin zu gelangen, jedes sich irgendwie darbietende Mittel und die Rechtfertigung die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung sein. Mäßigung, Selbstbeherrschung und Liebe müssen auf seinem Boden zu Phrasen, überhaupt alle hohen und göttlichen Ideale zu gemeinen Phantastereien werden. Und damit ist denn auch die Wissenschaft selber auf's Aeußerste gefährdet. Aus einem Mangel an wahrer Wissenschaftlichkeit, aus einer veräußerlicht weltlichen Gesinnung hervorgeboren, muß der Materialismus auch, wenn er um sich greift, zu Unwissenschaftlichkeit, Aeußerlichkeit nnd Verfinsterung führen; sein Ende muß Rohheit und Barbarei sein. Schon häufen sich die Klagen über das Verschwinden des ernsten Forschertriebes, des Durstes nach Wahrheit und des wahren unermüdlichen Fleißes, über das Ueberhandnehmen eines ordinären Brodstudiums auf allen Gebieten, und man forscht, oft freilich in recht verfehlter Weise, nach den Ursachen davon und nach den Mitteln der Abhülfe. Man gebe der Wissenschaft ihr hohes Ziel wieder, welches kein anderes ist als Gott und göttliche Wahrheit; man erkenne an, daß die Ideale des Guten und Schönen in Gott eine unzerstörbare Realität haben; man trage zur Verbreitung dieser Ueberzeugung oder vielmehr Gesinnung bei, und man wird erreichen, was man will. Die Beschäftigungen des Geistes werden ihre Würde wieder gewinnen und als solche dastehen, welche zu treiben sich der Mühe verlohnt.

H. v. Struve, welcher selber die Trennung zwischen Psychischem und Physischem in jeglicher Form verwirft und es für unzulässig hält, speciell von Entstehung der Seele zu handeln **), bemerkt doch sehr richtig, daß „der

*) Geol. Bilder, Bd. I, S. 244.

**) „Zur Entstehung der Seele" (1862), S. 30.

Materialismus ſogleich in ſeiner lächerlichen, wir möchten hinzuſetzen, ſchaurigen Blöße daſteht, wenn man ihm ſeine Grundanſchauung zugibt und dann ihn ſelbſt in eine Claſſe mit der ſchlechten Eiterbildung, dem Geſchwür oder verdorbenen Magen ſtellt," oder C. Vogt's pſychiſche Muskelthätigkeit für Trichinenkrankheit erklärt. Wir aber möchten zu bedenken geben, ob nicht vom Materialismus mehr, als von irgend einer andern Erſcheinung der Gegenwart das Wort des Apoſtels gelte, daß in ihm geoffenbaret werde der Menſch der Sünde und das Kind des Verderbens (2Theſſ. 2, 3).

§ 14.

Der pantheiſtiſche Gegenſatz.

Neben der materialiſtiſchen Weltanſchauung muß hier noch die pantheiſtiſche, die freilich bereits über ihre Blüthezeit hinaus iſt, wenn auch nur ganz kurz berückſichtigt werden*). Dieſelbe gibt im Unterſchiede vom Materialismus die einfache große Wahrheit, daß die Urſachen nicht geringer ſein können als die Wirkungen, einigermaßen zu, indem ſie außer dem Stoffe und den ſtofflichen Atomen eine ſich in denſelben auswirkende und von vornherein auf das Höchſte tendirende Kraft anerkennt. Zudem ſcheint ſie die eigenthümliche Art und Bedeutung der verſchiedenen Naturſtufen und namentlich auch die ſpecifiſche Verſchiedenheit des Menſchen viel richtiger und tiefer, als es von materialiſtiſchen Vorausſetzungen aus möglich iſt, zu erfaſſen; ſie ſcheint, was den Menſchen betrifft, eher durch eine Ueberſchätzung als durch eine Herabſetzung deſſelben zu fehlen. Denn indem ſie Alles als einen Ausfluß der unendlichen Kraft, als eine Erſcheinungsweiſe des ſich überall auswirkenden abſoluten Geiſtes anſieht, iſt ihr der Menſchengeiſt nichts Geringeres als die höchſte Offenbarungsform des Abſoluten ſelber; er bezeichnet ihr denjenigen Punkt der Entwicklung deſſelben, auf welchem es ſich ſeiner ſelbſt bewußt wird. Sie ſcheint alſo, auf alle bisherigen Erörterungen gegen den Materialismus geſehen, in nicht geringem Vortheil gegen denſelben zu ſein. Nichtsdeſtoweniger aber iſt ſie ihm nahe verwandt; ja beide dürfen als die Ausgeburten weſentlich einer und derſelben Geiſtes- und Ge-

*) Ueber das Weſen und die verſchiedenen Formen des Pantheismus kann man den Artikel „Pantheismus" von Ulrici in Herzog's Encyclop. und die dort angeführte Literatur vergleichen.

sinnungsrichtung angesehen werden. Der höhere Aufschwung des Geistes zu einem für sich bestehenden Reiche des Unsichtbaren gilt auch dem Pantheismus schon für Schwärmerei; von einem unendlichen Geist, der auch abgesehen von der Welt Etwas wäre, der in sich selber Bewußtsein und Persönlichkeit hätte, ist auch bei ihm keine Rede mehr. Nur in und mit der Welt ist Gott und kömmt Gott zum Bewußtsein seiner selbst. Das Bereich des Unsichtbaren ist in dasjenige des Sichtbaren selbst verlegt; dasjenige des Sichtbaren ist bereits allzu sehr in den Vordergrund getreten. Was wirklich ist, d. h. was sich irgendwie in dem Diesseits der sichtbaren Welt offenbart, ist vernünftig; denn es fließt aus Gott, ist irgendwelche Selbstverwirklichung Gottes. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint der Pantheismus leicht als eine bloße Anbahnung des Materialismus, der Materialismus nicht als ein Abfall, sondern als die consequente Vollendung der von jenem eingeschlagenen Gedankenrichtung. Ja im Grunde hat auch selbst schon die wesentliche Gleichstellung der verschiedenen Naturstufen auf dem pantheistischen Standpunkt ihren Anfang genommen. Wenn die Menschheit nach ihm eine Erscheinungsform der Gottheit ist, so sind es das Thier, die Pflanze und die übrige Natur in ihrer Weise ebenfalls. Und so groß auch die Gegensätze zwischen dem Pantheismus, der den Menschen zum Gottsein erhebt, und dem Materialismus, der ihn auf die Stufe des Thieres erniedrigt, zu sein scheinen, so ist doch von dem Einen zum Andern nur ein einziger Schritt. Es zeigt sich hier einmal so recht, daß die rechte Anerkennung der Menschenwürde einzig und allein durch die Anerkennung des wahren persönlichen Gottes gesichert ist, ja daß sie gerade dann am meisten in Gefahr geräth, wenn man den Menschen aus der Unterordnung unter Gott herausreißt.

Der Pantheismus der neueren speculativen Philosophie hat sich zu seiner Zeit als den Höhenpunkt aller neueren Bildung, aller neueren wissenschaftlichen Fortschritte und Errungenschaften ansehen, hat die Lehre des Theismus vom transcendenten Gott dagegen für einen veralteten Standpunkt ausgeben dürfen. Gegenwärtig hat er selber fast überall dem Materialismus Platz machen oder doch irgendwelchen Vertrag mit ihm eingehen müssen*). Und wenn es sich wirklich so verhielte, wie sowohl er selber

*) „Gegenwärtig", sagt Ulrici (Gott und die Natur, S. 400), „hat man nur noch die Wahl zwischen jenem extremen Materialismus, der die Entstehung der Welt aus einer harmonischen, durch einen glücklichen Zufall gefundenen Verbindung der Atome erklärt, und dem sogenannten Idealismus, der sie auf die schöpferische Thätigkeit eines geistigen, selbstbewußten, nach Zwecken (Ideen) waltenden, absoluten Urwesens zurückführt."

als auch der Materialismus es anſieht, daß die Menſchheit vermöge einer unendlichen Perfectibilität nur ganz allmählich zur Erkenntniß der Wahrheit durchdränge, daß ſie auf jedem Standpunkt immer noch gar viele Elemente des Irrthums, die erſt weiterhin etwas mehr und gänzlich eigentlich nie überwunden würden, an ſich trüge, ſo verſtände es ſich ſchon deshalb ganz von ſelbſt, daß bald auch der Materialismus wieder als eine antiquirte Betrachtungsweiſe einer höheren und richtigeren weichen müßte. Die meiſten Pantheiſten und Materialiſten ſind freilich entſchloſſen — man dürfte auch ſagen, verhärtet genug —, ſich dieſe ſo nahe liegende Conſequenz nicht zu Herzen zu nehmen, ſondern ſich, ganz im Widerſpruch mit ihrer Annahme eines unendlichen Fortſchritts in alle Ewigkeit, einzubilden, daß ſie, wenn ſie auch noch in unbedeutenden Einzelnheiten eine Ergänzung, Vollendung oder Correctur empfangen möchten, doch im Weſentlichen bereits jetzt am Ziel aller Weisheit angelangt ſeien. Ihren Standpunkt im Ganzen, dieſe wichtige Errungenſchaft der Neuzeit, wagen ſie dreiſt für einen unübertrefflichen auszugeben. Allein die Annahme, daß man nicht noch zu ſehr weſentlichen Neuerungen fortſchreiten ſollte, wird uns gerade, je mehr wir auf die Annahme der Ewigkeit der Welt und ihrer Entwicklung eingehen, deſto unmöglicher. Es ſtände offenbar beiden, ſowohl dem Pantheismus als auch dem Materialismus, wenn ſie ſich nicht ſelber als ephemere Erſcheinungen verurtheilen wollten, viel beſſer an, ſtatt auf ihre Neuheit, auf ihr Alter Gewicht zu legen und lieber die entgegengeſetzte Betrachtungsweiſe zuzulaſſen, wonach die Wahrheit im Weſentlichen von Anfang an ein Beſitzthum der Menſchen geweſen iſt. In der That ſind ſie auch wirklich nichts Neues. Schon in der chaldäiſchen und canaanitiſchen Naturreligion treten ſie uns, und zwar weſentlich ebenſo verbunden, wie auf dem neueſten philoſophiſchen Standpunkt, entgegen, und in dem ſo alten Bramanenthum der Indier feiert der Pantheismus bereits ſo ziemlich ſeine vollſte Verherrlichung, ja zieht er auch ſeine letzten Conſequenzen. So wenig wie dem Pantheismus darf man dann aber auch dem Theismus aus ſeinem Alter einen Vorwurf machen, und zwar ſelbſt dann nicht, wenn ſich herausſtellen ſollte, daß der letztere noch etwas älter ſei als alle anderen Syſteme. Man wird dann vielmehr, wenn man über beide urtheilen will, ohne alles Vorurtheil unterſuchen müſſen, wer von beiden geſchichtlich beſſer bewährt iſt, oder weil die Vergleichung in dieſer Beziehung, im Andenken an die Canaaniter, Chaldäer und ähnliche, von vornherein zu ſehr zu Ungunſten des Pantheismus ausfallen würde, wer von beiden der Vernunft und allen übrigen ſei's Geiſtesfähigkeiten, ſei's Geiſtesbedürfniſſen am meiſten entſpricht.

Um alſo die höheren und höchſten Stufen in der Natur als ſolche begreifen zu können, geht der Pantheismus von einer Kraft aus, welche bereits den Trieb in ſich trägt, alles das zu werden, wozu ſie ſich wirklich entwickelt hat, von einer Kraft, wie ſie im Keime des Ei's liegt und dahin wirkt, daß aus dem Hühner-Ei ein Huhn und nicht eine Taube hervorgeht, ſo zu ſagen von einer Natur vor der Natur, von einer natura naturans vor der natura naturata. Er verſteht darunter aber Etwas, was noch nicht für ſich allein exiſtirt, ſondern bloße Möglichkeit oder Potenz iſt und erſt in der vor uns ausgebreiteten Natur zur Exiſtenz gelangt. Wie nun der menſchliche Keim, wenn er befruchtet iſt, ſich mehr und mehr auswirkt, zuerſt zum unbewußten Kinde, dann zu dem ſich auf ſich ſelbſt beſinnenden Jüngling, zuletzt zu dem ſich ſeiner ſelbſt bewußten Manne, ſo entwickelt ſich auch die unendliche Natur weiter und weiter in der Welt und tritt zuletzt auch auf die Stufe der Geiſtigkeit. In der menſchlichen Seele iſt einerſeits noch der blind wirkende, ſich ſelbſt geſtaltende Lebenstrieb und andererſeits zugleich in höherer Function das ſich ſelbſt betrachtende Denken oder Selbſtbewußtſein der Geiſt. Die ganze Natur iſt ein uns homogenes, ſelbſtlebendes Weſen, in welchem ſich ein, freilich in tiefem Schlummer liegender, aber doch athmender und geheimnißvoll wirkender Geiſt ahnen läßt, der wie die Seele des Säuglings, ohne von ſich ſelbſt zu wiſſen, den eignen Körper webt.

So ſehr nun auch dieſe Anſchauung im Gegenſatz zu all den äußerlichen und ſeelenloſen Vorſtellungen von der Natur, welche Schiller in ſeinen „Göttern Griechenlands" mit Recht als den beklagenswertheſten Rückſchritt verurtheilt, ihre Wahrheit hat, und ſo ſchön es auch iſt, daß ſie uns auch die niederen Naturſtufen als die grünenden Sproſſen und duftigen Blüthen des einen großen, nie verſiegenden Lebensſtromes würdigen lehrt, ſo wenig genügend erſcheint ſie doch ſofort, ſowie man mit ihr an die höchſte Lebensſtufe, an den ſittlich-freien Menſchengeiſt, an die ſittliche Welt und ihre Wunder hinantritt. Es haftet ihr in dieſer Beziehung weſentlich derſelbe Mangel an, wie dem Materialismus. Auch nach ihr würde der Menſchengeiſt mit all ſeinen Regungen, Wünſchen, Neigungen und Entſchlüſſen Nichts weiter als eine unfreie Blüthe der Alles bedingenden Natur ſein. Nicht die Art ſeines Wollens würde die Art ſeines Seins, ſondern umgekehrt die Art ſeines Seins würde von Anfang an mit zwingender Nothwendigkeit die Art ſeines Wollens bedingen. Von Verantwortlichkeit, von Strafwürdigkeit könnte keine Rede ſein. Und doch ſteht für den Menſchen, wenn er anders ganz und voll Menſch iſt, wenn er ſich nämlich ſeiner ſelbſt wirklich und lebendig bewußt

geworden ist, Nichts so fest als gerade die sittliche Verantwortlichkeit. Die sittliche Verantwortlichkeit ist eine Thatsache und steht zuerst fest; ob sie vorhanden ist oder nicht, kann nicht von Anschauungen oder Hypothesen abhängen, sondern die Richtigkeit der Anschauungen hängt davon ab, ob sie sie anzuerkennen vermögen oder nicht. Sie ist so unumstößlich, daß sich Schelling selber, der unter den neueren Philosophen den Pantheismus, wie er hier kurz angedeutet worden ist, am ausdrücklichsten bekannt hatte, durch sie zu einer sehr wesentlichen Modification seines Systems bestimmen ließ. Während Hegel den Gedanken, daß die ganze Weltentwicklung die Entwicklung einer zuerst blind wirkenden und erst am Ende zu sich selbst kommenden Vernunft sei, weiter verfolgte, und das ganze Weltsystem zu einem logischen Mechanismus oder Rationalismus voll eiserner Nothwendigkeit herabsetzte, — trug Schelling schon in seiner Abhandlung „über die menschliche Freiheit" der sittlichen Wahrheit Rechnung und erkannte an, daß diese Welt voll Uebel und Sünden unmöglich der existirende Gott sein könne. Durch die Thatsache der menschlichen Freiheit ließ er sich zur Anerkennung der Freiheit in Gott, und dadurch zu einer wesentlich anderen Anschauung von der Urkraft oder vom Absoluten leiten. Während er früher nur die natura naturans, die absolute Macht und das absolute Wollen, als das, was werden *kann*, und daneben das Werdende, Gewordene, Wirkliche als das Seiende, gekannt hatte, verband er nun damit als ein Drittes, von vornherein dazu Gehöriges die Freiheit und verstand darunter das Vermögen des Absoluten über sich selber, entweder das Erste, das bloße Wollen zu bleiben, oder auch das Zweite zu werden, oder auch, wenn es das Zweite geworden, wiederum in die erste Gestalt zurückzugehen, d. h. den existentiellen Geist, der erst wahrhaft Gott zu heißen verdient. Wäre, so erklärte er nun, der Absolute nicht absolut frei, d. h. wäre er nicht Geist an sich schon vorher gewesen, so könnte man nicht begreifen, wie er den Gedanken und Entschluß zur Schöpfung, d. h. den Entschluß, auch als objectiv existentielles Wesen (Materie) zu sein, hätte fassen können. So dagegen war für ihn die Möglichkeit vorhanden, nicht nur als solches zu sein, sondern auch während und trotz dieses materiellen Seins doch als Geist bei sich selbst zu bleiben, ja das materielle Sein auf dem Punkte, wo sich in ihm die göttliche Freiheit regte, d. h. im Menschen, sich gleichsam selbst zu überlassen, so daß es außergöttlich wurde, obwohl es natürlich doch zu Gott zurückkehren, nämlich den zweiten Adam als Sohn Gottes und in ihm die Harmonie und das Identitätsbewußtsein zu Stande bringen mußte.

Außer dem Umstande aber, daß sich der Mensch sittlich verantwortlich

weiß, ſpricht gegen die pantheiſtiſche Anſchauung von vornherein Folgendes. Ebenſo wenig wie man nach den eben angeführten Worten Schelling's begreifen kann, wie das Abſolute ohne Freiheit den Gedanken und Entſchluß, auch als objectiv exiſtentielles Weſen zu ſein, habe faſſen können, iſt auch das Abſolute, das ſich unbewußt, blind wirkend erſt allmählich zum Bewußtſein entwickelt, ſelber begreiflich. Es gilt von ihm daſſelbe, was wir gegen die in Bewegung begriffenen Atome als Urprincip geltend machen mußten. Der Begriff deſſelben iſt nicht derart, daß es vernünftigerweiſe als von ſich ſelbſt ſeiend gedacht werden könnte. Von ſich ſelbſt zu ſein, ſich ſelbſt die Bedingungen und Geſetze ſeines Werdens, ſeiner Entwicklung und ſeiner ſchließlichen Selbſtverwirklichung zu ſetzen, hätte es nur dann vermocht, wenn es von vornherein ſelbſtbewußt geweſen wäre. Unbewußt, blind ſich entfaltend, erſcheint es nothwendig als Etwas, dem die Geſetze ſeines Werdens von einem Andern geſetzt ſind; es erſcheint nicht ſelber als das Abſolute, ſondern weiſt auf das wahre Abſolute als auf ſeine Cauſalität zurück. Zeller*) bemerkt gegen R. Wagner's Behauptung, daß man annehmen müſſe, das Kunſtwerk der Welt habe ſich entweder ſelbſt gemacht, oder es ſei gemacht worden, dieſelbe bewege ſich in einem Cirkel: „weil die Welt ein Kunſtwerk ſei, müſſe ſie das Werk eines Künſtlers ſein". „Wer anderer Anſicht iſt, wird ihm natürlich nicht zugeben, daß die Welt ein Kunſtwerk ſei, ſondern wird ſie als ein natürliches, organiſches Ganzes betrachten; er wird auch nicht zugeben, daß ſie entweder von ſich ſelbſt oder einem Andern gemacht ſei, weil er gar nicht zugibt, daß ſie gemacht iſt; er wird ihm überhaupt nicht erlauben, nach ihrem Urſprung zu fragen, weil nur das Einzelne einen Anfang hat; das Ganze dagegen, außer dem Nichts iſt, von dem es verurſacht ſein könnte, kann weder entſtanden ſein, noch kann es zu ſein aufhören." Wir können aber nicht verſtehen, was in der hier in Betracht kommenden Beziehung damit gewonnen iſt, wenn an die Stelle des Ausdrucks „Kunſtwerk" wirklich „organiſches Ganzes" oder „Organismus" geſetzt wird. Ein organiſches Ganzes, welches gar nicht die Art hat, daß es ſich ſelber ſetzen konnte, kann ſelbſtverſtändlich ebenſo wenig wie irgend ein Kunſtwerk als von ſich ſelbſt ſeiend gedacht werden. Nicht erlauben, nach ſeinem Urſprunge zu fragen, heißt einfach dem Gedanken gebieten, bei einer Undenkbarkeit ſtehen zu bleiben; der Satz aber, daß nur das Einzelne einen Urſprung hat, daß das Ganze dagegen weder entſtanden ſein noch aufhören

*) In der Abhandlung „Ueber Glauben und Wiſſen" im Deutſchen Muſeum v. R. Prutz (März 1855).

kann, ist weiter Nichts als eine erst zu erweisende Behauptung der in Frage stehenden Denkweise. Wird er selber so, wie es von Zeller geschieht, als Beweis angeführt, so entsteht viel mehr noch als bei Wagner ein Cirkelschluß. Fast ist es, als ob sich Zeller mit seinem Ausdruck „organisches Ganzes" deshalb eine Erleichterung verschafft zu haben glaubte, weil ja die Organismen, die Pflanzen, Thiere und Menschen, nicht wie ein Kunstwerk gemacht werden, sondern sich sich aus selbst heraus entwickeln, weil sie wie von selber wachsen. Allein er hätte dann vergessen, daß die Pflanzen nicht ohne Saamen und nährende Erde, daß die Thiere und Menschen nicht ohne Eltern und Kost aufwachsen. Gerade wenn die Welt als eine allmählich werdende und wachsende gefaßt wird, ist man um so mehr genöthigt, auf eine höhere Causalität zurückzugehen, durch welche sie wird und wächst. Wird sie aber als eine sich von Ewigkeit her wesentlich gleiche gedacht, so gilt alles das, was wir gegen Czolbe erinnern mußten.

Uebrigens aber gibt auch gerade der Begriff eines organischen Ganzen oder Organismus, der ja allerdings in Beziehung auf die Welt viel zutreffender als der des Kunstwerks ist, noch eine andere Instanz gegen den Pantheismus an die Hand. Wenn schon in einem Kunstwerk alles Wesentliche zweckvoll ist, so ist ein Organismus durch und durch voll Teleologie, d. h. durch und durch voll Weisheit und Gedanken. Ein Gedanke aber kann nicht sein ohne einen Denkenden, und darum muß der Pantheismus, so sehr er sich auch durch die Geltendmachung des Begriffes des Organismus selbst darin behindert, den Begriff des Zweckes immer wieder fernzuhalten, ja auszuschließen suchen*).

Doch es mag des Gegenbeweises genug sein. Weder Naturforschung noch Naturphilosophie — dies glauben wir nach allen bisherigen Erörterungen mit vollstem Rechte behaupten zu dürfen — vermögen irgend etwas aufzubringen, was die Lehre von einer Schöpfung im eigentlichen Sinne des Worts widerlegen kann; beide müssen vielmehr, wenn sie recht betrieben werden, auf dieselbe zurückführen. Das Wort jenes Apostels, dessen Predigt in wenig Jahrhunderten Griechenlands Weisheit und Roms Macht überwunden hat: „Gottes unsichtbares Wesen, d. i. seine ewige Macht und Gottheit, wird ersehen, so man deß wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt, also daß sie keine Entschuldigung haben" (Röm. 1, 19), hat noch immer seine unumstößliche Gültigkeit. Wenn der Astronom Lalande behauptete, daß er den ganzen Himmel durchforscht, aber Gott nicht gefunden habe, so

*) Vergl. auch Ulrici a. a. O., S. 513.

mochte das richtig sein. Es folgte daraus aber Nichts in Betreff der Sache selbst, sondern es erhellt nur seine Stellung zu ihr. Hätte er nach Dem, den er nicht gefunden, nur wirklich gefragt und geforscht — denn ohne zu fragen, wird man allerdings nimmer ein Ritter des heiligen Gral —, so würde er schon die Brücke gefunden haben, welche sein großartiges Object, den herrlichen Krystallberg, mit dem Thron Gottes verbindet und den Menschen einladet, sein innerstes und tiefstes Bedürfniß, seinen Durst nach dem lebendigen Urquell alles Seins, zu befriedigen. Wenn weder Naturforschung noch Philosophie im Stande sind, die Idee Gottes, des Schöpfers, einem Herzen, das sie nicht bereits hätte, neu einzupflanzen, so ist das auch nicht nöthig. Unser innerstes Sein selber ist so eng mit dem Sein Gottes verknüpft, es trägt in seiner Endlichkeit so sehr das Gepräge der Abkunft und Abhängigkeit von dem Unendlichen, daß es trotz aller Anstrengungen doch nie ganz von dem Gedanken an Denselben loszukommen vermag. Wenn aber Humboldt sagt, „daß wir vom eigentlichen Schaffen als einer Thathandlung, vom Entstehen als Anfang des Seins nach dem Nichtsein weder Begriff noch Erfahrung haben", mit andern Worten, daß wir an unserm Theil nirgends mehr einen Uebergang aus dem Nichtsein in's Sein zu gewahren und uns davon eine Anschauung zu bilden Gelegenheit finden, so ist das zwar wahr, hat aber gar Nichts zu bedeuten. Dasselbe brachte schon der Herr selber unter Anderm auch dem Hiob zum Bewußtsein, da er zu ihm sprach: „Wo wareſt Du, da ich die Erde gründete, zeige es an, wenn Du Einsicht haſt" (Hiob 38, 4). Begriff und Anschauung haben wir auch davon nicht, wie etwas so rein Geistiges, wie unser Wille ist, in jedem Augenblick auf den Leib einzuwirken und jedes Glied desselben zu bewegen vermag. Und dennoch ist es eine Thatsache, die Niemand leugnen kann. Humboldt's Bezeichnung der Natur als „der heiligen, ewig schaffenden Urkraft der Welt, die alle Dinge aus sich selbst erzeugt und werkthätig hervorbringt", selbstverständlich auch die „höchsten Lebenskreise der organischen Welt", selbst die des „vielfach gestalteten, mit schaffender Geisteskraft begabten Menschengeschlechts", rührt, weit entfernt, sich auf die Ergebnisse der Naturforschung zu gründen, aus dem, wie wir gesehen haben, unhaltbaren Pantheismus her und deutet die Voraussetzung an, mit der bei ihm die Naturforschung getrieben worden ist. — Um die Widerlegung aber vollständig zu machen, haben wir positiv zu zeigen, daß die Lehre von einer eigentlichen Schöpfung, die sich uns bisher als eine durchaus nothwendige aufgedrungen hat, zugleich auch die allerhaltbarste ist.

§ 15.

Erläuterung und Begründung des bibliſchen Schöpfungsbegriffs unter Berückſichtigung der ihr entgegenſtehenden Inſtanzen.

בְּרֵאשִׁית בָּרָא — im Anfang ſchuf.

Gott hat, wie die Bibel lehrt, die Welt aus Nichts, alſo in wunderbarer, über alle menſchliche Vorſtellung weit hinausgehender Weiſe geſchaffen, und dennoch iſt Alles, wie die Naturwiſſenſchaft darthut, vermöge eines allmählichen Werdeproceſſes möglichſt natürlich entſtanden. Das ſcheint Vielen ſo ſehr wider einander zu ſein, daß ſie es nicht mit einander zu reimen vermögen. Wir werden im Folgenden veranlaßt ſein, auf Grund des rechten Schöpfungsbegriffes zu zeigen, wie gut Beides zu einander paßt.

Schelling ſeinerſeits gelangte alſo vermöge einer anzuerkennenden Reaction des ſittlichen Bewußtſeins zu der Annahme, daß die Weltſchöpfung zu faſſen ſei als der Entſchluß des abſoluten Geiſtes, auch als objectiv exiſtentielles Weſen zu ſein, daß die Welt ſelber aber vorzuſtellen ſei als der in's Werden verſenkte und ſogar außergöttlich werdende, erſt im Sohne Gottes wieder in ſich zurückkehrende Gott. Er modificirte in dieſer Weiſe den Pantheismus, ſo zu ſagen, zu einem Pan-Theismus, zu weſentlich derſelben Anſchauungsweiſe, welche auch wieder in neuerer Zeit mit Berufung auf das ganze neuere Zeitbewußtſein empfohlen wird*). Allein ebenda, wo der Vorzug dieſer ſeiner ſpätern Anſchauung lag, da lag auch ihre Mangelhaftigkeit. Die Wahrheit, daß dieſe Welt voll Uebel und Sünden unmöglich der exiſtirende Gott ſelbſt ſein könne, war zwar anerkannt, war aber nicht ernſt und tief genug erfaßt**). Dieſe ſo tief im Sündenverderben verſtrickte Welt kann unmöglich auch nur der als objectiv exiſtentielles Weſen ſeiende Gott ſein; daß Gott dies objectiv exiſtentielle Weſen im Menſchen ſo weit ſich ſelbſt überlaſſen habe, daß es geradezu von ihm abfallen und in Feindſchaft mit ihm gerathen konnte, iſt, wenn es nur ſeine eigene Erſcheinungsweiſe war, undenkbar. Es kann nur dann als möglich erſcheinen, wenn man das eigentliche Weſen der Sünde, nämlich daß ſie einen Abfall von Gott involvirt und Feindſchaft gegen ihn iſt, verkennt. Von vornherein aber läßt ſich keine klare Vorſtellung damit verbinden, daß der abſolute Geiſt, der ſo gewiß,

*) Vergl. z. B. Hilgenfeld's Zeitſchrift, Jahrg. 1863, Heft I.

**) Daß Schelling auch noch in ſeiner letzten Phaſe Gott und Welt ungebührlich vermiſcht hat, zeigt Sengler, Die Idee Gottes, Bd. I, S. 547—564; vergl. auch theol. Stud. und Krit. 1863, Heft I.

wie er sich der Freiheit und der Fähigkeit, Entschlüsse zu fassen, erfreut, schon eine hinreichende Existenz in sich selbst hat, noch den Wunsch hegen soll, als objectiv existentielles Wesen zu sein, d. h. sich eine zweite Existenzweise zu verschaffen, in welcher er sich völlig ungetreu zu werden vermag. Der Geist bildet sich zwar einen Leib an, aber mit dem Verhältniß des Geistes zum Leibe ist das des absoluten Geistes zur Welt im Schelling'schen Sinn nicht zu vergleichen.

Die Welt schöpferisch setzen konnte Gott nur, indem er außer und neben seinem Ich entschieden ein Nicht-ich statuirte. Er mußte, wie Ulrici sagt, einen doppelten Act der Unterscheidung vollziehen. Er mußte sich von dem Andern, das er nicht ist, und mußte sich auch zugleich von dem Act der Setzung desselben unterscheiden. Denn wie ohne die erstere Unterscheidung die Ursache und die Wirkung zusammengefallen wären, so daß es gar keine Ursache und Wirkung gegeben hätte, so würde ohne die zweite das Thun und die That in einander verschwommen sein*).

Für seine und gegen diese Schöpfungstheorie hat Schelling angeführt, daß der Absolute aufhören würde, absolut zu sein, wenn er sich ein wirklich Anderes gegenüberstellte, in welches er nicht einginge, welches vielmehr ein Sein und einen Grund dieses Seins in und für sich selbst hätte. Aber ist nicht mehr das, sondern der Absolute der Gegenstand unserer Gedanken, so werden wir es nicht bedenklich, sondern im Gegentheil nothwendig finden, ihn nicht schlechthin maß- und schrankenlos zu denken. Nicht als dürfte ihm irgend etwas Anderes eine Grenze setzen oder ein Maß bestimmen; aber er muß seiner selbst mächtig sein, er muß, wie er allem andern Sein Ziel und Maß setzt, so auch sein eigenes Maß haben. Mit Recht behauptet Ulrici, daß es eben dies Moment der Selbstbeschränkung und Selbstbegrenzung ist, in welchem sich die Unendlichkeit als Qualität Gottes, als Ausdruck seiner Absolutheit gleichsam erst vollendet. „Denn Gott wäre .... in Wahrheit nicht absolut, wenn er nicht seiner absoluten Macht und Thätigkeit auch selber mächtig wäre. Und eben diese Selbstmacht und Selbstbeherrschung bethätigt sich in seiner Selbstbeschränkung und Selbstbegrenzung**). Dazu aber kömmt, daß eine Absolutheit, die Nichts neben sich verträgt, die nur deshalb absolut ist, weil sie Nichts neben sich hat, eine leere und abstracte Absolutheit ist. Erst das ist die wahre und lebendige Absolutheit, die Etwas, was sich bis zu einem gewissen Grade der Selbstständigkeit, ja der Freiheit erfreut, neben sich hat, aber es

*) Vergl. Ulrici a. a. O., S. 388.

**) Ebendas. S. 535.

dennoch bemeistert, namentlich ihren Endzwecken entschieden dienstbar macht. Wahrhaft lebendig kann man sich auch die Persönlichkeit des Absoluten nur dann denken, wenn man in ihr statuirt, was in jeder andern Persönlichkeit, ja gewissermaßen in jeder Lebensregung ist, Selbstbehauptung und Selbsthingabe. Nun könnte man allerdings vom kirchlichen Standpunkt aus behaupten, daß Gott als der Dreieinige dies Beides schon in sich selber habe. Er bethätige seine Selbsthingabe vor Allem schon in der Liebe, mit welcher er als der Vater den Sohn, sei's zeuge, sei's umfasse, und vollziehe seine Selbstbehauptung in der Bewahrung seiner Einheit, welche er als heiliger Geist vermittele. Und in der That: wollte man diese inhaltsreiche und folgenschwere Wahrheit in Abrede stellen, so müßte man auch zugeben, daß Gott der Welt geradezu bedürfe, daß er also nicht unabhängig, nicht selbstgenugsam, nicht absolut sei, daß vielmehr das Wort des Angelus Silesius Recht habe:

„Gott ist so viel an mir, als mir an ihm gelegen,
Sein Wesen helf' ich ihm, wie er das meine, hegen."

Dem Theismus wird es aber immer ein heiliges Bedürfniß sein, gegen diese pantheistische Ausschweifung zu protestiren. Allein nichtsdestoweniger kann sich, soviel wir zu begreifen vermögen, Gottes Leben erst dann in seinem kräftigsten Strom ergießen, seine Hingebung und Liebe können sich erst dann ganz und völlig auswirken, wenn sie sich schon nicht mehr blos auf Den beziehen, der wesentlich Gott selber ist und in dem sich Gott eigentlich nur selber liebt, sondern auf ein Object, welches sich wirklich und wesenhaft von ihm unterscheidet.

Der Theismus wird darauf bestehen müssen, daß die Weltschöpfung ein freier Act Gottes gewesen sei. Immerhin aber mußte Gott einen Grund haben, der eben, weil er frei war, nirgends anderswo, als in seinem Wesen selbst liegen konnte, der also ebenso ewig war, wie das göttliche Wesen selbst. Die Schöpfung wurde also von Ewigkeit her gedacht und beabsichtigt. Man wird nicht mit Rothe behaupten dürfen, daß sich in Gott schon gar nicht der Proceß des Selbstbewußtseins habe vollziehen können, ohne daß das sich selber denkende Ich ein Nicht-ich von sich unterschied und in's Dasein rief, und daß die Welt daher den sich selbst denkenden Gott, wenn auch nicht wie ein Complementum, dessen er bedurft hätte, so doch wie „sein Schatten" begleitete. Diese Behauptung geht von einer Ueberschätzung der Analogie des menschlichen Sichselbstdenkens aus. Es dürfte nämlich an der menschlichen Endlichkeit und Beschränktheit liegen, es dürfte nicht im Wesen des Selbstbewußseins selbst begründet sein, wenn wir uns unsererseits nur im Unter-

ſchied von Anderen erkennen und denken können. Selbſtbewußtſein iſt doch ſeinem Weſen nach nur das auf den Denkenden ſelbſt zurückgewandte Denken, und ſoll es zu Stande kommen, ſo iſt vorzüglich dies nothwendig, daß wir, von Allem außer uns abſehend, uns auf uns ſelbſt beſinnen. Von dem Abſoluten alſo, welcher außer und neben ſich Nichts haben wollte, ließe es ſich ſehr wohl annehmen, daß er ſich eben als den einzigen und ausſchließlichen, als den durchaus Nichts neben ſich habenden zu denken und zu wiſſen vermochte. Allein was er denkbarerweiſe wohl vermochte, hat er doch thatſächlich nicht gewollt. Da er eine Welt geſchaffen hat, ſo ſteht es feſt, daß er ſich von Ewigkeit her nicht anders denn als Weltſchöpfer, als ſchöpferiſche Macht, Weisheit und Güte gedacht und geſetzt hat, und das ohne Zweifel aus keinem andern als aus dem Grund, um ſeine Liebe und Hingebung auch in Beziehung auf ein weſenhaft von Ihm Verſchiedenes bethätigen zu können.

„Die kindlich-anthropomorphiſche Vorſtellung", ſagt Ulrici mit Recht*), „als habe Gott in irgend einem beſonderen Moment ſeines Daſeins den Entſchluß gefaßt, die Welt zu ſchaffen, iſt eben eine kindlich-anthropomorphiſche Vorſtellung. In Wahrheit iſt Gott nicht erſt Gott und dann Weltſchöpfer, ſondern als Gott iſt er Weltſchöpfer und nur als Weltſchöpfer iſt er Gott." Nur iſt daraus nicht mit Ulrici**) zu folgern, daß die Weltſchöpfung mit Gottes Selbſterfaſſung und Selbſtunterſcheidung, mit ſeiner abſoluten, ethiſch-geiſtigen Selbſtthätigkeit, kurz mit ſeinem Gottſein von Anfang an in Eins zuſammengefallen ſei. Daraus, daß Gott die Welt von Ewigkeit her dachte, folgt noch nicht, daß ſie auch ſofort von Ewigkeit her wurde. Im Gegentheil, wenn er ſie im Unterſchied von ſich, dem Unendlichen, als die endliche dachte und wollte, ſo ohne Zweifel auch als eine zeitliche, d. h. als eine, die nach dem Nichtſein in Folge ſeiner ſchöpferiſchen Idee einen beſtimmten Anfang ihres Seins hätte. Im Grunde hat Gott nach ſeinem Rathſchluß *Alles* von Ewigkeit her vorherbeſtimmt, und es tritt doch erſt zu ſeiner Zeit in's Daſein. Schon Auguſtinus bemerkt, daß zwar der Rathſchluß der Weltſchöpfung ewig in Gott zu ſetzen ſei, daß Gott aber mit ein und demſelben ewigen und unveränderlichen Willen gewollt habe, daß die geſchaffenen Dinge erſt *nicht* ſein ſollten, ſo lange ſie nicht geweſen ſind, und nachher ſein ſollten, als ſie zu ſein anfingen***). Die Bethätigung der göttlichen

*) A. a. O., S. 531.

**) A. a. O., S. 533.

***) Vergl. Aug. de civit. dei XII, 17.

Macht, Weisheit und Güte ist darum nicht für's Erste gehemmt, und erst nachher, wo die Weltidee realisirt zu werden beginnt, frei und lebendig. Sie ist vielmehr für's Erste, um menschlich zu reden, eine Thätigkeit in die Zukunft hinein. Für Gott aber ist auch die Zukunft Gegenwart. Luther's Antwort auf die Frage, was Gott vor der Weltschöpfung gemacht habe: „er habe sich Ruthen geschnitzt, um damit Diejenigen zu züchtigen, die unnütze Fragen erheben", mag in Einer Beziehung treffend genug sein; sie ist aber nicht nöthig. Wir können uns freilich vor jenem Augenblick, wo Welt und Zeit ihren Anfang nahmen, wieder nur Zeit vorstellen; wiederum aber können wir keine Zeit, auch wenn wir noch so weit zurückgehen, ohne Anfang denken. Wir haben hier zwei Sätze, die, wie schon Kant geltend machte, zwar einander ausschließen, aber gleichviel für sich haben. Zuletzt wird doch Augustin's Auskunft, daß die Welt nicht in, sondern mit der Zeit geschaffen sei*), als eine nicht blos echt theologische Auskunft, wie sie D. Strauß spöttisch nennt, sondern als ein echt speculativer Satz Recht behalten. Es wird demgemäß auch das biblische „im Anfang" בְּרֵאשִׁית, richtig gewürdigt werden können.

Aus dem rechten Schöpfungsbegriff ergibt sich aber sofort noch ein Anderes. Besteht Gottes Schöpferthätigkeit darin, daß er, sein Ich setzend, ein Nicht-ich denkt und statuirt, daß er aber, um seine Absolutheit zu behaupten, sein Ich so, wie er es gesetzt hat, nämlich als ein auf die Welt bezogenes die Welt durchwalten, ausgestalten und verklären läßt, so ist sie eine doppelte oder zweifache. Wie in der Welt selbst überall Zweies zugleich ist, einerseits eine Selbstheit und Selbstständigkeit und andererseits eine Bedingtheit durch Gott, einerseits eine dunkle Folie, die es verursacht, daß die göttlichen Ideale nicht sofort Wirklichkeit sind, sondern nur allmählich, nur am Ende der Weltentwicklung zur Wirklichkeit werden, und andererseits doch eine Andeutung, ja Verwirklichung göttlicher Gedanken, — so gibt es dafür auch als Grundlage in der göttlichen Schöpfungsthätigkeit zwei verschiedene Momente oder geradezu zwei besondere Actionen: eine erste, welche dadurch zu Stande kömmt, daß Gott sein Ich als ein ein Nicht-ich neben sich habendes setzt, welche also eine Thätigkeit Gottes im Allgemeinen ist, welche aber die Welt nur als Gottes Nicht-ich, nur als das von Gott Verschiedene in's Dasein ruft und daher eine bloße Grundlegung oder Vorschöpfung zu Stande bringt, und eine zweite, welche speciell von dem zum Nicht-ich in Beziehung gesetzten göttlichen Ich ausgeht und die Vorschöpfung gottgemäß ausgestaltet.

---

*) De civit. Dei XI, 6.

In 1 Mos. 1 ist zwischen einem Ur-Schaffen, durch welches Gott vor Allem das allgemeine Substrat der Welt, aber wüst und leer, hervorrief und einem darauf folgenden sich durch's Wort vollziehenden Schaffen, durch welches er die einzelnen Ordnungen und Gebilde zu Stande brachte, unterschieden, und es erhellt auf den ersten Blick, wie genau diese Unterscheidung, die freilich von Vielen noch keineswegs genug gewürdigt und noch weniger hinlänglich begründet wird, der unsrigen, die wir zwischen den beiden besonderen Actionen der göttlichen Schöpferthätigkeit machen, entspricht. Sollte man etwa dennoch behaupten, daß die unsrige eine bloße Abstraction sei, die blos begrifflich auseinanderspalte, was sich sachlich doch nur als Eins darstelle und sich sogar zeitlich auf's Engste zusammenfasse, so glauben wir mit ihr vielmehr zu einem Resultate gelangt zu sein, vermöge dessen wir nicht blos den tiefsten Grund für die so allgemein gelehrte Schöpfung der Welt aus einem allgemeinen, ungeordneten Ursubstrat aufzudecken, sondern auch die erheblichsten Einwände gegen eine Schöpfung im eigentlichen Sinne zu widerlegen vermögen.

Wir rechnen zu denjenigen Einreden gegen diese Wahrheit, die wirklich Etwas zu bedeuten haben, nicht auch die, welche allerdings vielfach gehört wird, daß aus Nichts nie und nimmer Etwas habe werden können. Daß aus Nichts Etwas geworden sei, ist zunächst gar nicht unsere Annahme; wir behaupten nur, daß Gott aus Nichts Etwas gemacht habe, und nun bestehen wir mit Rothe darauf, daß, wenn auch unter der Hand des Geschöpfes aus Nichts in alle Ewigkeit Nichts werde, es doch das Majestätsrecht Gottes sei, aus Nichts Etwas zu machen*). Mit Recht behauptet auch Ulrici, daß wir zwar nicht zu begreifen vermögen, wie aus Nichts Etwas werden könne, daß es aber ebenso unbegreiflich sei, wie aus irgend einem Stoffe (etwa aus der absoluten Substanz Gottes) ein von ihm Verschiedenes hervorzugehen vermöge; in Wahrheit involvire dies Hervorgehen ebenfalls ein Uebergehen aus Nichts in Sein; es sei z. B. unerklärlich, wie aus Hydrogen und Oxygen Wasser werden könne. Bis jetzt wenigstens habe uns die Naturwissenschaft noch nicht einmal eine Vorstellung davon zu geben gewußt, was mit jenen gasartigen Stoffen geschehe, wenn sie unter Glühhitze sich zu Wasser chemisch verbinden; wie es möglich sei, daß sie plötzlich die Eigenschaft der Gase, sich gegenseitig abzustoßen, verlieren und dafür die entgegengesetzte Eigenschaft der Attraction und Cohäsion annehmen, und wie dies gerade durch Vermittlung der Wärme geschehen könne, da die Wärme sonst überall die Körper

*) Vergl. Rothe's Ethik, Bd. I, S. 11.

ausdehne, d. h. ihre Atome von einander entferne. Wenn wir die Schöpfung aus Nichts nicht zu begreifen vermögen, so sei der Schöpfungsbegriff doch ein nothwendiger Grenzbegriff unseres Denkens nnd Erkennens *).

Ein wirklich scheinbarer Einwand ist dagegen der, daß es nach den Resultaten der Naturwissenschaft bei der Schöpfung oder vielmehr Entstehung der Welt viel zu natürlich, allmählich und langsam zugegangen sei, als daß da von einem Schaffen, im biblischen, im eigentlichen Sinne die Rede sein könne. Schaffen im biblischen Sinne, ברא, bedeute eine unbeschränkte Allmachtsthat Gottes, welche ohne alle Umstände, welche augenblicklich das, was sie bezweckt, zu Stande bringt. Daß Gott gewartet haben sollte, bis sich, so zu sagen, Alles von selber gemacht hätte, sei damit unverträglich. Beschreibe doch die Bibel ihren Schöpfergott als Einen, der da spricht und es geschieht, welcher gebeut und es steht da. Allein ob auch leicht die Bibelgläubigen selber diese Anschauung von Gottes Schaffen und Schöpfermacht theilen, so ergeht es doch Denen, welche damit gegen die Schöpfungswahrheit argumentiren, ebenso wie Dav. Strauß und Aehnlichen, welche, um die Offenbarung zu bestreiten, eine nicht berechtigte und eigentlich auch schon veraltete, dogmatische Vorstellung von derselben zu Grunde legen und es in Folge deß mit ihrer Bekämpfung zwar leicht haben, in Wahrheit aber Streiche in den Wind thun. Jene Vorstellung von Gottes Schaffen und Schöpfermacht ist durchaus abstract und unhaltbar. Auch die Bibel hat davon einen andern Begriff.

Indem der Schöpfungsbericht in 1 Mos. 1 lehrt, daß Gott zunächst nur ein allgemeines Substrat und dann erst durch einzelne aufeinanderfolgende Acte die verschiedenen Gebilde seiner Schöpfung eins nach dem andern, und zwar das Vollkommnere erst in Folge und auf Grund des Unvollkommneren, geschaffen habe, deutet er selber klar genug eine gewisse Allmählichkeit, ja eine Entwicklung des Einen aus dem Andern an und lehrt also, daß sich dies Beides mit dem göttlichen Schaffen in der That sehr wohl vertrage. Es ist zwar keine Frage, daß nach ihm auch die einzelnen Gebilde ihren Entstehungsgrund vor Allem in Gottes Schöpferthat oder vielmehr Schöpferwort haben. Gott schuf auch das Gras und die Bäume. Aber doch sprach er nicht einfach: es seien Gräser und Bäume, sondern: die Erde lasse ergrünen u. s. w., 1 Mos. 1, 11. Von den Wasserthieren und Vögeln wird zwar 1 Mos. 1, 21 ausdrücklich gesagt, daß Gott sie geschaffen; von den Landthieren V. 25, daß Gott sie gemacht; vom Menschen wieder V. 27, daß Gott ihn geschaffen habe: — allein es wird nicht blos erzählt, daß er

*) Vergl. Ulrici a. a. O., S. 513.

bei der Schöpfung der Landthiere die Erde aufgefordert, dieſelben hervorgehen zu laſſen (V. 24), ſondern Cap. 2, 19 wird auch ausdrücklich bemerkt, daß er die Thiere, und Cap. 2, 7, daß er den Menſchen aus der Erde gebildet habe. Es wird in dieſer Weiſe auf eine Mitthätigkeit der Erde hingedeutet, die zweifelsohne auch durch die in der Erde und ihrer Entwicklung liegenden Bedingungen beſtimmt war. Es iſt freilich wahr, daß die Zeitlängen, die die Bibel für die Allmählichkeit der Schöpfung angenommen hat, indem ſie von ſechs Tagen redet, ſehr klein ſind. Aber vorläufig genügt es, daß ſie dieſelbe wenigſtens im Principe bezeugt und daß wir ſie, wenn wir, durch die Naturwiſſenſchaft geleitet, über ihre Maße hinausgehen, immer noch in der Hauptſache auf unſerer Seite haben. Daß ſie uns in Betreff der Zeitmaße zu binden nicht in der Lage iſt, wird ſich weiter unten ergeben.

Aber nicht blos die Schriftmäßigkeit, ſondern auch den Grund der Allmählichkeit glauben wir erweiſen zu können. Daß es einen ſolchen geben und daß er ſich auch irgendwie erkennen laſſen müſſe, folgt einigermaßen ſchon daraus, daß ohnedem die betreffende Darſtellung der Bibel, ich will nicht ſagen, auch der heidniſchen Kosmogonien, die zwar in dem betreffenden Punkte weſentlich ebenſo lehren, die jedoch bei der Mangelhaftigkeit der in ihnen zu Grunde liegenden Vorſtellungen von der Gottheit und ihrer Macht weniger in Betracht kommen, auf reiner Willkür beruhen würde, was ſich doch nicht annehmen läßt. Es wäre zwar möglich, daß ſich die Schrift bei ihrem religiöſen Intereſſe durch einen andern Grund hätte beſtimmen laſſen, den die allgemeinere Betrachtung nicht als den letzten und eigentlichen anerkennen könnte; allein es wird ſofort erhellen, daß dem nicht ſo iſt, daß die allgemeinere Betrachtung den religiöſen Grund nur allenfalls ergänzen und ergänzend beſtätigen kann. Wenn nach § 11, wo wir bereits auf dieſe Frage geführt wurden, die Schrift ſchon um der Art der Welt willen eine gewiſſe Doppelſeitigkeit in der göttlichen Schöpfungsthätigkeit vorausſetzen mußte, ſo haben wir nun geſehen, daß eine ſolche in ihr in Folge des innergöttlichen Proceſſes ſelbſt vorhanden iſt. Und wenn ſich dort zeigte, daß ſich für die Schrift die beiden Seiten der göttlichen Schöpfungsthätigkeit deshalb in allmählicher Aufeinanderfolge vollziehen mußten, damit die Welt als nicht an ſich vollkommen, ſondern als durch Gott aus der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit hervorgebildet daſtände, ſo wird ſich nun ergeben, daß die allmähliche Aufeinanderfolge ſchon in der Natur der Sache ſelbſt begründet war.

Nur auf dem rein geiſtigen Gebiete konnte die erſte, die grundlegende Schöpferaction Gottes, für ſich allein betrachtet, Weſenheiten hervorbringen, welche ſofort im erſten Momente ihres Daſeins Empfänglichkeit und Fähigkeit

genug besaßen, sich sofort durch die zweite, entwickelnde Thätigkeit Gottes zum Höchsten erheben zu lassen*). Auf dem materiellen mußte die erste als solche, wenn anders sie sich in Wahrheit als die die Welt nach ihrer Verschiedenheit von Gott setzende geltend machen sollte, voran erste, einfache und ungestaltete Elemente erzeugen, die zwar als eine mater oder materies geeignet waren, alles das, was werden sollte, aus sich entstehen zu lassen, zunächst aber dumpf und dunkel dalagen; alle Entwicklung und Ausgestaltung, wie sie der nährenden Erde, dem mit Sternen geschmückten Himmel, ja schon dem belebenden Licht und überhaupt Allem, was so verständlich die Ehre Gottes erzählt, eigen ist, konnte erst der zweiten Schöpferthätigkeit zufallen**). Und ruhte nun auch diese letztere, sobald überhaupt das Schöpfungswerk seinen Anfang nahm, keinen Augenblick, war sie auch im Gegentheil von Anfang an ebenfalls thätig, um das, was die erstere so unscheinbar begann, dem großen und herrlichen Endziele vollendend entgegenzuführen, so hätte sie doch jenen ersten Ur-Elementen, hätte sie ihnen ebenso, wie den rein-geistigen Wesenheiten, sofort die letzte Vollendung ertheilen wollen, Zwang und Gewalt anthun, ja sie hätte das Andersein, besonders nach Seiten der Selbstheit und Selbstständigkeit, welche doch durch die grundlegende Action eingeleitet war, unterdrücken und wieder aufheben müssen. Die beiden göttlichen Schöpferactionen würden mit einander in einen Widerspruch gerathen sein, der zwischen ihnen undenkbar ist.

Wie nämlich Gott selber in sich vermöge seiner Persönlichkeit oder vielmehr Lebendigkeit Beides, Selbsthingebung und Selbstbehauptung, vereinigte, so mußte er dies Beides auch seinen Creaturen und zwar sogar schon dem ersten kosmischen Sein anerschaffen; die Selbsthingebung oder den Drang, sich durch seine Gedanken und Kräfte zu göttlicher Art und Weise gestalten zu lassen, deshalb, weil er nach seiner Absolutheit die Welt bemeistern, durchdringen und verklären wollte, die Selbstbehauptung aber, d. i. den Drang, in sich zu verbleiben und sich als das, was es war, zu erhalten, weil die Welt ein wirklich Anderes, ein von Gott Verschiedenes

*) Vergl. das Weitere darüber in § 18.

**) Weiße (Philos. Dogm., 2. Bd., S. 44) sagt: „Er schafft es" (nämlich das Chaos, — eine Bezeichnung, die übrigens nach unseren Voraussetzungen nicht zutreffend ist), „weil die Selbstständigkeit, welche er seinen Creaturen zugedacht hat, nur dadurch für sie gewonnen werden kann, daß sie sich selbstthätig aus dem Chaos emporarbeiten." Wir können die Richtigkeit dieses Grundes nicht für evident erachten, bedürfen aber auch, wie aus dem Obigen erhellt, seiner nicht, bemerken übrigens, daß Weiße selbst mit der Selbstständigkeit des Emporarbeitens nur eine relative gemeint haben kann.

ſein ſollte. Und begründete nun der Entwicklungsdrang von vornherein eine Entwicklungsfähigkeit, ſo brachte es der Selbſtbehauptungsdrang mit ſich, daß die Entwicklung nur nach der dem kosmiſchen Sein als ſolchem eigenen Natur und den darin begründeten Geſetzen vor ſich gehen konnte. Veranlaßte jener eine Bewegung, die leicht zur Ueberſtürzung hätte ausarten können, ſo mußte dieſer die nöthige Ruhe und Stetigkeit wirken. Mochte alſo auch jener Ein- und Ausgeſtaltungsproceß, von welchem in § 7 die Rede geweſen iſt, von Anfang an anheben und Entwicklung auf Entwicklung, Metamorphoſe auf Metamorphoſe zu Stande bringen, ſo konnte die Weiterbildung doch immer nur ſchrittweiſe geſchehen. Erſt wenn die zunächſt vorliegende Entwicklungsſtufe ſelber die Bedingungen für eine andere, höhere hatte herſtellen helfen und ſich bei der neuen Hervorbringung mitthätig verhalten konnte, konnte dieſelbe wirklich zum Durchbruch kommen. Mitten im Geſchaffenwerden mußte das Entſtehen, mitten in der Kosmopoieſis die Kosmogeneſis, bei aller Paſſivität auch eine Activität ſtattfinden.

Wollte man alle dem entgegenhalten, daß die Nothwendigkeit nicht einleuchte, warum ſich der grundlegende Schöpferact erſt ſo ſtark für ſich allein, wie hier vorausgeſetzt werde, habe bethätigen müſſen, wollte man behaupten, daß es ganz genug geweſen wäre, wenn er der Welt, indem ſie Gott ſofort fertig in's Daſein rief, den Charakter der Unterſchiedlichkeit und Selbſtheit nebenher mit aufgeprägt hätte, ſo müßte man vorausſetzen, daß es Gott bei der Schöpfung zuerſt und vor Allem nicht auf ein Non ego, auf ein wirklich anderes und von ihm verſchiedenes Sein, ſondern zumeiſt auf ein Alter ego, auf eine Veranſchaulichung ſeiner Unendlichkeit in der Endlichkeit, angekommen, mit anderen Worten, daß nicht ein Anderes, ſondern Er ſich ſelber ſein Hauptzweck geweſen ſei. Man müßte alſo von einer der unſrigen diametral entgegengeſetzten Grundanſchauung ausgehen, deren Abweiſung nach allen früheren Erörterungen nicht mehr nöthig iſt. Macht man aber, indem man ſich zu einer etwas allgemeineren Inſtanz erhebt, geltend, daß Gott durch eine wer weiß wie lange in dem Graus der Urfinſterniß und wilden Fluth begrabene Welt, überhaupt durch eine ſich nur ganz allmählich vollziehende Schöpfung ſeine Vollkommenheit verleugnet haben würde, ſo dürfen wir das gerade Gegentheil behaupten. Gott bewies in dieſer Weiſe nicht blos, daß ihm die einfachſten und unſcheinbarſten Subſtrate genügten, um eine große und herrliche Welt zu Stande zu bringen, nicht blos, daß er im Stande ſei, auch das ſcheinbar Heterogenſte, ſei's ſo mitdienen zu laſſen, ſei's ſo einzuſchränken und zu bändigen, daß es ſeine Zwecke verwirklichen mußte, ſondern er zeigte auch, daß er Alles,

was zu ſeinen Schöpfungswerken irgendwie nöthig war, von vornherein auf's Genaueſte überſchaute. Dadurch, daß er einen gemeinſamen Urſtoff zu Grunde legte, ſtiftete er zudem auch von Anfang an ein Band, welches all' ſeine Creaturen, deren Zuſammenhang ſonſt jedenfalls verborgener und auch wirklich ſchwächer ſein würde, innerlich zuſammenhält. Dem Kleinen und Unſcheinbaren aber drückte er, indem er das Größere und Herrlichere daraus hervorgehen ließ, das Siegel der Zweckmäßigkeit, ja relativen Nothwendigkeit, dem ganzen Schöpfungswerke alſo den Charakter eines weiſen und zweckmäßigen Haushalts, in welchem Nichts einfach verloren gehen und verderben darf, vielmehr irgendwie zur Verwirklichung des höheren und höchſten Zweckes mit beitragen muß, den Charakter eines wahrhaft göttlichen Werkes auf.

Statt unſere Anſicht zu widerlegen, dürfte der Gedanke, daß Gottes Schöpfungsweiſe ſeiner Vollkommenheit habe entſprechen müſſen, die Nothwendigkeit einer allmählichen Schöpfung ſogar noch mehr erhärten helfen. Achten wir nämlich wieder auf den Umſtand, daß es in Gottes Schöpferthätigkeit zwei verſchiedene Actionen gab, ſo mußte natürlich ebenſo ſehr wie die ausgeſtaltende und vollendende, auch die grundlegende in einer Gottes würdigen Weiſe verfahren. Sie durfte demnach nicht einen Urſtoff hervorbringen, der macht- und kraftlos, der eigenſchafts- und ſelbſtlos, kurz todt geweſen wäre und mit dem ſich in jedem Augenblick ebenſo gut Nichts wie Alles hätte anfangen laſſen — ein ſolcher hätte in der That den Namen eines göttlichen Werkes nicht verdient —, ſondern nur einen Stoff, der ein Werden und Leben in ſich trug, welches nicht zerſtört, ſondern gepflegt und gefördert ſein wollte. Für die ausgeſtaltende Schöpferthätigkeit Gottes aber war es wahrlich ein größeres Werk, ſich an die im Urſtoff vorhandene Art und Weiſe anzuſchließen, in die dort geſtifteten Bedingungen und Anlagen einzugehen und ſich dem dadurch beſtimmten Entwicklungsgange anzuſchmiegen, als eigenmächtig und gewaltſam ihre Ziele zu verwirklichen. Dergleichen vermochte ſie nur in Folge jener wahrhaft göttlichen Abſolutheit, die ſich Schranken ſetzen, die die Knechtsgeſtalt anziehen und auch ſo das Größte und Herrlichſte leiſten, die im Schwachen ſtark ſein, die ſich auch, indem ſie ſich aufzugeben ſcheint, geltend machen kann. — Gewaltſam eingreifend und eigenmächtig ihre Ziele verwirklichend, wäre ſie zudem augenblicklich fertig geweſen und es wäre ihr für alle Ewigkeit Nichts weiter übrig geblieben, als von dem einmaligen Acte auszuruhen. Indem ſie dagegen das Geſchaffene in ſeiner Weiſe gewähren ließ, ſchlug ſie einen Weg ein, auf welchem ſie, als nun der Menſch mit ſeiner Freiheit ein Object für ſie wurde,

so lange, als das freie Geistesleben desselben dauerte, d. h. in alle Ewigkeit, fortfahren konnte. Sie gewann wie eine gleichmäßige Vertheilung, so auch ein Feld dauernder, ja ewiger Thätigkeit und ermöglichte ein wahrhaft lebendiges Verhältniß Gottes zur Welt.

Damit deutet sich denn aber noch ein anderer und zwar leicht der wichtigste Punkt an. Wie in der erhaltenden Thätigkeit Gottes namentlich auf geistigem und geistlichem Gebiete noch immer etwas Schöpferisches liegt, so liegt in der schöpferischen überall schon eine erhaltende. Obwohl Schöpfung und Erhaltung bestimmt genug von einander verschieden sind, so stehen sie doch unter derselben Norm und Gesetzmäßigkeit. Gott bleibt sich ewig gleich, und die Geschichte der physischen Schöpfung ist ein treuer Spiegel von derjenigen der geistigen und geistlichen. So furchtbar uns auch jene Katastrophen erscheinen mögen, von denen uns die Geologie erzählt, da die Erde zerreißt und Felsen emporsteigen, da die gewaltigsten Erschütterungen das bereits emporblühende Leben wieder vernichten und dem Schooße des Mutterbodens einbetten, so beweist sich doch Gott der Herr in ihnen schon im Voraus als den freilassenden, welcher allerdings entschiedene Unterordnung alles Endlichen unter seine Unendlichkeit, aber, soviel an ihm ist, in Freiheit, in Selbstthätigkeit, in Entgegenkommen und Liebe will, gerade in ihnen also auch als Den, welcher nicht blos seine eigene Verherrlichung und Ehre, sondern auch das Wohlsein seiner Creaturen sucht. Und erfüllen uns schon die anderen Vollkommenheiten oder Tugenden seines Wesens mit Ehrfurcht und Anbetung, so begründet diejenige, mit welcher dies sein freilassendes Verhalten zusammenhängt, seinen höchsten Lobpreis. Sie ist es, wodurch die Freiheit der Menschen im Verhältniß zu ihm, wodurch Sittlichkeit und Anbetung im Geist und in der Wahrheit möglich geworden sind. Die freilassende Thätigkeit Gottes in der Natur ist wie ein Morgenroth, welches eine ganze Sonne voll Licht und Klarheit, ja einen ganzen Weltentag voll der wunderbarsten Heilsgeschichte nach sich ziehen mußte. Die Natur aber, die mitten in ihrer Unfreiheit gewürdigt wurde, von dieser freilassenden Art Gottes, von dieser seiner herrlichsten Herrlichkeit mit zu zeugen, erhielt dadurch eine Weihe, die sie erst wirklich würdig machte, die Amme oder Pflegerin des freien Menschen zu sein.

C. Vogt meint spöttisch genug, wenn die Theologie die besprochene Allmählichkeit und Natürlichkeit der Schöpfung der Naturwissenschaft zugestehe, so müsse sie sich einen constitutionellen Gott construiren, welcher Anfangs zwar als Autokrat Gesetze gab, dann aber aus freiem Antriebe seine Herrschaft niederlegte und, ohne directen Einfluß auf die Regierten,

nur das Geſetz an ſeiner Statt gelten läßt — als ein herrliches Beiſpiel für die Fürſten —: allein, ob ihm auch ſogar vom entgegengeſetzten Standpunkt her allzu viel Einfalt einigen Beifall zollen mag, die Sache verhält ſich, näher zugeſehen, dennoch ganz anders. Die Theologie muß weiter Nichts als dies zugeben oder vielmehr beſtätigen, daß ſich Gott nicht ſelber widerſprochen, daß er nicht, was er einmal begründet, das andere Mal und zwar ſofort wieder aufgehoben, daß er nicht, was er zuerſt vorbereitet und angebahnt, unbenutzt habe liegen laſſen. Im Uebrigen iſt die Entſtehung der Pflanzen, Thiere und Menſchen, die bei aller Allmählichkeit und Natürlichkeit dennoch nicht rein natürlich und ganz von ſelber in's Daſein treten konnten, Veranlaſſung und Berechtigung genug ſowohl für den Theologen als auch für Jeden, der ſehen und denken will, dafür zu halten, daß Gott ſich mit nichten alsbald zur Ruhe geſetzt habe, daß er im Gegentheil wie Anfangs ſo auch nachher und ununterbrochen beim Schöpfungswerke betheiligt geblieben ſei, ja trotz alles äußeren Scheins, der nur Den, der ſich täuſchen laſſen will, täuſchen kann, immerdar noch den innerſten Quellpunkt wie der Urſtoffe und ihrer Geſetze ſelbſt, ſo auch der Entwicklung und Bethätigung derſelben bilde.

Wenn Gott das Wunder des Schöpfungswerkes noch wunderbarer, als es ſo ſchon iſt, hätte machen, wenn er mit Ausſchluß der Natürlichkeit nur eine übernatürlich, ja widernatürlich wirkende Allmacht hätte walten laſſen, wenn er die Urſtoffe zu einer ganz anderen Production, als ihrer Natur angemeſſen war, zu einer gleich Anfangs abſchließenden Production hätte veranlaſſen wollen, — nun ja, es wäre dann augenfälliger geweſen, daß er der Schöpfer und daß die Welt ſein Werk ſei; es hätte Alles dann äußerlicher den Beweis des göttlichen Urſprungs an ſich getragen. Vor Allem aber iſt zu bedenken, daß wir von Wundern im gewöhnlichen Sinne des Wortes nur in Beziehung auf die in Folge der Sünde gehemmte Natur wiſſen und daß es ſich frägt, ob ein Wunder an der noch völlig ungeſtörten Naturkraft teleologiſch wirklich denkbar iſt. Die bibliſchen Wunder dürften zum größten Theil als eine bloße Befreiung oder Förderung und Vollendung deſſen, was urſprünglich in der Natur angelegt, aber in Folge der Sünde unterdrückt und verkümmert war, zu betrachten ſein, die übrigen aber als Schöpfungswunder, welche der Erzeugung des organiſchen Lebens und der Bildung des Menſchen analog ſind. Sodann aber hätte eine wunderbarere Schöpfungsgeſchichte jedenfalls nur für die Menſchen, die während der längſten Schöpfungszeit noch nicht vorhanden waren, und für ihre blöden Fleiſchesaugen Bedeutung gehabt. Für die rein-geiſtigen Weſen

im höheren Chor, die zunächst allein in Betracht kamen, war jene Allmählichkeit, da sich Alles so leise und doch so bestimmt, so langsam und doch so sicher, oft noch so weit entfernt und doch schon so deutlich seinem letzten Ziele entgegen entfaltete, war dieser so stille, aber seiner selbst so gewisse Gang des Herrn durch seine werdende Creatur leicht am meisten der Gegenstand jenes Frohlockens, von welchem Hiob 38, 7 die Rede ist; er war es dann, wenn die Engel schon die vorhin besprochene Consequenz, nämlich das freilassende Verhältniß Gottes zum Menschen und die dadurch bedingte Heilsgeschichte vorhersahen, ganz sicher. Für die Engel hat der Herr das, was wir gewöhnlich unter Wunder verstehen, das augenfällige Wunder, abgesehen davon, daß es doch auch bei einem möglichst natürlichen Schöpfungshergange daran nicht gänzlich fehlen konnte, soviel wir wissen, nie geschehen zu lassen brauchen. Er hat es immer nur in Beziehung auf die Menschen in's Werk gesetzt. Und selbst vor ihnen noch ist er außerordentlich sparsam damit gewesen. Diejenigen, welche fürchten, daß durch die in Rede stehenden Anschauungen seine Thätigkeit zu sehr zurückgedrängt, daß er selber zu überflüssig gemacht, zu deistisch in unbestimmte Fernen hinausgeschoben werde, mögen doch bedenken, daß dies scheinbar fernere Verhältniß zwischen ihm und der Welt, welches in Wahrheit kein fernes ist, nachher ja doch fast überall Platz gegriffen hat. Nur dem einen kleinen Völklein Israel ist er wunderthuend näher getreten, und sobald das größte Wunder, nämlich die Menschwerdung, geschehen war, hat er selbst in seiner Gemeinde Alles mehr und mehr in einen geordneten und natürlichen Gang übergeleitet. Es ist nun einmal als seine durchgängige Weise anzuerkennen, die auch in der That seiner vollkommen würdig ist, sich und sein Eingreifen, so zu sagen, zu verbergen, d. h. sich nicht unvermittelt, sondern mit Hülfe der vorhandenen Mittelursachen zu bethätigen. Und es kömmt nur darauf an, sich die Augen offen zu erhalten, um ihn nichtsdestoweniger zu gewahren (vergl. Ps. 104, 29. 30; Hiob 34, 14. 15). Er verbirgt sich ohne Zweifel deshalb, weil ihn Diejenigen, welche ihn nicht sehen wollen, nicht sehen sollen. Noch der Menschensohn verbietet, seine Wunderthaten auszubreiten, weil er nicht von Ungeschickten überlaufen sein will. Die nach Gott Begierigen, die für ihn Empfänglichen, sehen und kommen doch und haben so um so mehr an ihm; sie dringen innerlicher ein und gewahren Etwas von der eigentlichsten göttlichen Herrlichkeit, ähnlich wie ein Johannes, der Jesu Herrlichkeit sah als die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater voller Gnade und Wahrheit.

Es ist immerhin möglich, ja vielleicht auch wahrscheinlich, daß damals,

als Gottes Kräfte die Materie noch schöpferisch durchwalteten und bewegten, auch der möglichst natürliche Verlauf viel weniger Zeit erforderte, als man nach Berechnungen, die sich auf unsere Verhältnisse stützen, anzunehmen geneigt sein möchte. Aber hätte Gottes Schöpfungswerk auch wirklich so große Zeitläufte, wie Manche wahrscheinlich zu machen gesucht haben, gedauert, wir würden dennoch keinen Anstoß daran zu nehmen brauchen. Daß die Darstellung in 1 Mos. 1 keine große Schwierigkeit macht, werden wir in § 32—34 sehen. Und im Uebrigen haben wir uns daran zu erinnern, daß es unter allen Umständen unangebracht ist, die Zeiten, die sich der Ewige setzt, mit einem nach unseren Begriffen gebildeten Maßstab zu messen, daß es das aber namentlich hier ist, wo die Verhältnisse die größten und allgemeinsten sind, die es überhaupt geben kann, daß hier ganz besonders Mose's Wort: „Tausend Jahre sind vor dem Herrn wie ein Tag", gilt und daß hier auch dasjenige des neueren Dichters seine Anwendung findet, welches lautet:

Gottes Mühlen mahlen langsam,
Mahlen aber trefflich klein.

Was den Einwand betrifft, daß die von der Naturwissenschaft behauptete lange Dauer der Schöpfung schon deshalb unwahrscheinlich sei, weil die Dauer des gegenwärtigen Bestandes, die doch im Ganzen nur wenige Tausende von Jahren umspannen werde, dagegen ganz unverhältnißmäßig kurz erscheine: so ist es zunächst sehr fraglich, wann denn wirklich dem gegenwärtigen Bestande sein Ziel gesteckt sei, und sodann sind auch — und das ist jedenfalls die Hauptsache — diese vielleicht wirklich nur wenigen Jahrtausende selber nur noch erst eine Werde-, eine Anfangszeit, ein bloßer Anhang zur Schöpfungszeit; der eigentliche Bestand wird erst, wenn Himmel und Erde neu werden, beginnen und wird dann die ganze Ewigkeit umfassen. Vor Allem auf diese ganze Ewigkeit, welcher gegenüber ja doch auch die paar Millionen Jahre Schöpfungszeit zu einer Kleinigkeit zusammenschrumpfen, muß man, wie überhaupt, so auch hier das Auge richten, wenn man die rechten Verhältnisse für die Beurtheilung gewinnen will.

§ 16.

Die biblische Ausgestaltung der Grundaussage.

אֱלֹהִים — Gott, Weisheit, Logos, Geist.

Wer erst mit der 1 Mos. 1, 1 gelehrten Wahrheit im Allgemeinen einverstanden ist, Dem wird es nicht zu schwer fallen, sich auch das Einzelne, was die Bibel in ihrem weiteren Verlaufe darüber andeutet oder voraussetzt — mag es nun den schaffenden Gott selber oder den Umfang seines Schöpfungswerkes betreffen —, anzueignen. Wir kommen auf den Umfang im folgenden Paragraphen. In Betreff des schaffenden Gottes selber aber nimmt besonders die Unterscheidung zwischen ihm und der Chocma, Sophia, Weisheit oder dem Logos, der ihm als Organ bei seinem Werke zur Seite stand, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, — eine Unterscheidung, die uns nach demjenigen, was sich in Betreff der beiden unterschieblichen Schöpferacte Gottes ergeben hat, leicht verständlich werden muß, die daher auch, obwohl die Weisheit oder der Logos es recht eigentlich erst mit der weiterhin zu behandelnden, ausgestaltenden Schöpfung zu thun hat, dennoch am besten bereits hier berücksichtigt wird.

1. Schon das Buch der Sprüchwörter läßt die Weisheit persönlich auftreten und unter Anderem Cap. 8, 22 besonders auch dies von sich rühmen: „Der Herr hatte mich inne als den Erstling seines Wegs vor seinen Werken vorlängst; von Ewigkeit her ward ich gebildet, von Anbeginn, seit den Ursprüngen der Erde . . . .“ *) [V. 27:] „Da er den Himmel bereitete, war ich da, da er einen Kreis feststellte über dem Spiegel der Fluth. [V. 28:] Als er die Wolken befestigte droben, da sich gewaltig zeigten die Quellen der Fluth, [V. 29:] da er dem Meer sein Ziel setzte, daß die Wasser seinen Rand nicht überschreiten, da er feststellte die Grundvesten der Erde, [V. 30:] da war ich bei ihm Werkmeisterin und war (ihm) Ergötzen

*) Die Weisheit bezeichnet sich, wenn als den Erstling seines Weges, als den Erstling nicht seiner Werke — wogegen zwar nicht der Ausdruck selbst (vgl. Hiob 40, 19), wohl aber der Zusatz: „vor seinen Werken vorlängst“ streitet —, sondern als den Erstling seiner Hervorbringungen, und dazu ist sie in der That berechtigt. Wenn auch das Uebrige anders als sie, die Gott ureigen war, hervorgebracht, nämlich geschaffen ist, so hat Gott doch, wenn sich selber, auch sie gesetzt. Kol. 1, 15 heißt Christus πρωτότοκος πάσης κτίσεως, der Erstgeborene aller Creatur, obwohl weder die Creatur mit ihm das Geborensein, noch auch Er mit der Creatur das Geschaffensein gemein hat.

Tag für Tag, spielend vor ihm zu aller Zeit, [V. 31:] spielend auf seinem Erdkreise und hatte mein Ergötzen an den Menschenkindern." — Dieser so tiefsinnige und inhaltsreiche Gedanke, daß Gott nicht so im Allgemeinen und unmittelbar aus sich heraus, sondern daß er durch Vermittlung speciell der Weisheit die Welt geschaffen und daß ihm die Weisheit wie eine persönliche, ihm objektiv vorschwebende Macht die Normen zur Weltbildung hergegeben habe, findet sich zunächst im Buche Hiob (Cap. 28, V. 26. 27) wieder. „Da er machte", heißt es dort, „dem Regen ein Gesetz und einen Weg dem Strahl der Donner, da sah er sie (die Weisheit) und that sie kund und ordnete sie und forschte sie auch aus." Nachher sind es besonders die Apokryphen gewesen, welche diese Anschauung erneut und theilweis weiter ausgeführt haben. Nach der Darstellung des Siraciden und ebenso des Buches der Weisheit hatte die Weisheit, deren Ursprung (*δίζα* oder *ἀρχή*) unerforschlich, die schon vor allem Uebrigen geschaffen ist (Sir. 1, 3. 5), anfänglich ihren Sitz in der Höhe des Himmels (Sir. 24, 4; vgl. Bar. 3, 29. 30); sie thronte mit auf Gottes Thron als Beisitzerin (*πάρεδρος*) (Weish. 9, 4). Bei der Weltschöpfung aber war sie es, die Alles in's Werk setzte; sie spannte das Gewölbe des Himmels, sie betrat die Tiefen des Abgrundes; in den Wogen des Meeres, auf der ganzen Erde und unter allen Völkern und Nationen derselben war sie schaffend wirksam (Sir. 24, 5. 6); durch sie bereitete Gott den Menschen (*τῇ σοφίᾳ σου κατεσκεύασας ἄνθρωπον*) (Weish. 9, 2). Die gesammten Werke der Schöpfung sind daher ihre Großthaten (*μεγαλεῖα τῆς σοφίας τοῦ θεοῦ*) (Sir. 42, 21). Uebrigens tritt die Weisheit (Sophia) schon in dem (wahrscheinlich freilich unechten) Zusatz: „Die Quelle der Weisheit ist das Wort Gottes in der Höhe, und die Wege derselben (die sie geht und gehen heißt) sind die ewigen Gebote" (Sir. 1, 4), in ein engeres Verhältniß zum Logos (Wort) Gottes, gewissermaßen auch Cap. 24. Im Buch der Weisheit aber, wo sie noch hypostatischer als ein von Gott ausströmender heiliger Lichtgeist geschildert (Cap. 7, 22 ff.) und mit dem heiligen Geiste identificirt wird (vgl. 1, 4—7; 9, 17), wechselt mit ihr der Logos als etwas Entsprechendes ab, wenn sie selber auch mehr das ethische Princip der Welt, der Logos dagegen die Offenbarungsform der göttlichen Macht bezeichnet (vgl. 9, 1. 2; 16, 12). Im Logos, der als ein Engel dargestellt wird, der, den Himmel berührend, auf der Erde einherschreitet und Tod und Verderben verbreitet (vgl. 18, 15. 16), hat Gott nach 9, 1. 2 Alles gemacht. Damit ist denn aber gewissermaßen schon der Anfang zu jener Logoslehre gemacht, die in modificirter Gestalt einerseits bei Philo so stark

hervortritt und andererseits sich auch in den Targumin, indem dieselben für Gott selber das Wort Gottes (מֵימְרָא דַיְיָ) gebrauchen, andeutet. Der Logos, der zunächst nur ein rein innerlicher (ἐνδιάθετος) gewesen war und die intelligible, die Ideenwelt, den κόσμος νοητός, in sich befaßt hatte (nach Plato), trat aus Gott hervor (als προφορικός) und diente Gott bei der Schöpfung der Welt (d. h. nach Philo bei der Ausgestaltung des von Ewigkeit her vorhandenen Urstoffes) als Werkzeug, als ὄργανον. Er bildete die sichtbare Welt, den κόσμος αἰσθητός, indem er auf die urbildlichen Muster, παραδείγματα ἀρχέτυπα, Gottes (auf die göttlichen Ideen) hinblickte und dieselben dem anfangslosen Stoffe einprägte, so daß sie im Abdruck (ἐκμαγεῖον) oder Abbild (ἀπεικόνισμα) vollkommen wieder erschienen*). Philo meint, daß der Logos zwar nur abusive, ἐν καταχρήσει, Gott zu nennen sei; doch aber bezeichnet er ihn als den ältesten, erstgebornen Sohn (πρεσβύτατος, πρωτόγονος υἱός) des wahren Gottes, des ἐν ἀληθείᾳ θεός.

Wir können es hier dahingestellt sein lassen, ob die Weisheit in den angeführten Stellen, ob nachher der Logos blos poetisch personificirt, oder wirklich als Person, wesenhaft und hypostatisch gedacht sei**). Veranlassung und Absicht, sie hervorzuheben, mochte zunächst, namentlich im Buch der Sprüche und Hiob, nichts Anderes sein als dies, daß man die Weisheit möglichst hoch preisen und auszeichnen wollte. Aber immerhin lag von vornherein die Erkenntniß zu Grunde, daß Gottes Weisheit nicht wie eine abstracte Eigenschaft, sondern wie ein concretes, bestimmt gestaltetes, lebendiges Wesen allem Geschaffenen ihren Charakter, ihr Gepräge aufgedrückt hat, so daß sie, daß aber auch in und mit ihr die gottheitliche Herrlichkeit, ja daß gewissermaßen die Gottheit selber in der Welt zu einer gewissen, wenn auch nur nachbildlichen Darstellung und Veranschaulichung gelangt ist. Besonders bestimmt tritt dies bei Philo hervor. Wie die urbildlichen Muster im Logos, die παραδείγματα ἀρχέτυπα, das Vorbild für alles Geschaffene sind, so ist die Welt das getreue Abbild davon; ja das innerliche Weltgesetz, welches die Stütze und Grundlage aller Dinge ist, allen Maß und Ziel und Ordnung gibt, die einzelnen Elemente in gegenseitiger weiser Beschränkung erhält, Alles verbindet und zwischen den streitenden Kräften als ein Vermittelndes eintritt (μεθόριος), ist nichts Anderes, als der

*) Vgl. Philo, De mundi opif. § 4—6.

**) Vgl. über Sprüchw. 8, 22 ff. Nitzsch in den Theol. Stud. u. Krit. 1841, Heft II, S. 310; über den Logos des Philo Lücke zu Joh., Bd. I, S. 279 und die dort angeführte Literatur.

Logos selber. Namentlich ist der Mensch, der nach dem Bilde Gottes, das will nach Philo sagen, nach dem Logos, geschaffen ist, und insbesondere die vernünftige Menschenseele, die λογικὴ ψυχή, sein entsprechender Abdruck (vgl. de plantat. Noë, § 5 und v. Cölln, Bibl. Theol. Bd. I, S. 402). So erhellt denn aber schon von hier aus, daß es nicht ganz unberechtigt ist, wenn wir uns das Verhältniß Gottes zur Weisheit oder zum Logos durch dasjenige zu deuten suchen, welches sich uns oben als ein Verhältniß Gottes im Allgemeinen zu dem auf die Welt bezogenen und die Welt durchwaltenden Ich Gottes, wie er es bei seiner Selbstsetzung setzte, ergeben hat. Die Weisheit und der Logos, welche die göttlichen Urbilder dem Stoffe einprägen, entsprechen, obwohl sie ja zunächst eine etwas andere Gestalt haben, obwohl namentlich die Weisheit voran auf etwas Anderes hinweist, nichtsdestoweniger im Wesentlichen jenem göttlichen Ich, welches das in Unterschiedlichkeit constituirte kosmische Sein in Gottes Art und Weise aus- und einzugestalten und zu verklären hat. Wir können aber die Analogie zwischen beiden noch einen Schritt weiter verfolgen. Es ist immer ein tiefes religiöses Bedürfniß gewesen, den unendlichen, über alle Beschränktheit weit erhabenen Gott in der Endlichkeit irgendwie faßbar zu machen. Je entschiedener die alttestamentliche Religion im Gegensatz zu aller Naturreligion mit dem sittlichen Charakter zugleich auch die Transcendenz Gottes zur Anerkennung zu bringen hatte, desto bestimmter hatten die Propheten daher auch, hatte voran ein Jesaias, der das Moment der ethischen Transcendenz noch eben durch den besonderen Terminus „der Heilige Israels" ausprägte, darauf hinzuweisen, daß Gott der Herr wenigstens in Zukunft wieder in ein innigeres und concreteres Verhältniß zur Endlichkeit treten, daß er ähnlich, wie einst in der heiligen Urzeit, oder vielmehr, daß er noch wahrer und noch leuchtender als damals, in seinem Volke selbst weilen und Wohnung machen werde (Cap. 4, 5. 6); ja er hatte ausdrücklich auch Den anzukündigen, der dem göttlichen Geiste, der göttlichen Kraft und Heilsstiftung als Träger und Vermittler dienen, der das Sein Gottes mit seiner Gemeinde zur vollsten Wahrheit machen werde (Cap. 7, 14; 9, 5. 6; 11, 2 f. und ebenso Micha 5, 1 ff.). Hatten es doch auch schon die Psalmisten ausdrücklich genug ausgesprochen, daß es zur göttlichen Idee des vollkommenen Königs in Zion gehöre, Sohn Gottes in einem einzigartigen Sinn (Ps. 2, 7), ja Gott der Hoheit nach (Ps. 45, 7. 8) zu sein und zur Rechten des Herrn zu thronen (Ps. 110, 1). Was Gottes enges Verhältniß zu seinem Volke in der Heilszukunft betrifft, so weissagte Jeremias (Cap. 3, 16 f.), Gott werde nicht mehr ausgesondert auf der Bundeslade

im Heiligthum thronen; nicht sie, die Bundeslade, sondern Jerusalem selbst, die Gemeinde, werde der Thron des Herrn heißen. Dann werde, heißt es Jes. 60, 19, 21 weiter, nicht die Sonne zum Lichte bei Tage sein, nicht der Glanz des Mondes werde leuchten, sondern der Herr werde der Gemeinde zum ewigen Lichte und Gott ihr zur Zierde sein; das ganze Volk werde aus Gerechten bestehen, alle Kinder desselben würden vom Herrn gelehret sein (vgl. Cap. 54, 13). Erst, wenn durch dies Hereintreten Gottes in seine Gemeinde das in wahrer Weise gewährt ist, was das Heidenthum, indem es sich seine Götter menschlich gestaltete, in falscher Weise anticipirt hatte, wagen die Propheten die völlige Ueberwindung des Heidenthums in Aussicht zu stellen. — Die Verfasser der Apokryphen nun und einigermaßen auch Philo*) mochten den Gedanken an diese immer näher rückende und immer mehr zu verwirklichende Heilszukunft in den Hintergrund drängen, mochten also die von der alttestamentlichen Religion selbst angebahnte, von den Propheten ausdrücklich bezeichnete und vom Christenthum consequent weiter verfolgte Richtung verlassen und dafür eine andere, nachher besonders vom abgefallenen Judenthum und am consequentesten vom Mohammedanismus innegehaltene Richtung einschlagen, mochten nämlich vor Allem nur auf die Transcendenz, die unendliche Erhabenheit Gottes Werth legen, wie denn in den Apokryphen wirklich die Feier Gottes als des erhabenen entschieden überwiegt; — sie hatten dennoch, je mehr sie es thaten, scheint es, das Bedürfniß, an Stelle derjenigen Verendlichung Gottes, die ihnen für die Zukunft entschwand, eine andere, die schon in der Vergangenheit, besonders schon durch die Schöpfung und weiterhin durch die ganze Geschichte des Volkes Gottes eingetreten war, anzuerkennen. Und hing die Unterscheidung zwischen Gott selber und seiner sich in der Welt ausprägenden Sophia, seinem das innerste Band aller Dinge bildenden Logos, mit diesem Bedürfniß zusammen, so tritt die Aehnlichkeit derselben mit derjenigen zwischen Gott im Allgemeinen und dem göttlichen Ich, welche sich uns als nothwendig ergeben hat, noch mehr zu Tage. Wie dies zur Welt in Beziehung stehende und die Welt durchwaltende Ich Gottes sind dann auch die Weisheit und der Logos der im Endlichen faßbar werdende und faßbar

*) Aufgegeben hat Philo indeß die messianischen Hoffnungen seines Volkes noch keineswegs. Er erwartet, daß die Juden aus der Zerstreuung zurückkehren werden, geführt von einer nur den Geretteten erkennbaren göttlichen, übermenschlichen Gestalt (ὄψις). Der davon zu unterscheidende messianische Fürst werde dann nach der Heimkehr die Heiden überwinden und sein Volk in Gerechtigkeit regieren. (Vergl. de praemiis et poenis § 16, ed. Richter. Mangey T. II, p. 423 sqq.

gewordene, der ſich ſelbſt beſchränkende unendliche Gott. Aber wäre es auch ſtatt des angedeuteten religiöſen Bedürfniſſes nur ein ſpeculatives geweſen, und zwar das weſentlich entgegengeſetzte, den unendlichen Abſtand Gottes von der Welt durch die Einſchiebung eines Mittelweſens ſogar noch zu verfeſtigen, wie allerdings bei Philo leicht vermuthet werden kann, ſo würde die Sache doch auch ſo weſentlich dieſelbe bleiben.

2. Wir gehen zum Neuen Teſtamente über. Wenn in Chriſto Derjenige erſchien, welchen die Propheten als den künftigen Träger und Vermittler der Gottheit geweiſſagt hatten, ſo war es nur folgerichtig, in ihm, oder genauer in dem Gottheitlichen in ihm dieſelbe ſchon von Anfang an wirkſame Schöpferpotenz zu finden, welche die Sprüchwörter und Hiob und im Anſchluß an ſie auch die Apokryphen als die Sophia, Philo als den Logos Gottes dargeſtellt hatten. In ihm trat eben die zur Endlichkeit in Beziehung geſetzte Gottheit, die ja von Anfang an das Verhältniß zur Welt vermittelt haben mußte, in die Welt herein, und uns die betreffenden neuteſtamentlichen Ausſagen in dieſer Beziehung anzueignen, vermögen wir in derſelben Weiſe, in der wir die bisher beſprochenen mit unſerer Anſchauung vereinigt haben. Schon die Apokryphen hatten gelehrt, daß die Weisheit einen feſten Wohnſitz geſucht und daß Gott ihr denſelben in Iſrael angewieſen (Sir. 24, 7. 8; Bar. 3, 36), daß ſie Anfangs nämlich durch das Geſetz und die demſelben entſprechenden Einrichtungen zur Darſtellung gebracht, ihren Sitz in dem heiligen Zelte, σκηνὴ ἁγία, dann auf dem Zionberge in der gottgeliebten Stadt Jeruſalem und unter dem herrlichen Gottesvolke (Sir. 24, 10—12) genommen, ja daß ſie ſich auf Erden verſichtbart, ὤφθη ἐπὶ τῆς γῆς, und unter den Menſchen aufgehalten habe, συνανεστράφη ἐν τοῖς ἀνθρώποις (Bar. 3, 37). In Jeſu Chriſto nun trat das Geſetz und das demſelben entſprechende göttliche Leben perſönlich auf, und Alles, was vom heiligen Zelte, von der Bundeslade, vom Geſetz in derſelben, kurz von dem Tempel als Wohnung Gottes annäherungsweiſe gegolten hatte, galt von ihm ganz und in voller Wahrheit.

Die Stellung, welche Jeſus Chriſtus zur übrigen Menſchheit hatte, war demnach völlig einzigartig; ſeine Perſon war unvergleichlich; die Art ſeiner Erſcheinung und Entwicklung mußte alſo etwas durchaus Eigenthümliches haben. Dennoch aber fehlt die Analogie nicht gänzlich. Wir haben geſehen, daß ganz allgemein in jeder Creatur, und zwar beſonders bei ihrer Hervorbringung, nicht blos ein Grundſtoff in Betracht kömmt, der ſich nach der ihr anerſchaffenen Natur und den darin liegenden Geſetzen entwickelt, ſondern als der innerſte Quellpunkt und die treibende Kraft der Entwicklung auch

ein göttlich schöpferisches Agens, welches unsichtbar aber stark Gott und Geschöpf zusammenhält. So wenig nun, wie dies göttliche Agens in den Menschen, in denen es wirkt, von vornherein ein Gegenstand klaren Bewußtseins ist, wird sich auch der Logos in Jesu Christo, obwohl er in ihm wie nirgends anderswo den Grund des Seins und Lebens bildete, von vornherein zur bewußten Anerkennung gebracht haben; ähnlich wie das göttliche Agens in den übrigen Menschen wird vielmehr auch er in Jesu gleichsam im Hintergrund stehen geblieben sein. Keinenfalls kann davon die Rede sein, daß in dem Gottmenschen ein doppeltes Selbstbewußtsein gewesen wäre. Dadurch wäre die Einheit seiner Person, wäre aber auch seine menschliche Entwicklung, die doch, wenn auch nur andeutungsweise, auf's Unzweideutigste von den Evangelien bezeugt wird, unmöglich gemacht worden. Es hätte dann überhaupt von keiner Fleisch- oder Menschwerdung des Logos (Joh. 1, 14), sondern nur von einer Verbindung göttlicher und menschlicher Person die Rede sein können. Allerdings, wie der Logos schon sonst, wo er wirkt, nicht strahlenweise, sondern ganz wirkt, so wird er erst recht Jesu Christo ganz und in voller Persönlichkeit eingewohnt haben. Aber daraus folgt nicht, daß er sein Selbstbewußtsein nur in der Person Jesu, nicht in der Trinität, in der Gottheit hätte haben können. Als göttliche Hypostase ist er über die Schranken des Raumes erhaben, und was ihm als solcher oblag, als solcher eigen war, mußte ihm auch während der Erdenwallfahrt Jesu verbleiben. Man wird nur annehmen dürfen, daß die Person Jesu Christi, je klarer und tiefer sie sich ihres Menschseins bewußt wurde, desto bestimmter auch ihren besonderen Zusammenhang mit Gott erkannt habe. Man wird also immerhin die Entwicklung des Menschlichen in ihr zwar keineswegs zur Hauptsache erheben, wohl aber in den Vordergrund stellen und von ihr die Art des Selbstbewußtseins im Ganzen abhängig machen müssen. Daß man bei dieser Anschauung den specifischen Unterschied zwischen Christo und den übrigen Menschen aufheben, die substantielle Vereinigung des Logos mit dem Menschen Jesu leugnen, oder doch den Logos seines göttlichen Wesens entleeren müßte, kann nicht eingewandt werden. Der große, wirklich specifische Unterschied ist und bleibt immer der: während der Logos in allen übrigen Creaturen dazu hilft, daß sie, soviel an ihm ist, ihre eigene Idee verwirklichen, half oder diente ihm der Mensch Jesus dazu, daß er sich selber zur Darstellung brachte. Oder, um es noch genauer zu sagen: während das göttliche Agens sonst eine solche Verbindung mit dem Creatürlichen hat, daß es — abgesehen von der Schöpfung der Organismen aus der anorganischen Materie —, nie über die in der Natur desselben liegenden Gesetze hinauswirkt, vielmehr nur

die Erreichung des durch dieſelben beſtimmten Maßes der Entwicklung herbeiführt, daß es ſich von den Menſchen vermöge ihrer Freiheit ſogar hindern läßt, ſeine Hauptwirkſamkeit, nämlich die ethiſche, wahrhaft in Gott einbildende, voll und ungetrübt zu entfalten, ſtand der göttliche Logos zu dem Menſchen Jeſu in einem ſolchen Verhältniß, daß er ihn, obwohl natürlich auch ſeine Freiheit wahrend, zu einem höheren, gottmenſchlichen Sein erhob und ihn demgemäß auch, je mehr er ſich ſeines einzigartigen Verhältniſſes zu ihm bewußt wurde und je bewußter er in daſſelbe einging, über Uebermenſchliches, über das, was Gott zugehörte, zu verfügen in den Stand ſetzte. Was aber die Selbſtentäußerung und Selbſterniedrigung betrifft, der ſich das Gottheitliche, der Logos in Jeſu, unterzog (vergl. Phil. 2, 6 ff.; 2 Kor. 8, 9), ſo beſtand ſie eben darin, daß er, obwohl er hier wie ſonſt nirgends ſeine Gottheit als ſolche zur Erſcheinung bringen wollte, dennoch wie ſonſt auch hier die ſich aus der Natur des Creatürlichen ergebenden Bedingungen der Entwicklung, vor Allem die ſittliche Freiheit, beſtehen ließ und nur nach Maßgabe deß, wie der Menſch Jeſus die Fülle, die in ihm lag, bethätigen konnte und wollte, ſeine Thätigkeit entfaltete; daß er ſich zudem auch all der Verkennung und Verachtung, Feindſchaft und Verfolgung willig ausſetzte, die ſeiner wie ſchon ſonſt, ſo beſonders in dieſer Knechtsgeſtalt unter den der Sünde ergebenen Menſchen wartete.

Wenn Chriſtus, wie es wenigſtens ſehr wahrſcheinlich iſt, Matth. 11, 19; Luk. 7, 35*), ſich ſelber als die in den angeführten altteſtamentlichen Stellen beſprochene Weisheit bezeichnet; wenn er ferner Joh. 17, 5 (vergl. V. 24) von einer Herrlichkeit redet, welche er bei dem Vater hatte, bevor die Welt war, und wenn er Joh. 8, 58 ſagt: ehe denn Abraham ward, bin ich: — ſo ſagt der Apoſtel Paulus zwar von Gott im Allgemeinen, daß von ihm und durch ihn und zu ihm Alles ſei, *ὅτι ἐξ αὐτοῦ καὶ δι' αὐτοῦ καὶ εἰς αὐτὸν τὰ πάντα* (Röm. 11, 36); aber dieſes „durch ihn und zu ihm" meint er nur inſofern, als Gott im Allgemeinen auch das Gottheitliche, welches in Chriſto Menſch wurde, mit umfaßt. Schon 1 Kor. 8, 6 legt er beſtimmter Gott dem Vater nur das „von ihm" (*ἀλλ' ἡμῖν εἷς ὁ θεὸς ὁ πατήρ, ἐξ οὗ τὰ πάντα καὶ ἡμεῖς εἰς αὐτόν*), das „durch ihn" Jeſu Chriſto bei (*καὶ εἷς κύριος Ἰησοῦς Χριστός, δι' οὗ τὰ πάντα καὶ ἡμεῖς δι' αὐτοῦ*). Die Hauptſtelle aber iſt Kol. 1, 15. 16, wo es in Beziehung auf Chriſtum heißt: „welcher iſt das Bild Gottes des Unſichtbaren, der Erſtgeborne aller Creatur; denn in ihm ward

*) Weniger wahrſcheinlich Luk. 11, 49. 50 vergl. mit Math. 23, 34.

geschaffen Alles, das in den Himmeln und das auf Erden, das Sichtbare und das Unsichtbare, seien's Throne, seien's Herrschaften, seien's Fürstenthümer, seien's Mächte; Alles ist durch ihn und zu ihm (δι' αὐτοῦ καὶ εἰς αὐτόν) geschaffen. Schon frühzeitig freilich haben Einige gemeint, daß diese Worte nicht auf die erste und eigentliche Schöpfung der Creaturen im Allgemeinen, sondern nur auf die sittliche Neuschöpfung der Gläubigen zu beziehen seien. Allein was für diese Deutung sprechen könnte, ist zu unbedeutend, was dagegen spricht, zu gewichtig. Das anknüpfende Relativum „welcher" bezieht sich allerdings auf den historischen Christus, in welchem wir (V. 14) die Erlösung, nämlich die Vergebung der Sünden, haben; allein der historische Christus hat nach dem Apostel, wie schon aus 2 Kor. 8, 9 folgt, auf das innere Wesen gesehen, den ewigen in sich, den ewigen nämlich als das Personbildende, dies Wort im richtigen, in dem oben angedeuteten Sinn genommen (vergl. Phil. 2, 6 ff.), und er kann demnach von ihm sehr wohl auch das aussagen, was eigentlich dem ewigen, dem präexistirenden zugehört. Das Relativum „welcher" ist, wenn wir es nach unserer Ausdrucksweise näher bestimmen, soviel als: „welcher nach seiner höheren, göttlichen Natur", gerade wie auch Phil. 2, 6. Die erste Aussage aber: „welcher ist das Bild Gottes des Unsichtbaren", weist schon durch den Zusatz: „der Erstgeborne aller Creatur", welcher viel zu allgemein und umfassend lautet, als daß er auf die Priorität des historischen Christus im Gebiete der Neuschöpfung beschränkt werden könnte, auf den präexistirenden Christus zurück. Bild des unsichtbaren Gottes muß derselbe hier in demselben Sinne heißen, in welchem er Hebr. 1, 3 als Abglanz seiner Herrlichkeit und Abdruck (Gepräge) seines Wesens bezeichnet wird, nämlich sofern sich Gottes an sich unsichtbare Herrlichkeit durch ihn und seine Manifestation in der Welt von Anfang an versichtbart, wie es denn auch durch das Folgende: „denn in ihm ward Alles geschaffen" u. s. w., ausdrücklich so erklärt ist. Diese folgenden Worte sind deutlich deshalb von der ersten und eigentlichen Schöpfung, also von der, welche durch den präexistirenden Christus geschehen ist, zu verstehen, weil als Geschöpfe hier auch die himmlischen Creaturen, die Engel, mit aufgezählt werden.

Wesentlich dieselbe Wahrheit, die wir nach dieser Auffassung beim Apostel Paulus finden, spricht gleich zu Anfang seines Evangeliums auch Johannes aus, nur daß er noch bestimmter die Gottheit Jesu Christi ausdrücklich von seiner Menschheit unterscheidet, indem er sie mit dem schon sonst üblichen Terminus „Logos", aber nicht im Sinne von Vernunft, sondern im Sinn von „Wort" bezeichnet, und zwar als Logos = Wort deshalb, weil sie nicht ein bloßer

Inbegriff, ſondern vermöge ihrer Weſenhaftigkeit auch ein allmächtiger Ausdruck der göttlichen Gedanken, Rathſchläge und Abſichten, ſo zu ſagen des Innerſten Gottes, ein vollkräftiges Bild des Unſichtbaren (Kol. 1, 15), ein Abglanz und Gepräge ſeines herrlichen Weſens iſt (Hebr. 1, 3). Vor Allem ſtellt er feſt, daß der Logos ſchon im Anfang bei Gott war (*πρὸς τὸν θεόν*, d. i. in ſelbſtſtändiger Exiſtenz, obwohl nicht von Gott abgelöſt, ſondern in ihn ſich verſenkend und tendirend; vergl. Beck, Chriſtl. Lehrwiſſenſchaft, S. 92), um dann ſagen zu können, daß Alles und Jegliches, was je geworden, durch ihn geworden iſt: *πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένετο, καὶ χωρὶς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδὲ ἓν ὃ γέγονεν* (Joh. 1, 3). Und mit dieſem „durch ihn" verbindet er dann auch das bei St. Paulus ebenfalls damit Hand in Hand gehende: in ihm. „In ihm" fährt er V. 4 fort, „war Leben, und das Leben war das Licht der Menſchen." Johannes meint, wie Leben in ihm war, ſo ſtrömte es auch und zwar erleuchtend von ihm aus. Unter dem Leben iſt hier freilich mehr zu verſtehen, als das niedere, phyſiſche Leben, mit dem wir es in dieſem Zuſammenhang zunächſt zu thun haben. *ζωή*, im Unterſchiede von *βίος*, iſt bei Johannes, wie Köſtlin (Joh. Lehrbegriff, S. 235) ausführt, „dasjenige Leben, welches wirklich ein Leben iſt, das directe Gegentheil des Todes, ein ſchlechthin kräftiges und ein durch keine Hemmung ſeines Verlaufes, durch keine Unluſt getrübtes, ſondern ſeliges Leben, ein Leben, das über alle creatürliche Vergänglichkeit und Schwäche erhaben iſt"*). *φῶς*, Licht wiederum bedeutet bei Johannes viel mehr als eine Erkenntniß ſtiftende und verbreitende Kraft; es iſt, wie ſchon an vielen altteſtamentlichen Stellen, vor Allem auch ſoviel als Heil (vergl. Pſ. 27, 1; Jeſ. 9, 1; 42, 6; 49, 6; 60, 1—3; Mich. 7, 8; im Neuen Teſtament beſonders Jak. 1, 13. 17). Es befaßt nicht weniger in ſich als die ganze Kraft auf geiſtigem und beſonders geiſtlichem Gebiet, welche das gewöhnliche Licht auf leiblichem hat, alſo nicht blos die Kraft, zu erleuchten (beſonders in Betreff Gottes und ſeines Willens), ſondern auch diejenige, wachſen und ſtark werden zu laſſen, nämlich in der rechten Hingebung an Gott, in der wahren Heiligung, und in Folge deß auch diejenige zu beſeligen. Allein immerhin meint Johannes mit Leben und Licht nicht Etwas, was der Logos vor der Menſchwerdung und Erlöſung nur virtuell geweſen wäre, wie Hengſtenberg annimmt, ſondern Etwas, was ſich ebenſo gut wie das niedere Leben und Licht auch ſchon bei der Schöpfung den Creaturen,

*) Man vergl. beſonders 1 Joh. 1, 2: „Wir verkündigen euch das ewige Leben, welches beim Vater war", und die eingehende Beweisführung bei Hengſtenberg Bd. I, S. 28.

wenigstens den Menschen, durch den Logos mittheilte. Wie das Leben der gesammten ursprünglichen, der Nichtigkeit (ματαιότης) noch nicht unterworfenen Creatur, floß auch dasjenige Adam's, so lange er noch nicht gesündigt hatte, weil aus und in Gott, voll und kräftig, rein und selig hin und verdiente den Namen ζωή gewiß. Dann ergoß es sich aber auch noch, wenn auch nicht mehr so ungetrübt, in Enos, Henoch, Lamech und Noah, und Abraham und die anderen Frommen des Alten Bundes haben sich seiner ohne Zweifel ebenfalls bis zu einem gewissen Grade zu erfreuen gehabt. Es wäre freilich allenfalls die Annahme möglich, daß Johannes im Hinblick auf Jesum Christum, in welchem sich der Logos allerdings erst in ganzer Fülle als den Quell von Leben und Licht bewiesen hat, diese vorläufigen und vergleichungsweise geringen, ja verschwindenden Ausstrahlungen desselben unberücksichtigt gelassen hätte, ähnlich wie er auch 1, 17 von der Gnade und Wahrheit, die schon vor Christo den Menschen zu Theil wurde, absieht. Allein um den Gedanken auszudrücken, den Hengstenberg in seinen Worten findet, hätte er wohl nicht so schlechthin sagen können: „das Leben war das Licht der Menschen", sondern sagen müssen: das Leben war das Licht für die Menschen, oder war das Licht, welches den Menschen zu Theil werden sollte, oder das Leben ist (in Jesu Christo) das Licht der Menschen geworden. So wie die Worte lauten: „das Leben war das Licht der Menschen", kann man nichts Anderes darin finden, als das Leben wurde wirklich und zwar als Licht den Menschen zu Theil, und was Johannes unberücksichtigt gelassen hat, ist nichts Anderes als dies, wie viele oder wie wenige von den Menschen es wirklich ihr Licht sein ließen. Nur soviel ist Hengstenberg zuzugeben, daß dieser Vers, sofern der Logos erst recht in Jesu Christo Leben und Licht für die Menschen wurde, ganz geeignet ist, von der Wirksamkeit des Präexistirenden zu derjenigen des Menschgewordenen überzuleiten*). In der That sehen wir die letztere sogleich im folgenden Vers mit in's Auge gefaßt. Da tritt dann aber auch sogleich statt des Imperfectums, welches hier gebraucht ist, das Präsens ein: „Und das Licht scheinet in der Finsterniß."

Fassen wir das Bisherige zusammen, so verhält es sich also so, daß da, wo es sich um die Herleitung des Geschaffenen von Gott handelt und die Rücksicht auf die verschiedenen Personen in der Gottheit obwaltet, die Präposition „aus" oder „von" (ἐκ) nur in Beziehung auf Gott den

*) Ewald (Jahrb. V, S. 193) und Weizsäcker (Jahrbücher für deutsche Theologie VII, S. 693) vindiciren ζωή einen Mittelbegriff und finden in Folge deß in unserm Vers ebenfalls einen Uebergang von der vormenschlichen zur menschlichen Wirksamkeit des Worts.

Vater, „durch“ (διά) und „in“ (ἐν) nur in Beziehung auf den Sohn*), „zu“ (εἰς) dagegen ſowohl in Beziehung auf den Vater als auch auf den Sohn gebraucht wird. Wo dagegen nicht ſowohl von unſerem Geſchaffenſein als vielmehr von unſerem chriſtlichen Leben die Rede iſt, ſteht die Präpoſition „in“ (ἐν) ebenfalls, ja ganz beſonders in Beziehung auf den heiligen Geiſt, z. B. Eph. 2, 18, ſo daß „von“, „durch“ und „in“ (ἐκ, διά u. ἐν) in Beziehung auf die drei Perſonen der Gottheit als particulae diacriticae bezeichnet werden können**). Dieſe Verſchiedenheit der Partikeln in Beziehung auf die verſchiedenen Perſonen der Gottheit führt auf eine Verſchiedenheit ihrer Beziehungen zur Schöpfung, aber auf eine ſolche, wie ſie wirklich in der Natur der Sache liegt. Die Präpoſition „aus“ oder „von“ (ἐκ) deutet auf die Urquelle oder den letzten und eigentlichen Grund der Schöpfung, und der liegt nicht in dem Logos oder im Geiſte, ſondern in Dem, von welchem der Logos und Geiſt erſt ſelber in der Art, wie es behufs der Weltſchöpfung nöthig war, und mit Beziehung auf ſie geſetzt wurden. Zwar iſt ohne den Logos Nichts, auch nicht einmal das erſte Subſtrat, geworden (Joh. 1, 3), aber nur inſofern nicht, als es nicht blos aus, ſondern zugleich auch durch Gott geworden iſt. Den Logos geradezu zum ſchaffenden Subject zu machen und ihn ſchlechtweg den Schöpfer zu nennen, haben wir daher kein Recht***). Im Neuen Teſtamente finden wir nur die paſſive Ausdrucksweiſe, daß Alles durch ihn gemacht ſei, oder, wenn die active (Hebr. 1, 2), die Wendung, daß Gott durch ihn Alles gemacht habe. — Die Präpoſition „durch“ (διά) deutet auf das Organ, durch deſſen Vermittlung ſich die Schöpferabſicht Gottes, und zwar beſonders im Einzelnen, durch deſſen Vermittlung ſich namentlich die Ausgeſtaltung der einzelnen Schöpfungsſtufen und Schöpfungswerke vollzog, und dies Organ war Niemand anders als der Logos, der, wenn wir uns des Sprüchw. 8 gewählten Ausdrucks bedienen dürfen, wie ein Werkmeiſter zwiſchen Gott und ſeinen Werken ſtand. — Die Präpoſition „in“ (ἐν) deutet zunächſt formell auf die beſtimmende Norm, nach welcher alles Geſchaffene ſein Gepräge empfing, auf das Urbild, welches im Verhältniß zu Gott Ebenbildlichkeit, im Verhältniß zur Creatur aber Muſtergültigkeit hatte, deutet ſodann aber materiell auf das unentbehrliche Lebenselement, in welchem (in der Gemein-

*) Hebr. 2, 10 macht allerdings das δι' οὗ τὰ πάντα in Beziehung auf Gott den Vater eine Ausnahme. Doch darf man annehmen, daß hier δι' οὗ etwas ungenau um des vorhergehenden δι' ὃν willen für ἐξ οὗ geſetzt iſt.

**) Vergl. Tweſten, Dogmat. II, 1. S. 268.

***) Vergl. Beck, Chriſtl. Lehrwiſſenſch., S. 89.

ſchaft mit welchem) Alles, was Beſtand und Leben empfing, wurzelte und lebte*): — und dieſe Norm und dies Lebenselement zugleich war ebenfalls nur der Logos, der das ganze Nicht-ich Gottes, damit es nicht für Gottes Abſolutheit beſchränkend ſei, in Gottes Art und Weiſe einzubilden und im Zuſammenhang mit Gott zu erhalten, der, damit wir es mit dem johanneiſchen Ausdruck bezeichnen, dem zunächſt nur in's bloße Daſein Gerufenen die ζωή, das höhere, göttliche Leben zu vermitteln hatte. Der Apoſtel Paulus kann daher zu den Worten: „Alles iſt durch ihn und zu ihm geſchaffen" (Kol. 1, 16) ſofort hinzuſetzen: „Alles hat in ihm ſeinen Beſtand" (τὰ πάντα ἐν αὐτῷ συνέστηκε); Hebr. 1, 3 kann daſſelbe Subject bezeichnet werden als „Alles tragend mit dem Worte ſeiner Macht" (φέρων τε τὰ πάντα τῷ ῥήματι τῆς δυνάμεως αὐτοῦ); Offenb. 3, 14 kann er der lebendige Anfang, das Princip der Schöpfung (ἡ ἀρχὴ τῆς κτίσεως τοῦ θεοῦ) heißen. — Als das die Gemeinſchaft vermittelnde Lebenselement für ſich allein hätte allerdings auch der Geiſt Gottes in Betracht gezogen werden können, von dem es ſchon 1 Moſ. 1, 2 heißt, daß er über den Waſſern ſchwebte, daß er alſo die Gemeinſchaft zwiſchen Gott und dem, was Gott im Unterſchiede von ſich geſchaffen hatte, erhielt (vergl. Pſ. 104, 29. 30; Hiob 33, 4; 34, 14); das „in" wäre alſo ſelbſt hier ſchon in Beziehung auch auf ihn am Orte geweſen: doch fiel die Hauptſache der betreffenden Thätigkeit immerhin dem Logos zu, den mehr hervorzuheben zudem von praktiſchem Intereſſe war. — Die Propoſition „zu" (εἰς) endlich deutet auf das Ziel, dem Alles entgegenſtreben, in deſſen völlige, immer mehr zu verinnigende Gemeinſchaft es einmünden muß, auf den Herrn, dem Alles zu dienen, deſſen Herrlichkeit es auszuſtrahlen und zur Anſchauung zu bringen, deſſen Ehre es zu erheben hat; — und das iſt nicht die eine oder andere der drei göttlichen Perſonen, das iſt zuletzt jede von ihnen, das iſt der eine Gott im Ganzen. Iſt der Sohn der Erbe von Allem, der κληρόνομος πάντων (Hebr. 1, 2; vergl. auch Eph. 1, 10. 23; 4, 13; Röm. 8, 19—21; Offenb. 22, 13), ſo iſt der Geiſt Gottes der Beſitzer, der Alles zu durchdringen und ſich anzueignen hat; Gott der Vater und Gott im Allgemeinen aber, dem zuletzt auch der Sohn die Herrſchaft übergibt, iſt erſt recht Der, dem zuletzt Alles als in Wahrheit ſeiner Ehre voll unterworfen wird.

3. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die dargelegte Lehre, ſoweit ſie bibliſch iſt, nicht von einem müſſigen ſpeculativen Intereſſe ausgeht, ob auch die

*) Winer (Neuteſtamentl. Grammatik, § 54. 6) findet in ἐν an den betreffenden Stellen die Bezeichnung des perſönlichen Subſtrats.

Speculation wirklich ihren Antheil daran haben mag. Sie hat schon insofern hohe praktische Bedeutung, als sie die Wahrheit ausdrückt, daß die Welt nicht blos irgendwie, sondern in der Weise das Werk Gottes ist, daß Gott nach der Bestimmtheit, die er sich selbst gegeben, auch ihre Art bestimmt, ja seine eigene Bestimmtheit in ihrer Art und Weise ausgeprägt hat, daß er auch ein bleibendes Verhältniß zu ihr eingegangen, ihr dauernder Einheits- und Quellpunkt geworden ist. Es ist aber wahr, die biblischen Autoren verfolgen bei der Mitbethätigung der Weisheit und des Logos nicht sowohl dies auf die rechte Ansicht von der Schöpfung abzielende, als vielmehr ein anderes, entschiedener ethisches Interesse, und im Zusammenhang mit diesem empfängt ihre Lehre allerdings noch eine viel höhere Bedeutung. Das Alte Testament kömmt auf die Mitthätigkeit der Weisheit, indem es vor Allem die Würde und Hoheit dieser himmlischen Tugend erheben und die Menschen zum Gehorsam gegen sie willig machen möchte, das Neue Testament hebt die Mitthätigkeit des Ebenbildes Gottes, des Abglanzes seiner Herrlichkeit oder des Logos deshalb hervor, weil sowohl für das Verhältniß desselben zu den Menschen als auch für das Verhalten der Menschen zu ihm die Art entscheidend ist, wie er schon zur Schöpfung gestanden hat. Wenn in Jesu Christo Derjenige erschienen ist, durch den alle Dinge geworden sind und in welchem sie ihren Bestand haben, so folgt ja einerseits, daß er auf Alle ein Anrecht hat, daß er sie wie sein Eigenthum beanspruchen darf, andererseits, daß sie ihm, ihrem Urbilde, durch einen inneren mächtigen Zug verbunden sind, und daß sie ihrem eigensten Selbst ungetreu geworden sein müssen, wenn sie ihm Widerstand leisten. Es hat dann seinen guten Grund, daß die noch irgendwie Empfänglichen von seiner himmlischen Art und Weise, von seiner Unschuld und Heiligkeit, von seiner Freundlichkeit und Leutseligkeit, kurz von seiner Herrlichkeit als der Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater voller Gnade und Wahrheit nur zu hören brauchen, um in ihm das Ziel ihrer höchsten Bestrebungen, die Befriedigung ihrer heiligsten Bedürfnisse, die Erfüllung ihrer besten Hoffnungen zu erkennen, daß dagegen die vor ihm Zurückscheuenden eine Stimme des Gerichts, welches sie eigentlich schon selber an sich vollzogen haben, in sich vernehmen müssen, die allmählich unterdrückt werden mag, aber dennoch im Rechte ist. Es erklärt sich, daß die Seelen, die sich ihm zuwenden, kein sehnlicheres Verlangen haben, als das in den Worten des hohen Liedes ausgedrückte: „Ziehe mich, so wollen wir dir nachlaufen", und daß sie in ihm wirklich zur völligen Ruhe und zum ganzen Frieden gelangen, daß dagegen die Andern unrettbar ewigem Verderben anheimallen. Johannes konnte beim Rückblick auf

die Wirksamkeit Christi, ja auf seine lange nachherige Erfahrung nicht umhin, zu klagen: „Das Licht scheinet in der Finsterniß, und die Finsterniß begriff es nicht", und weiter: „Er kam in sein Eigenthum, und die ihm zu eigen gehörten nahmen ihn nicht auf"; aber er kann auch aus eigenster Erfahrung und froher Dankbarkeit fortfahren: „Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben", und dann kann er darthun, wie die Erscheinung des Logos im Fleisch und das Zeugniß Johannis des Täufers doch die Folge hatte, daß Einer nach dem Andern kam, der Jesum suchte und wissen wollte, wo er zur Herberge sei (*ποῦ μένεις*).

Was aber noch wichtiger ist, wenn in Jesu das Urbild der Herrlichkeit erschienen ist, dessen Abbilder die Menschen sein sollten, so erhellt auch, wie er das große Werk der Versöhnung, das allen Menschen zu schwer war, zu vollbringen vermochte. Wenn die Absicht, die Gott bei der Schöpfung gehabt hatte und die einerseits die Seligkeit der Menschen, andererseits aber seine eigne Verherrlichung sein mußte, verwirklicht werden sollte, so kam es darauf an, daß auf Erden vollkommne, himmlische Tugend, namentlich vollkommne Liebe und Hingebung im Verhältniß zu ihm erblühte. Wenn aber zugleich wieder gutgemacht werden sollte, was durch die Sünde und ihre Folgen verdorben war, so galt es, daß sich die Liebe und Hingebung an Gott auch der Sünde gegenüber, die dazu im Gegensatz stand, und zwar sogar unter den Folgen oder Strafen derselben, bestimmter unter der ganzen Macht Satans, in Noth und Tod desto herrlicher bewährte. Gott hatte die Sünde und ihre Folgen zulassen müssen; aber wenn die Schöpfung der Welt, in der sie möglich gewesen und dann durch den Menschen wirklich geworden waren, sich dennoch als eine weise ausweisen sollte, so mußte es dahin kommen, das eben sie, die Gottes Schöpferehre so lange getrübt hatten, dazu mitdienten, daß Gottes Verherrlichung durch Liebe und Hingebung, durch Sanftmuth und Geduld, durch Gehorsam und Treue bis in den Tod desto größer wurde. Nur die höchste ethische Leistung, die sich im Leiden und zwar im Todesleiden vollendete, man könnte auch sagen, nur das Todesleiden, welches zugleich die höchste ethische Leistung war, konnte den Höhenpunkt bilden, auf welchem endlich die Schöpfung ihr Ziel erreichte, von wo aus sie ferner Halt und Bestand gewann. Nun konnte allerdings in dem, was eigentlich das ganze Menschengeschlecht hätte leisten sollen, als Vertreter der Uebrigen Einer eintreten. Es kam nur darauf an, daß die Uebrigen zu ihm in einem organischen Verhältniß standen, oder vielmehr, daß sie ein solches eingingen, so daß sie sich zu ihm mit ihrem ganzen Wesen bekannten, an ihn hingaben und von ihm bestimmen ließen. Denn

die organiſche Betrachtungsweiſe, wonach auch wir einem ganzen Geſchlecht und Volke das zum Ruhm anrechnen, was es durch einzelne oder auch Einen Repräſentanten zu Stande gebracht, hat in Gott ſelber ihren Grund, der ja den gliedlichen Zuſammenhang der Menſchen unter einander, die Abhängigkeit des Einen vom Andern und den beſtimmenden Einfluß des Einen auf die Uebrigen von Anfang an geordnet hat. Aber Der, welcher das zu Leiſtende vollkommen leiſtete, ſo daß er ſowohl Gott vollſtändig befriedigte, als auch auf die Menſchen eine hinlänglich ſtarke Anziehungskraft ausübte, konnte nicht ein Menſch von Menſchen geboren ſein. Von den Unreinen konnte kein Reiner kommen. Vielmehr mußte das Gott wahrhaft wohlgefällige und zugleich zu den Menſchen in innigſter Beziehung ſtehende göttliche Urbild ſelber in aller ſeiner ſittlichen Vollkommenheit und Schöne erſcheinen. Die Menſchheit aber konnte bei der Löſung der Aufgabe, die ihr oblag, nur inſofern mitthätig ſein, als daſſelbe ſich durch die menſchliche Natur und deren freie Zuſtimmung zu ſeiner Selbſtdarſtellung verhelfen ließ. Man legt freilich für gewöhnlich den Nachdruck nicht darauf, daß Der, welcher in Chriſto Menſch wurde, das Urbild der Menſchheit, ſondern darauf, daß er Gott war. Und in der That iſt ſchon die Gottheit deſſelben im Allgemeinen ein Hauptmoment. Nur von demjenigen Altare, auf welchem ſich der Gottmenſch opferte, ſchlug eine Flamme der Hingebung empor, welche, weil göttlich, ganz licht und rein und Gott wohlgefällig war; nur von ihm blickte auf die Menſchen eine Liebe hernieder, welche ihnen wegen der Gottheit des Liebenden ihre Wiedervereinigung mit Gott auf's Sicherſte verbürgte*). Allein nur diejenige Perſon der Gottheit, die das Urbild der Menſchheit war, konnte die Idee des Menſchen wahrhaft verwirklichen, nur ſie von vornherein wirklich und ganz in die menſchliche Natur eingehen.

Schon Philo hatte den Logos den ewigen Friedebewahrer, den Hohenprieſter, Mittler und Fürbitter genannt, dem es allein gegeben ſei, Sündenverzeihung zu erwirken und Frieden zu verkündigen**). Nach Johannes aber konnte der in ſein Eigenthum Gekommene, eben weil er das wahr-

*) Wie tief es dem menſchlichen Bewußtſein eingeprägt iſt, daß nur das Göttliche Gott zu verſöhnen vermag, erſieht man z. B. auch ſo recht aus der merkwürdigen Stelle des Livius, wo er von dem ſich dem Tode weihenden Decius ſagt: »Conspectus ab utraque acie aliquanto augustior humano visu, sicut coelo missus piaculum omnis deorum irae, qui pestem a suis aversam in hostes verret.« Lib. X, c. 9. Daſſelbe läßt ſich aber auch an vielen Feſtſtellungen in Betreff der Opferthiere wahrnehmen.

**) Siehe die betreffenden Stellen bei v. Cölln, Bibl. Theol. Bd. I, S. 404. 5.

haftige Licht war, welches jeden Menschen erleuchtet, Denen, die ihn aufnahmen, die Macht geben, Gottes Kinder zu werden. Der Apostel Paulus aber hat Beides, das Verhältniß Jesu Christi zur Schöpfung und sein Versöhnungswerk, sogar noch enger verknüpft. Daß Christus das Bild Gottes des Unsichtbaren ist und daß in ihm Alles geschaffen wurde, führt er zur Erklärung und Begründung dessen an, daß wir in ihm die Erlösung, nämlich die Vergebung der Sünden haben (Kol. 1, 14 ff.). Ganz ebenso verhält es sich auch an der dritten Stelle, wo des Verhältnisses des Sohnes Gottes zur Schöpfung gedacht wird (Hebr. 1, 3). „Welcher", heißt es dort, „indem er der Abglanz der Herrlichkeit und der Abdruck seines Wesens war und Alles durch sein mächtiges Wort trug (ὢν — φέρων), die Reinigung, d. i. die Abwaschung unserer Sünden, durch sich selbst bewirkte."

§ 17.

Der Umfang des Schöpfungsbereiches. Die Geistigkeit der Engel.

אֵת הַשָּׁמַיִם וְאֵת הָאָרֶץ — den Himmel und die Erde.

Von Dem, der da schuf, richten wir billig den Blick auf das, was geschaffen wurde, und fragen, wie groß der Umfang desselben war, oder deutlicher, was Alles dazu gehörte. Die Unterschiedlichkeit, die zwischen Schöpfer und Geschöpf vorhanden sein mußte, konnte eine verschiedene sein. Was er schuf, konnte geistigen Wesens wie er selber sein und sich demnach geradezu als ein Unterschiedliches wissen, konnte auch seinen eigenen, freien Willen haben, kurz sich der Persönlichkeit erfreuen; es konnte aber auch, des Geistes entbehrend, ohne Selbstbewußtsein und freien Willen sein, im Gegensatze zur Geistigkeit undurchdringlich und schwer, mit einem Worte materiell, indem sich seine Unterschiedlichkeit eben nur auf diese Verschiedenheit von Gott, seine Selbstheit auf die ihm von Anfang an ureigene Art und Natur gründete. Das Erstere war vermöge seiner Geistigkeit Gott ähnlich, hatte aber dennoch schon vermöge seiner Persönlichkeit soviel Unterschiedlichkeit, wie nur möglich; das Letztere übertraf das Erstere, was Unterschiedlichkeit betrifft, nicht, war indeß durch seine Unähnlichkeit fast noch merklicher als geschöpfliches Sein charakterisirt. Das Erstere konnte vermöge seines freien Willens sogar in einen entschiedenen Gegensatz zu Gott treten, welcher ewiglich fortdauerte; dem Letzteren war vermöge seiner Unähnlichkeit der Gegensatz zwar zu Anfang

eigen, es mußte aber davon durch die ausgestaltende und verklärende Wirksamkeit Gottes immer mehr befreit werden. Jedenfalls also waren zwei verschiedene Schöpfungskreise möglich, ein geistiger und ein materieller, — und zwischen beiden konnte es noch, wenn der erstere ein rein-geistiger war, einen dritten geben, welcher beide in sich vereinigte, einen geistig-materiellen, voller Freiheit und Unfreiheit zugleich, mit werdendem Selbstbewußtsein und werdender Selbstbestimmung. Aber keiner von diesen dreien konnte, soviel wir zu begreifen vermögen, in's Dasein treten, ohne eine Beziehung auf die beiden anderen zu haben. Der rein-geistige konnte es nicht, denn es ist undenkbar, daß die ihm angehörenden Wesenheiten anders als in Beziehung auf allmählich werdende, also niedere materielle oder materiell-geistige Gebiete, sei's ihre dienende Hingebung, sei's ihr sich Gott verschließendes Widerstreben, wahrhaft lebendig hätten entfalten sollen. Nicht einmal davon, wie sie Gott in würdiger Weise zu loben und zu preisen vermochten, wenn sich die Fülle seiner Größe und Herrlichkeit nicht in jeder möglichen Weise erschloß, können wir uns eine Vorstellung machen. Der materielle Kreis konnte nicht für sich allein existiren, weil er, einer Anbetung, einer freien, geistigen Verherrlichung Gottes nicht fähig, das eigentliche Ziel, auf welches die Schöpfung des absoluten Gottes zuletzt nothwendig hinauskommen mußte, für sich allein nicht zu erreichen vermochte; der geistig-materielle nicht, weil er einerseits des materiellen als seiner Daseinsgrundlage, andererseits des geistigen, der schon vollendet war, während er selbst sich noch entwickelte, wenigstens zu seiner Ergänzung bedurfte. Kurz, die drei verschiedenen Kreise verhielten sich zu einander, wie sie sich als die einzelnen Theile des einen großen Schöpfungsganzen nothwendig verhalten mußten. Der eine wurde erst durch den andern, was er sein sollte, wurde es aber durch den andern in Wahrheit; sie stimmten, wie ungleich sie auch sein mochten, dennoch, weil sie sich gegenseitig forderten, zur Verwirklichung ihres großen Endzweckes harmonisch zusammen *).

*) Ich werde es nicht erst zu rechtfertigen brauchen, daß ich den gewöhnlichen Begriff von Materie zu Grunde lege, wonach man darunter dasjenige Sein versteht, dessen charakteristische Grundeigenschaften die Undurchdringlichkeit und die eng damit verbundene Schwere sind. Es scheint mir keineswegs wirklich förderlich zu sein, wenn Weiße (Philos. Dogm. Bd. II, S. 16) mit Materie „die geistige Substanz des göttlichen Willens, zurückversenkt in die Potenz, von der auch in der Gottheit alles Dasein, alle Thätigkeit und Bewegung ihren Ausgang nimmt", bezeichnet und demnach behauptet, sie sei nicht „eine Creatur, die neben sich noch für andere Creaturen, etwa für Geister, von jenem Schöpferwillen äußerlich zu ihr hinzuerschaffen, einen Platz ließe" (S. 11). Ebenso wenig dürfte damit Etwas gewonnen sein, wenn

Wie schon im vorigen Paragraphen in Betreff Gottes, des Schöpfers, gewinnen wir also auch hier in Betreff des Schöpfungsgebietes einen Blick weit über das hinaus, was uns die Naturwissenschaft zu lehren vermag, in Sphären hinein, welche der empirischen Forschung unzugänglich sind. Jedenfalls aber erscheint Gottes Schöpfung im Zusammenhang mit den reingeistigen Wesen, die gleichsam ihre Krone sind, viel vollständiger und herrlicher, als es ohnedem der Fall sein würde. Während für Die, welche dieselben leugnen, die Ideale überall nur nach Verwirklichung ringen, aber noch nirgends verwirklicht sind, ja wohl überhaupt nie verwirklicht werden, sehen Die, welche sie anerkennen, die Vollkommenheit auch der Creatur schon überall in die niedere Welt der Unvollkommenheit hereinragen und ihr von ihrem Glanze und ihrer Schönheit mittheilen. Während jene im Bereiche der Creatur Nichts gewahren als ein immer wiederkehrendes Entstehen und Vergehen, sehen diese einen ewigen Frühling darüber schweben, der den thatsächlichen Beweis dafür enthält, daß auch der creatürliche Geist ewig jung und kräftig zu bleiben vermag. Während jene den Menschen, die Krone der irdischen Schöpfung, isoliren, stellen diese ihn in eine Gemeinschaft hinein, die ihn, wenn er schwach ist, durch Hülfeleistung erhebt, wenn er abirren will, mit heiliger Scheu erfüllt. Was aber noch wichtiger ist, die Letzteren erfreuen sich jedenfalls der Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift. Die heilige Schrift läßt durchweg, am meisten aber in den großen Wendezeiten, wo in der Geschichte des Reiches Gottes ein Neues entstehen oder hervorbrechen soll, wo sich also der Himmel mit seinen Kräften in ganz besonderer Weise aufthut, Gottes Engel als mit dem Geschick der Menschen auf's Innigste verflochten herab- und hinaufsteigen.

Es ist freilich noch die Frage, ob wir wirklich ein Recht haben, die Engel der heiligen Schrift als rein-geistige Wesen einem besonderen Schöpfungskreise zuzuweisen*). Kurtz setzt an unserer Dreitheilung schon das

---

Weiße nun den Schöpfungsproceß als einen Zeugungsproceß, da die freie göttliche Schöpfermacht befruchtend in die Materie eindringt, faßt, und demnach die Unterscheidung zwischen Schaffen und Zeugen als nicht berechtigt behandelt (S. 16 ff.).

*) Allerdings findet sich unsere Dreitheilung des Schöpfungswerkes mit ausdrücklicher Beziehung auf die Engel schon bei Kirchenvätern. Gott habe, sagte Gregor d. Gr. (Dial. IV, 3), drei Arten von Geistern (animalischen Wesen) erschaffen: unum, qui carne non tegitur, alium qui carne tegitur sed non cum carne moritur, tertium qui carne tegitur et cum carne moritur. Bonaventura erklärte, die Weltcreatur sei dreifach, sc. corporalis tantum, ut elementa, spiritualis tantum, ut angelus, composita ex his, ut homo (bei Delitzsch, Bibl. Psychol. 1. Aufl., S. 48). Schon Basilius, J. Philoponus,

aus, daß sie den Unterschied zwischen den Organismen, Pflanzen und Thieren einerseits und der anorganischen Materie andererseits zu wenig zur Geltung kommen lasse. Er selbst will lieber eintheilen in 1) Elemente, d. i. individualisirte, aber nicht organische Materie; 2) Pflanzen, d. i. individualisirte und organische, aber nicht beseelte Leibwesen; 3) Thiere, d. i. individualisirte, organische und beseelte, jedoch nicht durchgeistete Leiber, bei welchen aber die Materie schon zur σάρξ veredelt ist; 4) geist-leibliche Geschöpfe (Menschen und Engel). Allein die Pflanzen und Thiere mit der anorganischen Materie in Eine Kategorie zusammenzufassen, berechtigt der Mangel an Selbstbewußtsein und Freiheit in ihnen, bei welchem sie, wenn auch für die Blüthe des materiellen Seins, so doch für nichts Höheres gelten dürfen. Die Menschen und Engel dagegen in Eine Classe zusammenzustellen, hätten wir selbst dann kein Recht, wenn die letzteren wirklich nicht

---

Johannes Damascenus, dann das vierte lateranische Concil (1215), ferner die Scholastiker und die älteren Lutheraner erklärten sich entschieden für die Unkörperlichkeit und Immaterialität der Engel, und in neuerer Zeit stimmten ihnen v. Hofmann (Schriftbew. I, S. 353, vgl. S. 276), Delitzsch (Bibl. Psych. 2. Aufl., S. 65), Philippi (Glaubensl. II, S. 288 ff.), auch Martensen (Dogm. § 68) und Twesten (Dogm. II, S. 307) bei. Allein immer wieder hat man ihnen dennoch eine gewisse Leiblichkeit zuerkennen zu müssen geglaubt. Die Mehrzahl der Kirchenväter hielt dafür, daß sie nur nicht einen grob-materiellen, wohl aber einen feineren ätherischen Leib hätten. Ebenso sprach sich auch die zweite Synode zu Nicäa (787) aus, und in neuerer Zeit kehrten seit Reinhard Manche, wie Beck (Christl. Lehrwissenschaft, S. 176 f.), Kurtz (Bibel u. Astron. 4. Aufl., 6. Nachtrag, S. 576), Hahn (Die Theol. des N. Test.'s, S. 266) und Meyer (Zu Matth. 22, 30) zu dieser Meinung zurück. Hamberger (in Oettinger's Theologie u. s. w., S. 384) schreibt den Engeln eine übermaterielle Leiblichkeit zu; wir müssen aber gestehen, daß wir uns darunter trotz seiner Erinnerung an den Nervengeist nichts Rechtes denken können und daß uns seine Beschreibung der himmlischen Leiblichkeit (in den Jahrb. für deutsche Theol. VIII, 3. 1863, S. 444 ff.), wenn überhaupt auf Etwas, so doch nur auf eine verklärte, pneumatische Materialität zu passen scheint. Nach Hamberger ist freilich eine solche verklärte, pneumatische Materie ein Widerspruch in sich selber. Er erklärt die Hoffnung auf eine solche Läuterung oder Verklärung der irdischen Welt, vermöge deren diese zwar nicht ihres irdischen Wesens selber, wohl aber ihrer Irrationalität entledigt werden sollte, für eitel. Die Materie begründet nach ihm, welche besondere Gestalt sie auch annehmen möge, überall eine Trennung von Gott, von unseren Mitmenschen, eine Zertrennung der Leiblichkeit in verschiedene Organe und in Folge deß auch der Fülle unseres Geisteslebens in verschiedene einzelne Kräfte. Aber diese Vorstellung von Materie ist, wenn wir auf 1 Mos. 2 sehen und nicht etwa der abenteuerlichen Vorstellung huldigen wollen, daß in dem aus der Materie gebildeten Menschen die Materialität sofort überwunden sei, offenbar schriftwidrig.

völlig immateriell zu denken wären. An der Materialität, Leiblichkeit, würden sie immer nur etwa in der Weise zu betheiligen sein, in welcher auch dem materiellen Sein eine gewisse Geistigkeit — man denke an die dem Geistesleben so analogen Kräfte des Magnetismus und der Elektricität, allenfalls auch an die des Lichtes und besonders an die Erscheinungen des Pflanzen- und Thierlebens — zugesprochen werden darf. Sie unterliegen ja den Bedingungen oder Schranken, die sonst alles Materielle umgarnen, den Schranken des Raumes und der Zeit jedenfalls weniger, als die feinste Materialität, die wir kennen. Sie sind zwar nicht allgegenwärtig — das läßt ihre Endlichkeit nicht zu —, aber der Geist in ihnen ist das allein Bestimmende; er versetzt sie mit Gedankenschnelligkeit, wohin sie wollen; er hält ihre Leiblichkeit, wenn sie wirklich eine haben sollten, in der unbedingtesten Abhängkeit. Wie man sich in der vorliegenden Frage entscheidet, ist daher auch, recht besehen, von nur geringem Belang.

Für die Leiblichkeit der Engel soll nach Kurtz zunächst ein metaphysisches Argument sprechen, der Umstand nämlich, daß mit dem Begriff der Creatürlichkeit der der absoluten Leiblosigkeit nicht vereinbar sei. Leiblichkeit sei nun einmal, wie Oettinger gesagt habe, das Ende der Wege Gottes; sie sei die Bedingung und Basis, das Mittel und Ziel alles creatürlichen Seins, seine Beschränkung und seine Vollkommenheit. Aber das ist nicht ein Beweis, sondern eine Behauptung oder Anschauung, die selber erst des Beweises bedarf. Dasselbe gilt von der Meinung Hahn's, daß das Neue Testament den Engeln im Unterschied von der Unthätigkeit der ohne Leib seienden verstorbenen Menschen nicht wohl eine so ausgedehnte Wirksamkeit zugeschrieben haben könnte, ohne ihre Leiblichkeit vorauszusetzen. Diese Behauptung ist nur dann möglich, wenn man nun einmal von der doch erst zu erweisenden Menschenartigkeit der Engel von vornherein überzeugt ist.

Was die heilige Schrift betrifft, so hat man sich am meisten auf Matth. 22, 30, wozu Luk. 20, 35. 36 zu vergleichen ist, berufen. Den Sadducäern, die den Auferstehungsglauben durch den Umstand in Verlegenheit setzen wollten, daß ein Weib während ihres Erdenlebens sieben Männern gehört hatte, antwortet der Herr an der ersten dieser Stellen: „In der Auferstehung werden sie (die Menschen) weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich den Engeln Gottes im Himmel." Kurtz meint verstehen zu müssen: sie sind gleich den Engeln in Betreff der Leiblichkeit. Der Zusammenhang führt aber auf Nichts weiter als: in Betreff der Eheloſigkeit. Nicht daß die Engel leiblich sind, sondern daß sie keinen Anschließungspunkt für eheliches Leben haben, wird vorausgesetzt. Kurtz meint,

der Herr habe den Auferstehungsglauben nicht blos in der rechten Weise expliciren, sondern er habe seine Explication auch begründen oder beweisen wollen. Und der Nerv seiner Beweisführung liege darin, daß man, wie an den Engeln zu ersehen sei, leiblich sein könne und doch nicht zu freien brauche. Allein davon deutet sich Matth. 22, 30 Nichts an. An der anderen Stelle aber, Luk. 20, 35. 36, liegt der Nerv der Beweisführung darin, daß zu freien und sich freien zu lassen Sache Derer sei, die noch sterblich sind und sich etwa in Nachkommen ein Fortleben verschaffen wollen, daß es dagegen, wie die Engel beweisen, nicht Sache Derer ist, die nicht mehr sterben können. Daß sie nicht mehr sterben können, ist hier der Hauptgrund für die Behauptung, daß sie nicht mehr freien, noch sich freien lassen; daß sie den Engeln gleich sind, wird dann als Grund für das Nichtmehrsterbenkönnen beigefügt, und zwar mit dem Zusatz, daß sie Söhne Gottes sind, Söhne der Auferstehung, so daß der Sinn kein anderer sein kann als der, daß sie wie die Engel an einem unvergänglichen Leben Theil haben. Hahn (S. 267) folgert aus der Apposition „Söhne der Auferstehung", daß die Engelgleichheit erst durch die Auferstehung, sofern dadurch die Leiblichkeit wiederhergestellt werde, zu Stande komme. Aber mit Unrecht wird vorausgesetzt, daß die Auferstehung gerade auch und vor Allem als Wiederherstellung der Leiblichkeit, nicht vor Allem als Beginn unvergänglichen, ewigen Lebens in Betracht gezogen sei.

Die andere Stelle, auf die sich Kurtz früher berief (1 Kor. 15, 40), „es gibt himmlische Leiber und es gibt irdische Leiber" (*σώματα ἐπουράνια* und *ἐπίγεια*) u. s. w., hat er jetzt (in der vierten Auflage) selber als nicht hierher gehörig, als nicht von den Engeln, sondern von den Gestirnen handelnd, fallen lassen. Daß den Engeln aber Jud. V. 6 eine Behausung, ein *οἰκητήριον*, zugeschrieben wird, kann schon deshalb Nichts für ihre Leiblichkeit beweisen, weil sogar Gott selber nach der Schrift eine Wohnung hat, Wohnung macht oder nimmt, ja sich sogar ein Zelt, ein Haus und einen Palast bauen läßt.

Viel bestimmter als eine dieser Stellen **für**, spricht es ohne Frage **gegen** die Leiblichkeit der Engel, wenn sie Hebr. 1, 14 auf Grund ihres eigenthümlichen Wesens schlechthin als Geister (*πνεύματα*) bezeichnet werden. Denn daß sich mit dieser Benennung auch nicht einmal geistige Leiber, wie 1 Kor. 15, 44 erwähnt werden, vertragen, wird dadurch wenigstens wahrscheinlich, daß die verstorbenen Menschen nur, so lange sie im Hades weilen, also ihrer Leiblichkeit entkleidet sind, aber nicht mehr nach der Auferstehung, Geister oder Seelen (*πνεύματα*, *ψύχαι*) heißen.

Was trotzdem zu der gegentheiligen Ansicht veranlaßt, ist, abgesehen von der in manchen Kreisen heutzutage übertriebenen, dem Spiritualismus feindlichen, der sogenannten Theosophie zuarbeitenden Neigung, überall möglichst stark die Leiblichkeit hervorzuheben, im Grunde doch wohl nichts Anderes als der Umstand, daß die Engel überall so leicht und so ohne Weiteres in einer, wie es scheint, ganz menschlichen Gestalt auftreten. Aber daraus folgt doch nichts Anderes, als daß sie den heiligen Schriftstellern als Wesen vor Augen stehen, welche nicht ein in sich verborgenes, sondern sich leicht erschließendes und offenbarendes und zudem creatürlich-endliches Wesen haben. Als vernünftige und doch endliche Wesen auf Erden auftreten und reden oder handeln konnten sie gar nicht wohl anders als so, wie es in der heiligen Schrift beschrieben ist.

§ 18.

Die Schöpfung und Scheidung der Engel.

Καὶ τὰ ἀόρατα — auch das Unsichtbare, Kol. 1, 16.

Um einen vollständigen Einblick in den Schöpfungshergang nach Anleitung der heiligen Schrift zu gewinnen, müssen wir noch einen Augenblick länger bei den Engeln verweilen und sowohl von ihrer Schöpfung, als auch von ihrer eng damit verbundenen Scheidung in zwei feindliche Lager handeln. Wir müssen es um so mehr, als wir weiterhin zu untersuchen haben werden, ob sie bei der übrigen Schöpfung als mitbetheiligt zu denken sind oder nicht.

1. Sind dieselben, wie nach den obigen Erörterungen wenigstens sehr wahrscheinlich ist, rein-geistige Wesen, so spricht mehr als Ein Grund dafür, daß sie sogleich beim Beginn der Schöpfung als die Erstlinge der übrigen Creaturen geschaffen sind. Während das materiell-geistige Leben des Menschen erst da seinen Anfang haben konnte, wo sich die dafür nöthige materielle Grundlage ergeben hatte, war das rein-geistige sogleich vom ersten Anfange an jedenfalls möglich; damit aber zur Vollendung der allmählich auszugestaltenden materiellen und materiell-geistigen Schöpfungskreise Vermittler oder Werkzeuge vorhanden wären, deren sich Gott der Herr nach seiner der Hoheit seines Wesens entsprechenden Weise durchgehends zu bedienen pflegt, ja mehr noch, damit die nur langsam aus der Nichtgöttlich-

keit zur Göttlichkeit heranzubildende niedere Schöpfung immerdar schon an dem idealen Sein ihre Ergänzung und Krone hätte, damit endlich das Geschaffene wenigstens auf seiner höchsten Stufe Gottes Lob jeden Augenblick zu verkündigen vermöchte, — war das Vorhandensein dieser rein-geistigen Wesenheiten von Anfang an auch nothwendig.

Die heilige Schrift stimmt mit dieser Priorität der Engel durchaus überein. Sie lehrt zwar nirgends ausdrücklich, wann die Engel geschaffen worden sind; sie setzt aber ihr Dasein überall, auch schon bei den ersten Anfängen, voraus. Schon bei der Gründung der Erde, wo die Morgensterne allzumal frohlockten, da stimmten auch bereits alle Söhne Gottes, d. i. alle Engel, jubelnd mit ein (Hiob 38, 7). Wollten wir also in der 1 Mos. 1 uns vorliegenden Darstellung einen Platz für ihre Schöpfung bestimmen, so würde es nur gleich zu Anfang, wo es heißt: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde", geschehen dürfen*). In Wahrheit aber sind sie von dem heiligen Autor ganz außer Betracht gelassen worden. Denn wenn auch der erste Vers keineswegs blos Ueberschrift ist, so haben wir doch kein Recht, unter Himmel daselbst etwas Mehreres zu verstehen, als was nachher im Folgenden ausdrücklich wieder aufgenommen und weitergeführt wird. Im Folgenden aber sind, wie auch Martensen geltend macht, die Blicke des heiligen Autors ausschließlich auf die aus der Materie, aus dem wüsten und leeren Substrat hervorgehenden Gebilde gerichtet.

Will man sich diese Nichterwähnung der Engel in 1 Mos. 1, die allerdings für unsern Standpunkt auffällig sein könnte, erklären, so genügt vielleicht schon die Hervorhebung des Umstandes, daß die Darstellung dort sichtlich nicht darauf aus ist, vor Allem Gott als den Schöpfer von allen irgend zu nennenden Creaturen zu verherrlichen, sondern vielmehr alles das, was für den Menschen am meisten in Betracht kömmt — und dazu ge-

---

*) Vergl. Delitzsch, Bibl. Psych. 2. Aufl., S. 60. Schon Origines (hom. IV in Jes.), Gregor v. Nyssa, Basilius, Gregor v. Nazianz, Chrysostomus, Ambrosius u. A., wie J. Philoponus (in seinen 7 Büchern von der Weltschöpfung, im Gegensatz zu Theodorus v. Mops.), lehrten, daß Gott *τὸν ὑλικὸν κόσμον* erst schuf, nachdem er *τὸν ἁπλοῦν καὶ νοερώτατον τῶν ἀοράτων δυνάμεων κόσμον* vollendet hatte, — ebenso auch die Socinianer und Arminianer, woneben nur festzuhalten ist, daß der erste Anfang der materiellen Welt mit der Engelschöpfung sehr wohl gleichzeitig gedacht werden kann. Unberechtigt war die Annahme Augustin's, daß die Engel am ersten der sechs Schöpfungstage, und ebenso diejenige Ps. Jonathan's zu 1 Mos. 1, 26, daß sie am zweiten (וַאֲמַר יְיָ לְמַלְאָכַיָּיא · · דְּאִתְבְּרִיו כְּיוֹם תִּנְיָן לִבְרִיַּית עַלְמָא), nicht weniger aber auch diejenige Philippi's (Glaubenslehre II, S. 287), daß sie am vierten geschaffen seien.

hörte die Engelwelt unmittelbar nicht —, auf seinen Urheber zurückzuführen, mit anderen Worten, daß sie nicht von Gott nach seiner absoluten Schöpferbedeutung, sondern von der Creatur und zwar vom Menschen und seiner Umgebung ausgeht. Erst der neutestamentliche Standpunkt, der vor Allem Gott oder genauer Christum in's Auge zu fassen und zu allem Geschöpflichen in's rechte Verhältniß zu setzen hatte, hatte zu so weit greifenden Blicken und Ausdrücken, wie wir sie Joh. 1, 3 und namentlich Kol. 1, 16 finden, dringendere Veranlassung.

Indeß dürfte doch für den betreffenden Umstand zugleich noch etwas Anderes in Betracht kommen, was gerade in unserem Zusammenhange ganz besonders hevorgehoben sein will; es dürfte um so mehr mit in's Auge zu fassen sein, als der Gedanke an die Schöpfung der Engel nicht blos in 1 Mos. 1, sondern überhaupt in der heiligen Schrift, besonders im Alten Testamente, sehr zurücktritt. Es dürfte nämlich nicht zu kühn sein, zu behaupten, daß von einer Schöpfung in demjenigen Sinn, in welchem alles Uebrige geschaffen wurde, in Beziehung auf die Engel überhaupt nicht wohl die Rede sein konnte. Fassen wir von den beiden Acten, aus welchen die göttliche Schöpfungsthätigkeit bestand, den grundlegenden in's Auge, welcher die Selbstheit der Creatur, die Unterschiedlichkeit derselben von Gott begründete, so war schon dieser, und zwar selbst in Beziehung auf den menschlichen Geist, ein ganz anderer als im Uebrigen. Selbst der menschliche Geist und die menschliche Seele, obwohl ersterer Sach. 12, 1 und letztere Jer. 38, 16 und Jes. 57, 16 als geschaffen oder gebildet bezeichnet wird, werden 1 Mos. 2, 7 von einer Aushauchung aus Gottes Lebensfülle hergeleitet, sind also nicht so, wie das materielle Sein, aus dem Nichtsein in's Dasein gerufen. Wenigstens ebenso sehr wird dies auch von den himmlischen Wesen gelten. Was aber den zweiten, den ausgestaltenden, in die göttliche Art einführenden Schöpferact betrifft, so hat dieser in Beziehung auf das geistige Leben erst recht seine eigenthümliche Art. Er kann nach der heiligen Schrift, welche den Herrn auf Grund seiner ethischen Einwirkung und Ausgestaltung nicht blos den Schöpfer, sondern auch den Erzeuger Israels nennt, allenfalls eine Zeugung heißen, wenn auch natürlich nicht in dem Sinne, in welchem von einer Zeugung des Erstgebornen die Rede ist.

Jedenfalls standen die Engel zu hoch und zu fern, als daß sie mit den übrigen Geschöpfen, und wäre es auch der Himmel, nämlich der Gestirnhimmel gewesen, der selbst nur als etwas zur Erde Gehöriges, gewissermaßen als etwas Irdisches in Betracht kam, ohne Weiteres hätten verbunden werden können. Erhaben über alles Sichtbare, schlossen sie sich als

die Unsichtbaren mehr mit der Gottheit zusammen. Sie bildeten nach talmudischer Bezeichnung die obere Familie (פָּמִלְיָא שֶׁל־מַעְלָה) und hießen schon in der heiligen Schrift nach dieser ihrer höheren Stellung zuweilen geradezu Söhne Gottes, בְּנֵי אֱלִים (Ps. 29, 1; 89, 7) oder בְּנֵי הָאֱלֹהִים (Hiob 1, 6. 21 u. 38, 7; Dan. 3, 25).

Zwei besondere Classen von ihnen, die Cherubim und Seraphim, haben unmittelbar gar nicht einmal ein Verhältniß zur übrigen Welt, wenn sie ihr auch ebenso sehr, ja noch mehr als die übrigen himmlischen Wesen, als ihre unzerstörbare Idealität vorleuchten. Sie haben nicht, wie die eigentlichen Engel, d. h. Boten oder Diener, Gottes Worte oder Kräfte der Welt zu übermitteln, sondern, wie im Allgemeinen anbetend Gottes Lob zu verherrlichen, so im Speciellen die in der Nähe Gottes angemessenen Dienstleistungen zu verrichten. Die Cherubim (wahrscheinlich die Inhaber oder Gewaltigen), die nächsten an und unter Gottes Thron, haben Gottes Thron zu tragen (Ezech. 1. 9—11; Offenb. 4, 6 ff.) und dann überhaupt das, was in besonderem Sinne Gottes ist, namentlich Gottes Heiligthümer, wohin auch das Paradies gehört, zu behüten, vor Allem gegen Verunreinigung oder Verletzung zu schützen (1 Mos. 3, 24; Ezech. 28, 14). Nur in diesem Verhältniß zu Gott, also ohne sich je von ihm zu entfernen, nahen sie allenfalls der niederen Erdenwelt (Jes. 19, 1; Ps. 18, 11). Die Seraphim aber, die Brennenden, die das heilige läuternde Feuer führen, haben, wenn anders sich ihnen auf Grund der einzigen von ihnen handelnden Stelle (Jes. Cap. 6) eine eigenthümliche Aufgabe vindiciren läßt, dasjenige, was aus der sündigen Welt in Gottes Nähe und Gemeinschaft aufgenommen wird, zu entsündigen.

2. Haben wir uns aber die Engel als von Anfang an über der niederen Schöpfung vorhanden zu denken, so auch als von Anfang an in zwei feindliche Lager gespalten. Denn daraus, daß der menschliche Geist, in die Entwicklung der Leiblichkeit verflochten, eine gewisse Zeit gebrauchte, bis er sich völlig für oder wider Gott entschied, folgt nicht, daß es bei ihnen ebenso stand. Man gibt zu, daß sie in der heiligen Schrift als unveränderlich, als weder zu- noch abnehmend, als nie alternd oder gar sterbend, als in ihrer Art immer gleich herrlich und schön erscheinen; man sollte aber diese Unveränderlichkeit nicht blos auf physischem, sondern auch auf ethischem Gebiete zugestehen. Es ist allerdings selbstverständlich, daß sie sich über die innezuhaltende Richtung selbst entscheiden mußten. Allein ebenso klar ist es, daß dies wenigstens bis zu einem gewissen Grade gleich von Anfang an nöthig war. Wenn es schon bei den eben geschaffenen

Menſchen keinen Augenblick geben konnte, wo ſie ſich nicht irgendwie zu Gott verhielten, ſei's nun ſich ihm willig unterordnend, ſei's ihm innerlich widerſtrebend, ſo noch viel weniger bei ihnen, welche von vornherein nicht blos viel mehr Fähigkeit, ſondern bei ihrem unmittelbaren Verhältniß zu Gott auch viel mehr Nöthigung dazu hatten. Der Strom ihres Lebens konnte nun einmal, nachdem ſie geſchaffen waren, nicht ſtill ſtehen, er wollte und mußte ſich ergießen und mußte alſo auch in höherer und höchſter Beziehung, ja in dieſer ganz beſonders mehr noch als bei den Menſchen irgendwie gerichtet ſein. Nun mußten ſie aber, was ſie überhaupt erwählten, ſo gewiß als ſie rein-geiſtige Weſen waren, ſogleich ganz erwählen. In dem einzelnen Thun lag, da es ein zeitloſes war, ſogleich das ganze Thun; der eine, erſte Schritt war für ſie der ganze ewige Weg. Keinenfalls dürfen wir ſie uns — wenn ſie phyſiſch unveränderlich waren, alſo ſchon im Anfange ihres Seins diejenige Kraft beſaßen, deren ſie überhaupt fähig waren — zunächſt als ſchwache Kinder denken, die noch nicht erkennen können, was ihnen gut und heilſam iſt, und die Folgen ihres Thuns nicht zu überblicken vermögen. Was recht und heilſam für ſie war, lag, wenn anders ſie nur ſehen *wollten*, klar und ſicher vor ihrem geiſtigen Blick. Was ſie vorzogen, konnten ſie alſo nicht in Folge eines Ungefährs oder gar eines falſchen Scheins, ſondern nur mit männlich-ſtarkem Entſchluß und aus hinreichend gewichtigen Motiven vorziehen; ſie konnten es nur frei aus ſich heraus, ſo daß ſie ihr eigenſtes Selbſt daran hingaben. Es war mit ihrer Wahl etwas ganz Anderes als mit der des Menſchen, der vermöge ſeiner niederen Erdennatur ganz anders für die täuſchenden Eindrücke der Sinnenwelt empfänglich war und ſich, wenn er zwiſchen das Verbot Gottes und „das glänzende Phänomen der Welt" geſtellt wurde, durch Irrthum zur Sünde verführen laſſen konnte. Es iſt daher auch nach der Entſcheidung kein Zwiſchenfall denkbar, der eine Umſtimmung der rein-geiſtigen Weſen hätte herbeiführen können. Für die gefallenen Menſchen konnte derſelbe eintreten, wenn ſie in Betreff des Werthes des vermeintlichen Gutes, welches ſie erſtrebt hatten, enttäuſcht wurden. Für die Engel blieb die Sachlage ewig dieſelbe, wie ſie von Anfang an geweſen war, und hatten ſie in Folge des Dranges ihrer Selbſtheit den Abfall von Gott gewählt, ſo waren ſie für immer Teufel geworden.

Wenn die Dogmatik alſo wie im Leben der erſten Menſchen, ſo auch in demjenigen der Engel einen Stand der Gnade (status gratiae) von einem Stand der Herrlichkeit oder des Elendes (status gloriae oder miseriae) unterſcheidet und letzteren mit der Befeſtigung im Guten oder Böſen

beginnen läßt*), so kann man darin, wenn anders die bisherigen Erörterungen richtig sind, als die eigentliche Wahrheit nur dies anerkennen, daß die Engel, soviel an Gott war, alle sehr wohl Gefäße der Gnade hätten sein und Gefäße der Herrlichkeit hätten werden können, daß diejenigen, welche dem Elend verfielen, selber die Schuld trugen. Im Uebrigen lehrte schon Thomas von Aquino, daß der Engel Alles, was er überhaupt habe erlangen können (assequi virtute suae naturae potuit), sogleich habe besitzen müssen (Summa I, qu. 62, art. 1), auch den höchsten Grad der Seligkeit (art. 9), und daß wie die guten Engel durch einen einzigen Act dahin gelangt, so auch die bösen durch Eine, zwar nicht gerade im Augenblick ihrer Schöpfung, aber doch unmittelbar darauf begangene Sünde (qu. 63, 5; 62, 10) in die vollkommenste Verstockung gerathen seien (qu. 64, 2). In neuerer Zeit deutete vor Anderen Twesten — indem er auf den Begriff eines intelligiblen, nicht durch die Gesetze eines zeitlichen Lebens bedingten Daseins zurückging — auf diese Wahrheit hin. „Es würde dann", sagt er, „wenn man denselben (den Begriff des intelligiblen Daseins) zuläßt, wohl überhaupt von keinem ursprünglichen Zustande die Rede sein können; vielmehr wäre, was man so nennt, nur als der terminus creationis, als das, worauf die schaffende Wirksamkeit Gottes gerichtet war, blos dem Begriffe, nicht der Zeit nach von dem zu scheiden, was die Engel geworden sind, indem sie sich mit Freiheit zum Guten oder Bösen bestimmten**).

Das Schriftmäßige der in Frage stehenden Lehre ist so wenig erst zu erweisen, daß uns dieselbe vielmehr zur Erklärung dessen, was immer allgemeiner als Schriftlehre anerkannt wird, als nöthig erscheint. Wie allgemein genug zugestanden wird, liegt nirgends eine Andeutung vom Falle eines vorher guten Satans vor. Der noch am öftesten dafür angeführte Ausspruch des Herrn: ἐν τῇ ἀληθείᾳ οὐχ ἕστηκεν (Joh. 8, 44), besagt nicht, daß der Satan nicht in der Wahrheit verharrt sei, sondern daß er die Wahrheit nicht zu seiner Grundlage, zu seinem Lebenselemente habe***). Dagegen lehrt Johannes (1 Joh. 3, 8) ausdrücklich: der Teufel sündigt von Anfang an (ἀπ' ἀρχῆς). Und dies „von Anfang an" ist nicht (mit Seb. Schmidt und Hahn, Theol. d. N. Test.'s, Bd. I, S. 324) von dem Anfang der Sünde oder (mit Calvin, Lange und v. Hofmann,

*) Vergl. Conf. Aug. art. XIX.

**) Dogm. II, 1. S. 321 f.

***) Ueber die dogmatisch nicht direct zu verwerthenden Stellen (Jud. V. 6 und 2 Petr. 2, 4) wäre eingehender zu handeln.

Schriftbew., Bd. I, S. 429) von dem Anfang der Welt oder speciell des Menschengeschlechtes zu verstehen. Es verhält sich hier etwas anders als Joh. 8, 44, wo es heißt: der Teufel ist ein Menschenmörder von Anfang an. Denn wie es sich an dieser Stelle um das handelt, was er den Menschen thut, so in der unsrigen, wie v. Hofmann mit Recht hervorhebt, allgemeiner um die Art, wie er sich je und je zu Gott verhält. Wenn v. Hofmann neben dem „von Anfang der Welt an" zugleich noch dies darin findet, daß man vom Teufel nichts Anderes wisse, als daß er sündige, so dürfte er damit mehr auf das Richtige hingewiesen haben. Obgleich der Ausdruck an sich etwas unbestimmt ist, so ist es doch jedenfalls am einfachsten, mit älteren Dogmatikern, denen sich in neuerer Zeit Twesten (Dogm. II, 1. S. 323), Baumgarten-Crusius (Comment. zu d. St.) und Köstlin (Joh. Lehrbegr., S. 128) angeschlossen haben, zu erklären: vom Anfange seines Daseins an sündigt der Teufel. Eigentlich ist der Gedanke wohl der, daß, während alles Uebrige in Gottes Schöpfung nicht von Anfang an die jetzige gottwidrige Beschaffenheit, vielmehr reine und gute Anfänge habe, vom Satan das Gegentheil gelte. Kann Johannes auch nicht meinen, daß Satan böse erschaffen oder gar dualistisch ebenso ewig wie Gott sei*) — dergleichen Lehre stünde in einem zu brennenden Widerspruch mit dem ganzen biblischen Gottesbegriff —: so ist ihm doch der Sinn, daß Satan vom Anfang seines Daseins an aus sich heraus und nach eigenem Willensentschluß der Sünde ergeben sei, sehr wohl zuzutrauen. Er paßt sowohl zu der Art, wie die übrige Schrift von ihm redet, als auch zu dem Zusammenhang der zunächst in Betracht kommenden Stelle. Zur Begründung der Aussage, daß Der, welcher die Sünde thue, aus dem Teufel sei, könnte allerdings auch darauf hingewiesen werden, daß alles Sündigen in ihm Veranlassung und Quelle habe; aber es paßt auch die Erinnerung daran, daß er wie Niemand anders ganz und gar Sünder sei, und dies vor Allem kann ja nach der von uns gegebenen Erklärung in seinen Worten gefunden werden. — Was die übrige heilige Schrift betrifft, so kennt sie nicht einmal irgendwo einen noch nicht ganz bösen Satan; nur moderne Phantasie hat einen solchen in ihr finden können. Es macht wohl die Satanalogie, aber nicht Satans Bosheit in ihr allmähliche Fortschritte.

Wie Wesen, welche Gott so nahe gestellt und einer so unmittelbaren Anschauung seiner Herrlichkeit gewürdigt, zudem auch mit einer so hohen Intelligenz ausgerüstet waren, es vorziehen konnten, statt in den seligen

*) Was ihn Morus, Frommann und Hilgenfeld in der That sagen lassen.

Reigen der um Gott zu feierndem Preiſe vereinigten Schaaren mit einzutreten, die Wege der Finſterniß und Verdammniß einzuſchlagen, wird allerdings immer ein Geheimniß bleiben. Bei alledem aber muß man, wenn man ſie wirklich für ſittlich frei hält, die Möglichkeit einer ſolchen Thatſache zugeben. Man kann ſich auch denken, daß, je höher ein creatürliches Weſen ſteht, deſto größer und mächtiger der Drang der Selbſtheit, der Drang nach Unabhängigkeit. auftritt. Muß ja doch die Hingebung an Gott und die Befeſtigung im Guten deſto kräftiger ausfallen, je ſtärker der entgegengeſetzte Trieb der Selbſtheit, wenn er nicht von vornherein in die rechte harmoniſche Einheit aufgenommen wird, das Gegentheil ermöglicht. Wahrſcheinlich aber lag die Hauptverſuchung für den Satan und ſeine Genoſſen darin, daß ſie nach ihrer ganzen Stellung zu den niederen Schöpfungskreiſen hoffen durften, die Herren der etwa dort möglichen gottfeindlichen Entwicklung zu werden. Der Drang der Selbſtheit, der, wie in ihnen ſelber, ſo auch in dem materiellen und materiell-geiſtigen Schöpfungskreiſe vorhanden ſein mußte, bot ihnen zweifelsohne einen Anknüpfungspunkt, ja ein Element dar, in welchem ſie ihr Weſen haben konnten. Daß Gott aber ſeine Schöpfung einfach vernichten würde, wenn das ſelbſtiſche Weſen in ihr einen Sieg davongetragen hätte, war darum nicht zu fürchten, weil er ſein Weſen von Anfang an mit Beziehung auf die Welt conſtituirt hatte. — Wir ſteigen indeß von dieſen höheren Sphären, in welchen doch immer Vieles für uns Sterbliche dunkel und unſicher bleibt, in die niederen, uns zugänglicheren, herab und verfolgen da den allmählichen Schöpfungshergang von ſeinen erſten Anfängen an, die mit der Engelſchöpfung aller Wahrſcheinlichkeit nach gleichzeitig anzuſetzen ſind, weiter.

Zweites Capitel.

Der Urzuſtand der Erde, 1 Moſ. 1, 2.

§ 19.

Vergleichung von 1 Moſ. 1, 2 mit den Ausſagen der Naturwiſſenſchaft.

Der bibliſche Bericht fährt in V. 2 fort: „Und die Erde war wüſt und leer und es war finſter auf der Tiefe“ (genauer: Finſterniß auf der Fläche der Tiefe) „und der Geiſt Gottes ſchwebte auf dem Waſſer.“ Dieſe Worte wollen uns denjenigen Zuſtand der Erde beſchreiben, welchen Gott beim Beginn des folgenden Sechstagewerkes vorfand. Auch Cap. 3, 1; 4, 1; 18, 17—20; Richt. 11, 1; 6, 33 wird die folgende Geſchichte in dieſer Weiſe (durch das Präteritum mit vorangehendem Nomen וְהָאָרֶץ הָיְתָה) eingeleitet. Jener Zuſtand war aber nach unſerem Bericht (vgl. § 12) zweifelsohne kein anderer, als der durch die Urſchöpfung, durch den grundlegenden göttlichen Schöpferact in V. 1 ſelbſt hervorgerufene*). Und in der That wird er uns auch ganz ſo beſchrieben, wie wir ihn nach demjenigen, was wir über die Bedeutung des erſten grundlegenden Schöpferactes im Unterſchied von derjenigen des zweiten ausgeſtaltenden bemerkt haben, erwarten müſſen. Durch „wüſt und leer“ (im Hebr. Tohu va Bohu) wird er als ein ſolcher bezeichnet, in welchem von einer eigentlichen Entwicklung, wenigſtens von einer zum Leben, zu ſchönen, lebensvollen Geſtaltungen, die Gottes herrlicher Art und Weiſe entſprochen hätten, noch

*) Daß der durch die Urſchöpfung hervorgerufene Zuſtand trotzdem, daß er als die Grundlage des folgenden Sechstagewerkes gefaßt wurde, nicht durch ein והארץ היתה, ſondern nur durch ein והיה הארץ habe beſchrieben werden können, hat bisher wohl nur Schrader (Studien zur bibl. Urgeſch. Zürich 1863. S. 46 f.) behauptet.

Nichts zu bemerken war*). Die Herrschaft der Finsterniß auf der Fläche der Fluth zeigt, daß selbst die erste und nöthigste Kraft, von der alle Lebensentwicklung ausgeht, nämlich die des Lichtes, noch nicht hervorgetreten war. Die Erwähnung der Fluth (genauer: der brausenden Tiefe) beweist, daß selbst das, was „die allgemeine Mutterlauge" aller lebensvollen Entwicklung werden konnte, noch nicht das Ansehen hatte, als ob es zur Verwirklichung der göttlichen Absichten mitbeitragen wollte, daß es vielmehr noch so schien, als ob es in wilder Empörung dagegen begriffen sei. Durch den ersten,

---

*) תֹּהוּ bedeutet 5 Mos. 32, 10; Hiob 6, 18 u. 12, 24 sicher die Wüste; es frägt sich nur, ob die Grundbedeutung ein wirres Durcheinander ist (vgl. Hupfeld zu Ps. 7, 15) oder Leerheit, Mangel an Leben und Fülle, wie oben angenommen wird. Gegen Ersteres spricht nun schon dies, daß ein wüstes oder wirres Durcheinander der Wüste gar nicht so sehr eigen ist, für das Zweite, daß gerade die Leerheit, der Mangel an Entwicklung und Leben an ihr entschieden hervorsticht. „Die Wüste", sagt Knobel bei der Erklärung unseres Verses, „hat z. B. keine Bäche (Hiob 6, 18) und Gewächse (Joel 2, 3), keine Bewohner (Jes. 45, 18; Jer. 17, 6) und Wege (Hiob 12, 24; Ps. 107, 40), sie ist ein ungestaltetes todtes Einerlei, auch schrecklich (5 Mos. 8, 15) und finster (Jes. 42, 16; Jer. 2, 6. 31; Hiob 18, 18)." Was den Sprachgebrauch betrifft, so steht תֹּהוּ am öftesten als ein Synonymon von Worten wie הֶבֶל Jes. 49, 4, אֶפֶס und אַיִן Jes. 40, 17. 23, בְּלִיּעָה Hiob 26, 7, שָׁקֶר Jes. 29, 21, רוּחַ (im Sinne von Wind) Jes. 41, 29 und חָנָם Jes. 45, 19. Götzen, die sonst אֱלִילִים heißen, und Götzendiener werden 1 Sam. 12, 21 und Jes. 44, 9 auch תֹּהוּ genannt. Hiob 26, 7 lesen wir, daß Gott den Norden, d. i. denjenigen Theil der Erde, in welchem ihr Schwerpunkt liegt, עַל־תֹּהוּ, aufgehängt habe. Wenn תֹּהוּ also, von סָהָה abgeleitet, mit dem aramäischen שְׁהָא und dem hebräischen שָׁאָה, „lärmen, schallen", zusammenzuhalten ist, so hat es seine Bedeutung „Wüste" wohl nicht deshalb, weil die Wüste ein ähnliches Gewirr für das Auge darbietet, wie der Lärmen für das Ohr, sondern weil, wie schon an שָׁוְא, „Nichtigkeit", ersehen werden kann, was schallend oder hallend, leicht auch hohl und leer, oder auch umgekehrt, weil das Leere leicht schallend ist (vergl. בְּתֹהוּ יְלֵל יְשִׁימֹן 5 Mos. 32, 10). Auch הָלַל vereinigt mit der Bedeutung des Hallens (Rühmens, Prahlens) die des Leer- und Nichtigseins (im höheren Sinn des Eitel- und Thörichtseins), so daß es mit אָלַל, wovon אֱלִיל, zusammentrifft (vergl. Hupfeld zu Ps. 5, 6). Das aramäische Verbum שְׁהָא selber geht schon aus der Bedeutung „lärmen, tosen" ganz in die andere des Leerseins oder Leerwerdens über; es bedeutet „stocken, gehemmt werden, erlöschen", wie im hebräischen כָּהָה von der Hitze, auch von der Lebenskraft, daher auch „staunen, starren", gleich dem arabischen بَهِتَ, fatuum esse, wie Hupfeld zu Ps. 7, 15 selber nachweist. — בּוּ aber, das sich nur in der Verbindung mit תֹּהוּ findet (Jes. 34, 11; Jer. 4, 23), kann nur der Verstärkung wegen hinzugesetzt, es muß wesentlich gleichbedeutend sein, wofür sich allenfalls auch das wurzelverwandte בָּהַם, wovon בְּהֵמָה, anführen läßt.

grundlegenden göttlichen Schöpferact war die Erde wirklich erst in ihrer Unterschiedlichkeit von Gott in's Dasein getreten. Der Wahrheit aber, daß sie bei alle dem in einer Unterordnung unter Gott und in einer Verbindung mit demselben stand, welche alsbald die Grundlage für die zweite, ausgestaltende Schöpferthätigkeit werden mußte, geben die folgenden Worte einen Ausdruck: „und der Geist Gottes schwebte auf der Fläche der Wasser". Diese Unterordnnng unter Gott oder specieller unter die Fittige des Geistes Gottes, der das Princip alles Lebens ist (vergl. Ps. 33, 6; 104, 30), war zwar nicht derart, daß sie schon aus sich heraus die Bildung der von Gott beabsichtigten Gestaltungen hätte zuwegebringen können. Aber doch bürgte sie ohne Zweifel dafür, daß die Unterschiedlichkeit nicht in einen Gegensatz gegen Gott ausschlug; sie hielt die Anknüpfungspunkte für die ausgestaltende Schöpferthätigkeit offen und die Triebe, die sich zu der von Gott gewollten Entwicklung hinneigten, kräftig; sie deutete an, ja bewirkte einen stillen Vorbereitungsproceß, an den sich der eigentliche Ausgestaltungsact leicht anschließen konnte, und bewies, daß Gottes Lebensgeist, unter dessen Fittigen sich die wilde Fluth bereits in Wasser, in befruchtende, der Entwicklung förderliche Wasser verwandelten, bereit sei, sobald nur der ausgestaltende Gott die Formen und Ordnungen hervorbringen würde, belebend in dieselben einzugehen.

Suchen wir uns nun in Betreff des Zeitpunktes, in welchen wir durch unseren Vers hineingestellt werden, mit Rücksicht auf die Naturwissenschaft näher zu orientiren, so sehen wir aus der weiterhin folgenden Beschreibung des zweiten Tagewerkes, daß die unteren, eigentlichen Wasser, welche das Meer bilden sollten, mit den oberen, die erst durch die Bildung des Himmels abgetrennt wurden und über oder in demselben ihren Platz bekamen, unausgesondert verbunden waren. Daraus folgt aber nicht etwa, daß die Erde noch mit den übrigen Massen des Sonnensystems, oder gar, daß die Masse des Sonnensystems noch mit den Massen der übrigen kosmischen Lebensheerde durchaus ungesondert zusammenhing. Unter den oberen Wassern sind, wie wir sehen werden, vor Allem die Wolken zu verstehen, und wenn wirklich noch mehr, wenn wirklich auch irgendwelche Ausfüllung der höheren und höchsten Regionen, die allerdings erst wirklich mit gewissem Rechte als über dem Himmel bezeichnet werden können, so doch keineswegs die Substrate der Gestirne. Hat es nach der Schrift überhaupt Substrate für die Gestirne gegeben, was allerdings sehr wahrscheinlich ist, so nirgends anderswo als in den Aethermassen, welche mit der Luft gemeinsam vor Allem das Firmament, den Himmel bilden

ſollten; dieſe Aethermaſſen ſind aber von Anfang an natürlich nicht blos unter oder in, ſondern vorzüglich über den oberen Waſſern zu denken. Da unſer Vers ausdrücklich des Waſſers erwähnt, ſo führt er uns vielmehr in diejenige Zeit hinein, wo bereits eine gewiſſe Erdkruſte entſtanden und wo in Folge deß durch die allmählich das Uebergewicht gewinnende Abkühlung die Waſſerbildung, der Niederſchlag der dick und ſchwer die Erde umgebenden Waſſerdünſte möglich geworden war (vgl. § 3). Damit ſtimmt es denn auch, daß das dritte Tagewerk die Bildung der feſten Beſtandtheile nicht noch erſt ſelbſt herbeiführt, ſondern ſchon vorausſetzt, daß Gott durch daſſelbe die bisher Alles überfluthenden Waſſer nur noch ablaufen und das bereits vorher feſt gewordene Land blos noch zum Vorſchein kommen läßt.

Trifft denn nun aber die Beſchreibung, die die Geologie von der Erde in dieſem Stadium macht, mit derjenigen der heiligen Schrift wirklich zuſammen? Wir haben in § 3 geſehen, daß die erſte Erdenkruſte von Silicaten gebildet wurde, und daß durch die auflöſende und dann Niederſchläge bildende Arbeit des Urgewäſſers zunächſt auch wieder nur Silicate, namentlich die kryſtalliniſchen Schiefer, entſtanden. Die Kryſtalliſation dieſer Silicate aber iſt noch nicht ſowohl eine Anbahnung, als vielmehr ein Gegenſatz zu allem organiſchen Leben. Weiter bezeugt die Geologie, daß das Urgewäſſer wirklich urſprünglich ein allgemeines, die ganze Erdoberfläche umbrauſendes Urmeer war. Mit dem „wüſte und leer“ und mit der brauſenden Fluth würde es alſo auch nach der Wiſſenſchaft ſeine Richtigkeit haben. Und auch die Finſterniß war nach ihr inſofern vorhanden, als die dicken ſchweren Waſſerdünſte, die noch immer von Neuem aufſtiegen, ja ſich noch gar nicht vollſtändig als Waſſer niedergeſchlagen hatten, das Eindringen der Lichtſtrahlen vollſtändig verhinderten. Das wäre denn, ſollte man meinen, zunächſt Uebereinſtimmung genug, um auch nach dieſer Seite hin mit Bewunderung für die heilige Schrift zu erfüllen, und zwar um ſo mehr, als es gerade ihr, im Hinblick auf den allmächtigen Schöpfergott, ſehr nahe gelegen hätte, die Erde ganz anders, nämlich als eine von vornherein vollkommene, beginnen zu laſſen.

Immerhin aber liegen doch auch einige Bedenken nahe. Unſer zweiter Vers läßt es im Anſchluß an den erſten ſo erſcheinen, als wenn die Erde in dem Zuſtande, den er beſchreibt, das unmittelbare Reſultat der Thätigkeit Gottes ſelbſt, ja des erſten grundlegenden Schöpferactes geweſen wäre, während doch die Geologie lehrt, daß die Erde, was ſie bei der Waſſerbildung war, erſt in Folge verſchiedener Entwicklungen und Verbindungen der Ur-Elemente, alſo erſt in Folge einer gewiſſen Ausgeſtaltung wurde. Allein wenn Gott wirklich, wie bereits in

§ 15 geltend gemacht wurde, auch in den sich entwickelnden Elementen die eigentlich treibende Kraft, der innerste Quellpunkt der Bewegung war, — und in allen Mittelursachen ihn als die letzte und höchste Ursächlichkeit zu sehen, das ist nun einmal das schönste Vorrecht der religiösen, vor Allem der biblischen Betrachtungsweise —: so wird man es auch der heiligen Schrift nicht verargen dürfen, wenn sie, was irgendwie, wenn auch nur allmählich zu Stande kam, voran als sein Werk behandelt und bezeichnet, wenn sie nach dem: „wir in ihm und er in uns", überhaupt nur für ihn Augen und Aufmerksamkeit hat. Und was das betrifft, daß der Unterschied zwischen grundlegender und ausgestaltender Schöpfungsthätigkeit nicht genau genug innegehalten zu sein scheint, so verdient doch eine Ausgestaltung, die es noch zu weiter Nichts als zu einem wüsten und finsteren Zustande und einem wilden Wogengebrause brachte, wenn sie auch nach naturwissenschaftlicher Erkenntniß bereits der Anfang zu allem Uebrigen war, doch für die religiöse Betrachtung noch nicht wirklich diesen Namen. Wenn sie wirklich schon etwas mehr ist, als eine bloße Auswirkung des ersten grundlegenden Schöpferactes, so doch in der That nur das, als was sie ja auch in V. 2 anerkannt ist, ein Vorbereitungs- und Uebergangsproceß unter den Fittigen des darüber schwebenden Geistes. — Weiter freilich läßt es die Bibel auch, obwohl sie noch keine ausdrückliche Zeitbestimmung hat, so erscheinen, als wenn jene Schöpfungsthätigkeit, deren Resultat die von Wasser umfluthete Erde war, nur einen Augenblick, ja wie wenn der Zustand, den sie in V. 2 beschreibt, selber nur eine Nacht gedauert hätte; sie bezeichnet in V. 5, wie wir selber in § 12 geltend gemacht haben, die Urnacht ebenso, wie jede spätere Nacht. Die Naturwissenschaft dagegen kann doch, eben weil sie schon mitten in diesen Anfängen der Schöpfung eine Entwicklung findet, nicht umhin, viel längere Zeiträume dafür zu fordern. Und dann setzt die Bibel die Geburt des Lichtes erst *nach* diesem Urzustande an; die Naturwissenschaft dagegen möchte (vergl. § 1) die Entstehung desselben schon mit der ersten Bildung der kosmischen Lebensheerde, jedenfalls schon mit der Consolidirung der Masse des Sonnenkörpers verbinden. Ja selbst eine gewisse Bildung der Atmosphäre, in biblischer Sprache eine gewisse Scheidung der oberen und unteren Wasser, welche unsere Darstellung erst am zweiten Schöpfungstage eintreten läßt, muß sie schon vor dem eigentlichen Tropfbarwerden des Wassers oder doch wenigstens gleichzeitig mit demselben ansetzen. Allein all' diese Bedenken in Beziehung auf die Zeitdauer und Zeitordnung — und andere wird man wohl schwerlich noch erheben können — möchten wir sowohl hier als auch bei der

Behandlung des Sechstagewerkes vorläufig außer Betracht lassen. Wir werden darauf nur in einer eingehenderen Erörterung, für die sich erst später der passende Ort darbietet, werden dann aber auf alle zugleich antworten können. Wie wir schon sonst andeuteten, wird sich uns dann ergeben, daß es uns ganz unverwehrt ist, uns dasjenige, was die biblische Darstellung eng zusammengezogen hat, als in längere Zeiträume auseinanderfallend zu denken; wir werden uns auch berechtigt sehen, die Anfänge des Sechstagewerks theilweis noch eher, als der in V. 2 beschriebene Zustand wirklich oder gar vollständig eingetreten war, beginnen zu lassen. Wir müssen wohl bedenken, daß das Licht während des wüsten und finstern Zustandes in V. 2, wenn wirklich schon an sich, so doch noch nicht für die Erde dawar. Die Hauptsache ist dies, daß das, was unsere Darstellung in V. 2 als die Grundlage der folgenden Ausgestaltung beschreibt, auch nach der Geologie, wenn auch nicht in dem zeitlichen Nebeneinander, in welchem es hier auftritt, so doch in seinem Nacheinander jedenfalls auf Erden den Ausgangspunkt bildete, zuerst und vor Allem das Wüstesein den Ausgangspunkt der Entwicklung zum Leben, die Finsterniß den Ausgangspunkt des Lichts, die Wasserfluth den Ausgangspunkt der befruchtenden Gewässer. Schon dadurch allein rechtfertigt sich uns unser zweiter Vers der Geologie gegenüber ganz hinreichend. Wir bemerken nur noch im Voraus, daß die Bibel selber an einer andern Stelle, nämlich Ps. 104, 2, die Lichtschöpfung als früher, das Eintreten der Fluth (vergl. V. 6 dort) als später behandelt.

Manche haben dafür gehalten, daß unsere Darstellung, indem sie den in V. 2 beschriebenen Zustand als das unmittelbare Resultat des ersten grundlegenden Schöpferactes darstellt, nur die neptunistische Anschauung von der Erdbildung zulasse. Allein wenn man aus V. 2 nicht herauslieſt, was nicht drin liegt, daß die Erde ursprünglich durch und durch eine große Wasserkugel gewesen sei, wenn man vielmehr richtig versteht, was nach der Art, wie das dritte Tagewerk beschrieben wird, gar nicht wohl verkannt werden kann, daß eine an sich bereits festgewordene Masse das Wasser nur zu ihrer Umhüllung gehabt habe, so hat es die plutonistische Anschauung keineswegs schwerer, als die neptunistische, sich damit abzufinden. Die Frage, in welcher Weise dieser Zustand herbeigeführt sei, bleibt durchaus offen; es wird nur gesagt, daß Gottes Schöpferthätigkeit ihn herbeigeführt hat. Die Stelle 2 Petr. 3, 5 aber: „muthwillens wollen sie nicht wissen, daß der Himmel vor Zeiten auch war, dazu die Erde aus Wasser und im Wasser bestanden durch Gottes Wort“ (*γῆ ἐξ ὕδατος καὶ δι' ὕδατος συνεστῶσα τῷ τοῦ θεοῦ λόγῳ*), ist offenbar nach der unsrigen,

die sie nur reproducirt, die unsere ist nicht nach ihr auszulegen. Der Ausdruck „bestanden aus Wasser" (συνεστῶσα ἐξ ὕδατος) mag also immerhin auf „eine Schöpfung aus dem Grundelemente des Wassers" (Ullmann), nicht blos auf „ein Hervortreten und Geschiedenwerden der Erde von dem Wasser" deuten; die Präposition „aus" (ἐξ) mag auf den Stoff, nur διὰ. mag auf das Mittel gehen (Huther), wie uns in der That nicht zweifelhaft ist: — dennoch gilt Beides nur insoweit, als es sich wirklich mit unserer Grundstelle verträgt. Nämlich eine gewisse Bildung der Erde aus dem Grundelemente des Wassers, ja die Bildung des ganzen für gewöhnlich allein in Betracht kommenden und von Petrus ohne Zweifel auch allein in's Auge gefaßten Erdbodens wird ja auch nach unserer Stelle aus dem Grundelemente des Wassers zu Stande gekommen sein, ja ist selbst nach den Plutonisten daraus herzuleiten.

Wir sind weit davon entfernt, zu behaupten, daß die Bibel irgendwo von plutonistischen Anschauungen ausgehe. Sie hat wohl keine Ahnung von denselben*). Aber sie ist ebenso wenig neptunistisch, wir dürfen sagen, noch weniger. Sie hat einige Züge, die sich nicht mit dem Neptunismus, wohl aber mit dem Plutonismus vertragen. Ihre Schöpfungsdarstellung verhält sich in dieser Beziehung ganz anders als heidnische Kosmogonien, und zwar schon deshalb, weil sie eine Schöpfung, nicht eine bloße Entwicklung der Welt aus einem chaotischen Stoffe, weil sie in der Schöpfungsgeschichte das Werk eines persönlichen Gottes, nicht das Resultat unbestimmter Naturkräfte hat. Die heidnische Anschauung hatte ein Interesse daran, sich die Materie, so lange sie noch als der bloße Urstoff dalag, als eine noch in jeder Beziehung und nach aller Möglichkeit aufgelöste rudis indigestaque moles, als ein eigentliches Chaos, als das wahre Gegentheil von aller späteren Gestaltung vorzustellen**). Die Bibel dagegen, die auch schon den Urstoff von Gott herleitete, konnte, ja mußte in demselben, wie sehr er auch zuerst und vor Allem die Unterschiedlichkeit von Gott auszuprägen hatte, auch eine Grundlage für die spätere Mannichfaltigkeit, d. i. eine Unterschiedlichkeit zwischen den einzelnen Bestandtheilen anerkennen. Die mit dem Neptunismus nicht zu vereinigenden Züge in ihr sind folgende.

1. Der feste Erdkern ist nach ihrer Darstellung eher vorhanden als das eigentliche Wasser. Die klarste Stelle in dieser Beziehung ist Hiob 38, 8: „Wer

*) Daß übrigens der Gedanke an die Mitthätigkeit des Feuers bei der Bildung der Welt dem Alterthum nicht gänzlich fremd ist, erhellt aus dem, was Delitzsch (Erkl. der Genesis, S. 612) aus Wolf's deutscher Götterlehre (S. 76) anführt.

**) »Quaque fuit tellus, illic et pontus et aër«, Ovid. Metam. I, 15.

umferchte", ſo frägt hier der Herr den Hiob, nachdem er eben von der Gründung der Erde gehandelt hat, „mit Pforten das Meer, da es hervorbrach, aus dem Mutterſchooße hervorging." Der Mutterſchooß kann hier nur die bereits in der Gründung oder auch im Bau begriffene, alſo ſchon irgendwie vorhandene Erde ſein. Weſentlich daſſelbe wird uns aber auch durch Pſ. 104, 5. 6 beſtätigt. „Er gründete die Erde", heißt es hier zuerſt, „auf ihre Säulen, nicht wankt ſie immer und ewiglich." Und dann wird fortgefahren: „Mit der Fluth, wie mit einem Kleide, deckteſt du ſie, über den Bergen ſtanden Waſſer." Wenn man auch wirklich mit Hupfeld gegen den Parallelismus der Verſe plusquamperfectiſch überſetzen wollte: „mit der Fluth, wie mit einem Kleide, hatteſt du ſie bedeckt", ſo bliebe die Sache doch auch ſo weſentlich dieſelbe; die Erde mußte doch, als ſie bedeckt wurde, bereits exiſtiren, und die Berge, über welchen das Waſſer zu ſtehen kam, mußten ebenfalls irgendwie vorhanden ſein. Allenfalls könnte man verſtehen: gleich bei ihrer Gründung oder Schöpfung bedeckteſt du ſie*) (ſo Olshauſen); allein die Gleichzeitigkeit von Erde und Waſſer, die ſo gelehrt wäre, würde, beſonders da die Berge ſogleich im Folgenden als vorhanden erwähnt werden, dem Neptunismus nicht weniger widerſprechen.

2. Die Berge ſind nach der Bibel nicht ſowohl durch Niederſchlag und Senkungen, wie der Neptunismus will, ſondern durch Hebung entſtanden, obwohl dies, wie vorweg zugegeben werden muß, weniger beſtimmt ausgedrückt iſt. Pſ. 90, 2 leſen wir: „ehe die Berge *geboren* wurden". Auf die Frage aber, welches nach dem Pſalmiſten der betreffende Mutterſchooß war, wird man, je nach der Art, wie man das Folgende faßt, verſchieden antworten. Ueberſetzt man: „und ehe du (nämlich: o Gott) die Erde kreiſeteſt", ſo wird man mit Delitzſch verſtehen, die Berge ſeien aus Gott, nämlich aus deſſen ewigem Schöpfergedanken, hervorgeboren worden. Allein nur in Beziehung auf Iſrael, welches ein Sohn Gottes heißt und

---

*) בְּסִיתוֹ, zuſammengezogen aus בְּסִיתָחוּ, hat in Beziehung auf אֶרֶץ, welches noch eben in V. 5 als Femininum gebraucht war, das Masculinar-Suffix wohl deshalb, weil ſich die einzukleidende Erde dem Dichter leicht als ein neugebornes Kind darſtellte, ähnlich wie ſelbſt das in Windeln zu legende Meer, Hiob 39, 9. 10. J. H. Mich. Roſenmüller und Hengſtenberg haben das Masculinar-Suffix lieber auf תְּהוֹם bezogen: „du deckteſt ſie (nämlich die Fluth) wie ein Kleid", und zwar auf die Erde. (כָּסָה mit dem Accuſativ nicht des zu bedeckenden, ſondern des zu deckenden, wie Hiob 36, 32.) Allein תְּהוֹם, iſt für gewöhnlich ebenfalls Femininum. Jedenfalls bleibt der Sinn immer derſelbe.

heißen darf, findet ſich die kühne Ausdrucksweiſe, daß Gott es gekreiſet habe, und zwar nur einmal, 5 Moſ. 32, 8. In Beziehung auf die Erde kann dieſelbe ebenſo wenig wie der Name Tochter Gottes angewandt werden. Man wird überſetzen müſſen: „ehe die Erde kreiſete“ (nämlich Pflanzen, Bäume u. ſ. w.), und zwar um ſo mehr, als das hier für die Erde gebrauchte Wort חֵבֶל dieſelbe ſpeciell als die fruchtragende bezeichnet. Die Ausdrucksweiſe: „ehe die Erde kreiſete“, ſo gefaßt, iſt eine ſehr natürliche; ſie geht von derſelben bildlichen Anſchauung aus, welche ſchon der Ueberſchrift 1 Moſ. 2, 4: „Dies ſind die Erzeugungen des Himmels und der Erde“, zu Grunde liegt. Iſt es nun aber hier die Erde, welche kreiſt, ſo wird ſie auch im vorhergehenden Gliede es ſein, welche gebärt. Sie ſelber wird als der Mutterſchooß gedacht ſein, aus welchem die Berge hervorgingen. Dieſe Annahme liegt ja auch nach Hiob 38, 8, wo die Erde ausdrücklich der Mutterſchooß genannt wird, aus welchem das Meer hervorbrach, von vornherein am nächſten. In keinem Falle iſt, wie die Neptuniſten annehmen, das Urmeer das die Berge aus ſich hervorgebärende Element. — In Pſ. 104, 7 heißt es nach der Erwähnung der Waſſer über den Bergen weiter: „Vor deinem Schelten flohen ſie, vor der Stimme deines Donners bebten ſie zurück.“ Und dann fährt der Pſalmiſt, wie die meiſten Neueren überſetzen, fort: „emporſtiegen Berge, hinabſenkten ſich Thäler an den Ort, den du gegründet ihnen“. Wir können indeß auf dieſe Ueberſetzung, welche die Hebungstheorie ganz ausdrücklich auszuſprechen ſcheint, kein Gewicht legen. Denn ſelbſt, wenn ſie richtig iſt, iſt der eigentliche Sinn doch ſchwerlich ein anderer als der: empor ſchienen die Berge zu ſteigen, ſie kamen zum Vorſchein, einfach indem ſie von den bis dahin über ihnen ſtehenden Waſſern (V. 6) verlaſſen wurden. Von vornherein aber iſt es fraglich, ob nicht anders überſetzt werden muß. Es iſt in V. 7 von den Waſſern die Rede geweſen (ſie flohen); dieſelben werden auch in V. 9 ſogleich wieder, ohne daß ſie erſt von Neuem genannt ſind, beſprochen: „Eine Grenze ſetzteſt du, die ſie nicht überſchreiten, ſie kehren nicht zurück, zu bedecken die Erde.“ Ja ſchon in V. 8 geht das: „an den Ort, den du ſetzteſt ihnen“, wenn man 1 Moſ. 1, 9 vergleicht, aller Wahrſcheinlichkeit nach auf ſie. Daß da in V. 8 mitteninne die Berge und die Thäler Subject ſein ſollten, iſt nicht wohl annehmbar. Unmöglich kann man ſich auch mit Delitzſch in der Weiſe helfen, daß man es mit der in Frage ſtehenden Conſtruction halb, halb aber mit einer anderen hält, daß man wohl die Berge, aber nicht die Thäler Subject ſein läßt und demnach überſetzt: „aufſtiegen die Berge, hinabſtiegen ſie (die Waſſer) in die Thäler“. Allenfalls ließe ſich annehmen, daß der Pſalmiſt die Thäler mit den ſie füllen-

den Wassern zusammengefaßt habe, und daß so sein Gedanke wie von selber und unvermerkt auf die Wasser zurückgekommen sei. Einfacher jedoch dürfte die Fassung und Uebersetzung vom Chaldäer, von Junius, Piscator und Hengstenberg sein: „Hinaufstiegen sie (die Wasser) auf die Berge, hinabsenkten sie sich in die Thäler", zumal wenn man Ps. 107, 26 vergleicht. Was an dieser Auffassung Unnatürliches sein sollte, ist nicht abzusehen. Wenn der Herr die Gewässer, die sich gewissermaßen zu weit ausgebreitet hatten, und die seinem folgenden Schöpfungswerke hinderlich waren, schalt, ja durch seinen Donner erschreckte, so ist es selbstverständlich, daß er sie in eine wilde Aufregung versetzte, und natürlich, daß sie, um vor ihm zu entfliehen, mächtig emporstiegen und auch wieder niedersanken, emporstiegen namentlich gegen die Berge, die sie schon nicht mehr zu überfluthen vermochten, hinabsanken in die Tiefen, mit denen sie fortan vorlieb nehmen mußten. Allein, wenn die Neptunisten nun meinen, diese Stelle für sich anführen zu können, so sind sie dennoch im Irrthum. Mag man übersetzen, wie man will, die Worte handeln von einem Gegensatze des Herrn gegen die Fluthen, der zugleich ein Gegensatz, ein Andrängen der Berge gegen dieselben ist, und dergleichen paßt viel weniger zum Neptunismus, nach welchem die Wasser den aus sie hervorgeborenen Bergen willig wichen und Platz gaben, als zum Plutonismus, nach welchem das Wasser von oben her und die Hebungen von unten her wirklich zunächst gegensätzlich zusammentrafen.

Aus den Nachweisen, die Delitzsch zu seiner Erklärung der Genesis (S. 611) gegeben hat, ersieht man, daß auch schon ältere Gelehrte die Mitwirkung des Feuers bei der Bildung der Erde sehr wohl mit der Bibel vereinigen zu können überzeugt waren. Hilarius sagt in seiner poetischen Paraphrase der Genesis V. 39 vom Chaos: Jam calor intus agit et blando suscitat igni. Rabbi Schabtai Donolo (geb. 913) läßt die Erde aus Wasser und Feuer hervorgehen, wie man in einem kupfernen mit Wasser gefüllten Kessel, wenn man ihn jahrelang ununterbrochen erhitzt und dann zerbricht, eine feste starke Masse findet (s. die Abhandlung desselben über den Menschen als Gottes Ebenbild, herausgegeben von A. Jellinek, 1854, S. 15 f.). Der „geniale" Jo. Amos Comenius spricht in seiner Physicae ad lumen divinum reformandae Synopsis (ed. II, 1663) dem Feuer sogar einen sehr weiten Antheil am Weltbildungsprocesse zu, indem er dasselbe (אוֹר und אוּר combinirend) unter dem Licht, das am ersten Schöpfungstage geschaffen wurde, versteht: Primaeva lux fuit ingens moles ignis ardentis in mundanae materiae massa jussu creatoris accensi etc. Er bemerkt zu 1 Mos. 1, 25: Verum enim

vero, quia huic fabro (Spiritui vitae) ad emolliendam et variis usibus varie praeparandam Materiam igne fuit opus, produxit hunc Deus. Als Descartes in seiner Schrift »Principia philos.« (Amstelod. 1641) die Theorie aufgestellt hatte: die Erde, ursprünglich ein feuriger Stern, habe sich beim allmählichen Erkalten mit einer Schlackenkruste und darüber mit Gewässern bedeckt; über den letzteren habe sich eine feste Rinde gebildet, bei der Sündfluth aber sei dieselbe theilweis zusammengebrochen und von den unteren Gewässern überfluthet worden, — so suchte Amerpoel diese Anschauung in seinem Cartesius Mosaizans (1669) mit der Bibel in Uebereinstimmung zu setzen. Leibnitz aber wollte in seiner Protogaea (1693 und 1749), in welcher er sich den Erdkörper ebenfalls ursprünglich in einem glühenden Zustande dachte, die Uebereinstimmung mit der Bibel von vornherein gewahrt haben.

§ 20.

Die theosophischen Ansichten vom Ur-Zustande.

Wir sagten zu Anfang des vorigen Paragraphen, daß uns der Urzustand in 1 Mos. 1, 2 ganz so beschrieben werde, wie wir ihn nach der Natur des ersten grundleglichen Schöpferactes Gottes erwarten müßten. Es frägt sich, ob wir nicht zu viel behauptet haben, ob dieser Urzustand nicht so düster und geheimnißvoll gewesen sei, daß wir zur Erklärung desselben neben Gott nothwendig noch andere Potenzen, und zwar solche, die ihm entgegen handelten, in Betracht ziehen müssen. Die Ausdrücke, „wüst und leer" — von den entsprechenden hebräischen Worten Tohu va Bohu sagt Delitzsch, daß Klang wie Bedeutung derselben grausig sei — deuteten also auf einen Mangel an aller Entwicklung, auf eine öde Leerheit, man möchte sagen Verschlossenheit; die Fluth aber, die brausende, auf ein wirres Durcheinander, auf ein wildes Gewoge, welches sogar zerstörerisch Alles, was wirklich hätte aufkommen können, hätte niederreißen müssen, auf das Gegentheil der Harmonie und des Friedens, die wir in Gottes ungestörter Schöpfung suchen möchten. Der Psalmist geht Ps. 104, 8, wie wir sahen, sogar so weit, daß er den Herrn scheltend, daß er ihn mit seiner Donnerstimme gegen diese Fluthen einschreiten läßt. Die Fluth und auch die Finsterniß, die auf ihr lagerte, haben allerdings auch noch in der ausgestalteten Schöpfung, welche doch in Gottes Augen sehr gut war, wenn auch eingeschränkt, ihre

Stätte behalten. Aber noch wird im Meer, wie H. v. Schubert*) schön und treffend sagt, „das Bild einer unergründbaren und für ein menschliches Maß unerfaßbaren Vorwelt gefunden, welche von allen Kräften des Lebens bewegt und beweglich, dennoch ebenso sehr durchdrungen und durchdringbar vom Tode in sich selber des eigenthümlichen Lebens beraubt gewesen, bis ein schaffendes Wort das Dunkle vom Licht, den Tod vom Leben geschieden und dieses auf den abgesonderten festen Grund eines neuen Weltentages gestellt." Die Schrift erkennt ihrerseits in dem jetzigen, von Gott gebändigten und eingegrenzten Meer einen mächtigen Drang, ja eine furchtbare Gier, wild über seine Ufer hinauszubrausen, und das, was Gott geschaffen, der Mensch hergerichtet hat, ja den Menschen selber zu zerstören, so daß es die gewaltigen Wasser desselben immer noch nöthig haben, von dem Allmächtigen gescholten, von seinen gewaltigen Fußtritten gedemüthigt zu werden (Ps. 18, 16; 106, 9; Jes. 50, 2; Nah. 1, 4; Hiob 9, 10). Es klingt fast dualistisch, wenn Umbreit sagt, nach der Schriftanschauung liege in der Materie, dem nothwendigen Gegenbilde des Geistes nach dem Begriffe einer wahrhaften Schöpfung der Welt, die Auflehnung und Widersetzlichkeit gegen Gott; aber es deutet sich darin sicher etwas Richtiges an, und mit Recht fährt derselbe Gelehrte fort: „Das Alte Testament ist weit davon entfernt, auf den Hochgebirgen seiner erhabensten Poesie nur die glanzvollen Schwingen freier Phantasie zu regen, wenn es so häufig den gewaltigen, siegreichen Kampf des Herrn Himmels und der Erde mit den Mächten der Natur beschreibt; hinter der bildlichen Hülle des prachtvoll schildernden Worts, wie Jehovah Zebaoth ‚dem Trotze des Meeres bräuet' und in stiller Größe über den geebneten Höhen seiner empörten Wogen dahinwandelt, ‚die Berge wegrückt, daß sie's nicht wissen, die Erde aufregt von ihrer Stätte, daß ihre Säulen beben, und die Sterne des Himmels versiegelt' (Hiob 9, 5—10), — hinter allen solchen wunderbar ergreifenden Reden leuchtet ein unverkennbarer Ernst tief empfundener Wahrheit."**)

Das Meer und die Nacht sind für die Schriftanschauung Erscheinungen, die, weil sie für das werdende, organische Leben unentbehrlich waren, bei dem adamitischen Schöpfungsabschluß in das übrige Ganze miteingeordnet wurden, die aber bei der letzten Vollendung am Ende der Tage gänzlich verschwinden müssen. „Denn an jenem Tage", heißt es Sach. 14, 6. 7 von der Zeit des großen seligen Laubhüttenfestes, welches alle Völker mitfeiern sollen,

*) Die Gesch. der Natur, Bd. I, S. 213.

**) Umbreit, Die Sünde, S. 15.

welches sie aber erst in den ewigen Hütten feiern werden, „wird nicht sein Sonnenschein mit Kälte und Eis, sondern Ein Tag wird sein, derselbe ist bekannt dem Herrn, nicht Tag und nicht Nacht, sondern gegen Abend wird wieder Licht sein". In der Offenbarung St. Johannis heißt es zu wiederholten Malen: „Nacht wird dort nicht sein" (*νὺξ οὐκ ἔσται ἐκεῖ*), Cap. 21, 25; 22, 5. Und zuvor schon: „Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde vergingen und das Meer ist nicht mehr", Cap. 21, 1 (vergl. 20, 13). Ist auch mit diesen Verheißungen etwas viel Größeres und Herrlicheres gemeint, als das Aufhören der Nacht und des Meeres im niederen Sinn, wie z. B. sehr bestimmt Offenb. 22, 5 erhellt, wo der Seher zu dem: „die Nacht wird dort nicht sein", hinzusetzt: „und sie bedürfen nicht einer Leuchte und des Lichtes der Sonne, denn Gott der Herr spendet Licht über ihnen und sie werden herrschen von Ewigkeit zu Ewigkeit" (vergl. Jes. 60, 20), — so würden sich doch die Propheten dieser Bilder nicht bedienen, wenn sie nicht auch die eigentliche Nacht und das eigentliche Meer mit den letzten vollkommenen Zuständen, da Himmel und Erde und Idee und Wirklichkeit ganz eins werden, für unvereinbar hielten. Nicht die Nacht, sondern nur Licht, Klarheit, Glanz, Strahlenpracht und ewige *δόξα* eignen sich nach ihnen für die schließliche Vollkommenheit.

Da die Leerheit oder Verschlossenheit, da das Meer und die Finsterniß von Gott dereinst aufgehoben werden sollen, so haben Manche dafür gehalten, daß sie nicht von Gott herrühren; da sie künftig verschwinden sollen, so hat man angenommen, daß sie ursprünglich nicht gewesen sind. Der Zustand, der 1 Mos. 1, 2 beschrieben werde, sei nicht derjenige, in welchem Himmel und Erde aus Gottes Schöpferhand hervorgingen, sondern nur der, in welchem sie Gott beim Anfang des Sechstagewerks vorfand. Höhere Wesen, abgefallene Engelmächte, hätten von den ursprünglichen Elementen oder Substraten Besitz ergriffen*), und ihnen zur Strafe habe Gott dieselben entstellt, oder auch sie selber hätten, um Gottes Schöpfungswerk aufzuhalten und wo möglich ganz zu hindern, die Corruption angerichtet. Sie hätten mit Gott, als er sein Werk ausgestalten und herrlich vollenden gewollt,

*) Ich schweige hier noch von der Vorstellung, nach welcher die betreffenden Engel vor ihrem Fall Herren und Bewohner der schon durch die Urschöpfung 1 Mos. 1, 1 vollendeten und vollkommenen Erde gewesen wären und dies ihr Herrschaftsgebiet auch noch nach ihrem Fall trotz Gottes zerstörenden Gerichtes zu behaupten gesucht hätten. Darüber in § 30.

gleichsam gerungen, hätten ihm aus seinen Gebilden Mißgestalten gemacht und jeden Schrittbreit Landes bestritten, seien aber immer weiter aus dem Felde geschlagen, eingeschränkt und zuletzt völlig gebunden: jeder einzelne Abschnitt des Sechstagewerks sei ein Sieg Gottes über sie, jedes göttliche „gut" eine Besiegelung des errungenen Siegs und das schließliche „sehr gut" ein zusammenfassender Endtriumph*).

Die Vertreter dieser Anschauung müssen zwar zugestehen, daß sie ausdrückliche Andeutungen in der heiligen Schrift, die dafür geltend gemacht werden könnten, nicht finden. Der Ausspruch in Jes. 45, 18: „nicht wüste (Tohu) hat er sie (die Erde) geschaffen, zum Wohnen hat er sie gebildet", führt über das, was wir 1 Mos. 1 lesen, nicht hinaus. Schon der Umstand, daß Gott hier nicht als Elohim, sondern als Jehovah redet, und daß er sich ausdrücklich außer dem Machen auch das Zubereiten der Erde zuschreibt, führt darauf, daß das Schaffen von der göttlichen Schöpfungsthätigkeit im Ganzen, als welche es die Ausgestaltung während der sechs Schöpfungstage mitumfaßt, verstanden werden will; es auf den grundlegenden Act 1 Mos. 1, 1 zu beschränken, ist wenigstens nicht die geringste Nöthigung vorhanden. Wie wenig man dergleichen Ausdrücke zu pressen berechtigt ist, zeigt z. B. so recht V. 7 in diesem selben Capitel, wo der Prophet von Gott gerade im Gegentheil sagt, daß er nicht blos das Licht, sondern auch die Finsterniß, nicht blos den Frieden, sondern auch das Böse schaffe. Indeß, wo es die heilige Schrift fehlen lasse, da trete, meint man, sogar die Geologie und Paläontologie zeugend mit ein. Wie schon angedeutet ist, sieht man die Dämonen nicht blos in dem Tohu va Bohu, in der Fluth und Finsterniß, sondern auch noch während des folgenden Sechstagewerks thätig, und der geheimnißvoll-düstere, ja Schrecken erregende, grausige Charakter, der nach Geologie und Paläontologie den ersten Schöpfungsperioden eigen war, liefere den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme; nur durch das feindliche Eingreifen der gegnerischen Mächte werde derselbe erklärlich. „Welch ein grausiges Gemälde", sagt Keerl S. 547, „bietet uns der ganze Zeitraum der Gebirgsbildung bis zu ihrem Abschluß dar! Jene Kämpfe und Krämpfe in der Natur, welche sich bis in's Riesenhafte und Grauenhafte steigerten, jene sich wiederholenden gewaltsamen Ueberfluthungen, welche plötzlich aus den sich bildenden Becken und Tiefen der

*) So nach Jac. Böhme in neuerer Zeit Kanne, Daub, Baader und besonders Delitzsch (zu 1 Mos. 3, 1) und Keerl (Schöpfungsgesch., S. 421. 423 f.; 556. 559).

Meere in wildem Ungestüm hervorbrachen und die Spitzen der Gebirge, die noch im Werden waren, bedeckten und theilweise zertrümmerten; im Gefolge dieser Gebirgsbildung ein tausendfacher Tod, welcher die kaum in's Dasein getretenen Geschöpfe wieder in ein steinernes Grab versenkte, und endlich diese Thiere selbst mit ihren anfänglich seltsamen Formen, in welchen noch kaum der ferne Widerschein des menschlichen Typus erkennbar ist, und dann in der Juraformation jene schauerlichen, grauenerregenden, riesigen Crocodile und drachenförmigen Thiere, sowie in der Tertiärzeit das Ueberhandnehmen der reißenden Thiere, die Mordlust und Blutgier in diesen gewaltigen Bestien: — das sind einzelne, noch jetzt erkennbare Züge der Urwelt, welche uns den Charakter und das Wesen derselben offenbaren." Und an einer anderen Stelle (S. 540): „Beim Anblick dieser unglaublichen Ueberreste (besonders von den Sauriern, den urweltlichen Crocodilen), dieser gigantischen Waffen, dieser colossalen Panzerrüstungen kann man sich kaum enthalten, an furchtbare Schlachten zwischen diesen Meeresschlangen zu denken, welche in denselben Wassern lebten, dieselbe Beute verfolgten und durch ihre Anzahl einander immer nahe kamen. Welch ein Augenblick, wenn diese Schuppenmassen auf einander trafen, wenn ihre zornigen Bewegungen das Meeresbecken mit Macht aufrührten! Dieses bepanzerte Volk der Saurier nahm nicht blos das große Wasser ein, auch der Himmel war ihm zur Ausbreitung seiner Herrschaft angewiesen worden. Fliegende Schlangen zogen zischend durch die Lüfte und nährten sich von Fischen und Insecten, auf die sie wie die Schwalben herabstürzten. Schwärme solcher fliegender Thiere in der Luft, Schaaren von gleich monströsen Ichthyosauren und Plesiosauren in der Tiefe des Oceans, und riesenhafte Crocodile an den Ufern der ehemaligen See'n und Flüsse bildeten die abenteuerliche Bevölkerung unserer jugendlichen Erde." Daß blos Gott diesen schrecklichen Entwicklungsgang bedingt und bestimmt habe, dürfe doch wohl Niemand behaupten. — Schon Daub hatte gesagt: „Der gewaltsame Tod, z. B. einer ganzen, einst in den Fluthen untergegangenen Thierwelt ist darum nicht weniger gewaltsam, also nicht weniger widernatürlich, weil sie etwa wie versuchsweise entstanden war. Daran, daß sie, statt ihr Leben zu verleben, ersäuft, erstickt oder in irgend einer Art umgebracht wurden, mag ihnen Recht geschehen sein; ihre gewaltsame Vertilgung bleibt nichtsdestoweniger eine Ermordung, die durch das in der Natur Unnatürliche, nicht aber durch die Natur selbst, geschweige durch die Gottheit geschah. Dieselbe tückische Gewalt, die dort (Luk. 8, 33) eine Heerde Säue in's Wasser stürzt, daß sie ersäufen, stürzte hier die Gewässer über eure Mammuths und Höhlenbären,

über euer Megathärion und andere Bestien her, und eben sie, die in jedem Element, gleichsam wie im Hinterhalt lauert, nicht aber das Element selber ist es, wodurch, wie z. B. die Erdbeben, örtliche Ueberschwemmungen u. s. w. lehren, das Leben der Thiere und selbst das Leben des Königs der Erde gefährdet wird." *) — Fr. v. Baader ferner meint behaupten zu dürfen, „daß das Scheußliche und Fratzenhafte, ja man möchte sagen, Tolle der Gestalten und Geberden mancher dieser wirbellosen, zur Classe der Insecten gehörigen Thiere, sowie ihr ganzes Thun beweist, daß hier der Wahnsinn und die Furie der zerstörendsten Leidenschaften constitutionell geworden sind, wie denn ein altes Volk den Teufel den Fliegengott heißt. In der That aber ist jedes Gebilde auf Erden als eine den finsteren, anorganischen oder titanischen Mächten durch die Licht- oder Sonnenmacht entrissene Siegesbeute zu betrachten, und keine derselben ist bei einer näheren Betrachtung ohne eine Verletzung oder Difformität aus diesem großen Kampfe des Lichts mit der Finsterniß, des Lebens mit dem Tode davongekommen **).

Es gibt Viele, denen sofort jeder Gedanke an eine Einwirkung Satans auf die Menschenwelt oder gar auf die Natur abenteuerlich und phantastisch vorkömmt. Wir gehören, wie schon aus dem, was wir über die Engel erörtert haben, erhellt, nicht zu ihnen, erkennen im Gegentheil der in Frage stehenden Anschauung, und zwar besonders im Gegensatz zu der allzu gewöhnlich gewordenen Leugnung und der fast noch gewöhnlicheren Ignorirung Satans und der Dämonen ein gewisses Recht zu. Aber zur Erklärung dessen, was hier erklärt werden soll, glauben wir dieselbe nicht herbeiziehen zu dürfen; zu diesem Zweck hat man sie neuerdings wirklich abenteuerlich und phantastisch haltlos gestaltet. Fragen wir zum Ersten, was sich der heilige Autor selber bei seiner Beschreibung des Urzustandes 1 Mos. 1, 2 gedacht, wie er sich denselben erklärt hat, so konnte derselbe auf die Urheberschaft Satans und der Dämonen und ihren Widerstreit gegen Gott nicht wohl zurückgehen. Denn wer einigen Einblick in den allmählichen Gang der Offenbarung hat, weiß, daß deren bestimmtere Gestalten ihm und seiner Zeit noch verhüllt waren. Wenn er wirklich in dem Materiellen etwas Gegensätzliches, oder sage man immerhin etwas Dämonisches, erkannte, wie so etwas allerdings deutlich genug in der Schlange im Paradiese (Cap. 3) angedeutet wird, so konnte er es, wie auch die Paradiesesgeschichte beweist,

*) Daub, Judas Ischar., Bd. II, S. 352. 357.

**) Baader, Ueber den Begriff des gut oder positiv und des nicht gut oder negativ gewordenen endlichen Geistes. Sämmtl. Werke, Abth. I, Bd. 7, S. 200. Vergl. Fr. v. Meyer, Christl. Glaubensl., S. 104.

noch nicht als etwas Selbstständiges, für sich Seiendes, Geistiges denken und begreifen; er konnte es noch nicht von der Materie ablösen, sondern mußte es in ihr selber finden, von ihr selber ausgehen sehen, mußte es sich also auch abgesehen von einer höheren Geisterwelt zu erklären vermögen. Es bildete nach ihm ohne Zweifel deshalb die Grundlage des Werkes, welches Gott durch seine ausgestaltende Thätigkeit zu Stande bringen wollte, weil es sich auch noch in der ausgestalteten Schöpfung erhält und geltend macht, weil es namentlich die Abwechselung und Spannung hervorbringt, welche, so lange die Welt noch im Werden begriffen ist, als durchaus nothwendig erscheint. Und konnte er glauben, wie er doch sicher gethan hat, daß die Welt mit dieser Abwechselung und Spannung in Gottes eigenen Augen gut vollendet war, so konnte er auch mit gutem Grunde annehmen, daß jene Grundlage von vornherein als eine durchaus zweckmäßige von Gott selber herrührte. Wie aber er darüber dachte und wie er sich die Anfänge erklärte, so werden auch wir über sie denken, auch wir sie uns zurechtlegen dürfen.

Zum Zweiten aber setzt auch jene Anschauung in demselben Augenblick, wo sie etwas Anderes erklären will, selber etwas Unerklärliches. Unerklärlich nämlich ist die so langsame, so allmähliche, nur so schrittweise sich vollziehende Bezwingung der Dämonen von Seiten Gottes. Wir begreifen den so langen und langmüthigen Kampf Gottes mit der Sünde im Menschen, auch mit der Opposition der ganzen Menschheit. Denn da kömmt es für ihn darauf an, dem Willen, den er nun einmal dieser Krone seiner Schöpfung gegeben hat, seine Freiheit zu lassen. Aber darf man damit den Kampf mit den Dämonen in der Natur in Vergleich stellen? Allerdings man darf es, wenn man auch der Natur so zu sagen einen Willen, eine Selbstbestimmung oder Bestimmtheit, nach welcher sie sich aus sich heraus entwickeln sollte, zugesteht. Aber das würde dann eben auf eine ganz andere Erklärung, und zwar ohne Zweifel auf die richtige führen, bei welcher die Herbeiziehung der Dämonen als überflüssig erscheint. Faßt man nicht die Art, wie die Natur in sich selber bedingt und bestimmt war, in's Auge, sondern denkt man sofort an die Dämonen, die in keinem Fall zu einem freiwilligen Rückzuge zu bewegen waren, die durchaus mit Gewalt gebändigt werden mußten, so läßt sich kein vernünftiger Grund finden, warum Gott seine Gewalt gegen sie nicht von vornherein ganz und auf Ein Mal hätte anwenden sollen. Kanne meint*), Gott habe durch sein langsames

*) *Christus* im Alt. Test., Bd. II, S. 190.

Vorgehen den hochmüthigen und widerspenstigen Geist zur Demuth und Buße bringen wollen. Und das ist in der That die nothwendige Consequenz einer solchen Anschauung, das aber auch eine ganz offenbar schriftwidrige Verirrung.

Zum Dritten vergißt man, wenn man zu Gunsten jener Anschauung gewisse Erscheinungen in der Schöpfungsgeschichte für möglichst grausig und monströs, für durchaus widernatürlich ausgibt, daß es wenigstens sehr zweifelhaft ist, ob Satan und die Dämonen auch nur im Stande sind, Etwas, was nicht hinreichende Gründe in der Natur der Dinge selber hat, hervorzubringen. Allerdings wird nach 2 Thess. 2, 9 die Kraftfülle Satans groß genug sein, den Menschen der Sünde zu befähigen, Zeichen und Wunder der Lüge, nicht falsche, scheinbare, sondern wirkliche Wunder zur Bekräftigung der Lüge zu thun (vergl. 5 Mos. 13, 2; Matth. 24, 24). Allein Zeichen und Wunder sind noch keine Ungeheuerlichkeiten, Monstrositäten, und können es in diesem Fall um so weniger sein, als sie zur Verführung gereichen sollen. Man muß sich hüten, den Satan der heiligen Schrift mit dem Teufel der deutschen Volksanschauung zu verwechseln. „Auch des Teufels (des biblischen Teufels) Wirken in der sichtbaren Welt", sagt treffend Twesten, „ist dadurch bedingt, daß er (unmittelbarer- oder mittelbarerweise) in die Reihe der in derselben wirksamen Ursachen eintritt, indem er durch dieselben oder nach Art derselben wirkt, und das Urtheil, daß er irgendwo thätig gewesen, geht mehr den Grund, als Art und Beschaffenheit dieser Wirkung an." Und kurz zuvor: „Es sind dieselben physischen und moralischen Uebel, die wir als in der Sünde des Menschen und ihren Folgen oder als in der selbst in ihren Anomalien noch immer die höchste Gesetzmäßigkeit offenbarenden Natur begründet erkennen und doch zugleich auch auf ein tieferes und allgemeineres Verderben, in welches schon vor uns ein Theil der Geisterwelt versunken ist, beziehen." *) Die Uebel, deren Urhebung Satan zugeschrieben wird, würden allerdings nicht möglich sein, wenn nicht zuvor die Sünde, das Werk Satans, zu Stande gekommen wäre; nun aber, wo die Sünde da ist und ihre Folgen nach sich zieht, sind sie natürlich. Von dem Schriftbeweis, welcher sich dafür geben läßt, erwähnen wir kürzlich nur dies. Satan vermag gegen und an Hiob Nichts, dem man seinen satanischen Ursprung auch äußerlich hätte ansehen können. „Den Teufel haben", ist im Neuen Testament gleichbedeutend mit „rasen, wahnsinnig sein" (Matth. 11, 18; Joh. 7, 20; 10, 20; Mark. 5, 15; Luk. 8, 35). Auch einer blos Ge-

*) Dogmat. II, 1. S. 358.

krümmten wird ein Geist der Krankheit zugeschrieben, und die Heilung derselben wird als Lösung der Bande, womit der Satan sie gebunden hatte, dargestellt (Luk. 13, 11 — 16). Paulus schreibt den Thessalonichern (1 Thess. 2, 18), er habe zweimal zu ihnen kommen wollen, sei aber vom Satan verhindert, und meint schwerlich etwas Anderes, als mit den ganz entsprechenden Worten Röm. 15, 22, wo er den Satan nicht in Betracht zieht; er denkt aller Wahrscheinlichkeit nach an natürliche Hindernisse, als deren Grund er die der Ausbreitung des Evangeliums widerstreitende Macht Satans erkannt. Der Satansengel, der Paulum mit Fäusten schlägt (2 Kor. 12, 7) ist sichtlich nichts Anderes, als der Stachel im Fleisch, worin derselbe auch bestanden haben mag.

§ 21.

Erklärung des Ur-Zustandes und der damit zusammenhängenden Erscheinungen.

Wir versuchen es, für alles dasjenige, was der Urzustand der Erde und auch die folgende Schöpfungsgeschichte Auffälliges hat, eine richtigere Erklärung zu gewinnen und zugleich auch das Verhältniß der höheren Geisterwelt zum Schöpfungswerk, da dieselbe ja allerdings nicht wohl völlig unbetheiligt zu denken ist, genauer festzustellen. Es ist keine Frage, daß die Beschreibung in 1 Mos. 1, 2 an den Weltsubstraten möglichst stark und entschieden ihre weltliche, von Gottes Art verschiedene Art und Weise hervorhebt. Daß dieselbe aber dem ersten kosmischen Sein unter allen Umständen eigen sein mußte, hat sich schon sonst gezeigt. Schon in § 15, wo es sich darum handelte, die Gründe für die Allmählichkeit des Schöpfungsherganges aufzufinden, haben wir gesehen, daß der erste grundlegende Schöpfungsact auf dem materiellen Gebiete nur Urstoffe in's Dasein rufen konnte, welche zwar eine Entwicklungsfähigkeit, aber noch keine Entwicklung hatten, und zwar eine Entwicklungsfähigkeit, welche durch den Selbstbehauptungsdrang nach der den Urstoffen eigenen Natur, nach den ihnen anerschaffenen Gesetzen moderirt oder geordnet werden mußte. Dadurch war denn das anfängliche „wüst und leer", war der anfängliche Mangel an lebendiger Entwicklung ganz von selber gegeben. Aber auch die anfängliche

Finſterniß hatte darin ihren hinreichenden Grund*). Das Licht konnte erſt entſtehen, als ſich die Urſtoffe zu entwickeln und zu verbinden begannen; es iſt, ſoviel wir davon wiſſen, die Folge oder, ſagen wir lieber, die Flamme, welche ſich nur dann entzündet, wenn die Selbſthingebung an Gottes ausgeſtaltende Macht bethätigt und zu einem Siege über den Selbſtbehauptungsdrang befähigt wird. Die Finſterniß mußte alſo obwalten und dauern, ſo lange es Gott der Materie gewährte, in ſich ſelber zu ruhen und ſich gegen ſeine ausgeſtaltende Macht gleichſam zu verſchließen, — oder wenn ein ſolches „ſo lange" undenkbar iſt, doch wenigſtens bis dahin, wo die zur Lichterzeugung nöthige Entwicklung durch die Wandelung der Urſtoffe möglich wurde und wirklich eintrat. Ja es konnte Weltkörper geben, deren Urſtoffe von vornherein ſo beſchaffen waren, daß jene Entwicklung für's Erſte und gar lange gar nicht aufzukommen vermochte. Während in vielen kosmiſchen Lebensherden das Licht die Finſterniß verhältnißmäßig ſchnell ſo ſehr überwinden mochte, daß ſie, auf ihre leuchtende Herrlichkeit geſehen, ſehr früh ein entſprechendes, wenn auch nur niederes Bild von Dem wurden, bei welchem kein Wechſel des Lichts und der Finſterniß iſt, — konnten in Gottes großer und mannichfaltiger, an allen Geſtaltungen reicher Welt auch andere erſtehen, die, was die Lichtentwicklung betraf, wenigſtens zunächſt, entweder ausſchließlich oder doch vorherrſchend nur eine Empfänglichkeit für den Strahl der andern entfalteten, die ſich alſo nur da, wo ſie von dieſen beſchienen wurden, des Tages erfreuten, ſo daß auf ihnen, wenn ſie ſich um ſich ſelbſt bewegten, ein ſteter Wechſel von Tag und Nacht eintreten und der Nacht, der Finſterniß ein Gebiet, wenn auch begrenzt, ſo doch dauernd verbleiben mußte. Die Schöpfung ſolcher dunklen Urſtoffe dürften wir nur dann auffällig, nur dann mit Gottes Urhebung unvereinbar finden, wenn entweder das Licht in ihnen gar nicht hätte aufkommen können, oder wenn die Finſterniß, ſoweit ſie ſich behauptete, nicht zweckmäßig geweſen wäre. Aber weder das Eine noch das Andere kann erwieſen werden. Sondern im Gegentheil. Was das Letztere, die Zweckmäßigkeit der Finſterniß z. B. auf der Erde betrifft, ſo wird die Nacht allerdings, wie wir geſehen haben,

*) Treffend ſagt Oetinger (Irdiſche und himmliſche Philoſophie, Bd. I, S. 19): „Gott ſprach (?) aus ſich ſelbſt die attrahirenden und repellirenden Kräfte als den Grund der ringenden Natur mit zwei Grundeigenſchaften. Unmöglich war's, daß Gott der Creatur eben die indissolubilité oder Temperatur mittheilte, die er ſelbſt hatte; alſo mußte die Creatur mit dem Gegenſatz des Lichts ihre Endlichkeit an ſich tragen und geſchaffen werden mit der Eigenſchaft der Potential-Finſterniß."

wenn einst Gottes Ideen ganz verwirklicht werden, wenn das Irdische in's Himmlische verklärt und alle Schwachheit um und an abgethan sein wird, wenn, mit Einem Wort, das Werden ein Ende hat und das Sein beginnt, aufhören. Aber so lange die Welt noch im Werden begriffen war, war sie erforderlich. Ist es auch nicht zutreffend, sondern zu viel behauptet, wenn man sagt, die Nacht sei „schlechthin der Mutterschooß, aus welchem alles vegetabilische und animalische Leben hervorgeht" *), so ist es doch jedenfalls noch irrthümlicher und verwirrender, wenn man dem entgegenstellt: „So gut und hehr das Licht ist, so böse und verderbend ist die Finsterniß für alles Leben." **) So lange das Leben im Werden begriffen ist, bedarf es, mag es von der Sünde gestört sein oder nicht, nach der Erregung durch das Licht auch wieder einer Ruhe und Erholung, wie sie nur in der stillen, dunkeln Nacht möglich ist. Nachdem es durch die Anspannung und Befriedigung des Entwicklungsdranges gewissermaßen aus sich hinausgegangen ist, bedarf es auch wieder des Insichselberseins, und leicht sind gerade das die gesegnetsten und fruchtbarsten Augenblicke, wo es nach der Bereicherung während des Tages sich am Abend in sich selbst zurückzuziehen und zu sammeln vermag. Wäre es anders, so erkläre man es, wie Gott die Finsterniß als Nacht neben dem Tage bestehen lassen, ja geradezu für die Dauer einsetzen konnte, und zwar schon 1 Mos. 1, bei seinen Ur-Einrichtungen, die er vor und abgesehen von der Sünde traf.

Wenn die Fähigkeit und der Drang der Entwicklung, wie wir sahen, durch den Selbstbehauptungsdrang der Urstoffe, durch die Natur oder angeschaffenen Gesetze derselben moderirt und zu einer angemessenen Allmählichkeit genöthigt wurde, so konnte es auch nicht fehlen, daß die Gestaltungen, die zunächst wirklich zu Stande kamen, im Vergleich mit den späteren und namentlich mit den abschließenden etwas sehr Unvollkommenes, ja leicht etwas Ungeheuerliches hatten. Die Gewässer mußten sich, so lange die feste Erdmasse noch nicht die genügende Abwechselung von Höhen und Tiefen darbot, ungeordnet und wild über die ganze Erdoberfläche ausbreiten; sie mußten eine brausende Fluth bilden, welche den Boden statt zu befruchten vielmehr am Erzeugen zu hindern schien. Als Werk Gottes ließe sich diese Fluth nur dann nicht begreifen, wenn sie nicht im Stillen auch so, scheinbar freilich nur zerstörend, die festen Bestandtheile auflösend oder zersetzend, aber

*) Nägelsbach, Der Gott-Mensch, S. 167.

**) Richers, Die Schöpfungs-, Paradieses- und Sündfluth-Geschichte. Leipzig 1856. S. 80.

im Grunde dennoch durchaus förderlich, ein Werk zu Stande gebracht hätte, welches auf dem directen Wege zur Verwirklichung der Ziele Gottes lag. Das organische Leben aber, die Pflanzen und die Thiere, mußten, als sie nun wirklich einen Anfang gewinnen konnten, so lange die Lichtstrahlen nur noch matter durch die dicken Dünste der Atmosphäre hereindämmerten und die Luft noch nicht hinreichend abgekühlt, auch von den unzuträglichen Bestandtheilen noch nicht völlig gesäubert war, so lange zudem der producirende Boden immer noch zu viel von seiner Starrheit behauptete, etwas Wirrsalartiges, Ungestaltetes, kurz Etwas, was je weiterhin desto mehr abzuthun war, an sich tragen. Dem Höheren mußte noch Etwas von der Art des Niederen, der bereits im Durchbruch begriffenen vollkommneren Gestalt noch Etwas von Mißgestalt, der Kraft noch Wildheit anhaften. Doch wir wollen hier nicht wiederholen, was wir schon im ersten Abschnitt als Resultat der Geologie und Paläontologie darzustellen hatten. Man hat gefragt, warum vor allen anderen Felsenformationen gerade die Juraformation, die mit der Pläner- oder Kreideformation gemeinsam die Grenze gegen die Tertiärperiode, gegen den eigentlichen Anfang des höheren organischen Lebens bezeichnet, durch die Menge der ungeheuerlichen Rieseneidechsen oder Saurier, warum ferner vor den übrigen gerade die Tertiärperiode durch ihren ungeheueren Reichthum an reißenden Thieren ausgezeichnet war *). Und Agassiz hat darüber bemerkt: „Wenn es in dieser Entwicklung auf den Menschen abgesehen ist, wird es uns ganz natürlich erscheinen, daß in ihr alles Menschenfremde, Antihumane, nach und nach abgelegt und überwunden werde, und so dürfte uns das frühzeitige Auftreten der Pachydermen und Grasfresser und das spätere fürchterliche Ueberhandnehmen der Raubthiere in der unmittelbar der Erschaffung des Menschen vorangehenden Epoche als ein wichtiger Fingerzeig erscheinen, daß diese Richtung im thiererzeugenden Proceß besiegt werden sollte, ehe der Mensch erscheinen und seine Herrschaft über das Thierreich ausdehnen konnte." **) Diese Betrachtungsweise, die vor Allem die Absicht und das Ziel der Schöpfung in's Auge faßt, hat allerdings ihr Recht; aber für sich allein genügt sie nicht und zwar am wenigsten für die Naturwissenschaft. Soll das Problem wirklich gelöst werden, so muß sie sich durch eine andere, welche ihre Aufmerksamkeit auf die Ursache richtet, ergänzen. Die Ursache der betreffenden Erscheinung bietet sich aber Dem, der von unseren Prämissen ausgeht, sehr leicht dar. Jene

*) Vergl. z. B. Schubert, Weltgebäude, S. 525.

**) Bei Buckland, Bd. I, S. 150.

Saurier der Juraformation und jene Raubthiere der Tertiärzeit bilden, wie allgemein anerkannt wird, den Uebergang zu den vollkommneren und vollkommensten Animalien, aber eben erst den Uebergang. Die Kraft der Ausgestaltung erreicht in ihnen schon einen verhältnißmäßig hohen Grad, kann aber dennoch nicht den höchsten ersteigen. Was war natürlicher, als daß die Schöpfung damals bereits eine große Beweglichkeit und Kraft der einzelnen Organe, eine außerordentliche Lebensenergie und Lebensbethätigung, die sich vor Allem als Selbsterhaltungstrieb geltend machen mußte, hervorbrachte, ohne doch noch die rechte Harmonie, so zu sagen den Frieden und die Friedfertigkeit, herstellen zu können, die erst bei der letzten Vollendung möglich sind? Altes und Neues mußte damals, ähnlich wie in den entsprechenden Zeiten der Menschheitsgeschichte, am heftigsten um die Herrschaft streiten; das Alte mußte das Neue, das sich nur noch erst in einzelnen Strahlen durchzubrechen vermochte, zu gewaltsamen Zuckungen aufgeregt, zu unterdrücken und zu ersticken drohen. Zudem liegt es auch in der Natur der Sache, daß das Unvollkommnere als solches gerade da am meisten in die Augen fällt und am widerlichsten und unangenehmsten erscheint, wo es dem Vollkommneren unmittelbar selber anhaftet und Herr desselben zu werden sucht. — Von vornherein aber muß man sich bei dieser ganzen Frage nach der Größe und Ungeheuerlichkeit, sei's der urweltlichen Flora und Fauna im Ganzen, sei's speciell derjenigen in der Jura- und Tertiärperiode, vor jenen übertriebenen Vorstellungen hüten, die aus verschiedenen Interessen, auch aus solchen, welche aller Theosophie schnurstracks zuwiderlaufen, weithin verbreitet sind und unverkennbar auch aus den angeführten Sätzen von Keerl widerklingen. Wir können uns für die Grundlosigkeit derselben auf einen Gewährsmann berufen, der als solcher auch wohl von den Theosophen anerkannt werden wird. „Wie die Phantasie es liebt", sagt A. Wagner in der Geschichte der Urwelt, „die Geschichten altvergangener Zeiten in ihrer Weise auszuschmücken und grotesker darzustellen, so hat sie auch aus den uralten Resten einer untergegangenen Welt Bilder sich zusammengestellt, die über das Maß der Wirklichkeit hinausgreifen. Es ist eine ganz allgemein gewordene Vorstellung, in den organischen Gebilden der Urwelt paradoxe oder doch gigantische Formen zu wähnen, und gleichwohl ist diese Meinung mit dem Thatbestande nicht im Einklange. Allerdings treten in jenen uralten Zeiten höchst seltsame Gestalten auf, wie Trilobiten, Ichthyosauren, Plesiosauren, Plerodactylen u. a.; allein auch die Jetztwelt entbehrt solcher seltsamen Formen nicht, wie dies die Drachen, Schnabelthiere, Ameisenigel, Faulthiere und Walle beweisen. Und was die Größe jener urweltlichen

Thiere anbelangt, so haben wir unter den lebenden Amphibien allerdings keine, die sich mit den riesenhaften Formen der fossilen messen können; dagegen ernähren aber unsere Meere in ihrem Schooße die gigantischen Typen der Walle, die an Größe alle der früheren Welt übertreffen. Selbst der urweltliche Mammuth hat an Größe nicht die großen Exemplare unseres Elephanten überragt. Sind auch viele colossale Formen der Urwelt nicht mehr in dem jetzigen Bestande der Dinge repräsentirt, so sind andere gigantische Gestalten an ihre Stelle getreten, so daß in Bezug auf Mannichfaltigkeit und Größe der organischen Formen der gegenwärtige Naturbestand nicht im Nachtheil gegen den früheren ist." Nach Lyell (Geologie, Bd. II, S. 527) kann man nicht mehr daran zweifeln, „daß die Harmonie der Theile und die Schönheit der Einrichtungen, welche wir in der lebenden Schöpfung bewundern, die organische Welt auch in den fernsten Perioden der Vergangenheit in gleichem Maße charakterisirt hat." Agassiz hegt die große Hoffnung, „daß die Naturwissenschaft in Zukunft die mannichfachen Bande, welche alle Thiere und Pflanzen als den Einen lebensvollen Ausdruck einer, gleich einem großartigen Epos im Laufe der Jahrtausende zur Ausführung gelangten gigantischen Conception des Schöpfers umschlingen, . . . mit zunehmender Klarheit beschreiben werde." (Jahrb. für deutsche Theol. Bd. VI, S. 678.)

Es bleibt uns nur noch die Hinfälligkeit und Macht des Todes, die sich schon an den urweltlichen Gebilden in so auffallender Weise und in so ausgedehntem Maße geltend gemacht hat. Nach der Schrift, sagt man, sei die Creatur erst um der Sünde willen der Nichtigkeit und dem Verderben (der ματαιότης und φθορά) unterworfen (Röm. 8, 20. 21); Gott sei, soviel an ihm ist, Urquell und Freund des Lebens, und wollte man es nicht zulassen, daß der Satan, durch dessen Verführung die Sünde in die Welt gekommen, auch schon in der Urwelt seine Hand im Spiele gehabt habe, so könne man dem Schlusse, den z. B. Oerstedt zieht, daß die Bibel mit jener Behauptung unrecht habe, nicht entgehen. Allein die Bibel hat es nicht mit den Gebilden, die noch vor dem adamitischen Schöpfungsabschluß liegen und von Gott noch nicht für gut anerkannt wurden, sondern mit denjenigen, welche bei diesem Abschluß den Segen und das Siegel des göttlichen Wohlgefallens erhielten, zu thun. Es war doch gar nicht zu vermeiden, daß sich das organische Leben, so lange es noch an den vollständig zuträglichen Existenzbedingungen fehlte, nur noch in gehemmtem Strome ergoß, daß es auch, der inneren Harmonie und des wahren Friedens entbehrend, sich in sich selbst aufhob, gar nicht zu vermeiden ferner, daß, so lange die Erde ihren eigenen Ausgestaltungsproceß noch nicht vollendet hatte,

furchtbare Verstungen, Ueberschwemmungen und Revolutionen unzählige von den ersten organischen Schöpfungen vertilgten und in sich begruben. Wozu hätte es denn auch vermieden werden sollen? Das Hinschwinden, die Selbstvernichtung, die gewaltsame Vertilgung dessen, was noch nicht war, wie es sein sollte, war nur zweckmäßig. Vielleicht meint man, daß es Sache der Macht, Weisheit und Güte des lebendigen, persönlichen Gottes gewesen wäre, das organische Leben so lange, als sich die Existenzbedingungen desselben nur noch erst entwickelten, noch zurückzuhalten und es erst, als jene Bedingungen vollständig vorhanden waren, hervorbrechen zu lassen. Allein es verhält sich gerade umgekehrt. Jene noch sehr unvollkommnen, theilweis aber schon recht großen und üppig wuchernden Pflanzen in den ersten Perioden des organischen Lebens waren, wie schon früher erwähnt wurde, von Anfang an ganz geeignet, durch die Aufnahme und Verarbeitung des in der Luft noch allzu reichlich vorhandenen Kohlenstoffes die Atmosphäre zu reinigen; besonders aber waren sowohl sie selber als auch die Thiere, die damals den Anfang des animalischen Lebens bezeichneten, ganz gemacht dazu, den Boden, dem sie eingebettet wurden, derjenigen Beschaffenheit anzunähern, wo er vollkommnere Organismen aus sich zu erzeugen und zu nähren vermochte. Ja noch mehr, ihr Erstehen und Wiedervergehen konnte und mußte dazu dienen, den Erdkörper mit Vorräthen zu versehen, welche für die späteren Entwicklungsstadien von größter Wichtigkeit wurden. Es ist, wie in § 5 dargethan wurde, heut zu Tage nicht mehr zweifelhaft, daß vor Allem gerade die kleinen und unscheinbaren und unvollkommnen Gewächse der Urwelt die ungeheuren Steinkohlenlager unserer Erde gebildet haben. Und ebenso ist es bekannt genug, daß wir die großen, so gerne zu Bauten verwandten Kalksteinlager, daß wir auch ganze Kreidefelsen zum großen Theil den ersten kleinen und unvollkommnen Thieren der Urwelt verdanken. Wendet man ein, indem man sich einseitig an Gottes Allmacht hält, Gott hätte uns alles Nöthige auch in anderer Weise zu geben vermocht, so führt das zu nichts Anderem, als zu jener total entgegengesetzten und als vollständig haltlos erwiesenen Anschauung, daß Gott die Welt überhaupt ganz willkürlich hätte herstellen können. Soviel steht fest genug, wenn Gott, wie er seinem ganzen Wesen nach nicht anders konnte, eine Kosmopoiesis, die zugleich eine Kosmogonie war, vorzog, so konnte es dabei nicht wohl anders hergehen, als es nach den unleugbar vorliegenden Thatsachen hergegangen ist. Sentimentalität wird diesen Hergang allerdings nicht zu würdigen vermögen. Aber Sentimentalität reicht überhaupt nicht an Gottes Wege hinan. Was streitet gegen die Sentimentalität mehr, daß Gott

unendlich viele Geschöpfe der Macht des Verderbens unterwarf, weil die Erde, oder vielmehr die Menschheit, nicht mehr so war, wie sie sein sollte, oder daß er dasselbe that, weil sie selber noch nicht das Ziel der Vollkommenheit erreicht hatten und die Erde überhaupt noch nicht ihrer Bestimmung entsprach? Statt dem hier vertheidigten Standpunkt eine Hinneigung zum Pantheismus vorzuwerfen, gilt es, sich von dem Materialismus frei zu erhalten, der den unendlichen Vorzug des Menschen vor allen übrigen Creaturen verkennt und nicht zugestehen will, daß das Pflanzen- und Thierleben, daß Alles und Jedes auf der Erde für Gott je und je nur nach seinem Verhältniß zum Menschen Bedeutung und Werth gehabt hat.

Mit alle dem wollen wir uns aber nur den Ausschreitungen, die man sich bei der Herbeiziehung der höheren Geisterwelt hat zu Schulden kommen lassen, entgegengestellt haben. Eine richtige, maßvolle Herbeiziehung legt uns selber derselbe Ausgangspunkt nahe, von welchem aus wir bisher die entgegengesetzte Anschauung vertreten haben. Wir haben im Vorigen nicht blos den Mangel an Entwicklung, der den Urstoffen eigen sein mußte, sondern auch den Selbstbehauptungsdrang, durch welchen die Allmählichkeit ihrer Entwicklung bedingt wurde, zu Grunde gelegt. Dieser Selbstbehauptungsdrang war, wie unschuldig, ja nothwendig und gut auch immer, soweit er in Unterordnung unter dem entgegengesetzten Entwicklungsdrang dem geschöpflichen Sein Halt und Eigenthümlichkeit sicherte, doch im Verhältniß zu diesem etwas Gegensätzliches, was die volle Verwirklichung der schöpferischen Ideen und damit auch die volle Verherrlichung Gottes durch die Schöpfung vorläufig noch nicht zuließ. Er führte die Entstehung von Gebilden herbei, in denen allerdings neben Gottes herrlicher Art auch noch eine andere, nämlich die Art der dunkeln, nichtgöttlichen, von Gott zur Unterschiedlichkeit gesetzten Materie ihren Ausdruck fand, und war in dieser Weise Etwas, woran die Antagonisten Gottes ihre Freude haben, worauf sie auch ihre Hoffnung setzen konnten. Es war ja die Möglichkeit vorhanden, daß derselbe im freien Menschen zum Siege gelangen und dann von da aus in größeren und immer größeren Schwingungen auch in der ganzen übrigen Erdenschöpfung die Herrschaft erringen würde. Wenn er im Menschen den Trieb der Hingebung an Gott so überwog, daß die volle Verklärung unmöglich, daß ein Stillstand der ausgestaltenden Thätigkeit Gottes, ja ein Rückschritt und Zerfall der irdisch-höchsten Creatur nothwendig wurde, so stand zu erwarten, daß Gott sich genöthigt sehen würde, auch die ganze übrige Erdenschöpfung demgemäß vor dem letzten Ziele der Vollendung stille stehen, ja wohl gar auf eine niedere Stufe zurücksinken zu lassen. Von vornherein aber war dieser Drang der

Selbstbehauptung und Selbstheit ganz dieselbe Regung, wie die, welcher die Dämonen eine volle Herrschaft über sich eingeräumt hatten. Und schon insofern wird man sagen dürfen, daß sich in der Art, wie er sich in der Erdenschöpfung geltend machte, noch etwas Höheres andeuten mußte.

Wir können aber noch weiter gehen. Nicht blos die theosophisch gerichteten Theologen, sondern auch Männer wie Schelling und Steffens haben von einer poetischeren, aber auch ernsteren und geistvolleren Naturbetrachtung aus in der Natur entgegengesetzte Principien und geistige Mächte ihr Spiel treiben sehen. Schelling sagt nicht blos, indem er wohl wesentlich dasselbe meint, was wir als Selbstbehauptungs- und Selbsthingebungsdrang bezeichnet haben: „Die Welt zeigt uns durchgängig offenbar zwei in ihrer Wirkung von einander unabhängige Principien, deren eines aller Form und Gestalt zu widerstreben scheint, das andere stets wieder Alles in die Schranke und das Maß zurückführt" *), sondern er drückt sich auch noch stärker aus und behauptet z. B.: „Es liegt der ganzen Natur ein eigentlich Nichtseinsollendes zu Grunde und es ist nothwendig, daß dieses Princip am heftigsten sich entzünde, wo es seiner Ueberwindung am nächsten ist. Wenn im Allgemeinen alle Dinge in der Natur in einem besinnungslosen Zustand sich befinden, so sehen wir jene höchste Classe der Thiere wie im Zustand eines beständigen Wahnsinnes dahinwandeln, in welchen die ungeistige Natur beim ersten Anblick der geistigen geräth. Der Unwille, der Zorn, mit dem das reißende Thier auch das schwache, ganz inoffensive Geschöpf zerreißt, ist der Zorn des seinen eigenen Tod, seinen Untergang fühlenden Princips, das letzte Aufflammen seines Grimmes." **) Steffens aber redet nicht blos in seinen Novellen zu wiederholten Malen von jenem gewaltigen, furchtbaren Geist der Natur, der z. B. in den Eisfeldern der norwegischen Gebirge seine Stätte gewonnen hat und tückisch den Menschen in sein Bereich lockt, um ihn da in's sichere Verderben zu stürzen, sondern er sagt auch in seiner Anthropologie: „Die Natur ist jene unergründliche allgewaltige Offenbarung der Macht Gottes, der den widerstrebenden Geist überwand; sie ist die Stätte seines ewigen Willens, das Gesetz, welches den bösen Geist gefesselt hielt, daß er in ewiger Qual sich windet unter einem ewigen Gesetz. Daher ist in ihr Grauen und Herrlichkeit gepaart." ***) Freilich mag in diesen und ähnlichen Aussprüchen Einiges auf Rechnung einer

*) Sämmtliche Werke, 2. Abth., Bd. II, S. 17.

**) A. a. O., S. 427, vergl. auch Bd. III, S. 201 u. 219; Bd. IV, S. 23.

***) Anthrop., Bd. II, S. 356.

etwas poetischen Ausdrucksweise zu stehen kommen. In der Religionsphilosophie*) erklärt sich Steffens so: „Was wir die zerstörende Macht nennen, war eben selbst in der Natur die innere Vereinzelung der Kraft, die der allgemeinen Ordnung kämpfend entgegentrat. Jetzt, da die Ordnung die Empörung der Kräfte besiegt hat, erscheinen sie nur als solche, d. h. Naturmächte, die der Nothwendigkeit der Verhältnisse unterworfen sind, diesen gehorchen müssen und die strenge Zucht des Alls geistig in der Wissenschaft offenbaren." Aber mag es sich damit auch verhalten, wie es will: eine blos poetische Ausdrucksweise ist es offenbar nicht, wenn wir den Geldgeiz, den Ehrgeiz und die Wollust Dämonen nennen. Es hat ja sein Recht, wenn wir behaupten, daß diese Gebrechen auf dem sittlichen Gebiete auf Satan und die Dämonen zurückgehen, ja das Element sind, in welchem sie ihr Wesen treiben. Und so dürfte es auch berechtigt, biblisch berechtigt sein, wenn wir annehmen, daß diejenigen Regungen im Gebiete der Natur, die in den höheren Geistern culminiren, in ihnen auch ihren eigentlichen Halt, so zu sagen ihren Angelpunkt haben, von wo aus sie immerdar in Bewegung gesetzt, belebt oder entflammt werden. Wir lesen Offenb. 14, 18 von einem Engel, der Macht hat über das Feuer, und Offenb. 16, 9 von einem Engel der Wasser, und wenn darunter auch nur die Repräsentanten von mehreren ähnlichen Engeln zu verstehen sind, die als solche zugleich noch mehr als das physische Feuer oder als das eigentliche Wasser unter sich haben, so liegt doch in dieser Ausdrucksweise immerhin die Andeutung, daß auch das Feuer und das Wasser das, was sie jetzt den Absichten Gottes gemäß ausrichten müssen, unter Leitung und Einfluß von Engeln thun**). Selbst Hengstenberg, der sehr geneigt ist, in diesen Engeln blos ideale Gestalten zu sehen, muß zu Offenb. 16, 5 bemerken: „Das ‚ach Herr, mein Gott, das kommt von dir, du, du mußt Alles thun' schließt nur jede selbstständige Mitwirkung aus: Gott bedient sich auch bei diesem Geschäft, bei der Spendung und Entziehung alles dessen, was zu des Lebens Nothdurft gehört, seiner dienstbaren Geister (Hebr. 1, 14), in deren Hand sogar die Naturwirkungen (vgl. Hebr. 1, 7)." Damit stimmt es, daß auch die gesundende Wirkung des Teiches Bethesda (Joh. 5, 4) auf einen Engel zurückgeführt wird, welcher zeitweise herniederfuhr und das Wasser bewegte. Wie jetzt, so darf man wohl auf Grund dieser Thatsachen im Sinne der Schrift schließen, so werden die Naturkräfte von Anfang an

*) Bd. I, S. 351.

**) Vergl. Hahn, Theol. d. N. Test.'s, Bd. I, S. 305.

einen Zuſammenhang mit der höheren Geiſterwelt gehabt haben, und zwar, wie die fügſamen, Gott zuſtrebenden einen mit den guten Engeln, ſo die widerſtrebenden, ſo lange ihnen noch ein freier Spielraum gewährt war, einen mit den Dämonen, — und es wird bei dem Schöpfungswerk in der That darauf angekommen ſein, wie die der göttlichen Ausgeſtaltung widerſtrebenden Elemente der Materie ſelber, ſo auch ihre geiſtigen Vertreter, die Dämonen, immermehr zu beſchränken, zurückzudrängen und zu feſſeln.

Wem die höhere Geiſterwelt wirklich Leben und Wahrheit hat, dem wird es keinenfalls wahrſcheinlich ſein, daß dieſelbe je ganz außerhalb des ſonſt ſo eng in einander greifenden Schöpfungs-Organismus geſtanden habe. Er wird am wenigſten glauben können, daß jene höheren Weſen bei dem großartigen Schöpfungswerke Gottes weiter Nichts als müßige Zuſchauer geweſen ſind.

Drittes Capitel.

Die ausgeſtaltende Schöpfung, 1 Moſ. 1, 3 bis 2, 3.

§ 22.

Das Sprechen Gottes.

Die die Urſubſtrate ausgeſtaltende göttliche Schöpferthätigkeit vollzog ſich nach der Darſtellung in 1 Moſ. 1 in der Weiſe, daß Gott ſprach und es geſchah*). Statt noch mit den Alten die Großartigkeit dieſer Darſtellung zu bewundern, die namentlich bei dem erſten: „Und Gott ſprach, es werde Licht, und es ward Licht", auf der Hand liegt und ſich ſelbſt Männern wie Longinus und Libanius aufdrang — die Stelle bei dem Erſteren (*περὶ ὕψους*, c. IX, § 9) ſoll freilich unecht ſein —, hat man in neuerer Zeit, hat z. B. auch Jac. Grimm (in ſeiner Abhandlung vom Urſprunge der Sprache) eine Vermenſchlichung Gottes darin gefunden; den leibloſen Gott redend einführen könne nur „eine Sage, die für die Dunkelheit der Vorzeit eines gangbaren Bildes ſich bediente". Zugegeben aber auch, daß der Ausdruck „Gott ſprach", bis zu einem gewiſſen Grade bildlich und inadäquat ſei, ſo iſt er doch nachweisbarerweiſe vollkommen berechtigt. Für die genauere Erwägung dürfte zuletzt kein einziger menſchlicher Ausdruck ganz und völlig treffend an die göttlichen Geheimniſſe hinanreichen, und die

*) Der Talmud hat es bedeutſam gefunden, daß ſich das „Und Gott ſprach", וַיֹּאמֶר, zehnmal in der Schöpfungsgeſchichte wiederholt. Zehn Worte, welche die phyſiſche Schöpfung begründen, und zehn Worte oder Gebote, welche die Grundlage der ſittlichen Schöpfung in Iſrael ſind, — es wäre das in der That eine ſchöne Parallele. Wenn man aber ſieht, daß das neunte וַיֹּאמֶר (V. 28) blos den Segensſpruch am ſechsten Tag einleitet und nichts Anderes iſt, als das לֵאמֹר vor dem Segensſpruch des fünften Tages, alſo ebenſo wenig wie dies mitgezählt zu werden verdient und daß das zehnte וַיֹּאמֶר (V. 29) gar blos die Speiſeverordnung hinter ſich hat, ſo kann die Zehnzahl hier wohl für Nichts mehr als für eine Zufälligkeit gehalten werden.

Aufgabe kann daher nur die sein, den noch am meisten bezeichnenden und verständlichen zu wählen. Was wollte, was mußte der heilige Schriftsteller sagen? Wir nach unseren vorangegangenen Erörterungen (§ 15 u. 16) können nicht anders erwarten, als daß Gott nun, nachdem er die Substrate geschaffen hatte, nicht noch in derselben Weise fortfahren, nicht noch völlig Neues zu dem schon Vorhandenen hinzufügen, sondern das Vorhandene zur Entwicklung befähigen, anregen, bewegen, so zu sagen auffordern werde. Auf den grundlegenden Schöpferact des mit seinem Ich zugleich das Nicht-ich setzenden Gottes mußte nun die ausgestaltende Thätigkeit des zum Nicht-ich in Beziehung gesetzten und sich an das Nicht-ich, an das kosmische Sein wendenden göttlichen Ich's folgen. Und etwas Aehnliches, ja wesentlich dasselbe muß der heilige Autor wohl wirklich haben folgen lassen wollen. Alle Schöpfungen, die er fortan darstellt, sind — selbst das Licht gehört dahin — in Wahrheit nur solche, die an dem vorhandenen Substrat ihre Grundlage haben und auf Gottes Geheiß aus demselben gewissermaßen hervorwachsen; das Hervorgehen oder Hervorgebrachtwerden mehrerer wird sogar ausdrücklich hervorgehoben. Welche Darstellungsweise war denn da nun am zutreffendsten? Diejenige in den indischen Veden, die v. Bohlen großartiger und erhabener gefunden hat, wo es heißt: „Es" (die allgemeine Urkraft, also das große unbestimmte Es) „dachte, ich will Welten schaffen, und sie waren", hätte hier schon darum nicht gepaßt, weil sie den großen bedeutsamen Unterschied zwischen der grundlegenden und ausgestaltenden Schöpfung, der, wo es sich um die wahre Schöpfung eines persönlichen, von der Welt verschiedenen Gottes handelt, unerläßlich ist, ignorirt*). Das „Gott dachte" wäre aber auch selbst dann noch, wenn es wirklich erst in Folge eines Ur-Actes, wie er 1 Mos. 1, 1 angedeutet ist, gebraucht wäre, ganz ungeeignet gewesen; es würde nicht, wie es gesollt hätte, auf eine Ausgestaltung, sondern auf eine Neusetzung geführt haben. Und ebenso verhält es sich mit dem „Gott wollte", welches der arabische Bibelübersetzer vorgezogen hat. Wenn ausgedrückt werden sollte, daß Gott nunmehr die Beziehung auf das Vorhandene nehme, daß er sich an dasselbe wende, daß er zur Bewegung und Entwicklung anregend an dasselbe hinantrete, so paßte in der That nur „Gott sprach". Denn

*) In den Veden ist zwar auch von dem Schöpfungswort Brahma's die Rede, von der Göttin Vâch (vgl. v. Bohlen, Das alte Indien, Bd. I, S. 159 f. u. 212); doch überwiegt die Idee des schaffenden Gedankens Gottes (vgl. Tuch, Commentar zur Gen., S. 5 ff.). Die zoroastrische Religion dagegen hebt das *weltschaffende* Wort, Honover, ähnlich hervor wie die biblische.

wenn er spricht, so liegt darin, daß er will gehört sein, daß er auf Solche rechnet, die ihn hören können, und Solche hat, die ihn hören werden.

Es beruht wohl auf einem Versehen, wenn Weiße*) behauptet, daß auch der Verfasser des vierten Esrabuches das Sprechen Gottes als einen Befehl gedeutet habe, welcher an die bereits geschaffenen Creaturen ergeht, das neue von Gott beabsichtigte Gebilde hervorzubringen. Wenigstens in Cap. 6, worauf sich Weiße zu beziehen scheint, liegt dies nicht. Indeß liegt doch diese Deutung, wenn anders nur unter dem Befehl zugleich eine Befähigung verstanden wird, so nahe, sie ist so wenig gesucht, daß man sich nach einzelnen Gewährsmännern für sie gar nicht erst umzusehen hat. Etwas anders dagegen verhält es sich mit unserer Unterscheidung zwischen dem grundleglich schaffenden Gott in 1 Mos. 1, 1 und dem ausgestaltend sprechenden Gott in 1 Mos. 1, 3 ff., zwischen dem mit seinem Ich zugleich das Nicht-ich setzenden Gott und dem zum Nicht-ich in Beziehung gesetzten Gott. Allerdings haben sich vor Allem zu ihr je und je gewichtige Autoritäten bekannt. Indem z. B. Luther das Schöpfungswerk zu der ganzen Trinität in Beziehung setzte, erklärte er die Urschöpfung 1 Mos. 1, 1 für das Werk des Vaters, das schöpferische Sprechen für das Werk des Sohnes, der Joh. 1, 1 ausdrücklich als das Wort bezeichnet sei, das für gut befindende Ansehen, das Anerkennen des Geschaffenen für das Werk des heiligen Geistes. Aber es ist keine Frage, daß man so erst auf Grund einer Speculation unterscheiden konnte, die nach dem allmählichen Entwicklungsgange der Offenbarung dem heiligen Autor von 1 Mos. 1 noch fremd gewesen ist. Das Fürgutbefinden übrigens speciell Gott als heiligem Geiste beizulegen, ist man, obwohl schon Augustin damit voranging, so gewiß nicht berechtigt, als die Schöpfung nicht blos in Beziehung auf ihn, sondern in Beziehung auf jede der drei göttlichen Hypostasen geschaffen ist. Sache Gottes als Geistes war es vielmehr, als Princip des Lebens das durch das Wort Werdende lebenskräftig zu durchdringen und zu erfüllen.

Wenn das schöpferische Sprechen Gottes in 1 Mos. 1 wirklich eine Schwierigkeit macht, so sicher nur der Naturwissenschaft gegenüber. Zwar haben wir bereits gesehen, daß die Naturwissenschaft haltlos ist, wenn sie, in materialistischen Anschauungen befangen, jeder höheren Kraft entbehren zu können meint und dafür hält, daß die Urstoffe schon vermöge der bloßen Schwere und Undurchdringlichkeit alle die Verbindungen hätten eingehen und all' die Gestaltungen hätten herstellen müssen, welche allmählich zu Stande

*) Philos. Dogmat., Bd. II, S. 47.

kamen, und ebenso haltlos, wenn sie, in den Pantheismus verstrickt, zwar eine höhere Kraft im Allgemeinen, aber nicht diejenige eines persönlichen Gottes zuläßt. Allein ein solch anordnendes Hinzutreten Gottes, durch welches Etwas bewirkt wurde, was die Urstoffe nicht schon aus sich selber zu erzeugen vermochten, und zwar ein wiederholentliches, scheint sie selbst von einem theistischen Standpunkt aus nicht zugeben zu können. Nur zu einem stillen, allmählichen Werden der Welt aus sich selber scheint sie sich verstehen zu dürfen. Und wenn sie dasselbe auch wirklich nicht überall anschaulich zu machen vermag, so scheint sie es doch voraussetzen zu müssen. Ohnedem würde ihr Object etwas über ihre Kraft und Aufgabe Hinausgehendes haben. Wenn indeß nur erst das Eine feststeht, daß die Urstoffe nur durch die Wirkung Gottes hervorgerufen und in Bewegung gesetzt sind, so wird auch in Betreff des Uebrigen eine Verständigung möglich sein.

Wir werden freilich die Worte, welche Gott 1 Mos. 1 spricht, nicht für eine bloße Anzeige deß, was die den Urstoffen von Anfang an mitgetheilte Kraft zu wirken eben im Begriff war, für eine nachträgliche und leere Willenserklärung halten dürfen. Der heilige Autor hat in ihnen offenbar etwas ganz Anderes und etwas viel Größeres gesehen, und die Bibel hat von Gottes Wort überhaupt eine ganz andere Vorstellung. Da gilt es: er spricht und es geschieht, er gebeut, so steht es da; d. h. die Worte bringen selber das zu Stande, was sie anordnen, sie sind voller Kraft und Leben (Ps. 33, 9; 148, 5; Jes. 55, 10; Matth. 8, 8; Luk. 7, 7 u. a. m.). Der Psalmist fügt zu dem: „durch das Wort des Herrn sind die Himmel gemacht", eigens hinzu: „und durch den Hauch seines Mundes all ihr Heer", und macht durch diesen zweiten Ausdruck „Hauch des Mundes" auf die dem Worte innewohnende Kraft, auf den damit verbundenen Lebensothem ausdrücklich aufmerksam. Keineswegs aber ist es uns verwehrt, uns schon die erste und ursprüngliche Mittheilung jener Kraft, welche die Entwicklung und Ausgestaltung der Urstoffe bedingte, welche sie in Bewegung setzte und zur Verbindung mit einander veranlaßte, uns schon diesen ersten Act und Anfang der ausgestaltenden Schöpferthätigkeit Gottes als ein Wort Gottes, welches an das durch die grundlegende Schöpfung Geschaffene gerichtet wurde, zu denken und dann überhaupt Gottes entwickelnde Thätigkeit mit seinem in 1 Mos. 1 berichteten Sprechen zu identificiren. Es ist ja allerdings wahr, jene erste Erregung der Entwicklung ging keineswegs, wie das erste Schöpferwort Gottes, unmittelbar und speciell auf die Entwicklung des Lichtes, ging überhaupt nicht auf etwas Einzelnes, sondern *war eine* Erregung der Entwicklung überhaupt und tendirte, wie auf die

Erzeugung des Lichtes, so auch auf diejenige aller folgenden Bildungen. Man könnte demnach wohl behaupten, daß es mit der einmaligen Ausrüstung, so zu sagen Organisirung der Urstoffe, die kaum von der ersten Schöpfung derselben selbst zu trennen, genug gewesen sei. Scheint doch auch die Annahme, daß sich das wunderbare Eingreifen Gottes, so zu sagen nachbessernd, immer von Neuem wiederholt, daß es sogar, blos um ein und dasselbe Gebilde, z. B. das der Pflanzen oder der Thiere, wenn die großen vernichtenden Katastrophen der Urwelt über dasselbe ergangen waren, von Neuem hervorzubringen, mehrere Male stattgefunden habe, der Gottheit kaum würdig*). Allein keinenfalls wäre, damit wir dies zunächst erledigen, die entgegengesetzte Vorstellung, daß Gott die Urstoffe nach ihrer ersten und einmaligen Ausrüstung sich selber überlassen und sich für seinen Theil alsbald in den Ruhestand zurückgezogen habe, für ihn ehrenvoller. Wie die vorherige dem Tadel Burmeister's verfallen ist, so diese dem Spotte Vogt's, der, wie wir schon oben anführten, in diesem Sichzurückziehen Gottes ein nachahmungswerthes Beispiel für die constitutionellen Fürsten findet. Nur ein unlebendiger Deismus, der zwischen Gott und Welt überhaupt eine tiefe Kluft befestigt und sich den Ersteren, nach Luther's significanter Ausdrucksweise, gern als den Altvater mit dem Sammetkäppchen in irgend einem entlegenen Winkel des Himmels unter den ihn mit Musik unterhaltenden Engelchören denkt, nicht der lebendige Gottesglaube vermag sich mit dergleichen Anschauungsweisen zu befassen. Aber nicht blos das Interesse der Religion, in Allem, was in der Welt geschieht, Gottes Hand und Wirkung zu sehen, sondern auch der Begriff der Absolutheit Gottes selbst, welche, wenn sie sich behaupten will, die zum Andersein und zu einer gewissen Selbstständigkeit erschaffene Welt in einer ununterbrochenen Abhängigkeit von sich erhalten, immerdar durchdringen und bemeistern muß, nöthigt uns, die Ausgestaltung in ihrem ganzen Verlaufe als eine Wirkung und Thätigkeit des nie rastenden Gottes zu denken. Wer von dem rechten Gottesbegriffe ausgeht, gelangt zu folgender Vorstellung von unserem erhabenen Object und entgeht dadurch ebensowohl der Burmeister'schen Nachbesserung oder Wiederholung als auch dem Vogt'schen Constitutionalismus. Die Kraft, welche Gott den Urstoffen bei der Begründung und Anregung ihrer Entwicklung mittheilte, tendirte in der That auf die Hervorbringung all der Bildungen, durch welche Gott sein Schöpfungswerk als eines, welches seiner würdig wäre, zieren wollte. Aber die Mittheilung dieser Kraft ist nicht für ein vorüber-

*) Vergl. Burmeister, Gesch. der Schöpfung, S. 286.

gehendes Factum zu halten. Wenn selbst die erhaltende Kraft, welche die Animalien gegenwärtig belebt, als ein ununterbrochen von Gott ausströmender Lebensothem zu fassen ist (Ps. 104, 29. 30; Hiob 34, 14. 15 u. s. w.), so erst recht diese schöpferische Macht, die das Vollkommnere zum ersten Mal aus dem Unvollkommnen hervorrief. Die Mittheilung oder Ausströmung dieser schöpferischen Macht war sogar in einem geregelten successiven Fortschritt begriffen. Wenn sie vermöge der ihr von Anfang an eigenen Richtung Alles zur Genüge vorbereitet und eingeleitet hatte, was als Grundlage für die folgende Gestaltungsstufe, z. B. für die Stufe der Vegetabilien und Animalien, und weiterhin für die Stufe des Menschen nöthig war, so trat sie in eine Fülle und Energie ein, d. h. der schöpferisch ausgestaltende Gott strömte sie in einer Weise aus und in die werdende Schöpfung hinein, in welcher sie das Neue zu Stande zu bringen wirklich geeignet war, und ließ sie auch in dieser Qualität so lange fortwirken, als es etwa totale Zerstörungen*) noch unmöglich machten, daß sich die in's Leben gerufenen Bildungen nach dem ihnen anerschaffenen Gesetze aus sich selber fortpflanzten. Und dies fortdauernde Inkraftsetzen, besonders diese Modificirung der ausgestaltenden Schöpferkraft, oder sagen wir lieber, dieses neue Einsetzen derselben in neuer Fülle und neuer Energie sollte wohl das fortgehende oder sich wiederholende Sprechen Gottes in unserem Schöpfungsbericht hinreichend zu rechtfertigen vermögen.

Die Frage, ob wir die Entstehung all der verschiedenen Arten und Abarten der Organismen blos auf die Wirkung von abwandelnden Kräften, im Bunde etwa mit dem dem Geschaffenen innewohnenden Entwicklungsdrange, oder auf die Fortdauer der unmittelbar aus dem allgemeinen Substrat neue Bildungen hervorbringenden, zur rechten Zeit immer wieder neu einsetzenden Schöpferthätigkeit zurückführen sollen, findet in der Bibel keine Beantwortung. Die Darstellung in 1 Mos. 1 redet allerdings ausdrücklich genug davon, daß Gott nicht irgendwelche, sondern diejenigen Pflanzen und Bäume, welche fortan die Erde schmückten, daß er auch diejenigen Fische und Vögel und übrigen Thiere, die sich fortan erhielten, geschaffen, und zwar in ihren verschiedenen Arten wirklich geschaffen habe; allein sie durfte das auch dann, wenn die Artenverwandlungs-Theorie wirklich einiges Recht hätte; sie durfte es mit demselben Recht,

*) Je mehr Eingang aber die Darwin'sche Artenverwandlungs-Hypothese findet, desto weniger wird die Naturwissenschaft geneigt sein, totale Vernichtungen der einmal hervorgetretenen Organismen anzunehmen.

mit welchem sie nicht blos Adam selber, sondern auch seine Nachkommen als Geschöpfe Gottes bezeichnet, also von Gottes schöpferischer Thätigkeit herleitet. Ebenso läßt der Schöpfungsbericht allerdings auch all' die verschiedenen Arten der Pflanzen und Thiere sofort an dem einen ihnen zugewiesenen Schöpfungstage entstehen. Allein wir werden, wie schon früher angedeutet wurde, weiterhin zeigen, daß sich ihm auch sonst, was in Wirklichkeit viel länger dauerte, in die kurze Spanne eines einzigen Tages zusammenzog.

§ 23.

Die Schöpfung des Lichtes, 1 Mos. 1, 3—5.

Finsterniß lagerte auf der unabsehbaren Fluth und der Geist Gottes schwebte überallhin über den Wassern, letzterer, um sich, sobald Gottes Werderuf an die wüsten Elemente erginge, zur lebensvollen Darstellung zu bringen. Und was ist das Erste, was Gott, der Ausgestaltende, welcher Nichts so sehr wie Leben und Licht ist, in und aus und trotz der Finsterniß zu Stand und Wesen bringt? „Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht." Es ist möglich, daß das Licht Anfangs nur noch sehr schwach war und nur äußerst matt auf die Erde hereindämmerte. Ein Menschenauge sieht von dem, was Gott werden läßt und was die heilige Schrift, auf das Wesen der Dinge gerichtet, sofort nach seiner ganzen Wahrheit beschreibt, für's Erste gar oft nur sehr wenig. Aber dennoch, was bis dahin noch nicht göttlich, ja un- oder widergöttlich geschienen hatte, es trug, wie umgewandelt, schon durch diesen ersten ausgestaltenden Act des Herrn plötzlich ein göttliches Gepräge. Es ist wahr, die Gegensätze sind hier sehr scharf gespannt und sehr eng aneinandergerückt: eben noch Nichts als Finsterniß, und nun plötzlich Licht, ein Meer von Licht. Und indem der Verfasser Gottes Wort so kurz, so blitzartig dareinfahren läßt und ebenso kurz und schnell auch den großartigen Erfolg hinmalt: „es sei Licht, und Licht war", — will er sichtlich die Großartigkeit der ausgestaltenden Allmacht Gottes möglichst kräftig hervortreten lassen, davon ausgehend, daß es Gott überhaupt ein Kleines sei, Alles und Jedes, und wenn es uns auch noch so unüberwindlich, noch so endlos und heillos erscheint, in sein Gegentheil zu wandeln. Allerdings aber kann es ja nicht wohl gänzlich an den

Grundlagen und Vermittelungen für das Licht gefehlt haben. Wie meint es der heilige Autor, wie mit dem Werden des Lichtes und wie mit dem Licht selber?

Gott konnte nicht sagen: „die Sonne lasse Licht hervorgehen", denn die Sonne wurde nach unserer Darstellung erst am vierten Schöpfungstage geschaffen. Schubert, A. Wagner u. A. haben daher auf den Umstand Gewicht gelegt, der durch die neueren Fortschritte der Naturwissenschaft hinreichend festgestellt sei, daß das Licht keineswegs der Sonne und den Fixsternen ausschließlich zugehört, daß es vielmehr in Allem, was Gott geschaffen hat, schlummert und durch Berührung, Bewegung, Lebensanregung leicht hervorgelockt werden könne. Nicht blos der Verbrennungsproceß, sondern auch die Erscheinungen der Elektricität, namentlich das Nordlicht, seien ein Zeugniß davon. Schubert u. A. sind auf Grund deß geneigt gewesen, sich das vor der Sonne erschaffene Licht als ein von der Erde ausgehendes zu denken. „Sollte vielleicht", hat Schubert gefragt*), „jedes Polarlicht, das wir ein Morgenroth des Nordens nennen, noch der letzte Abendschein eines untergegangenen Weltentages sein, an welchem die ganze Erde von einer Lufthülle umflossen war, aus welcher die elektro-magnetischen Kräfte in einem ungleich anderen Grade als aus dem Nordlichte hell herabstrahlten und mit diesen zugleich auch belebende Wärme, fast in ähnlicher Weise als jetzt die leuchtende Dunsthülle der Sonne?" Hätte der Verfasser aber wirklich an eine Lichterzeugung der Erde selber gedacht, so hätte er damit nicht, wie er doch in V. 5 thut, den gewöhnlichen Wechsel von Tag und Nacht, wie er noch heute besteht, verbinden können. Auch traut man ihm in dieser Weise eine Bezugnahme auf Dinge zu, deren Kenntniß ihm nur durch ein unmotivirtes Wunder hätte zukommen können, ja man läßt ihn etwas ganz Anderes sagen, als was er nachweisbarerweise wirklich sagen will, Etwas, was zu dem ihm durchweg vorschwebenden Zweck nicht paßt, was für ihn nicht einmal eine Bedeutung hat. Sein Zweck ist es durchgehends, dasjenige von Gottes Urhebung abzuleiten und als von Gott geordnet, von Gott für die Dauer eingesetzt darzustellen, was noch heute Bestand hat und noch heute nicht für die Wissenschaft, sondern für das Leben in Betracht kömmt. Er kann mit dem Licht nur dasjenige meinen, welches uns noch heute leuchtet, und wenn Gott es ansieht und für gut befindet, so liegt darin die ausdrückliche Erklärung, daß Gott es für geeignet hält, der für den Menschen geschaffenen Welt zu verbleiben; wenn er es als Tag be-

*) *Weltgeb.*, S. 218.

zeichnet, so sagt er damit nichts Geringeres, als daß er es dauernd als Tag in das Schöpfungsganze eingeordnet haben wolle.

Wenn Gottes Wort: „Es werde", oder „es sei Licht!" nicht die Sonne auffordern konnte, ihr Licht leuchten zu lassen, so ergeht es doch auch nicht speciell an die Erde, sondern schafft da das Licht, wo es fortan immerdar zu finden war, in den oberen, den Aetherregionen, und zwar mittelst des Aethers selber. Zwar zieht der Verfasser den Aether, den er ja überhaupt nicht ausdrücklich nennt und vielleicht gar nicht bestimmter von der Luft unterscheidet, ebenso wenig wie irgend ein anderes Medium ausdrücklich in Betracht*). Allein wäre er nicht der Meinung gewesen, daß Gott von den vorhandenen Substanzen wenigstens irgendwelche in Anspruch genommen hätte, so würde er ihn nicht schon, statt einfach schaffend, sprechend eingeführt haben. Auch Knobel versteht — und fast alle Ausleger sind mit ihm darüber einverstanden — unsere Darstellung dahin, daß Gott das Licht nicht unabhängig geschaffen, sondern aus der Finsterniß der noch ungeordneten Massen hervorgerufen habe. Und schon der Apostel Paulus bezeichnet mit Beziehung auf unseren Schöpfungsbericht Gott als Den, welcher angeordnet habe, daß das Licht aus der Finsterniß aufleuchte: *ὁ θεὸς ὁ εἰπὼν ἐκ σκότους φῶς λάμψαι* (2 Kor. 4, 6). Von den bereits vorliegenden Substanzen aber konnten keine so sehr in Betracht kommen, wie diejenigen in der nachherigen Lichtregion selber, d. i. die feineren und feinsten aller Stoffe, welche zur Lichterzeugung am ehesten geeignet waren und noch heute lichtvoll über der Erde schweben, ja wegen ihres Lichtes, ihrer Hellig-

*) Wenn Keerl S. 334 behauptet, daß sich der Ausdruck „Es sei Licht!" schon an sich nicht auf ein absolutes Schaffen des Lichtes beziehen lasse, so vermag ich nicht einzusehen, warum nicht. Ebenso wenig kann ich ihm in seine wunderbaren Phantasieen folgen, wonach das Licht durch Gottes Werderuf ein- für allemal aus der „im Wasser abymirten Finstererde" hervorgelockt, in die Gestalt einer Lichtsphäre, welche zunächst die Erde umgab, gebracht und später mit der Sonne verbunden sei. Es ist eine Verdrehung des klarsten Schriftwortes, wenn Keerl trotz V. 5, wo es ausdrücklich heißt: es war Abend und war Morgen, ein erster Tag, behauptet, daß es zunächst (bis zum vierten Schöpfungstage) noch keinen Wechsel von Tag und Nacht gegeben habe, daß die Scheidung von Licht und Finsterniß zunächst nur eine zwischen der Lichtsphäre und der an sich finsteren Erde bedeute. — Verfehlt ist es auch, wenn M. de Serres in dem Umstande, daß es nicht heißt „Gott schuf" oder „machte das Licht", sondern „es werde Licht und es war Licht", die von der neueren Naturwissenschaft bestätigte Anschauung findet, daß das Licht kein besonderer und bestimmter Körper, sondern nur eine Schwingung des Aethers ist. Das „es werde Licht!" würde zu der Anschauung, daß das Licht eine besondere Substanz sei, *gerade ebenso gut* passen.

keit geradezu zu Helligkeit, αἰθήρ heißen. Daß wir uns dieselben trotzdem, daß der Verfasser sie nicht ausdrücklich genannt hat, vielleicht auch nicht bestimmter hat nennen können, als bereits vorhanden denken müssen, haben wir bereits in § 12 gezeigt.

Halten wir aber auch nur die angedeutete Oertlichkeit des Lichts fest, so gibt sich uns auch schon von da aus von vornherein eine schöne Ordnung im Sechstagewerk zu erkennen. Gott beginnt seine ausgestaltende Thätigkeit in den höchsten Regionen und steigt von da Schritt für Schritt immer weiter herab. Nachdem die Finsterniß über der Fluth in Licht verwandelt ist, werden die Wasser geordnet, und zuletzt kömmt das Festland daran.

Wir müssen indeß unsern Autor noch genauer zu verstehen suchen. Seine Meinung ist nicht die, daß Gott den ganzen großen Raum um die Erde her helle gemacht habe. Gott ließ nach ihm das Licht nicht in der Weise aus der Finsterniß aufleuchten, daß der Finsterniß daneben gar kein Bereich verblieben wäre, und wiederum auch nicht so, daß sich der erleuchtete Theil der Erde immerdar des Lichtes erfreut hätte. Mit dem Lichte trat der Wechsel von Tag und Nacht ein. „Es war Abend und war Morgen." Wie sollen wir uns diesen Wechsel denken? Hengstenberg hat gemeint*), derselbe habe dadurch stattgefunden, daß das vor seiner Concentration zu Lichtkörpern als Aether verbreitete Licht periodisch sich ausdehnte und zusammenzog. Aber wie wäre das möglich gewesen, wie ohne eine ganz besondere wunderbare Einrichtung Gottes, welche vorläufig hätte getroffen und später wieder aufgehoben werden müssen, wovon sich in unserer Darstellung keinerlei Andeutung findet! Ohne Zweifel richtiger hielt schon Luther**) dafür, daß jenes erste Licht ein wahres Licht gewesen sein, welches sich, wie nachher das Sonnenlicht um die Erde herumbewegte (wir auf unserm Standpunkt würden sagen, herumzubewegen schien). Im Buche Hiob Cap. 3, 3 ff. deutet sich uns die schöne und großartige Anschauung an, daß die Tage und Nächte des Jahres wie Gestalten, die eine jede ihr bestimmtes Bereich haben, in einem ewigen Reigentanze über die Erde hinwandeln, die ersten des Sonnenglanzes, die andern des Sternenkranzes von Oben bedürftig,

---

*) Evang. Kirch.-Zeitung 1841 Nr. 38, S. 297. Aehnlich schon Basilius, Hexaem. Hom. II, p. 20 ed. Garn.

**) Enarr. in Gen. ed. Erl. p. 26: »fuisse illam lucem veram, quae motu circumferretur, sicut solis lumen circumfertur: quanquam non fuit tam clara et splendida lux, qualis postea fuit, cum lumine solis aucta, ornata et perpolita est«.

ohnedem der Macht der Finsterniß von Unten verfallend, aber immerhin schon an sich Inhaber eines bestimmten Bereiches. Als über die Erde hinwandelnde Bereiche sind Tag und Nacht, Licht und Finsterniß ohne Zweifel auch nach unserm Verfasser und zwar sogleich vom ersten Anfang an zu denken und konnten sie von ihm, wenn er das Licht von einer Art beweglichen Lichtnebels, so zu sagen von einem großen Lichtgewölk ausgehen sah, in der That sehr wohl gedacht werden. Das Wort „es werde Licht" schafft in einem bestimmten Theile des die oberen Gewässer umgebenden Raums Licht und macht Tag für die Erde so lange, als gerade dieser Theil über der Erde lagert, läßt dagegen die Finsterniß in dem andern Theile bestehen und durch ihn und mit ihm die Nacht über die Erde heraufziehen.

So gefaßt tritt dieses erste Schöpferwort abermals in ein schönes Verhältniß zu den folgenden. Wie es selber vor Allem eine Scheidung zu Stande bringt, und zwar nicht blos eine zeitliche zwischen Tag und Nacht, sondern auch eine räumliche zwischen dem Licht- und Finsternißbereich über der Erde, so zielen auch die beiden zunächst folgenden auf Scheidungen, auf räumliche Sonderungen ab; das zweite schafft das Firmament, um die oberen von den unteren Wassern zu trennen; das dritte sondert die unteren Wasser vom Festlande. Es werden vor Allem die großen allgemeinen Regionen abgegrenzt, die sich dann in der zweiten Hälfte des Sechstagewerks mit Einzelwesen anzufüllen haben. Die Reiche des ersten Tages, die des Lichts und der Finsterniß, werden am vierten mit der Sonne und den Gestirnen besetzt, die des zweiten, die oberen und die unteren Wasser, am fünften mit den Vögeln und Fischen; das Bereich des dritten Tags, das Festland, wird am sechsten mit den Thieren, die auf ihm leben, und mit dem Menschen versehen.

Wir gehen zunächst noch mit wenigen Worten auf die übrigen Bemerkungen ein, welche unser Autor über die Lichtschöpfung gibt. „Und Gott sah", fährt er in V. 4 fort, „das Licht, daß es gut sei." Wenn es uns auch natürlicher ist, dafür zu sagen: Gott sahe, daß das Licht gut sei, so drückt doch die hebräische Stellung der Worte entschiedener aus, daß Gott das Licht eigens zum Gegenstand seines untersuchenden Sehens gemacht habe, daß also die Lichtbildung ein Gegenstand seiner größten Sorgfalt gewesen sei. Die Hauptsache aber ist, daß Gott das Licht, wie es durch sein Wort und seine Kraft zu Stande kam, wirklich gut, seinem Zwecke (nämlich seiner Verherrlichung durch die Welt) wirklich angemessen, zu dem großen Ganzen seiner Schöpfung wirklich passend gefunden hat. Es liegt darin die Bürgschaft, daß er es uns, so lange wir seiner bedürfen, nicht wieder

nehmen wird. Daß Gott blos das Licht für gut befindet, nicht auch die Finsterniß, erklärt sich einfach daraus, daß die letztere blos ein Werk seiner grundlegenden Schöpferthätigkeit ist und der Welt nur in ihrer Unterschiedlichkeit von ihm eignet, daß sie unmittelbar und an sich selber zur Verherrlichung Gottes nicht beiträgt und daher auch, je mehr Gottes ausgestaltende Thätigkeit Alles durchdringt und zum Ziele gelangt, weichen, ja aufhören muß (vergl. § 20), daß sie sich eines vorläufigen Bestandes nur darum erfreut, weil die in den Werdeproceß verschlungenen Creaturen ihrer noch nicht zu entbehren vermögen. Daß Gott nicht das ganze Werk des ersten Tages, nämlich die Scheidung von Licht und Finsterniß, die Ordnung von Tag und Nacht, gutheißt, hat seinen Grund darin, daß diese Scheidung oder auch diese Ordnung noch nicht vollendet ist, sondern erst am vierten Tage durch die Schöpfung der Sonne und übrigen Gestirne ihren eigentlichen Halt und Abschluß erlangt.

Als eine Folge des Fürgutbefindens berichtet der Verfasser das Scheiden zwischen Licht und Finsterniß. „Und Gott schied zwischen dem Licht und der Finsterniß." Wenn nämlich auch Licht und Finsterniß schon von selber geschieden, ja einander entgegengesetzt waren, so waren es doch darum noch nicht ihre Bereiche, weder die räumlichen, noch die zeitlichen. Erst als das Licht wirklich gut war, konnte es die Finsterniß in seinem Gebiete völlig überwinden, seinen Raum ganz einnehmen, konnte es auch den Tag wirklich zum Tage machen und von der Nacht bestimmt unterscheiden. Besonders hat der Verfasser wohl an das letztere, an die Unterscheidung der zeitlichen Bereiche gedacht. Denn er fährt in V. 5 sogleich fort: „Und Gott nannte das Licht Tag und die Finsterniß nannte er Nacht", und deutet damit an, als was Gott Licht und Finsterniß für die Dauer in das große Schöpfungsganze eingeordnet sehen wollte: — eine Notiz, die bei der Unbestimmtheit, mit der von der Scheidung soeben geredet wurde, sehr zweckmäßig ist. Der Name, den Gott gibt, ist der Natur der Sache nach keine äußerliche Bezeichnung, sondern hebt das Wesen hervor; in und mit dem Wesen aber ist die Zweckmäßigkeit, also auch die Nothwendigkeit des Bestandes verbürgt.

Das zum Schlusse jedes Schöpfungswerkes wiederkehrende: „Es ward aus Abend und Morgen ein erster, zweiter u. s. w. Tag", will wohl nicht blos ausdrücken, daß jedes ein Tagewerk gewesen sei, sondern, wie es dazu dient, die Scheidung zwischen dem, was den verschiedenen Tagen angehört, recht bestimmt zu vollziehen, so deutet es auch in seiner Wiederholung an, daß bei der Schöpfung ein jeder der Tage sein besonderes Werk gehabt, ein jeder auch an seinem Theile zur Vollendung des Ganzen mitbeigetragen

habe. Es frägt sich nur, wie der Verfasser schon vom ersten Tage sagen konnte, er sei aus Abend und Morgen (genauer, es sei Abend und Morgen und in Folge deß Ein Tag) geworden. Weil dem ersten Lichtwerden kein Abend mit einer Nacht im gewöhnlichen Sinn vorhergegangen sei, haben manche Neuere eine ältere Erklärung*) wieder aufnehmen zu müssen gemeint, wonach zu übersetzen wäre, nicht: Und es war (nämlich bevor es licht wurde), sondern: es wurde (nämlich nach der Lichtschöpfung) Abend und es wurde Morgen, Ein Tag. Die Tage, behaupten sie, seien hier nicht, wie gewöhnlich bei den Hebräern und vielen andern alten Völkern, vom Abend, sondern vom Morgen abgerechnet, und reichten demnach auch bis an den nächsten Morgen hinan. Allein dies: „es war Abend", diese im Folgenden von dem gewöhnlichen Abend- und Nachtsein gebrauchte Ausdrucksweise wird uns in Beziehung auf die dem Licht vorangegangene Urfinsterniß leicht weniger ungeeignet erscheinen, sobald wir uns nur wirklich auf den Standtpunkt unsers Autors versetzen. Man meint, es habe da kein Abend stattgehabt, weil kein Hellsein vorausgegangen sei. Aber die Finsterniß des Geschaffenen war doch sicher erst mit der Schöpfung eingetreten. Vor derselben, wenn da überhaupt von einem Vor die Rede sein darf, war blos Gott gewesen, und Gott ist ein Licht und wohnt in einem Licht, dazu Niemand kommen kann. Man nimmt ferner leicht an — und mehrere von den Vertretern der erwähnten Ansicht haben, wie wir weiter unten zu berücksichtigen haben werden, ein besonderes Interesse, diese Annahme geltend zu machen —, die Urfinsterniß habe unverhältnißmäßig viel länger als eine gewöhnliche Nacht gedauert, und zwar auch nach unserem Verfasser. Aber ein Autor, dem die großen Schöpfungswerke Gottes als bloße Tagewerke erschienen, konnte auch die Zeit der vorangegangenen Finsterniß, die den Urstoffen gleichsam noch zur Ruhe vor der Arbeit vergönnt wurde, für eine kurze Nachtfrist halten. Außerdem macht Delitzsch für jene Auffassung geltend, die betreffenden Worte schlössen sich so eng an das Vorhergehende an und ließen so wenig ein Zurücktreten in die Zeit vor der Lichtschöpfung erkennen, daß sie nicht gut anders als von dem, was auf die Lichtschöpfung folgte, verstanden werden könnten. Aber wenn sie davon auch im Ganzen handeln, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß der erste Theilsatz etwas Zurückgreifendes hat, und die Uebersetzung: es war, statt es wurde, Abend — eine Uebersetzung, die wenigstens ebenso berechtigt ist, wie

*) Sie findet sich schon bei J. Philoponus (De mundi creat. II, 18), in neuerer Zeit bei Hofmann, Kurtz, Nägelsbach und Delitzsch.

die andere, ja leicht noch mehr für sich hat — wehrt jedem Mißverständniß. Ferner hebt Delitzsch hervor, daß noch eben bei dem Benanntwerden das Licht und der Tag der Nacht vorangehe, woraus man ja sehe, daß im Sinne des Berichts nicht die Nacht, sondern der Lichtesanbruch Tagesanfang sei. Allein diese Voranstellung hat einfach darin ihren Grund, daß vom Licht oder Tag zuerst die Rede sein mußte und auch wirklich von V. 3 ab gewesen war, ehe die Finsterniß als Nacht eingesetzt werden konnte, daß zudem auch die Einsetzung und Sicherung des Lichts als Tages nach dem Zusammenhang entschieden im Vordergrunde stand. —

Nicht genug aber, daß die Beweise für die bestrittene Auffassung nicht genügend sind, es gibt auch Etwas, was entschieden gegen sie spricht. Es ist nicht blos der Umstand, daß eine von der gewöhnlichen Art, den Tag zu rechnen, abweichende in unserer Darstellung unwahrscheinlich ist, sondern besonders auch dies, daß, hätte dieselbe hier wirklich statt, das bloße „und es wurde Abend" vollständig genug, ja allein passend und berechtigt gewesen wäre. Das „und es wurde Morgen", mit anderen Worten: der folgende Tag brach an, hätte dann doch sicher erst der Beschreibung des folgenden Tages angehört, und hätte es zur Ueberleitung zu derselben stehen sollen, so hätte es nicht schon vor, sondern erst nach dem: ein erster, ein zweiter u. s. w. Tag, gesetzt werden können. Delitzsch selber bemerkt (Erkl. der Genesis, S. 100), daß schon der Abend die Krisis ist, in welche der eine Tag eingehe und aus der der andere hervorgeboren werde. Bei diesem Sachverhalte haben die älteren Ausleger, z. B. auch die Reformatoren, wie auch Delitzsch erwähnt, darüber, daß die gewöhnliche Weise der Hebräer, den Tag zu rechnen, auch hier statthabe, gar keinen Zweifel gehabt*).

In ältester wie in neuester Zeit hat man daran Anstoß genommen, daß nach der biblischen Darstellung das Licht, ja der Wechsel von Tag und Nacht eher dagewesen sein soll, als die Sonne. Celsus wie Strauß haben darin einen besondern Grund für ihre Angriffe auf die Bibel gefunden. Andere wiederum haben die tiefe Weisheit, die sich darin zu erkennen gebe, bewundert. So sagt z. B. Choulant**): „Nicht weniger Weisheit leuchtet aus der Anordnung der einzelnen Tagewerke selbst hervor. Licht ist das zuerst Hervorgerufene, das die Massen Scheidende; es tritt auf in der Schöpfung

*) Luther bemerkt zu 1 Mos. 1, 5 kurz und gut: »hic notandum est, quod Judaei aliter diem auspicantur quam nos. Ipsis enim dies incipit a vespera et a sole occidente ac finitur in vesperam sequentem. Ebenso Calvin, Batabl. u. A. S. Marlorati Genesis cum cathol. expos.

**) Bei A. Wagner, Gesch. der Urwelt, Bd. I, S. 510.

lange vorher, ehe Sonne, Mond und Sterne (das Werk des vierten Tages) geſchaffen wurden, wie es denn auch wirklich nicht von dieſen ausgeht, ſondern urſprünglich iſt, allem Geſchaffenen innewohnt und aus ihm entwickelt werden kann. — Ein tiefer Blick in die Natur der Dinge, der oft verkannt und verlacht worden iſt." „Licht vor der Sonne", behauptet Delitzſch*), „iſt jetzt ſo wenig mehr ein Stein des Anſtoßes, daß die Wiſſenſchaft, auch abgeſehen von dem bibliſchen Schöpfungsbericht, um es mit den Worten eines amerikaniſchen Forſchers auszudrücken, bekennt: This stumbling-block is the corner-stone of creation.« Man hätte aber auf beiden Seiten vor Allem feſtzuſtellen ſuchen ſollen, was unſern heiligen Autor auf dem ihm eigenthümlichen Standpunkt, wo in erſter Linie religiöſe Momente maßgebend waren, neuere phyſikaliſche Kenntniſſe dagegen mangelten, veranlaßte, was ihn auch nach ſeiner ganzen Anſchauung von den Weltverhältniſſen in den Stand ſetzte, Etwas, was dem Augenſchein gegenüber ſo leicht für abſurd gelten konnte, zu lehren. Erſt dann wäre es wirklich möglich geweſen, ſeine Darſtellung in gebührender Weiſe zu würdigen.

Was nun das Erſtere, die Veranlaſſung zu dieſer Darſtellung, betrifft, ſo gab es keinerlei Nöthigung oder Recht, und zwar am wenigſten für die ſubjective Betrachtungsweiſe, für welche die Erde der Mittelpunkt des Weltalls war, die Schöpfung oder Ausgeſtaltung der Sonne oder des Mondes, dieſer mit der Erde ſo eng zuſammenhängenden Geſtirne, früher als die Ausgeſtaltung der Erde ſelber anzuſetzen. Sie, die vor Allem als Leuchten, ſo zu ſagen als ein bloßes Zubehör der Erde in Betracht kamen, waren, was ihre Entwicklung betrifft, in die Entwicklung der Erde zu verflechten. Nur die entfernteren Sterne, die ſich als die Heerſchaaren Gottes mit den Engeln zuſammenfaſſen ließen, konnte man, wie aus Hiob 38, 7 erhellt, allenfalls davon ausnehmen. Zudem waren auch Sonne und Mond, als Leuchten der Erde betrachtet, zu ſehr Einzelweſen, als daß ſie ein Verfaſſer, welcher richtig erkannte, daß die Schöpfung mit dem Allgemeineren, mit der Herſtellung der allumfaſſenden Grundverhältniſſe begonnen haben müſſe, gleich vornan hätte hervortreten laſſen können. Ganz anders verhielt es ſich dagegen mit dem Licht als ſolchem. Daß die Erde urſprünglich wüſt und leer war, hatte ohne Zweifel vor Allem darin ſeinen Grund, daß Finſterniß über ihrer Fluth lagerte. Die Finſterniß war zwar zunächſt die Folge, ſo zu ſagen das Zeichen davon, daß die Erde und die Weltſubſtrate überhaupt noch in ihrer erſten Unterſchiedlichkeit von Gott verharrten; ſie war aber

*) Erkl. der Gen., S. 97.

auch die Urſache, die, wenn ſie nicht aufgehoben wurde, die Fortdauer eines ſolchen Zuſtandes befördern mußte. Sollte es anders werden, ſo mußte zuerſt und vor Allem das Licht hervorbrechen, nicht weil zu allem geordneten Thun Licht erforderlich iſt, wie Knobel bemerkt, oder weil Gott ſonſt bei ſeiner weiteren Arbeit nach der Meinung des heiligen Autors nicht hätte ſehen können, wie Gabler noch etwas craſſer erklärte*), — ſondern weil das Licht die unentbehrliche Vorausſetzung aller Entwicklung, die erſte und nöthigſte creatürliche Grundkraft, der überall erforderliche Geburtshelfer iſt. Licht mußte vorhanden ſein, und zwar ohne Zweifel auch nach der Meinung unſeres Verfaſſers, wenn die ſchon am dritten Tage geſchaffenen Vegetabilien aufkommen und gedeihen ſollten; Licht mußte ſogar ſchon hereinſtrahlen, damit das Firmament, welches ſchon am zweiten Tage zwiſchen den unteren und höheren Waſſern gewölbt wurde, Spannung und Kraft und überhaupt erkennbare Unterſchiedlichkeit haben könnte. Eben weil das Licht, aus der Selbſthingebung der Urſtoffe an Gottes ausgeſtaltende Kraft entſprungen, Selbſthingebung und Ausgeſtaltung ſo kräftig befördern hilft, die Thätigkeit des ausgeſtaltenden Gottes ſo hülfreich unterſtützt, ja ſelber vollzieht und zudem eine ſo geheimnißvoll himmliſche Herrlichkeit hat, hat auch Nichts ſo ſehr wie gerade es zu einem Bilde für Gott und göttliche Herrlichkeit zu paſſen geſchienen; ebendeshalb ſind auch immer und zwar namentlich in der religiöſen Anſchauungsweiſe Licht und Leben eng zuſammengehörige Begriffe geweſen. Schon der alte Baal der Phönizier und Aſſyrier iſt, wie Movers dargethan hat, der Herkules, der Sonnengott dieſer Völker; er iſt das Urlicht, die intelligible Sonne (ἥλιος νοητός), und ſein Licht iſt das Leben; unter den Namen des lebenerzeugenden Frühlingsgottes Adonis herrſcht beſonders derjenige vor, der ihn als den lebendigen bezeichnet, nämlich Jao, יהוה oder יהו. Der Gott der Schrift aber wohnt in einem Licht, dazu Niemand kommen kann (1 Tim. 6, 16); Licht iſt das Kleid, das er anhat (Pſ. 104, 2); ja er iſt der Vater des Lichts (Jak. 1, 17) und ſelber Licht, Licht von Ewigkeit (Jeſ. 60, 19. 20), in welchem kein Dunkel (1 Joh. 1, 5). Und weil nun die Herrlichkeit des Lichtes mit derjenigen Gottes ſo nahe verwandt iſt, ſo lag es wiederum auch deshalb ſchon nahe, Licht wie zur letzten, ſo auch ſchon zur erſten Schöpfung des die Welt aus ihrer Unterſchiedlichkeit in ſeiner Art und

*) Mit Recht frägt Tholuck in Beziehung auf dieſe Meinung Gabler's in Eichhorn's Urgeſchichte I, S. 199: „Iſt es glaublich, daß einem Chriſtenmenſchen, einem Theologen Herz und Sinn bis zu dem Grade verſchloſſen und verholzt ſein kann, aus dieſen Worten nichts Anderes als dies herauszuleſen?“

Weise verklärenden Gottes zu machen. Licht mußte von Anfang an leuchten, damit es mehr und immer mehr die uranfänglich finstere Welt durchdringe und verherrliche, bis sie endlich zu dem hohen Ziele hinankömmt, wo ihre Materialität, ganz und gar durchleuchtet, geistig wird und in himmlischer δόξα, im ewigen Strahlenkranze prangt. Wenn etwas Wahres an dem ist, was Bunsen behauptet: „Wie der Anfang des göttlichen Werks der Schöpfung des Weltalls im besonderen Sinne, d. h. der organischen, geordneten Sonderung und Gestaltung desselben die Lichtschöpfung ist, so sind die sechs Abschnitte dieses Werkes unter dem Bilde des Erdentages als Fortschreitungen der Lichtbildung gedacht. Die Schöpfungstage gehen von Licht zu Licht, von einer Ausströmung des Lichts zur andern. Der Mensch als das eigentliche Lichtgeschöpf ist die letzte Fortschreitung" *), — so ist es dies, daß dem Licht von einem Schöpfungstag zum andern immer mehr, immer tiefer und zugleich auch immer höher, nämlich in immer höherem Sinne Gelegenheit und Macht gegeben wird, seine Kraft zu entfalten, seine Herrlichkeit zur Darstellung zu bringen und Gottes volle Verherrlichung durch die Schöpfung herbeizuführen.

Was nun aber den heiligen Autor zu einer solchen Voranstellung des Lichts und zwar als eines nur in bestimmten Zeiträumen leuchtenden in den Stand setzte, mit andern Worten, auf welche Grundlage hin er ein mit der Finsterniß wechselndes Licht schon vor der Schöpfung der Sonne für möglich halten konnte, das läßt sich vielleicht am besten aus Stellen wie Hiob 38, 19 und 26, 10 abnehmen. An der ersten frägt der Herr den Hiob: „Wo ist der Weg dahin, wo (oder der Weg, an welchem) das Licht wohnt, und die Finsterniß wo ist ihre Stätte?" So könnte der Herr nicht wohl fragen, wenn das Alterthum die Vorstellung gehegt hätte, daß uns das Licht einfach von der Sonne zugesandt werde. Es verräth sich hier offenbar die Ueberzeugung von einer größeren Unabhängigkeit desselben. In Cap. 26, 10 rühmt Hiob vom Herrn, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach mit Beziehung auf unsere Schöpfungsdarstellung: „Eine Grenze hat er rings gezogen über den Gewässern, auf's genaueste für das Licht neben der Finsterniß", d. i. er hat dem Licht ein bestimmtes Bereich und zwar dasjenige über der Erde und ihren Gewässern eingegeben, während er den übrigen Raum der Finsterniß gelassen hat. Wie uns an dieser Stelle, die wir gewissermaßen als einen Commentar zu unserer Schöpfungsdarstellung betrachten dürfen, die Schöpfung eines Licht- und Finsterniß-Bereiches

*) Bibelwerk zu 1 Mos. 1, 5.

bestätigt wird, die wir 1 Mos. 1 fanden, so einigermaßen auch jene relative Selbstständigkeit der Lichtnatur. Unser Verfasser hat aber seine Anschauung vom Licht auch selber deutlich genug verrathen. Wäre er von der Vorstellung ausgegangen, daß sich dasselbe gegenwärtig als irgend eine Substanz von dem leuchtenden Körper der Sonne ablöse und von da aus der Erde mittheile, daß es nur während der drei ersten Schöpfungstage durch den ganzen Weltraum zertheilt gewesen sei, so hätte er am vierten Tage irgendwie die Andeutung geben müssen, daß Gott es da zu Sonne, Mond und Sternen concentrirt oder an diese Leuchten befestigt habe. Da sich davon aber Nichts findet, so muß er das Licht für ein eigenes Medium gehalten haben, mag man es nun Aether oder sonstwie nennen, welches vielleicht seit der Schöpfung der Sonne von dieser noch besonders erregt, so zu sagen entzündet werde, welches aber auch schon vorher, ehe noch die Sonne als ein besonderer Lichtheerd in ihm hervortrat, habe leuchtend werden können. Ob er dann, um eine Grundlage für den Wechsel von Tag und Nacht zu gewinnen, angenommen habe, daß dies sich zweifelsohne über die Erde hin bewegende Medium nur in einer bestimmten Ausdehnung vorhanden gewesen oder nur, soweit es Gott gewollt, leuchtend geworden sei, wird unentschieden bleiben müssen. Vielleicht hat er darüber überhaupt gar keinen Gedanken gehabt; es war für seine religiöse Aufgabe gleichgültig. Die Sache selbst aber, daß Gott das Licht nur im Wechsel mit der Finsterniß der Erde geschenkt habe, mußte ihm schon deshalb feststehen, weil sich nicht annehmen ließ, daß der Finsterniß, wenn erst einmal gänzlich aufgehoben, ganz von Neuem zu einer gewissen Herrschaft neben dem Lichte hätte verholfen werden können; und dazu kam, daß ihre Abwechslung mit dem Lichte schon anfänglich zweifelsohne ebenso nöthig war, wie später.

Sehen wir uns nun von hier aus nach der Naturwissenschaft um, so ist schon jene Bedeutung des Lichts als einer Grundbedingung aller Entwicklung, ist aber auch das, was sie sonst über das Licht beobachtet hat, die Ursache, daß sie mit den biblischen Anschauungen mehr übereinstimmt, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Jene Bedeutung selber kann ja von ihr nicht bestritten, kann von ihr nur noch anschaulicher gemacht, nur noch weiter im Einzelnen nachgewiesen und erhärtet werden. Nicht blos der Philosoph K. P. Fischer behauptet treffend*): „Das Licht ist der die Entwicklung des individuellen und subjectiven Lebens vermittelnde ideelle Naturproceß, in welchem sich der Weltäther bethätigt und der seine

*) System der Philos., Bd. I, S. 216.

Actionen innewerdenden Subjectivität sich und das Universum offenbart. Man hat daher nicht mit Unrecht das Licht die Idealität und die Selbstmanifestation der Natur genannt, sofern seine ideelle Wirksamkeit, durch welche es den Raum durchdringt, ohne ihn zu erfüllen, ebenso sehr belebend und verklärend auf die Natur wirkt und der ihm verwandten, in sich selbst lichten Subjectivität das Universum offenbart, wie es selbst die reinste Energie und so zu sagen die Seele der Natur ist." Auch der nüchterne Oerstedt sagt*): „Aus allem diesem — was nämlich über die Wirkungen des Lichts gelehrt ist — sieht man leicht, daß das Licht den Keim zu der unendlich mannichfaltigen, für die unmittelbare Wahrnehmung verborgenen inneren Wirksamkeit enthält, wodurch die ganze Körperwelt abgehalten wird, zusammenzusinken. Könnte die durch das Licht uns offenbarte Wirksamkeit aufhören, so würden alle diese inneren Bewegungen, die auf Gegensätzen beruhen, ihrem Bestreben nach Gleichgewicht folgen, welches dasselbe sein würde, wie ein inneres Zurruhegehen, begleitet von einem allgemeinen Einzehren und Zusammenfallen, das mit einem allgemeinen Stillstande und Tode enden müßte. Das Licht ist auf solche Weise eine große Offenbarung des allgemeinen Naturlebens. Auch die Finsterniß erhält nun hier ihre tiefere Bedeutung. Zwar kann sie als ein Mangel an Licht bezeichnet werden; aber wir sehen nun, daß der Finsternißzustand nicht stattfinden kann, ohne daß dabei eine innere Bewegung nach Vernichtung und Tod hin vorgehe. In diesem ganzen Verhältniß des Lichtes und der Finsterniß liegt der tiefste Grund zu unserer Lichtfreude und zu unserem Finsternißschrecken. Ein lebendiger Natursinn hat deswegen immer Licht und Leben, Finsterniß und Tod in Zusammenhang mit einander gesetzt." Fast noch tiefere Aussprüche über das Wesen des Lichts finden sich aber bei H. v. Schubert**). Er stellt das Licht mit der Schwere zusammen und obwohl er beide nicht in so diametralen Gegensatz stellt, wie es unsere Voraussetzungen nahelegen, wonach die Schwerkraft der in dem Creatürlichen liegende Drang der Selbstbehauptung, das Licht dagegen das Auflodern des Triebes der Hingebung an Gottes ausgestaltende Thätigkeit ist, so sagt er doch: „Das Licht, das überall Bewegungen weckt, die sich zu jenen, welche die Anziehung der Massen unter der Form der Schwere bewirkt, so verhalten wie das Leben zum Tode, muß selber von der Natur des Lebens, muß dem Wesen

*) Geist in der Natur, Bd. II, S. 72.

**) Vergl. besonders: Die Urwelt und die Fixsterne, S. 38 ff.

und den Kräften der Seele in gewisser Hinsicht verwandt sein*). Was ist aber das Wesen der Seele, was ist das Leben anders, als wie schon Aristoteles dies ausspricht, ein Suchen und Streben nach dem ewigen Anfang alles Bewegens, nach dem Göttlichen. Und nicht nur in dem Beseelten und Belebten, auch in dem Unbeseelten, ja in aller Creatur liegt der Hang zu einem Hinbewegen nach der Creaturen Ursprung und Ausgang. . . . Wie die Schwere ein Hinabsteigen der Alles tragenden Schöpferkraft zum Geschöpf" (dies müßte vielmehr heißen, wie die Schwere ein Zusammenhalten des Geschöpflichen in sich selber, vermöge des ihm verliehenen Dranges, sich seine Selbstheit zu bewahren), „so ist das Licht ein Hinansteigen des Creatürlichen und Geschaffenen zu dem, das ihnen abbildlich den Anfang des Schaffens darstellt, und wie der Zug der Schwere sein Bewegen (ausgehend von der Masse des Planeten) allem ihm genaheten Planetarischen mittheilt, so zieht auch der aufwärts gehende Zug des Lichtes alles Verwandte in den Strom seines Waltens hinein." Wie der Schall wird nach Schubert auch das Licht leicht überall da erzeugt, wo sich, wie bei der Verbindung eines Brennbaren mit dem Sauerstoffgase der Luft, durch Verbrennung dem Ruhenden und Unbewegten ein Bewegtes naht und Bewegung hervorruft; „am öftersten und leichtesten wird jedoch das innewohnende Licht der irdischen Körper durch jenes Bewegen der Natur erweckt, welches wir Elektricität nennen. Dieses Bewegen ist ohne Aufhören da; es umgibt, wie ein mächtiger Strom, die von den Banden der Schwere und des Zusammenhaltens fest umschlossene Welt der Körper, und wie das Wasser oder die Luft in den entleerten Raum, dringt es überall in unsere Leiblichkeit hinein, wo ihm eine Empfänglichkeit für seinen Drang begegnet", um da „das ihm entgegenkommende Licht der polarisch verschiedenen Art" zu wecken. „Seinem Entstehen nach" — so kann daher Schubert seine Anschauung kurz zusammenfassen, „gleichet das Licht einem Wachwerden vom Schlafe; seinem Wesen nach ist es ein Aufstehen und Heimkehren des sichtbaren Seins zu der Stätte seiner Geburt."

Doch wir gehen zu dem über, was für uns noch unmittelbarer in Betracht kömmt. Newton suchte in seinem tief eingreifenden Werke über die Optik nachzuweisen, daß das Licht eine materielle Ablösung von den leuchtenden Körpern sei, welche im Processe des Leuchtens unendlich kleine, atome Partikeln ihrer selbst in die Unendlichkeit des Raumes hinaussenden. Er hatte damit die sogenannte Emanations- oder Emissionstheorie aufgestellt.

---

*) *Entsprechend* ist das johanneische: „Das Leben war das Licht der Menschen."

Und hätte dieſelbe Recht gehabt, ſo würden wir uns die erſte Licht-Entſtehung etwa ſo denken müſſen, wie ſie Burmeiſter mit ausdrücklicher Bezugnahme auf 1 Moſ. 1, 3 wirklich beſchreibt*): der Kern der eben im Werden begriffenen Sonne hätte, indem er einen höhern Hitzegrad behauptete, Wärme und Licht, die unzertrennlichen Genoſſen hoher Temperaturen, ausgeſtrahlt und demnach ſchon, während er noch die zarter gefügten Stoffe an ſich heranzog, eine leuchtende Fackel gebildet, die den leichteren lichtloſen Dünſten diente und durch die bis dahin finſteren Räume des Weltalls eine erſte, wenn auch ſchwache Helligkeit verbreitete. Mit andern Worten, es hätte von Anfang an eine einzelne Lichtquelle für die Erde gegeben, die, mochte ſie nun der Erde ſogleich ſichtbar werden oder nicht, vor dem Lichte ſelber irgendwie hätte vorhanden ſein, alſo geſchaffen werden müſſen. Allein jene Emiſſionstheorie iſt in neuerer Zeit durch eine Reihe von mathematiſch tiefer eingehenden Unterſuchungen namentlich franzöſiſcher und engliſcher Phyſiker, denen ſchon Euler und einige ältere Forſcher vorangegangen waren, verdrängt und es iſt ſtatt deſſen die ſogenannte Undulationstheorie aufgenommen worden, „die jetzt allgemein von den Sachkundigen als eine der glänzendſten Entdeckungen, als eines der ſichergeſtellteſten und werthvollſten Beſitzthümer der modernen Naturwiſſenſchaft betrachtet wird**). Nach dieſer Theorie nun geht nicht ſowohl das Licht ſelber, als vielmehr nur ein Impuls von den leuchtenden Körpern aus und das Licht iſt als die Bewegung des in den Räumen, durch die es ſcheinbar hindurchgeht, ſchon vorhandenen, an und für ſich unſichtbaren Mediums, als transverſale Schwingung des in dieſen Räumen überall verbreiteten Aethers, — das will ſagen, weſentlich ebenſo zu denken, wie es ſich nach unſern obigen Ergebniſſen bereits das bibliſche Alterthum, ohne noch naturwiſſenſchaftliche Forſchungen angeſtellt zu haben, vermöge eines richtigen Naturgefühls vorgeſtellt hat. Ja es hat ſich ſogar durch vielfache aſtronomiſche Beobachtungen ergeben, daß der Lichtball ſelber, den wir Sonne nennen, weit entfernt, ein durch und durch leuchtender Körper zu ſein, nur eine einen dunklen Körper umgebende Lichtatmoſphäre iſt, welche, wie die ſcharfſinnige Unterſuchung der Polariſationserſcheinungen durch Arago vermuthen läßt, von zwei anderen Atmoſphären eingefaßt wird. Was die Sonne als Lichtkörper vor den Planeten voraus hat, iſt alſo nur dies, daß der Impuls, welcher die Lichtſchwingungen des Aethers verurſacht, von ihr in ganz beſonderer Weiſe ausgeht, und daß der

*) Geſch. der Schöpfung, S., 126.

**) Weiße, Philoſ. Dogmat., Bd. II, S. 126.

Lichtäther in ihrer Atmosphäre in höherem Maße als im übrigen Raume des Sonnensystems angesammelt ist. Verhält es sich aber so, so ging das Lichtwerden in der Weise vor sich, daß der ganze Aether, je mehr sich die ihn bis dahin noch anfüllenden schwereren Substanzen von ihm aussonderten und den nöthigen Impuls auf ihn ausübten, in Lichtschwingungen versetzt wurde, und denken wir uns — was anzunehmen uns die Natur der Sache selbst nöthigt —, daß sich die Sonnenatmosphäre, so lange die zum Sonnenkörper gehörigen Stoffe selber noch einen viel größeren Raum einnahmen als gegenwärtig, unendlich viel weiter als jetzt, etwa bis zu den nächsten Planetenbahnen ausdehnte, daß also ihr Licht, dessen Stärke von ihrer Intensivität oder Dichtigkeit bedingt wurde, noch gar nicht soviel heller sein konnte, als dasjenige des Aethers überhaupt, am wenigsten viel heller als dasjenige der näheren Planetenatmosphären, daß es mit dem letzteren vielmehr in eins verschwimmen mußte, so gab es wirklich zunächst, wie die Bibel annehmen läßt, viel eher ein weites großes Lichtbereich, als eine einzelne, bestimmt abgegrenzte Lichtquelle, ein Bereich, in welchem zwar die Sonne immermehr das werden und als das zur Erscheinung kommen mußte, was sie nun ist, in welchem sie jedoch vorläufig noch unfertig ihrer Vollendung harrte. Und dies Lichtbereich mußte wirklich, wie die Bibel ebenfalls lehrt, so gewiß wie sich die Erde von vornherein um sich selbst bewegte, von Anfang an, wie nachher die Sonne selber, über die Erde hinzuziehen und auf- und unterzugehen scheinen; es war mit seiner Schöpfung wirklich von Anfang an ein Wechsel von Tag und Nacht verbunden.

Daß der Impuls, durch welchen das große Aetherbereich, soweit es für die Erde in Betracht kam, erregt und leuchten gemacht wurde, von der in der Ausbildung begriffenen Sonne ausging, hat der biblische Verfasser nicht hervorgehoben, ohne Zweifel auch nicht gewußt; aber er hat es auch nicht ausgeschlossen. Denn damit, daß er die Sonne als Sonne erst am vierten Schöpfungstage geschaffen werden läßt, hat er nicht leugnen wollen, daß es für sie längst, ja von Anfang der Schöpfung an irgendwelche Substrate gab. Im Gegentheil hat er auch sie durch Gottes Wort entstehen lassen, welches wie überall auch in Betreff ihrer zweifelsohne an irgendwelche schon vorhandene Materien gerichtet war. Er hat zwar die betreffenden Substrate bei der Gestirn- oder Lichterschöpfung ebenso wenig wie bei der Hervorbringung des Lichts selber namhaft gemacht, aber wahrscheinlich nur deshalb nicht, weil sie sich für ihn, da er die Sonne nicht als den großen Himmelskörper, sondern nur als das große Licht der Erde kannte, als etwas im Vergleich mit den Substraten der Erde fast Verschwinden-

des jeder bestimmtern Vorstellung und Bezeichnung entzogen, und weil er sich vor Allem auch dadurch als heiligen Schriftsteller zu beweisen hatte, daß er über die für seinen Zweck ferner liegenden Objecte nicht zu viel bestimmte. Es ist genug, daß er, wie wir in § 12 sahen, außer der Erde und dem Wasser, welche er ausdrücklich nannte, auch noch andere Substanzen, die er nicht so bestimmt bezeichnen kann oder mag, als von Anfang der Schöpfung an vorhanden deutlich genug anerkennt. Wir werden demnach dennoch berechtigt sein, zu behaupten, daß er das Licht, welches schon ebenso wie nachher die Sonne selber den Wechsel von Tag und Nacht herbeiführte, ja sogar für das Aufkommen der schon am dritten Tage geschaffenen Vegetation genügte, in irgendwelcher Beziehung zu der am vierten Tage hervortretenden Sonne, ja als eine Vorbereitung auf dieselbe gedacht habe.

§ 24.

Die Schöpfung des Firmaments, 1Mos. 1, 6—8.

Die Finsterniß, die über der Fluth lag, war getheilt, und zwischenein ergoß sich auf die der Entwicklung harrende Erde das Licht, welches Entwicklung, Gestaltung und Leben zur Verherrlichung des Gottes des Lichtes kräftigst anzuregen vermochte. Aber noch verbarg, wie das Hüllblatt die schwellende Knospe, ein wild wogendes Wasser und dicht wallendes Dunstmeer den werdenden Boden. Es galt, auch diese Gewässer zu theilen, wenn das Licht ihrer mächtig werden und zu seinem eigentlichen Ziele gelangen sollte. So ergeht denn Gottes Wort von Neuem und befiehlt: „Es sei eine Veste zwischen den Wassern, und sie sei scheidend (eine Scheidewand) zwischen Wassern und Wassern.“ Dies Wort aber wurde sofort zur That. „Und Gott machte“, fährt der Verfasser sogleich fort, man kann nur verstehen, machte durch sein eben gesprochenes lebenskräftiges Wort, „die Veste und schied zwischen den Wassern, welche unterhalb der Veste, und den Wassern, welche oberhalb der Veste; und es geschah so. Und Gott nannte die Veste Himmel. Und es war Abend und war Morgen ein zweiter Tag.“ Allerdings schon vom ersten Anfange an hatte es Gottes ausgestaltende Thätigkeit so eingerichtet, daß trotz der Wärme, die bei der Entwicklung der die Erde bildenden Massen frei wurde und die nun zugleich mit dem Lichte von Außen her, auf die Erde einwirkte, dennoch allmählich eine Abkühlung und in Folge deß auch ein Tropfbarwerden des zunächst dampfförmigen Wassers zu Stande kam, so daß sich letzteres niederschlug, daß sich also die Luft von ihm reinigte und sich, wenn es zum Theil doch

wieder in leichteren Dünsten wolkenförmig emporstieg, zwischen dem unteren, dem tropfbaren, und dem oberen, dem wolkenförmigen, wie zur Sonderung des einen vom anderen zwischenlagerte. Aber daß Gott seine ausgestaltende Kraft in Bewegung erhielt, wir dürfen auch sagen, in den Stand setzte, diese Sonderung nun wirklich herbeizuführen, das ist auch für uns Berechtigung genug, hier von einem neuen Macht- und Schöpferworte Gottes zu reden.

Was den Inhalt dieses zweiten Wortes betrifft, so ist er so einfach und natürlich, daß er nur, wenn falsch gedeutet, mit unseren heutigen Anschauungen oder Erkenntnissen in Conflict gerathen kann. Es kann darin nur liegen, daß Gott die Luft und den Aether, die, wie der Augenschein lehrt, die oberen und unteren Wasser scheiden, zu dieser Scheidung zwar nicht erst geschaffen (vergl. § 12), wohl aber befähigt habe. Es kömmt zunächst auf den Begriff der Rakia, des Firmamentes, an. Aehnlich wie sich Homer und andere alte Schriftsteller den Himmel als ein eisernes oder ehernes Gewölbe (σιδήρεος, πολύχαλκος) vorgestellt haben, hat man gemeint, halte auch unser Verfasser denselben für eine wirklich feste Ueberdachung der Erde. Aber wenn es schon fraglich ist, ob es jene Alten mit ihren mehr poetischen Bezeichnungen wirklich ernstlich gemeint haben, so ist es nachweisbarerweise jedenfalls höchst unwahrscheinlich, daß in der Bibel irgendwo eine solche Vorstellung obwaltet. Man braucht gar keinen Werth darauf zu legen, daß das dem Namen Rakia zu Grunde liegende Verbum רקע seiner Etymologie nach, wie Fürst richtig zeigt, mehr die Bedeutung des Auseinanderstoßens und Ausbreitens, als die des Festmachens und Hämmerns hat (vergl. Jes. 42, 5; 44, 24; Hiob 37, 18; Ps. 136, 6), daß also Rakia selber im Sinne von expansum, Ausgedehntes, genommen werden kann. Man kann immerhin bei der Bedeutung Veste, firmamentum, bleiben; die Frage, ob der Himmel wirklich wie eine feste Masse, oder ob er nur so kräftig und wirksam wie eine solche gedacht sei, mit andern Worten, ob er eine Veste heiße nach seiner äußeren Beschaffenheit oder nach dem, was er ausrichtet, bleibt ja nichtsdestoweniger offen. Die Kraft und Wirkung einer Veste hat er, indem er die gewaltigen Wolken trägt, jedenfalls. Nun wird er aber ebenso gut wie mit einem durchsichtig geschliffenen Sapphir, (2 Mos. 24, 10), auch mit einem Zelttuch, welches der Herr ausspannt, verglichen (Ps. 104, 2; Jes. 40, 22; 42, 5. 44, 24; 51, 13; Sach. 12, 1; Hiob 9, 8. Und wenn es Hiob 37, 18 heißt, er sei wie ein gegossener Spiegel (רְאִי מוּצָק), so deutet schon der hier für ihn gebrauchte Name selber an, wie dies gemeint sei (שְׁחָקִים, von שׁחק „verdünnen", bezeichnet ihn als etwas Dünnes, Feines oder Luftiges). Wenn der

Herr aber 3 Mos. 26, 19 droht: „Ich zerbreche eure stolze Kraft und mache euren Himmel wie Eisen und euer Land wie Erz“ (vergl. 5 Mos. 28, 23; 11, 17), so ist klar, daß der Himmel, den der Herr erst eisern machen will, noch nicht an sich als eisern gedacht sein kann; ja es erhellt, daß auch bei diesen Ausdrücken nicht sowohl eine äußerliche Beschaffenheit, als vielmehr die Wirkungen derselben in's Auge gefaßt sind. Wenn aber endlich an einigen Stellen (1 Mos. 7, 11; 28, 17; 2 Kön. 7, 2. 19; Jes. 24, 18; Ps. 78, 23) von Oeffnungen, Fenstern oder Thüren des Himmels geredet wird, so ist das schwerlich eigentlicher zu verstehen, als wenn Hiob die Wolken, in welche Gott das Wasser einbindet, als Schläuche bezeichnet, die sich nicht spalten lassen (Cap. 26, 8). Man muß sich daran erinnern, daß das Alterthum und namentlich das biblische, zuweilen so thut, als wäre Etwas vorhanden, obwohl es sehr wohl weiß, daß es in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, blos um den Gedanken auszudrücken, daß es so ist, als existire es in Wahrheit, daß z. B. ein und derselbe Autor die Erde auf Säulen ruhen läßt, und doch auch wieder ausdrücklich hervorhebt, daß sie auf Nichts aufgehängt sei.

Man ist leicht bereit, bei der Veste oder dem Himmel sofort und ausschließlich an die blaue Aetherdecke zu denken, welche, abgesehen von den Sternen, die letzte Grenze alles Sichtbaren bildet, und allerdings ist sie auch, wenn der Zusammenhang darnach angethan ist, wenn der Himmel z. B. mit einem Zelttuch verglichen wird, oder wenn die Sterne in ihn hineingesetzt werden (1 Mos. 1, 14 ff.), oder wenn von ihm gesagt wird, daß er durch seinen Glanz oder durch seine Sternenpracht ein besonderes Zeugniß von Gottes Herrlichkeit ablege (Ps. 19, 2; 150, 1; Ez. 1, 22—26; Dan. 12, 3; Hiob 37, 18), vorzüglich gemeint. Allein an unserer und manchen andern Stellen gehört zum Himmel auch schon die ganze Luftmasse, welche sich über die unteren, d. i. die eigentlichen Wasser hinlagert und die Wasserdünste als Wolken auf ihre Fittige nimmt und emporträgt. Diese Lichtmasse, die sich allmählich und unmerklich zum blauen Aether verdünnt, so zu sagen verklärt, bildet den Anfang oder die niederen Schichten des Himmels; ihre Verklärung, der blaue Aether, bildet seinen Abschluß. Eben weil der Himmel ein relativer Begriff, weil er etwas Niederes und leicht auch wieder etwas Höheres ist, redet der Hebräer stehend von ihm im Plural; er sagt „die Himmel“ und bezeichnet damit die Tiefe und Unermeßlichkeit des Himmels*).

*) Vergl. Dietrich, Grammat. Abh., S. 16.

Die ganze Luftmasse an unserer Stelle mitzuverstehen, sind wir dadurch genöthigt, weil wir sonst mit den oberen Wassern, welche als über der Veste bezeichnet werden, Nichts anzufangen wüßten. Was mit ihnen gemeint ist, ist der zweite Punkt, um den es sich hier handelt, kann aber, wie auch gegenwärtig ziemlich allgemein zugestanden wird, kaum zweifelhaft sein. Die oberen Wasser sind, da die unteren (V. 9 ff.) auf das eigentliche, das tropfbar flüssige Wasser beschränkt werden, jedenfalls auch, ja man darf wohl sagen, vorzüglich die Wolken. Dafür spricht auch ein Blick auf die zweite Hälfte des Sechstagewerks. Nach dem schon angedeuteten Parallelismus, der zwischen dem ersten und zweiten Ternar statthat, müssen wir erwarten, daß die Bereiche, die am zweiten Tage ausgesondert werden, dort am fünften ihre Insassen erhalten. In Wahrheit nun werden am fünften die Fische und Vögel geschaffen. Zu den Vögeln paßt aber kein anderes Bereich als das der Wolken. So auffällig es uns auch von unserem Standpunkt aus scheinen mag, daß man die Wolken in oder gar über den Himmel verlegt haben sollte, so sicher ist es doch auch sonst in der heiligen Schrift geschehen. Schon die oben angeführten Stellen, wo bei starken Regengüssen von Oeffnungen, von Fenstern und Thüren des Himmels die Rede ist, beweisen es; denn da an ganz andere, höhere, geheimnißvolle Wasservorräthe, hoch über den Wolken zu denken, berechtigt uns Nichts. Jer. 10, 13 aber heißt es ausdrücklich: „Wenn er Getöse hören läßt (donnert), ist Gebrause von Wasser im (Luther hat sprachlich nicht genau übersetzt: unter dem) Himmel (בַּשָּׁמַיִם) und hinaufsteigen läßt er Dünste vom Ende der Erde.“ Aehnlich wird Hiob 26, 9 von Gott gesagt, daß er über seinem Thron (also doch gewiß im Himmel) seine Wolken ausbreitet (vergl. auch Hiob 22, 14; 38, 9). Nach Ps. 104, 3 zimmert Gott im Wasser sein Obergemach und macht Wolken zu seinem Fahrzeug, und der Sinn ist nicht etwa, daß Gott vorübergehend seinen Aufenthalt in den Wolken nehme; spricht dagegen schon der hochpoetische Ausdruck „Obergemach“, so auch der 13. Vers desselben Psalms. Es kann sich nur um die eigentliche oder gewöhnliche Wohnung Gottes handeln, welche doch sicher im Himmel, in den Wolken also nur insofern, als auch sie im Himmel sind, zu suchen ist. In Ps. 148, 4 endlich kann mit den Wassern, welche in Uebereinstimmung mit unserm Schöpfungsbericht als über dem Himmel bezeichnet werden, schon um der bisher angeführten Stellen willen, kann aber auch nach dem ganzen Zusammenhang nichts Anderes als das Gewölk gemeint sein. Was nämlich den Zusammenhang betrifft, so fordert der Psalmist Alles im ganzen Bereich der Schöpfung zum Lobe Gottes

auf; von den Engeln steigt er zu Sonne, Mond und Sternen nieder und dann wendet er sich zusammenfassend V. 4 und 5 an die Himmel der Himmel, zugleich aber auch an die Wasser, welche über dem Himmel. Von V. 6 ab aber hat er es nur noch mit der Erde und dem, was ihr zugehört, zu thun. Die Wolken würde er also, hätte er sie nicht in V. 4 gemeint, übergangen haben, was, da sonst Alles, selbst Feuer, Hagel, Schnee u. s. w., daran kömmt, nicht wahrscheinlich ist. Mit den Himmeln der Himmel aber, also mit den höchsten Himmeln konnte er die Wolken deshalb zusammennennen, weil sie seiner Anschauung nach noch über den Himmeln.

Es ist wahr, wenn unser Verfasser mit den oberen Wassern bestimmt nur die Wolken gemeint hätte, so hätte er auch sagen können, daß der Himmel dazu gesetzt sei, statt eine Scheidewand zwischen ihnen und den unteren zu bilden, sie in sich aufzunehmen. Allein die von ihm gewählte Ausdrucksweise hat jedenfalls auch ihr Recht. Indem der Himmel im weiteren Sinn die Wolken in sich aufnimmt und sie trägt, tritt er auch immer zwischen sie und die tieferen Regionen mitten ein. Uebrigens aber mag man immerhin annehmen dürfen — und dadurch würden dann allerdings auch einige von den oben zum Vergleich herbeigezogenen Stellen uns etwas verständlicher werden —, daß das biblische Alterthum von der Vorstellung ausgegangen sei, die Wolken oder ähnliche, entsprechende Wasservorräthe reichten bis zu den höchsten Höhen hinauf und fänden sich auch noch da, wo sie kein Erdenbewohner mehr erschauen könne, selbst noch in und über der dunklen Region des unsern Blick begrenzenden Aethers, in der nächsten Nähe der Gestirne, wenn man will, in derjenigen des Thrones Gottes. Wie das in der Zeit weit aus einander Fallende vermöge des innern Zusammenhanges, der es verband, wenn man in die Zukunft hinausschaute, als wesentlich gleichzeitig oder wenigstens als ganz nahe aneinander liegend erschien, so mag auch das im Raum weit von einander Getrennte, wenn man den Blick in die Höhe erhob, eng zusammengerückt sein. Auch die Perser und Indier denken sich noch in den fernsten Fernen des unendlichen Himmelsraumes Gewässer, und zwar gute, reine (apo vanguhis in den Zendbüchern) und große, und zu ihnen hingehen heißt nach dem Rigveda: in das Reich der Seligen versetzt werden*). Es lag bei dieser Vorstellungsweise nahe, die oberen Gewässer als einen Ocean anzusehen, in welchem die Gestirne gewissermaßen schwimmen. Und wirklich sagten die Aegypter, daß Ra (der Sonnengott) in seinem Nachen den Himmelsocean (Nun-pa) alltäglich durch-

*) Vergl. Roth, Zeitschr. der Deutsch-Morgenl. Gesellschaft II, 225.

schiffe*). Nur hat man im hebräisch-biblischen Gebiet, wie schon die Erwähnung der Himmelsthüren oder -Fenster und des Wasserstromes, der durch sie auf die Erde niederstürzt, beweist, unter den himmlischen Gewässern nicht andere als solche verstanden, welche zu Zeiten als gewaltige Regengüsse herniederkommen. Vielmehr scheint der eigentliche Nerv dieser ganzen Anschauung gerade der Gedanke gewesen zu sein, daß Gott über alle dem Menschen sichtbar werdende Wolken hinaus noch viel größere Wasservorräthe, namentlich wenn es gilt, die Erde zu richten, zu Gebote stehen. Und insofern hat es Hamann**) in seiner Weise sehr gut getroffen, wenn er sagt: „Die Wasser über dem Gewölbe unserer Dunstkugel sind ein gläsern Meer, als Krystall mit Feuer gemenget; die Wasser unter dem Gewölbe hingegen sind kleine Wolken als eine Manneshand."

Man hat gegen die Deutung der oberen Wasser auf die Wolken eingewandt, die Wolken seien gar nicht so sehr wie sie es nach dem biblischen Schöpfungsbericht sein müßten, von den eigentlichen Wassern geschieden; sie stiegen vielmehr als Dünste aus denselben empor und senkten sich wieder als Regen auf sie hernieder. Allein so lange sie wirklich Wolken sind, haben sie immerhin genug Unterschiedliches und ein anderes Element, die Luft, tritt als Scheidewand wirklich zwischen sie und die unteren Wasser ein. Daß aber die Scheidewand keinen Uebergang von den einen zu den andern zulassen dürfe, ist eine bloße Voraussetzung, die erst zu erweisen wäre, die aber nach unsern obigen Erörterungen nicht erwiesen werden kann.

Schon Kirchenväter, besonders J. Philoponos***), haben die Wolken und überhaupt die ganze Atmosphäre zu den unteren Wassern gerechnet, die oberen aber auf den oberhalb des Firmaments fluthenden himmlischen Aether beschränkt. Jüdische Lehrer und lutherische Dogmatiker wie Hollaz†) haben gemeint, die aquae super firmamento seien ein noch nicht gelichtetes Geheimniß. Theosophen wie Jac. Böhme und theosophisch gerichtete Männer wie H. v. Schubert, Hamberger, Stier und Richers haben bei den oberen Wassern an ein Wasser voll geistlicher Kraft, an das Wasser des Lebens und der Wiedergeburt gedacht und dafür an verschiedene Schriftstellen wie

*) Brugsch, Liber Metempsychosis Vet. Aeg. 1851 und Delitzsch, Erkl. d. Gen. Anm. 11.

**) Werke II, 264.

***) *Περὶ κοσμοποιΐας* III, 14—16.

†) Exam. theol. ed. Teller p. 366 sqq. Baier erklärt dagegen die oberen Wasser richtig als die aquas subtiliores in nubibus congregatas; vergl. Comp. *theol., p. 260.*

Joh. 3, 5; 1 Joh. 5, 6. 8; Offenb. 21, 6; 22, 17 erinnert. Allein es gilt, das, was irdiſch iſt, nicht völlig, nicht noch über die Anſchauung der Schrift hinaus zu etwas Himmliſchem zu erheben, und die bibliſche Zuſammenfaſſung von Irdiſchem und Himmliſchem nicht gar zu einer Vermiſchung des Phyſiſchen und Ethiſchen zu überſpannen.

Friedr. v. Meyer*), Kurtz und A. Wagner deuteten die oberen Waſſer früher, Keerl deutet ſie noch heute auf die Elemente, aus denen die Planeten und die Sonne gebildet wurden, und Delitzſch ſucht dieſe Faſſung mit der von uns vertretenen zu vereinigen. Allein die heilige Schrift bietet dafür nicht blos nicht irgendwelche Grundlage dar, ſondern ſie widerſpricht dem geradezu, und zwar nicht blos inſofern, als ſie beſtimmt genug andeutet, daß die oberen Waſſer noch immer durch die Oeffnungen des Himmels auf die Erde herniederſtrömen können, ſondern auch dadurch, daß ſie das Licht (und demnach zweifelsohne auch die Lichter) ganz unabhängig von den oberen Waſſern, frei und beweglich über denſelben und daher von Anfang an den Wechſel von Tag und Nacht bewirkend, entſtehen läßt. Die Naturwiſſenſchaft aber erhebt gegen eine ſolche Vorſtellung erſt recht den lauteſten Proteſt. Denn als die unteren Waſſer von den oberen geſchieden wurden, als alſo untere, eigentliche Waſſer vorhanden waren, da hatten ſich die Maſſen ſelbſt der zwei ſonnennäheren Planeten und ebenſo die der Sonne ſelber von Allem, was irdiſch war, längſt beſtimmt genug abgeſondert.

An unſerem Schöpfungsbericht iſt jedoch diesmal nicht blos das, was er ſagt, ſondern auch das, was er verſchweigt, beachtenswerth. Obwohl auch das zweite Tagewerk ein Reſultat erzielte, welches Gott benannte, welches er alſo als das, was es war, für die Dauer in das Schöpfungsganze einordnete, ſo heißt es in Beziehung auf daſſelbe doch nicht: Gott ſah, daß es gut war, ſondern die Benennung oder Einſetzung erfolgt ohnedem, und zwar aus gutem Grunde. Die Beifügung dieſes Satzes: „Gott ſah, daß es gut war", in der alexandriniſchen Verſion, iſt voreilig. Das Werk des zweiten Tages konnte und ſollte zwar dauernden Beſtand haben, aber es mußte noch erſt vollendet werden; vollendet werden nämlich nicht dadurch, wie Delitzſch meint, daß die unteren Waſſer wie von den oberen auch noch vom Lande geſchieden wurden, wodurch es gar nicht vollendet werden konnte. Das Werk des zweiten Tages war ja doch die Veſte, das Firmament, und deſſen Vollendung war davon, ob die unteren Waſſer das Land überflutheten

*) Blätter für höhere Wahrheit, Bd. III, S. 370; Bd. VIII, S. 360 und an anderen Stellen.

oder nicht, nicht im Geringsten bedingt. Wohl aber mußte dasselbe noch, um wirklich vollendet zu werden, seinen schönen Schmuck, nämlich Sonne, Mond und Sterne, empfangen und in sich aufnehmen, — und nur die ungerechtfertigte Annahme, daß die Gestirne (auch nach unserem Verfasser) am zweiten Tage bereits längst am Himmel gestanden hätten, konnte Delitzsch von der so naheliegenden richtigen Erklärung ab- und auf jenen Abweg hinführen. Ohne Sonne, Mond und Sterne war die Veste, wie sehr sie auch bereits den Charakter eines göttlichen Werkes an sich trug, dennoch für Gott nicht göttlich genug; nur im Verein mit dieser herrlichen Zier vermochte sie, an sich selber finster und wenigstens des Nachts auch trotz des am ersten Tage geschaffenen Lichtes noch voll Dunkels, Gottes Herrlichkeit zu offenbaren oder, wie der Psalmist es ausdrückt, Gottes Ehre zu erzählen. Das zweite Werk harrte also noch des vierten als seiner nothwendigen Fortsetzung.

Anmerkung. Indem Ewald diesen Umstand nicht hinlänglich würdigte, behauptete er, daß das „gut!" ebensowohl oder an sich noch richtiger auch bei dem zweiten Werke und Tage stehen und daß das Fehlen desselben demnach schwerlich etwas Ursprüngliches sein könnte; es sei hier nur deshalb weggelassen, damit es sich in dem Ganzen des Schöpfungsberichtes nur siebenmal finde (vergl. Jahrb. I, 93 f.). Und daran hat sich dann eine größere kritische Operation in Beziehung auf 1 Mos. 1 überhaupt angeschlossen. Wenn sich sonst selbst die hypothesenreichsten Köpfe damit begnügt hatten, zu behaupten, daß unser Schöpfungsbericht das Ganze ursprünglich nicht in sechs, sondern in acht Werke getheilt hatte, daß die Eintheilung in sechs Werke und Tage erst später der Wochenrechnung zu lieb dazugebracht sei, so hat Schrader (Studien zur Kritik u. Erkl. der bibl. Urgeschichte, Gen. Cap. 1—11) in Anschluß an den Ewald'schen Wink nachzuweisen gesucht, daß man bei einer noch späteren Redaction sogar auch verschiedene Verkürzungen oder sonstige Aenderungen des Textes, besonders aus Vorliebe „für heilige Zahlensymbolik" vorgenommen habe. Selbst unser so schönes, einfaches, überall so fest und harmonisch zusammenhängendes Schöpfungsgemälde soll also unter späterer Hand entstellt und seiner ursprünglichen Gestalt beraubt worden sein. Die Argumentation ist folgende. Schrader meint, man müsse erstaunen, wie die Commentatoren (selbst v. Bohlen!) so ohne Weiteres Einer dem Andern den für das Fehlen des göttlichen „gut!" oben geltend gemachten Erklärungsgrund haben nachsprechen können. Aber statt zu erstaunen, hätte er lieber beherzigen sollen, daß ein Grund, der von so Vielen anerkannt wird, doch wohl wirklich Etwas für sich haben muß. „Warum denn in aller Welt", frägt er, „ist die Schöpfung des großen majestätischen Himmelsgewölbes nicht ein in sich ebenso abgeschlossenes, in sich ebenso vollendetes Schöpfungswerk, das da ein göttliches ‚gut!' verdiente, als meinetwegen das Schöpfungswerk des ersten Tages, als die Schöpfung des Lichtes?" Er meint, die Schöpfung des Lichtes sei, so lange noch nicht Sonne, Mond und Sterne geschaffen waren, ebenso unvollendet gewesen, wie die des Firmaments. Zunächst aber ist dieselbe keineswegs, wie es nach seiner

Darſtellung ſcheinen muß, blos eine unter mehreren andern, ſondern die einzige, die ſich allenfalls mit einigem Scheine mit der Schöpfung des Firmamentes in der in Betracht kommenden Beziehung zuſammenſtellen läßt. Und ſodann überſieht er, daß es ſich in Wahrheit dennoch ganz anders mit derſelben verhält. Das Licht war jedenfalls, wenn anders es nur Licht zu heißen verdiente, auch ohne die Sonne ſchon ein treffendes, ja das allertreffendſte Symbol für Gottes Art und Weiſe; das Firmament dagegen war, wenn es die Geſtirne nicht ſchmückten, wenn es alſo während der Nacht jeglichen Lichtes entbehrte, das gerade Gegentheil. Wenn Etwas von dem erſten Tagewerke der Vollendung bedurfte, ſo war es nicht das Licht, ſondern die Scheidung zwiſchen Tag und Nacht. Die Grenze zwiſchen Tag und Nacht mußte, ſo lange nicht die Sonne hervorgetreten war, einigermaßen unbeſtimmt ſein; nur durch Sonnenauf- und Untergang konnte ſie ſchärfer gezogen werden. Beachtenswertherweiſe iſt aber auch nicht dieſe Scheidung, nicht, wie bei der Beſchreibung der übrigen Tage, das ganze Werk gutgeheißen, ſondern blos das Licht. Wenn ſich Schrader, ehe er ſeine zerſetzende Kritik anwandte, das zu kritiſirende Object etwas genauer hätte anſehen wollen, ſo würde er in der Art, wie das „gut!“ bei der Beſchreibung des erſten Tages geſetzt, und wie es nicht geſetzt iſt, eher einen Beweis für als gegen die ſo erſtaunenswerth gefundene Erklärung, die man von dem Fehlen des „gut!“ am zweiten Tage gibt, entdeckt haben. Und hätte er ſich zuvor erſt einen einigermaßen richtigen Schöpfungsbegriff verſchafft, der die Allmählichkeit des Schaffens nicht aus-, ſondern einſchließt, ſo würde er auch ſeine unverſtändige Frage unterlaſſen haben, was es doch für eine Gottes ganz unwürdige Vorſtellung ſei, daß derſelbe (am zweiten Tage) Etwas habe ſchaffen können, das ſeinen Abſichten nicht vollkommen entſprochen habe, über das er nicht ſein göttliches „gut!“ habe ausſprechen können.

Schrader weiſt dem „gut!“, welches ſeiner Ueberzeugung nach in dem urſprünglichen Bericht geſtanden hat, die Stelle an, welche jetzt das „Und es geſchahe alſo!“ einnimmt. Dies „Und es geſchahe alſo!“ am Ende des 7. Verſes ſtehe jetzt am unrechten Platze; ein Jeder werde es ſchon vor V. 7 erwarten, gemäß den „ſämmtlichen übrigen Stellen unſeres Capitels, in welchen es eben unmittelbar auf einen mit ויאמר אלהים beginnenden Satz folgt.“ Sehen wir uns aber einmal den Sinn, den dieſe vermeintliche Textesverbeſſerung ergeben würde, etwas näher an. Wenn nach dem 6. Vers: „Und Gott ſprach, es ſei eine Veſte“ u. ſ. w. wirklich hinzugeſetzt wäre: „und es geſchah alſo“, ſo wäre offenbar der 7. Vers: „Und Gott machte die Veſte“ u. ſ. w., zu ſpät gekommen, ja überflüſſig geweſen. Er wäre dann nur in dem Falle erträglich geweſen, wenn er, wie der 16. Vers, auf den ſich Schrader beruft, noch ein neues Moment hervorzuheben gehabt hätte, welches in dem: „Und es geſchah ſo“ noch nicht ohne Weiteres zu finden geweſen wäre. Die Stellung des „Und es geſchah ſo“ erſt nach den Worten „Und Gott machte die Veſte“ hat allerdings etwas Auffälliges. Aber man muß bedenken, daß ebenſo gut wie Gottes Sprechen ein Machen, ſo auch Gottes Machen ein Sprechen, ein ſich durch ſein Wort Vollziehendes iſt. Keinenfalls iſt unſer „Und es geſchah ſo“ unpaſſender geſetzt als das entſprechende in V. 30. Und hätte Schrader conſequent ſein wollen, ſo hätte er doch verſuchen mögen, auch dieſem letzterem einen beſſeren Ort anzuweiſen.

Schrader hat herausgezählt, daß die Formel „Und es geſchah ſo", ebenſo wie die andere: „Und Gott ſah, daß es gut ſei", unſeren Bericht gerade ſiebenmal durchtöne. Hinter der Schöpfung der Fiſche und Vögel und unmittelbar hinter der Menſchenſchöpfung, wo ſie fehle, habe ſie aber ebenſo gut wie anderswo ſtehen können. Urſprünglich ſei ſie alſo ohne Zweifel neunmal vorgekommen, und nur der Siebenzahl zu Liebe ſei ſie von dem Redactor zweimal geſtrichen worden. Nun entſteht doch aber jedenfalls die Frage, warum man ſie nicht lieber an anderen, ſondern gerade an den betreffenden Stellen weggelaſſen habe, und hätte ſich Herr Schrader dies unbefangen zu beantworten geſucht, ſo hätte er wohl ſelber auf eine ganz andere Anſchauung von der Sache kommen müſſen. Er von ſeinem Standpunkt aus kann außer der „heiligen Zahlenſymbolik" Nichts als pure Willkür anerkennen; aber da pure Willkür bei einem ſo berechnenden Verfahren, wie er es vorausſetzt, wenigſtens ſehr unwahrſcheinlich iſt, ſo hätte er ſich eben nach einem anderen Standpunkt umſehen ſollen. Wir von unſerer Auffaſſung aus können ihm leicht zeigen, daß zwar keine „heilige Zahlenſymbolik", wohl aber eine Herrſchaft der Siebenzahl in der Natur der Sache ſelbſt gegründet war und ſich wie von ſelber einſtellte, daß überhaupt Alles ſeinen ſehr guten Grund hatte. Was zunächſt das göttliche „gut!" betrifft, ſo konnte es, wenn es, wie wir gezeigt haben, beim zweiten Tagewerk nicht ſtehen durfte, nicht wohl öfter, aber auch nicht weniger als ſiebenmal vorkommen; am erſten, vierten und fünften Tage je einmal, am dritten und ſechsten, wo jedesmal zwei Werke berichtet werden, je zweimal. Wenn ſich aber der zweite Tag des erſten Ternars mit der Formel „Und es geſchah alſo" begnügen mußte, ſo lag es nahe, damit der Parallelismus zwiſchen den beiden Ternaren einigermaßen aufrecht erhalten würde, den zweiten Tag des zweiten Ternars, d. i. den fünften unter den ſechs Schöpfungstagen mit dem bloßen „Und Gott ſahe, daß es gut ſei" abzufinden. Der zweite und fünfte Tag entſprachen dann ebenſo ſehr durch ihren Mangel, wie der dritte und ſechste, an denen beide Formeln zweimal vorkamen, durch ihren Reichthum einander. Daß das „Und es geſchah ſo", am ſechſten Tage nicht dreimal, nicht auch noch unmittelbar hinter der Menſchenſchöpfung, ſondern erſt zum Schluſſe des Ganzen vorkommt, wird ſich Schrader wohl aus demſelben Grunde erklären können, aus dem er geneigt iſt, das Fehlen des göttlichen „gut!" an dieſer Stelle zu rechtfertigen, nämlich aus dem Umſtande, daß es mit dem Vorkommen deſſelben zum Schluſſe des Ganzen ganz genug iſt. Man könnte auch geltend machen, daß es unmittelbar hinter der Menſchenſchöpfung nach der Art der Darſtellung, die dort gewählt iſt, kaum eine paſſende Stelle gehabt hatte. So angeſehen, bietet ſich in Betreff der Zahlen allerdings noch ein anderer Umſtand, der bemerkenswerth iſt, dar. Die Siebenzahl des göttlichen „gut!" iſt, wenn man die Theilung des Sechstagewerkes in zwei Ternare zugibt, wie gewöhnlich in drei und vier getheilt, die Siebenzahl des „Und es geſchah ſo" in vier und drei. Aber dieſe Theilung hat nichts Geſuchtes, nichts Erkünſteltes; wir dürfen auch von ihr behaupten, daß ſie ſich wie von ſelber gemacht hat. Es iſt alſo freilich wahr, daß der Schöpfungsbericht durch und durch vom Rhythmus beherrſcht iſt; aber dieſer Rhythmus iſt der, in welchem ſich die Natur und das Leben ſelber, wenn ſie ſich ungehemmt entfalten können, bewegen.

Schrader will jedoch auch noch anderweitig eine nicht natürliche, ſondern auffällige Herrſchaft der Zahlen, die nur durch die Veränderungen einer ſpäteren Hand

herbeigeführt sein könne, finden. Am ersten Tage werde das Licht und die Finsterniß als Tag und Nacht, am zweiten die Veste als Himmel, am dritten das Wasser und das Trockene als Meer und Erde von Gott selber benannt; Sonne und Mond dagegen erhalten am vierten Tage keine Namen. Offenbar habe der Redactor bloß deshalb, um nur ein dreimaliges „Und Gott nannte" zu haben, die Namengebung am vierten Tage gestrichen. Sie sei hier um so mehr zu erwarten, „als diese beiden Gestirne nicht nur nach den Functionen, die ihnen im Weltganzen zukommen, so genau geschildert, sondern auch als das große und kleine Gestirn so bestimmt bezeichnet und hervorgehoben sind." Aber wie nun, wenn die Namengebung gerade um dieses Umstandes willen von vornherein als überflüssig gespart wäre? Weshalb fehlt sie denn am fünften und sechsten Tage, und weshalb erscheint sie hier wirklich entbehrlich? An den drei ersten Tagen soll sie, wie wir schon früher gesehen haben, an den nicht wohl näher zu beschreibenden großen Sphären hervorheben, als was Gott dieselben in sein großes Schöpfungsganze eingeordnet sehen wollte. In Betreff der Sonne und des Mondes geschieht dies aber hinreichend durch ihre Bezeichnung als des großen und kleinen Lichtes, und außerdem noch durch Alles, was von ihrem Zwecke gesagt wird. Uebrigens aber darf man auch annehmen, daß die Namengebung am vierten Tage schon deshalb unterblieben sei, weil es ganz gut anging, dadurch, daß man sie den drei ersten Tagewerken beifügte, den drei letzten dagegen versagte, die beiden Ternare selbst äußerlich von einander zu unterscheiden. — Weiter hebt Schrader hervor, der göttliche Segensspruch „Gott segnete sie" u. s. w. sei ursprünglich zweifelsohne ebenso gut über die Landthiere wie über die Fische und Vögel ergangen; daß er sich in Beziehung auf sie dennoch nicht finde, daß er nur noch in Beziehung auf den Menschen und dann in Betreff des siebenten Tages (Cap. 2, 3) vorkomme, erkläre sich ebenfalls nur aus der Vorliebe des Redactors für die Dreizahl. Einen Einfluß der Dreizahl wird man in dieser Beziehung allerdings zugeben können; in Betreff des Segens aber, der sich, wie der Ahronitische Segen „Gott segne dich und behüte dich" u. s. w. beweist, schon sehr früh dreitheilig aussprach, war derselbe auch wirklich so natürlich, daß eine Rücksicht darauf nicht erst einem späteren Redactor, sondern schon dem ursprünglichen Verfasser zugetraut werden kann. Zudem wäre es etwas viel gewesen, wenn sich das „Gott segnete sie und sprach: seid fruchtbar und mehret euch und füllet" u. s. w. an dem einen sechsten Tage wörtlich zweimal wiederholt hätte. Auch verstand sich der Segen für die Landthiere, nachdem die Fische und Vögel gesegnet waren, von selber.

Weil aber doch Schrader den Zahlen so viel Aufmerksamkeit geschenkt hat, so möchten wir noch daran erinnern, daß man die Herrschaft z. B. der Dreizahl in unserem Bericht auch anderweitig beobachten kann. Gerade dreimal findet sich das „Gott schuf" — zuerst V. 1, dann in Beziehung auf die Fische und Vögel (V. 21) und zuletzt in Beziehung auf den Menschen (V. 27); und gerade dreimal dazwischen wie zur Abwechslung „Gott machte", zuerst in Beziehung auf das Firmament (V. 7), dann in Beziehung auf Sonne und Mond (V. 16) und zuletzt in Beziehung auf die Landthiere (V. 25). Also nicht blos in einzelnen Formeln, die, wie Schrader meint, von einem späteren Redactor leicht nach einer „heiligen Zahlensymbolik" normirt werden konnten, sondern im Texte selber waltet, wenn man so will, der Zahlenrhythmus. Will Schrader denselben nun auch hier auf die Rech-

nung eines Redactors ſchieben, ſo mag er zuſehen, ob er überhaupt noch Etwas als ſicher urſprünglich, als nicht zurechtgeſchnitten und entſtellt, übrig behält. Soviel wird man wohl für gewiß halten dürfen, daß unſere gegenwärtige Textgeſtalt ebenſo alt iſt wie die Darſtellung des Schöpfungswerkes als eines Sechstagewerkes, mit der ſie überall auf's Engſte zuſammenhängt. Die Frage aber, ob dieſe Darſtellung ſelber das Aelteſte und Urſprünglichſte ſei, werden wir erſt weiter unten berückſichtigen können.

§ 25.

Die Ausſonderung des Landes und Schöpfung der Vegetation.

Statt in den oberen Sphären, von denen unſer Schöfungsbericht bisher gehandelt hat, ſtehen zu bleiben und ſofort von dem Hervortreten der Lichter in der Lichtregion, von der Vollendung des Firmamentes durch das Erſcheinen der Geſtirne an demſelben zu reden, verfolgt er Gottes Schöpferthätigkeit weiter nach Unten und kömmt ſo zunächſt auf die Ausgeſtaltung unmittelbar der Erde ſelbſt. Hier war es, wo ſich die ſcheidende Arbeit, welche die großen Sphären oder Bereiche ausſonderte, noch weiter fortſetzte, und ſie vor Allem, nicht ſchon die Schöpfung des Einzelnen, welches die Bereiche füllen ſollte, war das Object des erſten Ternars. Dadurch, daß ſich bei der Hervorbildung des Firmamentes die Waſſerdämpfe als eigentliches Waſſer niederſchlugen, waren die unteren Waſſer wie von Anfang an entſtanden, ſo nachher immer mächtiger und mächtiger geworden, ſo daß es faſt hätte ſcheinen können, als wenn ſie die inzwiſchen erſtarrende Erde für immer in ihren Fluthen begraben halten und alle Anſtrengungen derſelben, ſich zum Lichte emporzuarbeiten, vereiteln wollten. Es galt, ihnen Schranken zu ſetzen und der emporſtrebenden Erde zum Siege über ſie zu verhelfen. Und war nun auch dies Ziel durch den Entwicklungsproceß, welcher in der Art der Erdſtoffe ſelbſt begründet war, von Anfang an angebahnt, ſo durfte doch der Act, durch welche es endlich erreicht wurde, mit demſelben Rechte wie die Bildung des Firmamentes, auf ein neues anordnendes Gottcswort zurückgeführt werden.

Das Wort lautete nach unſerem Schöpfungsbericht: „Es ſollen ſich ſammeln die Waſſer unter dem Himmel an Einen Ort, und geſehen werden ſoll das Trockene!“ Der Pſalmiſt (Pſ. 104) bezeichnet es als ein den Waſſern feindliches, als ein ſie ſcheltendes Wort, welches ſie in die Flucht *jagte, und* entfaltet in dieſer Weiſe nicht blos ein poetiſch-ſchönes, phantaſie-

reiches Gemälde, ſondern deutet auch auf die große Wahrheit, daß die Ausbreitung der Fluthen über die ganze Erde, wie ſehr ſie auch zur Verwirklichung der göttlichen Zwecke hatte mitdienen müſſen, dennoch ähnlich wie die Finſterniß ein Ausfluß der Unterſchiedlichkeit der Erde von Gott war und der nunmehr beginnenden Ausgeſtaltung widerſtrebte. — Um aber eine richtige Vorſtellung von den Vorgängen zu gewinnen, durch welche ſich die Sammlung der Waſſer und das Erſcheinen des feſten Landes vermittelte, müſſen wir uns vor Allem über das Entwicklungsſtadium orientiren, in welches uns unſer Schöpfungswort hineinverſetzt. Daß die Gewäſſer nämlich nicht wie durch irgend einen Zauber, ſondern durch natürliche Urſachen geſammelt und eingegrenzt wurden, iſt, obwohl es nicht ausdrücklich in unſerem Text hervorgehoben wird, dennoch ſelbſtverſtändlich und wird auch zudem durch andere Schriftſtellen beſtimmt genug beſtätigt, ja es könnte ſogar in dem Ausdruck: „an Einem Ort", der ja doch wohl ſo viel heißen muß, als an den Einen Ort, der ihnen bereitet worden, oder vielmehr eben bereitet wurde, angedeutet gefunden werden. Offenbar nun würden wir gegen den Sinn unſeres ganzen Schöpfungsberichtes auf's gröblichſte verſtoßen, wenn wir annehmen wollten, es habe ſchon vor dem dritten Tagewerk auf der Erdoberfläche irgendwelche Flora oder Fauna gegeben. Die Sammlung der Waſſer, die Abtrocknung des feſten Landes ſollen offenbar erſt die Bedingungen herſtellen, unter denen das Aufkommen der Organismen möglich iſt; die Bibel ſchweigt nicht blos von einer Schöpfung der Organismen vor dieſem erſten Act des dritten Tages, ſondern, unbefangen aufgefaßt, ſchließt ſie dieſelbe auch aus. Keineswegs aber leugnet ſie das Vorhervorhandenſein einer Erdkruſte mit Berg und Thal, ſondern im Gegentheil. Wie die Worte unſeres Schöpfungsberichtes ſelber, da ſie nicht erſt das Entſtehen, ſondern nur noch das Erſcheinen des feſten Landes anordnen und den Ort, wohin ſich die Waſſer ſammeln ſollen, als bereits vorhanden vorausſetzen, deutlich genug davon ausgehen, daß es bereits eine feſte Erdmaſſe gegeben habe, ſo ſprechen auch die anderen, ſchon in § 19 berückſichtigten Stellen ganz ausdrücklich dafür. Nach Pſ. 104, 6 waren die Berge wenigſtens ebenſo gut wie die große Fluth, denen Gott am dritten Tage ihre Grenzen ſetzte, von Anfang an vorhanden, und nach Pſ. 90, 2 waren ſie das Erſte und Aelteſte, was (wahrſcheinlich aus der Erde) hervorgeboren wurde. Es entſteht demnach die Frage, warum nach der Bibel die Waſſer nicht von Anfang an auf die tieferen Oerter beſchränkt geweſen waren, warum und wodurch ſie plötzlich erſt am dritten Tage zum Ablaufen genöthigt wurden. Faſt iſt es, als wenn ſich die heiligen Schriftſteller darüber keine Rechenſchaft

gegeben hätten. In unserem Schöpfungsbericht findet sich gar Nichts und anderswo wenigstens nichts Bestimmteres darüber. Um so mehr aber ist es zu verwundern, daß sie die Thatsache selber, nämlich die Allgemeinheit des Urmeeres, nichtsdestoweniger so entschieden behauptet haben. Und keinenfalls ist es schwer, die Bibel hier in ihrem eigenen Sinne zu vervollständigen. Die betreffende Ursache mußte, wie nach der Naturwissenschaft, so auch nach ihr, wie auch Knobel bemerkt, wohl darin liegen, daß die Bildung von Berg und Thal anfänglich noch nicht vollständig genug gewesen war, daß die Ausgestaltung der Erdoberfläche nur allmählich fortschritt und daß Gott erst zu seiner Zeit die Berge hoch, die Thäler tief genug werden ließ. Einigermaßen scheint die Bibel so etwas sogar wirklich anzudeuten. Wir wollen uns nicht auf Ps. 104, 9 berufen. Nachdem dort von der Vertreibung der Fluthen die Rede gewesen, heißt es: „Eine Grenze setzetest du ihnen, die sie nicht überschreiten." Unter dieser Grenze kann zwar nichts Anderes verstanden werden, als das höhere Küstenland, an dem sich die Meereswogen brechen, allein das „du setzetest" könnte auf die erste Gründung der Erde zurückgreifen, von der in V. 5 die Rede gewesen ist, und sachlich so viel sein als: du hattest gesetzt. Dagegen ist Hiob 38, 8. 10 bedeutsam. Hier setzt Gott dem Meere deutlich erst da, wo es schon aus dem Mutterschooße hervorgebrochen war, sein Gebiet, ja Riegel und Pforten, womit poetisch die es eingrenzenden Erdhöhen bezeichnet sind. Ebenso wahrscheinlich Sprüchw. 8, 24. 25. Jedenfalls also werden wir uns am dritten Schöpfungstage nicht blos die Gewässer, sondern auch das Land selber in Bewegung denken und eine gewisse Gebirgs- oder Tiefenbildung auch an ihm noch annehmen müssen. Sehen wir auf die Geologie, so gehört ihm nicht blos die letzte Erhebung derjenigen Granitfelsen an, die nunmehr hoch genug emporstiegen, um sich nie wieder vom Wasser überfluthen und mit productionsfähigem Lande überkleiden zu lassen, sondern auch die Bildung aller derjenigen Bergschichten, in welchen eine reiche Flora und Fauna begraben liegt. Inwiefern sich auch schon die Fauna, das Werk des fünften und sechsten Tages, einstellen konnte, wird aus den allgemeinen Erörterungen über die Ausgleichung der Bibel und Naturwissenschaft erhellen.

Die Bibel stellt es so dar, als wenn die Wasser durch einen einzigen Machterweis Gottes und verhältnißmäßig sehr schnell in ihr Gebiet verbannt wären. Selbst der Dichter des 104. Psalms weiß nur von einer eiligen Flucht derselben. Aber das ist auch in anderen Fällen die Art der heiligen Schrift, besonders der prophetischen Darstellung, daß sie, was in der Geschichte der Wirklichkeit in viele einzelne Thatsachen zerfällt, wenn es inner-

lich zusammenhängt und, auf das Wesen gesehen, eigentlich nur aus einem einzigen Rathschluß Gottes hervorfließt, in einen einheitlichen großen Gesammtausdruck bringt. Und schon darum haben weder die Naturwissenschaften, wenn sich ihnen ergibt, daß die Gewässer nur sehr allmählich, nur nachdem sie noch oftmals wiedergekehrt waren, in ihr jetziges Gebiet eingedämmt wurden, die Bibel der Unwahrheit, noch auch hat die Theologie diese wissenschaftlichen Resultate der Unannehmbarkeit zu zeihen. Das Weitere wird sich auch hierüber weiter unten ergeben.

Der Ausdruck „an Einen Ort" (nämlich mögen sich die Wasser sammeln) erklärt sich einfach daraus, daß der Verfasser hier bei der ganz allgemeinen Gegenüberstellung von Wasser und Land blos das eine große Meer in's Auge faßt, wozu er um so mehr Recht hat, als alle übrigen Gewässer, alle Flüsse und See'n im Vergleich damit nur ein verschwindender Anhang, gewissermaßen nur Adern, ja nur Fasern dieses einen großen Herzens sind.

Mit der Aussonderung des festen Landes verbindet sich nun aber sofort noch an demselben dritten Tage die Schöpfung der Vegetation, und zwar aus gutem Grunde. Das Firmament, das am zweiten Tage zunächst ohne Sonne, Mond und Sterne geschaffen wird, hat eine gewisse Selbstständigkeit: es erfüllt schon für sich allein eine hohe Aufgabe, nämlich die, zwischen den oberen und unteren Gewässern zu scheiden. Anders dagegen verhält es sich mit dem Lande. Es ist dem göttlichen Zweck gegenüber Nichts an sich selber; erst als nahrungsprossendes erlangt es seine Bedeutung. Nicht anders als zugleich mit seiner lieblichen Bekleidung ist es von vornherein von Gott gewollt und durch Gottes Wort von den hindernden Fluthen befreit worden. Das Wort des Propheten: „Gott hat die Erde nicht wüst erschaffen" (Jes. 45, 18), das wir in einer anderen Beziehung als nicht beweisend bezeichnen mußten, hat in dieser seine volle Anwendung. Denn nur als nahrungsprossendes konnte das Land wirklich das sein, wozu es Gott bestimmt hatte, ein Wohnplatz der Thiere und Menschen. Dazu kömmt, daß sich ein anderer Platz für die Vegetationsschöpfung in unserem Bericht nirgends darbot. Wollte man sie hinter der Schöpfung der Gestirne einordnen, wo es, auf die natürliche Stufenfolge der irdischen Gebilde gesehen, noch am ersten angehen zu müssen scheint, so würde man den schönen Parallelismus zwischen dem ersten und zweiten Ternare zerstören; hinter den Himmelslichtern, die dem Licht entsprechen, können nur die Fische und Vögel folgen, die in den Regionen des Wassers und der Wolken leben. Wollte man sie aber mit den Thieren des Landes zusammenstellen, so würde man

die Reihe der Thiere in ganz ungehöriger Weise unterbrechen. Der Einwurf, daß sie nicht zu den Schöpfungen der Bereiche, sondern zu denen der Einzelwesen, welche die Bereiche füllen, zu ordnen gewesen sei, erledigt sich dadurch, daß die Vegetabilien noch keine wahren Einzelwesen oder Einzelgebilde sind, daß sie, an dem Boden, dem sie entsprossen, haftend, der Selbstbewegung entbehrend, ein bloßes Zubehör, gewissermaßen nur eine Vervollständigung des Landbereiches ausmachen. In Wahrheit sind sie doch nur eine Anbahnung, ein Uebergang zu den wirklichen Einzelbildungen, und als solche läßt sie auch unser Schöpfungsbericht gelten, indem er sie erst an die Grenzscheide zwischen dem ersten und zweiten Ternare gestellt hat.

Von der Naturwissenschaft kann diese enge Verbindung der Vegetationsschöpfung mit der Aussonderung des festen Landes nur gutgeheißen werden. Indem uns die Paläontologie zeigt, daß die Bibel auch hier wieder eine lange Reihe von Thatsachen allmählicher Entwicklung in einen einzigen großen Schöpfungsact zusammengezogen hat, lehrt sie uns doch auch zugleich, daß die Erde wirklich von Anfang an das Bestreben hatte, sich mit einem productionsfähigen Boden zu bekleiden, und, wo sie aus dem Wasser emportauchte, in der That alsbald Pflanzen, wenn auch zunächst nur die einfachsten Arten, aus sich hervorgebar. Sie kann es sogar, indem sie uns schon in den älteren Perioden Seealgen und ähnliche Gewächse nachweist, wahrscheinlich machen, daß das Pflanzenleben schon noch im Wasser selber seinen Anfang nahm, obwohl sich doch auch ihr von verschiedenen Seiten her die Erkenntniß aufdrängt, „daß organisches Leben erst entstand, als die Erde ihrer heutigen Beschaffenheit sich genähert hatte und bereits alle die wesentlichen Eigenthümlichkeiten besaß, welche ihren dermaligen Charakter als Himmelskörper ausmachen" *).

Wie eng nun aber auch das Erscheinen der Vegetation mit demjenigen des Landes zusammenhing, die Schöpfung derselben auf ein besonderes, auf ein neues Wort Gottes zurückzuführen, lag nicht blos ebenso viel wie bei den vorigen Werken Veranlassung und Recht vor, sondern noch mehr. Von der tiefbegründeten Anschauung aus, daß Gott das Neue überall aus dem schon Vorhandenen hervorgebracht habe, erkennt allerdings unser Schöpfungsbericht eine gewisse generatio originaria, ein gewisses Hervorgehen des Organischen aus dem Anorganischen vollkommen an. Er stellt es nicht so dar, als ob Gott Pflanzen vom Himmel her auf die Erde herniedergebracht hätte; sondern die Erde selber muß sie aus ihrem Schooße hervorgebären,

*) Burmeister, Gesch. der Schöpfung, S. 269.

muß ſie „ergrünen“ und aus ſich „hervorgehen“ laſſen. Allein er erkennt ebenſo gut wie die Naturwiſſenſchaft in dieſer generatio originaria ein Wunder an, und ſtatt nun mit dem Materialismus hin- und herzuirren, ſtatt einerſeits einzugeſtehen, daß dies unbegreifliche Wunder unentbehrlich ſei und es andererſeits doch wieder als einen Teufelsſpuk zu verurtheilen, geht er, wie es allein vernünftig iſt, einfach auf Den zurück, der wirklich Wunder thun, der auch in Wahrheit Wunder begreiflich machen kann. Er ſtatuirt ein beſonderes Eingreifen Gottes, durch welches der anorganiſche Stoff eine Fähigkeit empfing, die er an ſich ſelbſt nicht hat und nimmer haben konnte. Sofern dies Eingreifen die bis dahin wirkenden Kräfte ſchon nicht mehr blos in Bewegung erhielt, ſondern auf's Neue befähigte, ſo zu ſagen potenzirte, was es natürlich nicht wohl gekonnt hätte, wenn dieſelben nicht von vornherein dazu prädisponirt geweſen wären, könnte man es allerdings ſogar als epochemachend, als eine neue Periode anhebend betrachten. Wie denn Burmeiſter auch wirklich mit dem Morgenroth der Vegetation einen neuen Schöpfungstag, die zweite ſeiner Schöpfungsperioden, beginnen läßt*). Allein in unſerem Schöpfungsbericht, der nicht die Aufgabe hat, die einzelnen Bildungen auf die ihnen eigenthümliche, ſondern alle auf die eine ihnen gemeinſame göttliche Urheberſchaft zurückzuführen, konnte dieſer Geſichtspunkt nicht obwalten. Erſt von Cap. 2, 4 ab war dazu der Ort.

So wenig nun die Bibel, wie wir ſchon in § 22 ſahen, über die Frage entſcheidet, ob Gott all' die verſchiedenen Pflanzengattungen gleich unmittelbar aus der Erde habe aufſproſſen, oder ob er die eine aus der anderen, ob er ſie alle aus wenigen Urtypen oder gar aus einem einzigen Ur-Exemplar habe entſtehen laſſen, ebenſo wenig läßt ſie ſich auch nur darauf ein, die einzelnen Arten namhaft zu machen. Sie verfährt im Gegentheil möglichſt ſummariſch. Mehrere finden in unſerem Bericht drei Arten unterſchieden: 1) Grünes = Gras; 2) Kräuter, worunter vorzüglich Getreide zu verſtehen ſei; 3) Bäume. Allein Grünes iſt hier ſchwerlich Bezeichnung einer Species. So gut wie das entſprechende Verbum: „die Erde laſſe ergrünen“ Geſammtausdruck für alles Folgende iſt, wird auch „Grünes“ ein Collectivbegriff ſein. Die Collectivbedeutung paßt überhaupt an allen Stellen, wo es vorkömmt; Jeſ. 15, 6 iſt ſogar das Gras als das Speciellere von dem „Grünen“ ausdrücklich unterſchieden. Bezeichnete es eine einzelne Art neben den beiden anderen Arten, ſo müßte man erwarten,

*) A. a. O., S. 269.

daß es ebenso gut wie diese eine nähere Bestimmung bei sich hätte; in V. 30 wird das synonyme Nomen יֶרֶק geradezu mit der einen der beiden folgenden Arten zu einem einzigen Begriffe verbunden. Der Verfasser unterscheidet also nur zwei Arten: 1) das Kraut und 2) die Bäume. Es sind die beiden Arten der niedrigeren und höheren Vegetabilien, gerade wie Cap. 2, 5. Beachtenswertherweise aber hebt er an ihnen gerade denjenigen Unterschied hervor, der auch für die Wissenschaft, wenn sie die Vegetabilien eintheilen will, am meisten in Betracht kömmt. Er bezeichnet die Kräuter als Samen erzeugend, die Bäume als Früchte bringend nach ihrer Art, in denen ihr Same auf Erden; er macht also die verschiedene Art der Propagation bemerklich. Eigentlich freilich geht seine Absicht nur dahin, ganz im Allgemeinen anzudeuten, daß Gott diese Vegetabilien von vornherein mit der Fähigkeit, sich selbst fortzupflanzen, erschaffen habe. Er will sagen, daß ihr Aufkommen nicht auch ferner noch von einem Schöpferwort Gottes abhängig sein, daß sich die Erde vielmehr auch in Beziehung auf sie einer gewissen Selbstständigkeit erfreuen sollte*). Allein nur um so mehr Anerkennung verdient es, daß er trotz seiner im Uebrigen so summarischen Ausdrucksweise doch so zart unterschieden hat. Nur sind seine Worte „samenerzeugend und Früchte bringend, in denen ihr Same" nicht im wissenschaftlichen, sondern im volksthümlichen Sinne zu nehmen. Die Botanik unterscheidet (vergl. § 7) vor Allem solche Pflanzen, die Blüthen, Früchte und Samen nicht haben, und solche, die sich durch dergleichen auszeichnen, und rechnet zu den letzteren auch gar viele, denen die Volkssprache keine Früchte beilegt. Unter den samenerzeugenden Kräutern unseres Schöpfungsberichtes sind außer denen, auf welche diese Bezeichnung zunächst paßt, einerseits auch diejenigen zu verstehen, die sich blos durch Sporen fortpflanzen, andererseits auch diejenigen, die, obwohl sie Früchte tragen, doch keine Bäume sind. Die fruchtbringenden Bäume umfassen zwar nicht blos Obstbäume, aber doch blos wirkliche Bäume.

*) Zu dem: „in welchen ihr Same" setzt der Verfasser das: „auf Erden" indeß wohl nur deshalb hinzu, um das enge Verhältniß, in welchem die Vegetation zur Erde steht, ausdrücklich hervorzuheben. Dem entsprechend macht er bei den folgenden Schöpfungen stets das Bereich bemerklich, dem sie angehören (vgl. § 27).

§ 26.

Die Schöpfung der Geſtirne, 1 Moſ. 1, 14—19.

Wenn der heilige Autor unſeres Schöpfungsberichtes keinen Grund hatte, den Geſtirnen, die ihm nur als Leuchten für die Erde in Betracht kommen, eine frühere Ausgeſtaltung zuzuſchreiben, als der Erde ſelber, ſo hatte er doch auch keine Veranlaſſung, ſie nun, wo die Erde ausgeſondert und vollendet iſt, noch länger des ſie betreffenden göttlichen Schöpferwortes harren zu laſſen. Im Gegentheil drängte ihn Alles dazu, wie er das Licht an die Spitze des erſten Triduums geſtellt hatte, ſo nun auch ihnen, den Lichtern, den Vorrang im zweiten Triduum zuzugeſtehen. Weiterhin bot ſich kein paſſender Platz für ſie dar, wäre auch ihr Hervortreten ſicher zu ſpät gekommen. Die Kräftigung, die durch ſie dem Licht zu Theil werden mußte, mochte für das Pflanzenleben nicht ſofort nöthig erſcheinen; für das ſeeliſche Leben aber, das nunmehr am fünften und ſechsten Tage erſchaffen werden ſollte, war dieſelbe leicht eine unerläßliche Bedingung. „Gott ſprach", heißt es daher am vierten Tage, „es ſeien Lichter an der Veſte des Himmels." Und alsbald wird berichtet, daß Gott nicht blos die Sonne und den Mond, ſondern auch die Sterne, d. h. wie ſich für jeden Unbefangenen von ſelbſt verſteht, all' die unzähligen Sterne außer Sonne und Mond, nicht etwa blos die Planeten, gemacht habe.

Die Aſtronomie ihrerſeits hat keinen Grund, dieſe Gleichzeitigkeit der Erd- und Geſtirn-Entwicklung, die hier gelehrt wird, nicht anzunehmen. Vielmehr führt die Laplace'ſche Hypotheſe darauf, daß die ſonnennäheren Planeten ſogar noch ſpäter als die Erde zur Selbſtſtändigkeit gelangt ſeien, die Sonne ſelbſt aber am allerſpäteſten. Was die anderen Sterne oder Sternſyſteme betrifft, ſo iſt es möglich, daß ſie ſchon früher exiſtirt haben, als das Sonnenſyſtem; aber wiſſenſchaftlich iſt es in keiner Weiſe wahrſcheinlich zu machen. Man wird es vielleicht wahrſcheinlich finden können, daß unzählige und ſehr ferne Fixſterne länger als ſeit 6000 Jahren ihr Licht zu uns ſenden; aber die Zahl 6000 bezeichnet nicht die Zeit, welche die Erde exiſtirt, ſondern diejenige, in welcher ſich die Menſchheit auf derſelben entwickelt hat. Die Differenz zwiſchen unſerem Schöpfungsbericht und der Aſtronomie iſt in der vorliegenden Beziehung nur die, daß erſterer es ſo darſtellt, als wären die Geſtirne am vierten Schöpfungstage überhaupt erſt in's Daſein gerufen, daß letztere dieſelben dagegen von Anfang an neben der Erde her entſtehen und zur Vollendung gelangen läßt. Allein

in diesem Mangel an Uebereinstimmung liegt wenigstens kein absoluter Widerspruch. Wie wir bereits am Schlusse von § 23 sahen, haben nach unserem Verfasser etwa in demselben Elemente, welches für die Lichtschöpfung am meisten in Betracht kam, wenigstens die Grundstoffe auch der Lichter vom ersten Anfang der Schöpfung an existirt, ja die Schöpfung des Lichtes hat schon in irgendwelchem Zusammenhang mit der jetzt am vierten Tage hervortretenden Sonne gestanden. Dazu aber kömmt, daß die Bibel an anderen Stellen, welche unserem Berichte zur Ergänzung dienen, auch das noch, was die Naturwissenschaft über ein Vorhervorhandensein der Grundstoffe hinaus verlangt, willig zugesteht, ja die Sterne theilweis sogar eher als die Erde vollendet werden, theilweis sogar schon bei der Gründung der Erde vorhanden sein läßt. Fassen wir die betreffenden Aussagen der Bibel zusammen, so ergibt sich, daß die Ausgestaltung der Gestirne auf den vierten Schöpfungstag keineswegs beschränkt war, daß sie vielmehr, von den in der Entwicklung der Erde liegenden Bedingungen unabhängig, sogleich vom ersten Anfang der Schöpfung an vor sich ging und dem vierten Schöpfungstage nur insofern in besonderem Sinne zugehörte, als sie da auch für die Erde zur vollen Erscheinung zu kommen vermochte. Schon 1 Mos. 2, 4. 5 deutet sich, wie wir weiter unten sehen werden, diese weitere und vollständigere Erkenntniß an; besonders aber kömmt Hiob 38, 7 in Betracht. Zu der Frage: „Wo warst du, da ich die Erde gründete?“ u. s. w., setzt hier der Herr hinzu: „da allzumal frohlockten die Morgensterne und alle Söhne Gottes aufjauchzten“. Freilich so klar auch diese Stelle ist und so willkommen sie auch als eine Ergänzung zu unserem Schöpfungsbericht sein sollte, so haben sie Mehrere dennoch, statt das ergänzende Verhältniß zu demselben anzuerkennen, in eine genaue Uebereinstimmung mit ihm bringen zu müssen geglaubt. Delitzsch sagte in der zweiten Auflage seiner Erklärung der Genesis*): „Die Jubellieder der Engel, die Harmonien der Sphären, mag die Schöpfung der Engel und der Sterne innerhalb des Sechstagewerkesfallen, wohin sie wolle, gelten vorwärts und rückwärts der in der Entstehung begriffenen Erde.“ Hofmann (im Schriftbew. 1. Aufl. I, S. 351) behauptete, diese Bibelstelle wolle nicht die Folge der Schöpfungen aussagen, noch die Grundlegung der Erde von der Herstellung ihres Baues

*) In der dritten, in welcher er sich die Restitutionshypothese angeeignet hat, wonach die nicht zum Sonnensystem gehörigen Sterne sogleich von 1 Mos. 1, 1 an, d. i. längst vor dem Sechstagewerk existirten, hatte er diese Bemerkung nicht *mehr nöthig*.

anders als dichterisch unterscheiden. Philippi (Glaubensl., Bd. II, S. 288 ff.) machte geltend, diese Stelle schaue poetisch zusammen, was der Schöpfungsbericht in seiner zeitlichen Folge auseinanderlegt. Allein all' diese Behauptungen verrathen deutlich genug eine Unfreiheit der Exegese, welche die mit dichterischer Freiheit oder vielmehr Unmittelbarkeit ergriffene Wahrheit unmöglich zu verdunkeln vermag. Der einzige, wirklich beachtenswerthe Einwand könnte doch nur der sein, daß die Erdgründung ein etwas unbestimmter Begriff sei, daß darunter leicht auch noch die erst nach dem vierten Schöpfungstag folgenden Werke mit verstanden werden dürften. Allein könnte dem auch in einem anderen Zusammenhang so sein, so doch nicht in dem unsrigen. An unserer Stelle wird die Erdschöpfung als ein Hausbau dargestellt; es ist von dem Bestimmen der Maße und dem Ausspannen der Meßschnur (V. 5), es ist dann von dem Einsenken der Grundsäulen und dem Legen des Eckſteins (V. 6) die Rede, und speciell zu diesem einzelnen Anfangsact wird das Jubeln der Morgensterne in Beziehung gesetzt. Es ist dabei auf die Sitte Beziehung genommen, daß die Legung der Grundsteine der Gebäude, also vor Allem der Anfang der Bauten, unter Musik und Freudengesängen vollzogen wurde. Daß dieser Anfangsact, den die Morgensterne und Engel mit ihrem Jubel begleiteten, wenigstens vor dem dritten Tagewerk unseres Schöpfungsberichtes liegt, ist um so klarer, als die Rede erst in V. 8 auf dasselbe, und zwar erst auf den ersten Theil desselben, auf die Eindämmung des Meeres kömmt. Zudem ist es beachtenswerth, daß nicht Sterne im Allgemeinen, sondern speciell Morgensterne erwähnt werden. Die Grundsteinlegung, wodurch die Erdgründung ihren Anfang nahm, ist also als das Werk eines Morgens gedacht, wo die Sterne, welche schienen, ohne Weiteres als Morgensterne bezeichnet werden konnten. Sie aber gerade als ein solches zu denken und zu beschreiben, war nur dann eine wirklich würdige Veranlassung, wenn die Ueberzeugung zu Grunde lag, daß sie sogleich am allerersten Morgen, der überhaupt über der Schöpfung Gottes anbrach, am großen Schöpfungsmorgen, geschah.

Wenn man es sich erklären will, daß ein biblischer Schriftsteller die Sterne trotz 1 Mos. 1 schon so früh hat jubeln lassen, so wird man sich daran erinnern müssen, daß es wie sonst, so besonders auch in Israel zwei verschiedene Betrachtungsweisen in Betreff dieser Zierden des Himmels gab. Nach der einen waren sie die Lichter an der Zeltdecke der Erde, nach der anderen aber die eine Classe der himmlischen Heerschaaren, die ebenso sehr wie die andere, wie die Classe der Engel, vor Allem auch die Bestimmung hatten, Gott den Schöpfer zu verherrlichen, besonders seine Größe, Macht,

und Weisheit zu ſingen (vergl. außer Hiob 38, 7 auch Pſ. 19, 2; 103, 20. 21; 148, 1 ff.; Jeſ. 40, 26; 45, 12). Und lag es nun nahe, da, wo ihre Beziehung zur Erde in Betracht kam, ihre Schöpfung erſt da in die Geſchichte der Erdſchöpfung einzuordnen, wo ſie ihre Beſtimmung als Lichter ganz und voll zu erfüllen beginnen konnten; ſo lag es anderswo, wo ihre Beziehung zu Gott überwog, ebenſo nahe, ihre Schöpfung und ihre Exiſtenz ähnlich wie die der ihnen eng verbundenen Engel unabhängig von der der Erde zu denken. Daß ſich ſo aber die Offenbarung in dieſem Punkte allmählich ergänzte, man darf ſagen, entwickelte und vervollſtändigte, wird heut zu Tage, wo man anerkannt hat, daß ſie überall und in jeder Beziehung einen allmählichen Entwicklungsproceß durchlaufen iſt, nur natürlich gefunden werden können. Wir werden weiter unten darzuthun haben, daß ſie auch in manchen anderen wichtigen Stücken, die den Schöpfungshergang betreffen, allmählich fortgeſchritten iſt.

Der Zweck der Geſtirne iſt nach unſerem Schöpfungsbericht der, daß ſie 1) ſcheiden zwiſchen dem Tage und der Nacht, oder, wie es V. 18 heißt, zwiſchen dem Licht und der Finſterniß. Da es nach V. 4 eine ſolche Scheidung auch ſchon ohne ſie gab, ſo kann der Sinn nur der ſein, daß ſie dieſelbe noch ſchärfer und erkennbarer vollziehen, daß beſonders Sonnenauf- und Sonnenuntergang die beſtimmten Marken des Tagesanfangs und Tagesendes ſein ſollen, ob es auch des Morgens ſchon vorher etwas hell werden und des Abends noch etwas länger hell bleiben mag; 2) ſollen die Himmelslichter ſein zu Zeichen und zu feſten Zeiten und zu Tagen und zu Jahren. Es liegt nahe, zu verſtehen, zu Zeichen für feſte Zeiten u. ſ. w.; es fehlt dieſer Faſſung aber dennoch die Berechtigung. Man könnte eher erklären und würde auch ſo denſelben Sinn gewinnen: zu Zeichen und in Folge deß zu feſten Zeiten u. ſ. w. Aber auch das iſt zweifelhaft, und keinenfalls iſt dieſe Art der Verbindung nothwendig. Denn nach dem: „zu Zeichen“ ergänzt ſich leicht: zur Herbeiführung, zur Beſtimmung oder zur Meſſung von „feſten Zeiten“ u. ſ. w. Unter Zeichen verſteht Delitzſch Merkzeichen der Witterung, der Himmelsgegend oder auch Vorzeichen geſchichtlicher Begebenheiten (Letzteres mit Verweiſung auf Jer. 10, 2, wo ſich die „Zeichen des Himmels“ auf aſtrologiſche Prognoſe beziehen), ſei es in ordentlicher oder, wie Matth. 2, 2; Luk. 21, 25, in außerordentlicher Weiſe. Knobel behauptet geradezu: „Die Zeichen ſind ungewöhnliche Phänomene am Himmel, z. B. Verfinſterung der Sonne und des Mondes, rother Schein des letzteren, Kometen, feurige Erſcheinungen“ u. ſ. w. Aber ſo alt auch dieſe Deutung iſt, ſo liegt es doch nach dem ganzen Zuſammenhange, da

die Sterne vor Allem als Lichter in Betracht gezogen sind (V. 14) und V. 15 ausdrücklich noch einmal gesagt wird, daß sie zu Lichtern sein sollen, näher, an die Zeichen zu denken, welche die Gestirne unmittelbar und ganz gewöhnlich als Lichter geben, besonders an die Zeichen des Tagesanfangs, der Tagesmitte und des Nachtanbruchs, so daß das „zu Zeichen" mit den folgenden Bestimmungen „zu festen Zeiten" u. s. w. wirklich in ein und derselben Linie liegt. Die Berücksichtigung des Gewöhnlichen entspricht so wie so dem Charakter unseres Berichtes mehr als die des Außerordentlichen; auch im Folgenden (V. 16—18), wo sich die Zweckangabe wiederholt, findet sich nur die des ersteren. Wie die Zeichen nach dieser unserer Fassung mehr auf die Sonne gehen, so die festen Zeiten mehr auf den Mond. Wir werden unter den letzteren besonders die Monatsanfänge verstehen dürfen und weiterhin die Festzeiten, welche im Alterthum mit den Monatsanfängen leicht zusammenfielen oder doch von ihnen aus bestimmt wurden und daher auch geradezu „feste Zeiten" (מוֹעֲדִים) hießen. Ps. 104, 19 heißt es ausdrücklich: „Er (der Herr) hat gemacht den Mond für die festen Zeiten (oder Feste)." Die beiden folgenden Termini „zu Tagen und zu Jahren" deuten dann eigentlich nur noch eine sich von selbst verstehende Consequenz an. Weil die Himmelslichter zu Zeichen sind, so gibt es eine Tages-, weil sie zu festen Zeiten sind, eine Jahresrechnung, wobei in Betracht kömmt, daß das Jahr der Alten zunächst ein Mondjahr war. — 3) sollen die Gestirne zu Lichtern an der Veste des Himmels sein, zu leuchten auf die Erde. Es darf uns nicht befremden, daß dieser allgemeinere und wie es scheint nächstliegende Zweck, der selbst den von vornherein (in V. 14) gebrauchten Namen der Gestirne an die Hand gegeben hat, erst als dritter und letzter aufgeführt wird. Daß sie leuchteten, war für die Erde darum weniger wichtig, weil es auch schon ohne ihr Hervortreten ein Licht gegeben hatte; sie leuchteten nicht als die einzigen und eigentlichen Lichtquellen, sondern nur als hervorragende Lichtpunkte in einem größeren Lichtmeere, als Leuchten, an welchen das Licht ganz besonders zur Erscheinung kam. Wiederum aber konnte dieser Zweck des Leuchtens nicht ganz und gar übergangen werden, er war immerhin für die Erde wichtig genug und bildete zudem für die beiden zuerst hervorgehobenen Momente, für die Scheidung des Tages von der Nacht und für die Zeiteintheilung die ermöglichende Grundlage. Weil das Leuchten die Grundlage der übrigen den Gestirnen zugeschriebenen Thätigkeit ist, kann es daher auch in dem Bericht von der Art, wie Gott sein eben ausgesprochenes Wort im Einzelnen ausgeführt habe, dennoch vorangestellt werden. „Gott", heißt es (V. 16—18), „machte die beiden großen Lichter, das große

Licht zur Tagesbeherrſchung, und das kleine Licht (das, obwohl groß im Vergleich mit den übrigen, dennoch klein im Vergleich mit den anderen größeren war) zur Nachtbeherrſchung und die Sterne, und gab ſie an die Veſte des Himmels, zu leuchten auf die Erde und zu herrſchen über den Tag und die Nacht und zu ſcheiden zwiſchen dem Licht und der Finſterniß." Das Herrſchen, welches hier dem Leuchten nachfolgt, iſt offenbar nichts Anderes als daſſelbe, was durch das: „zu Zeichen" u. ſ. w. angedeutet war, das Beſtimmen des Anfangs und des Endes, kurz der Dauer. Mit dieſer Beſtimmung der Dauer iſt ja allerdings noch eine viel größere Herrſchaft verbunden. Die Sonne regelt und beſtimmt mit dem Tage zugleich die Arbeit und die Ruhe der Menſchen, ja auch die aller übrigen Creaturen auf Erden, vergl. Pſ. 104, 20. Aber nicht der Ausdruck ſelber, ſondern nur die Natur der Sache läßt uns daran zugleich mit denken. Aus dem: „und er gab ſie" kann übrigens nur der Vorwitz folgern, daß die Geſtirne nicht von vornherein, nicht auch ſchon vom erſten Augenblick ihrer Schöpfung an an der Veſte des Himmels geſtanden hätten. „Er gab ſie", iſt einfach ſoviel als: er ließ ſie hervortreten, erſcheinen.

Die Zeiteintheilung, die den Menſchen durch die Geſtirne ermöglicht, oder wenigſtens erleichtert werden ſoll, iſt in der That bedeutungsvoll und wichtig genug, um eine ſolche Berückſichtigung, wie ihr in unſerm Schöpfungsbericht zu Theil geworden iſt, zu verdienen. Sie hängt mit dem Vermögen des Geiſtes zuſammen, wie den Raum, ſo auch die Zeit als etwas aus einzelnen Endlichkeiten Zuſammengeſetztes und daher in ſich ſelbſt Endliches zu erfaſſen und ſich von da aus zur Unendlichkeit oder Ewigkeit zu erheben. „Die Zahl (oder die Zählung, Meſſung der Zeit) zeigt", ſagt Luther*), „daß der Menſch eine einzigartige Creatur Gottes iſt, wie wir ſehen, daß Auguſtinus gern gerade dieſe Gabe unſerer Natur preiſt und aus ihr die Unſterblichkeit der Geiſter beweiſt, dieweil eben der Menſch allein die Zeit zählt und erkennt." Vor Allem aber bringt die Zeiteintheilung Ordnung in das menſchliche Leben und ſetzt uns in den Stand, das der Zeit nach von einander Geſchiedene wirklich auseinanderzuhalten, mit andern Worten, die Geſchichte, zu der unſer Geſchlecht beſtimmt war, als Geſchichte aufzufaſſen und darzuſtellen.

Allein wie groß auch die Beſtimmung ſein mag, die den Geſtirnen zugeſprochen wird, ſie iſt doch nur eine für die Erde. Und ſeitdem die Aſtronomie die Geſtirne als größere Himmelskörper erkannt hat, hat es

*) Enarr. in Gen., p. 55.

faſt undenkbar geſchienen, daß dieſelben nicht ebenſo gut wie die Erde ihren Zweck in ſich ſelber haben ſollten. Ueberall auf der Erde, hat man geſagt, ſelbſt in den glühenden Sandwüſten Afrika's, in den öden eiſigen Steppen Sibiriens und auch auf den höchſten Gebirgen rege ſich immer noch ein wenn auch noch ſo dürftiges Leben; alles Geſchaffene laſſe überhaupt die höchſte Zweckmäßigkeit erkennen; es ſei unannehmbar, daß jene großen, ungeheueren Weltkörper, die ſo viel Platz für Bewohner haben, auf denen zudem ein Licht ohne Finſterniß, eine ganz andere Herrlichkeitsfülle als auf unſerer armen Erde waltet, ohne Leben, ohne höheren Zweck, daß ſie ſtill und öde ſein ſollten. Mädler*) meint, durch ſeine Beobachtungen die Möglichkeit, daß die Geſtirne bewohnt werden, entdeckt zu haben; da aber Alles vom allweiſen Urheber ſo zweckmäßig eingerichtet ſei, ſo fühle man ſich gedrungen, anzunehmen, daß der Möglichkeit die Wirklichkeit entſpreche. Theologen wie Chalmers**) fragen, ob dort auf all jenen herrlichen Sternen kein dankbares Herz ſchlagen und kein jubelnder Mund Gottes Größe verkünden ſolle. Dem entgegen könnte man nun freilich die heilige Schrift, wenn ſie ſo thut, als wenn die kleine Erde die Hauptſache im ganzen Weltall ſei und als ob es nur auf ihr Weſen gebe, derentwegen es ſich für Gott verlohnt hätte, ſie und Alles außer ihr zu ſchaffen, ſelbſt vom aſtronomiſchen Standpunkt aus zu rechtfertigen verſuchen. Am meiſten indeß kömmt doch dies in Betracht, daß die Bibel, ihrer ganzen Stellung und Aufgabe nach, gar nicht in der Lage und demnach auch wirklich nicht befähigt war, den andern höhern Zweck der Geſtirne, wenn ſie wirklich einen ſolchen erhalten hätten, hervorzuheben. Was die Aſtronomie betrifft, ſo behauptete ſchon Steffens, der ſo beachtenswerthe, tiefe Blick in die Geheimniſſe der Natur gethan hat***): „Dies dürfen wir hier ausſprechen, daß die heutige Aſtronomie ſich dem Zeitpunkt nähert, in welchem man in unſerm Planetenſyſtem den am meiſten organiſirten Punkt des Univerſums erkennen wird, und daß dann auch die Zeit nicht fern ſein wird, in welcher auf gleiche Weiſe unſere Erde nicht als der erſcheinende, wohl aber als der innerlich geiſtig betrachtete Centralpunkt des Planetenſyſtems erkannt werden wird, wie der Menſch im Totalorganismus. . . . Man wird die geweihte Stätte, auf welcher der Herr erſchien, als den abſoluten Mittelpunkt des Univerſums erkennen. Die wilde Verirrung, durch welche man die Seele auf entfernte Sterne verſetzte, auf dem Sirius das wiederkehrende Paradies zu-

*) Aſtron. Briefe, S. 231.

**) Bei Tholuck, Verm. Schriften, Bd. I, S. 204.

***) Chriſtl. Religionsphil., Bd. I, S. 204—206.

bereitete, während Andere für einen jeden Himmelskörper eine eigene Geſchichte, der der Menſchheit ähnlich, annehmen zu müſſen glaubten, wird auf immer verſchwinden." Fr. Pfaff aber weiſt in den Mittheilungen, die Delitzſch in ſeine Erklärung der Geneſis (dritte Aufl., S. 614 ff.) aufgenommen hat, wirklich nach, daß unter allen Planeten keiner ſo ausgezeichnete und für die Entwicklung höherer organiſcher Weſen ſo günſtige Verhältniſſe darbiete, als unſere Erde, daß bei letzterer alle von der räumlichen Stellung wie von der phyſikaliſchen Beſchaffenheit des Planeten abhängigen Factoren, welche auf das Leben der Organismen einen beſtimmenden Einfluß haben, in einem ſo harmoniſchen Verhältniſſe zu einander ſtehen, wie es ſonſt kein Glied unſeres Sonnenſyſtems aufzuweiſen habe. Neptun erhalte nur $^1/_{1000}$, Uranus nur $^1/_{3000}$, Saturn nur $^1/_{100}$ von der Licht- und Wärmemenge, welche der Erde zu Theil werde. Vom Saturn befinde ſich zudem faſt 15 Jahre lang die nördliche und ebenſo lange dann wieder die ſüdliche Halbkugel unter dem ungeheuern Schatten der Ringe, indem dieſer Planet zur Vollendung ſeiner Bahn um die Sonne 29 Erdenjahre gebrauche. Saturn habe nur $^3/_5$ von der Dichtigkeit unſeres Waſſers, und wahrſcheinlich ſei auch die Oberfläche Jupiters noch ganz mit Flüſſigkeit bedeckt. Dabei ſei die Anziehungskraft des letztern ſo groß, daß alle Körper um mehr als das Dreifache an ſeiner Oberfläche ſchwerer ſeien. Ferner fahren Wolken in der Athmoſphäre des letztern hin, deren Schnelligkeit die unſerer heftigſten Winde um das Hundertfache, die einer Kanonenkugel um das Sechsfache übertreffe. Endlich ſtehe die Axe Jupiters, wie wahrſcheinlich auch die des Uranus, faſt ſenkrecht auf ſeiner Bahn, ſo daß es hier keinen Wechſel der Jahreszeiten gebe. Die ſonnennäheren Planeten ſeien allerdings der Erde in Allem ähnlicher. Aber Mars erhalte nicht einmal die Hälfte, Venus dagegen das Doppelte und Mercur das Siebenfache von dem Licht und der Wärme, deren ſich die Erde erfreue. Mars' Axe ſtehe ſo geneigt auf ſeiner Bahn, daß von ſeiner Oberfläche nicht wie von der der Erde die Hälfte, ſondern nur ein Drittheil in die gemäßigten Zonen falle und ein ſehr greller Wechſel der Jahreszeiten ſtatthabe, was für ihn um ſo ungünſtiger ſei, als ſein Jahr faſt zwei Erdenjahre dauere. Noch viel geneigter aber ſei die Axenſtellung der Venus; auf dieſem Planeten herrſche in den breiten Gürteln vom 15. bis 75. Grad Breite ebenſowohl eine furchtbare tropiſche Hitze als eine polare Kälte*). Mercurs Axe dagegen ſtehe faſt ſenkrecht auf ſeiner

*) Mein College und Freund Galle hat mir indeß mitgetheilt, daß man über die Axenſtellung der Venus gar nichts Sicheres wiſſe.

Bahn, so daß kein Wechsel der Jahreszeiten das Uebermaß von Licht und Wärme mäßige, welches diesem der Sonne nächsten Planeten zukomme. Was die Sonne selber betreffe, so müsse ihre Anziehungskraft bei ihrer colossalen Masse an der Oberfläche 29mal stärker sein als die der Erde an ihrer Oberfläche; auch müsse ihre erste, nicht leuchtende Atmosphäre, die bis zu einer Höhe von 90 g. M. hinaufreiche, eine ungeheure Dichtigkeit besitzen; bei den Folgen, die namentlich die vermehrte Anziehungskraft haben müsse, sei die Annahme, daß organische Wesen auf der Sonne existiren, kaum möglich. In Beziehung auf die Meinung aber, daß jene uns so ungünstig erscheinenden Verhältnisse auf den andern Körpern des Sonnensystems für andere, von den Menschen verschiedene organische Wesen ebenso angemessen sein könnten, wie die Verhältnisse auf Erden für den Menschen sind, bemerkt derselbe Naturforscher, daß, wenn sich auch gegen eine solche unbestimmte Möglichkeit nicht viel Bestimmtes sagen lasse, doch gewisse gemeinschaftliche Verhältnisse auf allen Planeten sich finden und daß diesen auch alle organischen Wesen, wie man sie sich auch beschaffen denken möge, zweifelsohne unterworfen seien.

Der Vorzug, den die Erde vor den übrigen Planeten besitzt, wird ihr in noch weit höherem Grade vor all den Kometen zugestanden werden müssen, von denen es doch nach Kepler im Weltraume mehr gibt als Fische in den Tiefen des Oceans, von denen aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens viele Tausende vorhanden sind. Mädler sagt in Beziehung auf sie*): „Ihnen alle Materialität und in Folge dessen auch alle Wirksamkeit abzusprechen, dürfte allerdings zu weit gehen; aber dennoch lehren uns die Beobachtungen, daß unsere gewöhnlichen Begriffe von physischen Körpern auf sie gar keine Anwendung zu finden scheinen. Sie sind trotz eines Durchmessers von vielen tausend, ja hunderttausend Meilen vollkommen durchsichtig, und ebenso wenig vermögen sie das Licht zu brechen. Unsere verdünnteste Luft würde sich in ihren Wirkungen nicht so auf Null reduciren lassen. Wahrscheinlich ist also selbst der Kern noch viel dünner, als diese, und unsere Vorstellungen von Weltkörpern als festen Massen finden hier gar keine Anwendung. . . . Welchen Zweck sie im Weltsystem erfüllen, ist für uns allem Ansehen nach unergründlich."

Steigen wir nun aber von unserm Sonnensystem zu den Fixsternen auf, so darf keineswegs ohne Weiteres vorausgesetzt werden, daß es auch

*) Astron. Briefe, S. 290; vergl. J. F. Enke, Ueber die Erscheinungen der Kometen (Berl. 1859), S. 29.

da noch Weltkörper gebe, die unserer Erde einigermaßen analog als Planeten um ihre Sonne kreisen. Die Astronomie vermag mit ihren Instrumenten dergleichen natürlich nicht zu entdecken. „Selbst wenn die lichtsammelnde Kraft unserer Teleskope", sagt Pfaff (a. a. O.), „um das Zehnfache erhöht würde, würde doch noch das Vorhandensein eines solchen Sternes (wie unseres größten Planeten, Jupiter) damit nicht nachgewiesen werden können." Die bloße Vermuthung aber hat alle Ursache, auf diesem Gebiete recht behutsame Schritte zu thun. „Die Astronomie", heißt es bei Kurtz*), „seit sie, durch Herschel's großartige Forschungen und Anschauungen befruchtet, eine neue Epoche ihrer Ausbildung begonnen hat, hat die alten beschränkten Anschauungen von einer monotonen Wiederholung der in unserm Sonnensystem waltenden Anordnung und Gliederung der Weltkörper und ihrer physischen Beschaffenheit beseitigt. Dort walten ganz andere Naturverhältnisse, andere und höhere Beziehungen der Welten zu einander. . . . Die astronomischen Resultate der Neuzeit haben es zwar nicht als geradezu unmöglich, aber doch als unwahrscheinlich dargethan, daß die leuchtenden Welten des Fixsternhimmels Sonnen seien gerade wie die unsrige, mit planetarisch-festem und dunklem Kerne wie sie, und mit planetarischen, ihrer Beleuchtung und Erwärmung bedürftigen Begleitern. Zwar haben auch sie — wenigstens zum Theil — ihre treuen, mit ihnen geschwisterlich verbundenen Begleiter (als Doppel- und Vielsterne), aber diese Verbindung ist nicht durch das Scepter polisch-leiblicher (?) Gewalt, sondern durch das Band innerer Wahlverwandtschaft und geschwisterlicher Liebe, nicht durch Subordination, sondern durch Coordination bedingt, denn dort bewegen sich gleichsam Sonnen um Sonnen, gleichartige und gleichberechtigte Lichtwelten um andere ihres Gleichen, so verschieden sie auch von einander durch Größe, Glanz und Umfang sein mögen."

Was aber die Fixsterne selber betrifft, so ist es, wenn sich erst wirklich ergeben hat, daß unsere Sonne für ein organisches Leben sich nicht eignet, immerhin nicht völlig unannehmbar, daß sie, selbst wenn sie wirklich im Uebrigen sehr verschieden von unserer Sonne sein sollten, doch in Betreff der organischen Hervorbringungen Nichts vor ihr voraus haben. Man hat allerdings die Fixsterne mehrfach über unsere Sonne und Erde erheben und dann einen viel höheren Zweck derselben folgern wollen. Schubert sagt**): „Jenseits (nämlich des großen und leeren Himmelsraumes, der

*) Bibel u. Astr., S. 316.

**) Weltgeb., S. 85.

unſer Sonnenſyſtem zunächſt umgibt) geht eine Sonne ſchweſterlich mit der andern gepaart, Schaaren von Lichtwelten umſchlingt ein höheres Band der Verwandtſchaft, als jenes, das hienieden den Stein mit zerſchmetternder Gewalt hinabreißt zum andern Geſtein.“ Er meint, auf den Fixſternen, die viel weniger maſſenhaft und ſchwerfällig ſind, als unſere Erde, herrſche viel weniger das Geſetz der Schwere, überhaupt viel weniger der eiſerne Zwang, die dira necessitas; es walte da droben mehr Freiheit, man möchte ſagen, Sympathie, Liebe. „Da iſt“, meint Göſchel*), „die Schwere nicht mehr der Zug eines Individuums, den in ihm ſelbſt vermißten Mittelpunkt in einem andern Naturweſen zu ſuchen, ſondern der freie Zug, der alle einzelnen Individuen, alle einzelnen Mittelpunkte mit einander im höchſten Centrum centraliſirt.“ Und „wenn in unſerm Planetenſyſtem Sonne und Planet — Licht und Finſterniß — nach ihrem Fürſichſein als abſtracte Momente auseinanderfallen und nur äußerlich (?) zu einer Totalität zuſammenfallen, ſo ſind ſie dort innerlich durchdrungen. So wird jeder Theil das Ganze und bleibt doch im Ganzen.“ Faſſen wir Alles zuſammen, was die Fixſternwelten vor der unſrigen voraus haben ſollen, ſo iſt es 1) daß dort ſtatt des Geſetzes der Schwere ein anderes regiert; 2) daß dort das Auseinander der Gegenſätze von Solariſchem und Planetariſchem, von Licht und Finſterniß fehlt; 3) daß dort demnach ſtatt der Subordination vielmehr Coordination herrſcht. Aber geſetzt auch, das Alles würde nicht blos vermuthet, ſondern wäre thatſächlich in der Wirklichkeit begründet, obwohl es doch in Wahrheit ſehr zweifelhaft iſt, ſo iſt doch ſelbſt das noch ſehr fraglich, ob ſich dadurch wirklich irgend ein Vorzug erweiſen läßt.

Faſſen wir zunächſt den erſten Punkt in's Auge, den Mangel des Gravitationsgeſetzes, ſo liegt die Vermuthung ſehr nahe, daß dort in den Fixſternen der Drang, ſich die urſprüngliche Unterſchiedlichkeit von Gott zu bewahren und in dem erſten durch die grundlegende Schöpfung geſetzten Zuſtande zu verharren, das will ſagen, der Drang der Selbſtheit und Selbſtbehauptung — denn der iſt es ja, der die Schwere und ihre Macht begründet, und auch die Finſterniß iſt mit ihm geſetzt —, nicht ſo ſtark geweſen iſt, wie in unſerm Sonnenſyſtem. Dieſer Drang der Selbſtheit aber iſt die Baſis aller Entwicklung, alles Lebens. Er darf zwar nicht übermächtig werden, wenn die Entwicklung recht gedeihen ſoll; aber er muß ſtark genug ſein, um die rechte Spannung zu bewirken und darf erſt allmählich, darf völlig erſt dann, wenn das Ziel der Entwicklung erreicht wird, mit ſeinem

*) Unterhaltungen zur Schilderung Göthe'ſcher Denk- und Dichtweiſe, Bd. III, S. 192.

Gegentheil in Einheit zusammengehen. Wenn es in jenen Lichtwelten nie so stark hervorgetreten ist und nie die Spannung veranlaßt hat, wie bei uns, so werden wir schließen dürfen, daß sich dieselben nicht in der Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit, demnach aber auch nicht zu dem Reichthum und der Fülle entwickeln konnten, wie unser mit Unrecht ihnen nachgestelltes Weltsystem.

Das Zweite aber, der Mangel an polarischer Gegensätzlichkeit, an einem Auseinandertreten von Licht und Finsterniß, von einem mehr erregenden und einem mehr erregt werdenden Verhalten, dürfte, statt für irgendwelche Vollkommenheit zu zeugen, sofort ein Beweis für die Richtigkeit dieses Schlusses sein. Wie diese Gegensätzlichkeit vorhanden sein würde, wenn sich mitten in der ausgestaltenden Thätigkeit Gottes der Drang der Selbstheit in hinreichend kräftiger Weise geltend gemacht hätte, so würde sie auch nur dazu dienen, die Fülle und den Reichthum der Entwicklung zur Erscheinung zu bringen. Denn das regste, mannichfaltigste, inhaltreichste Leben und die höchste Vollkommenheit ist, soviel wir zu urtheilen vermögen, nicht da, wo eine abstracte Einheit, sondern wo eine Einigung, das will sagen, eine zweckmäßige Zusammen- und Inverhältnißsetzung dessen, was an sich getrennt und widerstrebend ist, stattfindet. Nicht Java oder Borneo mit ihrem ewigen Frühlinge, sondern Europa's Länder mit dem zweifelsohne vorzuziehenden Wechsel von Sommer und Winter sind bis jetzt bestimmt gewesen, die Menschheit ihre höchsten Ziele erreichen zu sehen. Ja die Gegensätzlichkeit, die Scheidung der entgegengesetzten (z. B. geschlechtlichen) Pole ist schon an sich selber etwas Vollkommneres; sie charakterisirt, wie auch Kurtz, der im Uebrigen den Fixsternen die größere Herrlichkeit zuerkennt, hervorhebt*), wenigstens auf Erden gerade die vollkommneren und vollkommensten Bildungen; nur die allerunvollkommensten erscheinen geschlechtslos oder hermaphroditisch. Man müßte, wollte man in dem in Rede stehenden Punkte einen Vorzug erkennen und gar behaupten, daß dort aus den Millionen Sonnen ein ewiger Tag leuchtet, dessen mildes Licht der verzehrenden Gluth ebenso wenig wie dem erstarrenden Froste Raum gestattet, jedenfalls überzeugt sein dürfen, daß dort die betreffenden Gegensätze nicht etwa einfach unmöglich gewesen, sondern bereits überwunden und durch eine schöne, vollständige Entwicklung in Harmonie aufgelöst sind.

Das Dritte endlich, die Unterordnung des Einen unter das Andere, der Planeten unter die Sonne, die bei der Mannichfaltigkeit der Entwick-

*) A. a. O., S. 347.

lung gar nicht fehlen konnte, die ſich im Gegentheil immer und überall, wo die Entwicklung fortſchreitet, gleichen Schrittes mitvollendet, muß ſchon deshalb ſtatt für etwas Niedrigeres, für etwas Höheres gelten, weil ſie eine größere Einheit bewirkt. Beſonders aber hat ſie auch dies vor der loſen Coordination voraus, daß ſie jedes der betreffenden Glieder nicht abhält, ſondern im Gegentheil anleitet, über ſich ſelber hinauszugehen und ſein eigentliches, wahres Centrum da zu ſuchen, wo es allein zu finden iſt. Zudem iſt ſie geradezu eine Abbildung derjenigen Ordnung, die auch auf geiſtigem Gebiete, und zwar nicht blos auf irdiſch-, ſondern auch auf himmliſch-geiſtigem Gebiete, namentlich im Verhältniß der Geiſter zu Gott herrſcht. Denn noch im Himmel will es Gott ſo haben, daß unter ihm, dem monarchiſch-regierenden, obenan zunächſt die Apoſtel ſitzen und daß von ihnen die Geſchlechter Iſraels, ja auch die Geſchlechter der ganzen Menſchheit gerichtet werden. Und ſelbſt die Engelwelt ſcheint ihre Hierarchie, und die Seligkeit der Vollendeten ihre Stufen zu haben.

Bei dieſer Sachlage iſt die Anſchauung, daß die Erde die Hauptſache des ganzen Univerſums ſei, welche der Hegelianer Zeller als einen ganz beſonderen Beweis gegen die Wahrheit des Chriſtenthums benutzte, der Hegel'ſchen Philoſophie ſelbſt eigen, die in dieſem Stück um der Vergötterung des Menſchen willen eine eines beſſern Zieles würdige Kühnheit bewieſen hat. Nach Schelling's Vorgange*) behauptete Hegel: „Die planetariſchen Körper ſind als die unmittelbar concreten in ihrer Exiſtenz die vollkommenſten. Man pflegt die Sonne für das Vortrefflichſte zu nehmen, inſofern der Verſtand das Abſtracte dem Concreten vorzieht, wie ſogar die Fixſterne für höher geachtet werden, als die Körper des Sonnenſyſtems.“ **) Hegel ſuchte die moderne Anſchauung von der Erhabenheit und Unendlichkeit der Sternenwelt geradezu lächerlich zu machen und erlaubte es ſich im Gegenſatz dazu ſogar, jene Lichtwelten als „einen Lichtausſchlag“ zu bezeichnen, „ebenſo wenig bewunderungswürdig, wie ein Ausſchlag am Menſchen oder als die Menge von Fliegen“ ***). Nach Michelet hat „die Erde vor der Sonne die Priorität der Würde voraus“, ja nach ihm iſt es „bis zur Evidenz gewiß, daß das Vollendetſte in der ſideriſchen Natur nicht außer unſerm Planeten zu ſuchen, und daß jenſeit deſſelben keine Spur von einem

*) Vergl. Schelling's Sendſchr. an Eſchenmayer in der Zeitſchr. von Deutſchen und für Deutſche 1812.

**) Encycl., 3. Aufl., § 270.

***) Vorleſungen über Naturphil., Bd. I, S. 92; vergl. S. 461.

Geiste zu finden ist." Die Erde ist ihm, „wenn auch nicht der sinnliche, doch der geistige Mittelpunkt des Systems." Die Sterne sind ihm nichts Weiteres als im Himmelsmeer ausgestreute, nackte Lichtfelsen; der Begriff des Sternenhimmels stellt nur „das Moment der abstracten, regungslosen Dauer, als die bloße unlebendige Erscheinung der Ewigkeit" dar. Und im Gegensatz zu der Meinung, daß schon die Größe jener Sternenkörper und die Unermeßlichkeit des Raumes, durch welchen hin sie vertheilt sind, für eine höhere Bedeutung desselben bürgen, behauptet er, und zwar nicht mit Unrecht: „Die Quantität des Raumes ist absolut gleichgültig für die Offenbarung des Geistes, der sich oft gefällt, in den kleinsten Raum die größten Wunder einzuschließen." *)

Da indeß die Bibel einen höhern Zweck der Gestirne wenn auch nicht kennt, so doch auch nicht ausschließt, sondern durch die Zusammenfassung derselben mit den Engeln als der himmlischen Heerschaaren eher nahelegt, so wird der Christ, welcher sich weder seinen Gott noch auch dessen Werke a priori construiren kann, welcher vielmehr weiß, daß Gott immer noch größer ist, als der Mensch denkt, ja daß er sich dadurch, daß er alle menschlichen Meinungen von sich übertrifft, gerade recht als Gott beweist, in Betreff der vorliegenden Frage dennoch immer ein Aber übrig behalten und sich auch nicht dadurch zu einem voreiligen Abschluß über dieselbe bestimmen lassen, daß es durchweg Gottes Art und Reichthum ist, Vieles, wie z. B. die unzähligen Blüthen im Frühlinge, die der Wind verweht, nicht zu einem klar erkennbaren Zweck, sondern blos als ein Denkmal seiner Größe, Allmacht und Herrlichkeit hervorzubringen **).

Nicht über die allgemeinere Ansicht, daß die Sterne ihre geistbegabten Bewohner haben, sondern über die bestimmtere Gestaltung derselben, daß die Bewohner der Fixsterne die Engel seien, steht von der Bibel aus zu urtheilen, und auf diese werden wir daher noch mit wenigen Worten einzugehen haben. Die Engel für Sternbewohner zu halten, hat sich mehreren Theologen ***) besonders deshalb empfohlen, weil sie im Zusammenhang mit dieser Anschauung annehmen zu dürfen meinten, daß Satan und seine Genossen die ursprünglichen Inhaber der Erde gewesen und daß nach ihrem

*) Vorles. über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes, Berl. 1841, S. 227 ff. Bei Kurtz a. a. O., S. 32.

**) Dies gegen Philippi, Glaubensl., Bd. II, S. 327.

***) Vergl. Evang. K.-Zeitung 1837, Nr. 49, S. 391; Kurtz, Bibel und Astron., S. 579 ff.; Keerl, Schöpfungsgesch., S. 278 ff.

Fall und ihrer Verwerfung die Menschen als ihre Nachfolger geschaffen seien, wodurch es denn erklärlicher werde, einerseits, daß Satan gerade die Menschen zum Object seiner Nachstellungen gemacht, andererseits, daß Gott gerade die Erde zum Schauplatz seiner höchsten Offenbarungen, namentlich auch der Menschwerdung seines Sohnes, gewählt habe. Wir haben nun bereits in § 10 gesehen, daß sich das Christenthum mit seiner Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes auf Erden auch ohnedem genügend erklären läßt. Unmittelbare Anhaltepunkte aber gewährt die Bibel für jene Anschauung eigentlich gar nicht. Man hat sich darauf berufen, daß beide, die Sterne und die Engel, an der schon öfter angeführten, großartig-schönen Stelle im Buche Hiob (38, 7), wo der Herr frägt: „Wo warst du, als ich die Erde gründete, als frohlockten allesammt die Morgensterne und alle Söhne Gottes (Engel) jubelten", durch den synonymen Parallelismus der Versglieder als eng zusammengehörig mit einander verbunden seien. Und dann hat man auch geltend gemacht, daß beide unter ein und demselben Namen, nämlich als Heer des Himmels (צְבָא הַשָּׁמַיִם), vorkommen, die Sterne 5 Mos. 4, 19; 17, 3; Ps. 33, 6; Jes. 40, 26; Apg. 7, 42 u. a. a. St., die Engel 1 Kön. 22, 19; 2 Chron. 18, 18; Neh. 9, 6; Luk. 2, 13; Offenb. 19, 14, u. s. w. Allein beide Argumente sind, das leuchtet auf den ersten Blick ein, äußerst schwach und heben sich, statt sich gegenseitig zu verstärken, einander auf. Die Söhne Gottes oder die Engel werden an jener Stelle im Buch Hiob den Sternen nicht etwa als ihre Bewohner beigeordnet, sondern weil sie mit ihnen gemeinsam unter die Eine Kategorie des himmlischen Heeres gehören. Und in diese Eine Kategorie sind sie zusammengefaßt, weil die Einen wie die Andern, wie aus jener Hiobstelle zu ersehen, in den höheren Regionen Gottes Ehre verkünden. Strahlen sie doch auch beide in einem fleckenlosen Glanze, der bei den Einen sinnenfällig, bei den Andern übersinnlich sein mag, bei beiden aber ein Ausfluß und Zeugniß von dem höchsten, göttlichen Glanze ist. Dazu kömmt, daß sie beide Gott zur Ausführung seiner Rathschläge auf Erden behülflich sind (vergl. z. B. in Betreff der Gestirne Richt. 5, 20) und daß sie dabei unwandelbar die ihnen von Gott vorgezeichneten Wege gehen (vergl. Jes. 40, 26). Dagegen sind die Beweise, welche die heilige Schrift gegen die in Frage stehende Anschauung darbietet, sehr gewichtiger Art. Im Grunde widerspricht derselben eigentlich Alles, was über die Engel angedeutet wird; selbst das, was wir über ihr Wesen erfahren, ist damit unverträglich. Wir haben gesehen, daß ihre Leiblichkeit wenigstens höchst problematisch ist, daß sie als Geister bezeichnet werden und aller Wahrscheinlichkeit nach wirklich rein-geistige

Weſen ſind. Wozu ſie aber als ſolche eine materielle Wohnſtätte haben ſollten, ja vielmehr, wie ſie ſie als ſolche auch nur haben könnten, iſt unbegreiflich. Selbſt der Menſch ſchon löſt ſich, je mehr der Geiſt in ihm prävalirt, deſto mehr von der Erde los, um ſich zu dem Ideellen, zu Gott zu erheben. Unſer Wandel iſt im Himmel, ob wir auch noch auf Erden pilgern. Wieviel mehr werden rein-geiſtige Engel von allen phyſiſchen Banden los ſein! Wäre ihnen aber auch wirklich eine Leiblichkeit eigen, ſo wäre es doch ſicher eine geiſtige, an die Schranken des Raumes nicht gebundene, und es hätte zwiſchen derſelben und der Art ihrer Wohnſtätte ein auffallendes Mißverhältniß ſtatt. Die Menſchen werden mit ihrer geiſtigen, verklärten Leiblichkeit, wie ſie ſie nach der Auferſtehung haben werden, auf der verklärten Erde wohnen. Die Engel aber, deren Leiblichkeit doch gegen die der verklärten Menſchen unmöglich zurückſtehen könnte, müßten mit Stätten vorlieb nehmen, die, mögen ſie auch weniger maſſenhaft und ſchwerfällig als die Erde ſein, doch noch nicht verklärt ſind, ſondern nach der Schrift noch ebenſo gut wie die Erde einer letzten Verwandlung und Verherrlichung warten.

Achten wir aber erſt gar auf den Beruf der Engel, ſo ſind ſie nicht etwa dazu da, auch nicht etwa dazu erfunden, wie Schleiermacher (Glaubensl., § 42) und Strauß (Glaubensl. I, 670 ff.) annahmen, den unendlichen Raum des Weltalls und die Maſſe des ſinnlichen Stoffs mit mehr Geiſt zu erfüllen. Denn einerſeits war das bibliſche Alterthum von der Vorſtellung der ungeheuern Raumausdehnung, wie ſie uns jetzt nahegelegt iſt, gar nicht incommodirt, und andererſeits findet ſich auch nicht die geringſte Andeutung davon, daß es ſich die Engel durch den großen Raum hin dislocirt gedacht hätte. Die Engel weilen für gewöhnlich im Himmel, und wenn ſie zur Erde herabkommen, ſo iſt ihre Bewegung ein Flug, daher ſie die Poeſie z. B. eines Jeſaias (Cap. 6) mit Flügeln ausrüſtet; ja ſie iſt blitzartig, ſie zögern nirgends unterwegs. Der Beruf der Engel iſt es vielmehr, der Macht, Herrlichkeit und Majeſtät Gottes des Herrn, ſei's durch ihr preiſendes Wort (Pſ. 29, 1. 2; 103, 20—22), ſei's durch ihre willige Dienſtleiſtung, einen angemeſſenen Ausdruck zu geben; ſie müſſen in letzterer Beziehung die Organe der göttlichen Weltregierung ſein. Damit iſt aber eine Vertheilung derſelben über alle Fixſterne hin rein unverträglich; nur vor Gottes Thron, wo ſie des göttlichen Winkes zu harren haben, kann ihr gewöhnlicher und eigentlicher Aufenthalt ſein, wie es auch ausdrücklich genug ſo in der heiligen Schrift beſtätigt wird (vergl. 5 Moſ. 33, 2; Pſ. 68, 18; *Dan.* 7, 10; Hebr. 12, 22; Offenb. 7, 11). Man kann allerdings

einwenden, daß Gottes Thron vermöge der göttlichen Allgegenwart überall und daher auch auf den Sternen sei. Allein der Begriff des Thrones Gottes und schon die Ausdrucksweise, daß Gott im Himmel sei, geht gerade darauf aus, von der allgemeinen Allgegenwart Gottes, wie sie überall statthat, eine andere, ganz specielle, wie sie nicht in der Endlichkeit stattfinden kann, zu unterscheiden und der Wahrheit einen Ausdruck zu geben, daß Gott über alles Endliche unendlich erhaben sei und erst da in seiner ganzen Fülle und Herrlichkeit angetroffen wird, wo die Endlichkeit in die Unendlichkeit übergeht.

Zuletzt kömmt auch noch die Art in Betracht, wie die Engel ihren Beruf erfüllen, namentlich die Leichtigkeit, Schnelligkeit und Freiheit, womit sie sich überallhin bewegen, wohin Gottes Wille sie abordnet. Hätten sie auf den Sternen einen wirklichen Wohnsitz, so müßten sie auch, wie schon Strauß hervorhebt, an dieselben irgendwie gebunden sein. Bei jener Beweglichkeit aber ist ein solches Gebundensein undenkbar.

Mit alle dem soll aber nicht jedes engere Verhältniß der Engel zu den Sternen in Abrede gestellt sein. Die Erde gehört zunächst dem Menschen. Gesetzt, die Sterne hätten keine eigenen geistbegabten Bewohner*), so könnten sie doch wohl, obgleich nicht als Wohnstätten, irgendwie anders den Engeln in ganz besonderer Weise zugehören. Sie könnten für ihr rein-geistiges Wesen eine Folie bilden, die ihnen gleichsam zur Ergänzung diente. Wir haben S. 225 gezeigt, daß die Engel oder wenigstens einige von ihnen auch die Kräfte der Natur verwalten, gewissermaßen repräsentiren. Wenn sie nun die physische Entwicklung auf Erden so leiten mußten, daß der Mensch eine Grundlage für seine Existenz und Thätigkeit finden konnte, so könnten sie die auf den Gestirnen frei und unbeschränkt so zu administriren gehabt haben, daß sie sich selber darin eine Abspiegelung ihres Wesens, namentlich ihrer Gottergebenheit schafften. Treffend sagt in dieser Beziehung Hamberger**): „Die Engel, als abstract geistige Wesen, bedürfen gleichsam zu ihrer Ergänzung der ihnen gegenüberstehenden Engel (soll wohl heißen:

---

*) Auch Weiße (Philos. Dogmatik, Bd. II, S. 134 ff.) bekennt, daß bis jetzt kein Grund vorliege, den selbstleuchtenden Centralkörpern noch eine andere Bestimmung zuzuschreiben, als eben nur diese, welche der Augenschein ihnen anweist. Leuchten sei an und für sich schon ein Leben; es habe einen Lebensproceß, in welchen eine ganze Unendlichkeit materieller Bewegungen und Thätigkeiten eingehe, zu seiner Voraussetzung.

**) In einer Anm. zu Oetinger's Theol. aus der Idee des Lebens, S. VI.

Welten?), in denen sie gewissermaßen die ihnen mangelnde Leiblichkeit finden, die Naturwelten aber sehnen sich, wennschon unbewußterweise, nach einer Veredlung und Vergeistigung, die ihnen an und für sich mangelt, gerade aber durch jene höhere Classe von Wesen ihnen zukommen kann. Und so kann man denn unstreitig eine Einwirkung der Engel auf die Naturwelten, welche als deren Correlat anzusehen sind, behaupten." Jedenfalls würde es zu jener Anschauung sehr gut stimmen, wenn es wahr wäre, was Einige allerdings mit etwas zu großer Zuversicht behaupten, daß sich dort auf den Fixsternen Alles so herrlich, so friedlich und schön gestaltet, daß keine Art von Verdunkelung stattfindet, daß sich alle Gegensätze wie Leib und Seele zu wahrer, vollkommner Einheit durchdringen, ja daß dort „bei den einfachen Sternen sowohl, als vornehmlich bei den Doppelsternen ein Reich der Farben prangt, wie an den Blumen des Frühlings und den Flügeln der Schmetterlinge." Was aber noch wichtiger ist, es würde von jener Anschauung aus auch ein Problem seine Lösung finden, welches bei andern Voraussetzungen viel größere Schwierigkeiten macht. Es ist folgendes.

Wenn das zweite Tagewerk, die Schöpfung der Veste ohne Gestirne, noch nicht durch ein: „Gott sah, daß es gut war", hatte abgeschlossen werden können, so fehlt es dem vierten Tagewerk nicht mehr daran. Gott fand die Gestirne gut, und liegt darin auch nicht, daß sie schon ihre letzte Vollendung erreicht hatten — die fehlte ja doch auch noch dem Menschen, nach dessen Schöpfung gleichwohl Alles, was Gott gemacht hatte, als sehr gut erschien —, so ist doch damit anerkannt, daß sie in einem Entwicklungsprocesse, durch den sie ihr letztes Ziel erreichen mußten, begriffen waren. Ihre Vollendung muß aber ebenso gut wie die der Erde, von der sie doch so weit getrennt sind und von der sie so unabhängig scheinen, aufgehalten, in ihre Entwicklung muß etwas Störendes zwischeneingekommen sein. „Die Himmel sind nicht rein in seinen (Gottes) Augen", heißt es Hiob 15, 15, und „siehe bis zum Mond nicht zeltet er, die Sterne sind nicht rein in seinen Augen", in Cap. 25, 4. Es ist, wie wenn sich der Bruch, der durch die Sünde zwischen Gott und Menschen gekommen, auch zwischen sie und Gott eingedrängt hätte. Es ist durchgehende Schriftlehre, daß das große Endgericht mit der Erde zugleich auch die Gestirne nicht völlig vernichten, aber doch läutern und verwandeln wird*). Himmel und Erde werden

*) Wir können hier nicht näher auf die Frage eingehen, ob die conflagratio eine völlige Vernichtung oder nur eine Läuterung wirken werde. Vergl. Huther zu 2 Petr. 3, 7 und Beck, Christl. Lehrwissenschaft I, S. 630 gegen die älteren *luth. Theol.* und Hofmann's Schriftbew. II, 2. S. 107.

nach 2 Petr. 3, 7 als ein zu läuternder Schatz aufbewahrt für das Feuer. Sonne und Mond leuchten für die seligen Bewohner der neuen Erde, so wie sie jetzt leuchten, nicht hell genug; sie müssen, wie Luther es schön ausdrückt, ihr Werkeltagskleid ablegen und ihr Oster- und Pfingstkleid anziehen (vergl. Ps. 102, 27; Jes. 30, 26; 34, 4; 51, 6; 51, 16; 65, 17; 66, 22; Hagg. 2, 2; Matth. 24, 29; Offenb. 20, 11; 21, 1; 2 Kor. 4, 18; Röm. 8, 19—22). Und damit man nicht etwa meine, daß diese Stellen eigentlich nicht so viel zu bedeuten haben, wie es dem Wortlaute nach scheint, weil die Bibel ja doch die Gestirne nicht als selbstständige Himmelskörper kennt, sondern den Himmel immer nur als ein Zubehör der Erde behandelt, im Grunde also auch ihre Aussagen nur auf das, was wirklich zur Erde gehört, bezogen werden dürfen, so ziehen analoge Aussprüche sogar auch die Engel, und zwar die guten, in den Vollendungsproceß mit herein. „Siehe, seinen Dienern", lesen wir Hiob 4, 18, „traut er nicht und seinen Engeln legt er Mangel (nach Andern: Thorheit, תהלה von הלל leer sein) bei." Und ebenso Cap. 15, 15: „Siehe, seinen Heiligen traut er nicht." Bruno Bauer meinte freilich, diese Aussprüche hätten nur darin ihren Grund, daß eine die Erhabenheit und Unendlichkeit Gottes allzu sehr betonende Anschauungsweise in Gefahr gerieth, das Endliche schon als solches für fehlerhaft und unrein zu halten. Allein nicht Hiob, dem sich allerdings Gottes ganzes Wesen in eine herzlose Allgewalt und Erhabenheit aufzulösen, und statt des heiligen Gottes eine unheimliche Naturmacht unterzuschieben drohte, sondern seine Freunde, die Gottes ethischen Charakter zwar in beschränkter, aber doch entschiedener Weise festhielten, sind es, die so reden. Für sie kann der Grund für Anschauungen dieser Art wohl nur in demselben Gefühle liegen, aus welchem ihre vorhin angeführten Aussagen über die Unreinheit des Himmels und der Gestirne entsprangen. Zudem hat aber der Apostel Paulus die Engel ausdrücklich als solche bezeichnet, die ebenfalls der Versöhnung durch Christum in gewisser Weise bedürftig seien. Im Briefe an die Kolosser, wo er die Schätzung der Engel auf ihr richtiges Maß zurückzuführen hatte, sagt er in Cap. 1, 20, daß durch Christum, da er Frieden machte durch sein Blut am Kreuz, Alles und zwar nicht blos auf Erden, sondern auch im Himmel (*τὰ ἐν τοῖς οὐρανοῖς*) zu Gott zu versöhnen (*ἀποκαταλλάξαι*) gewesen sei. Allein gerade dies Mithereinziehen der Engel dürfte unsern Gedanken die rechte Richtung zu geben vermögen. So lange die Sünde noch eine ungebrochene Herrschaft über die Menschen auf Erden ausübte, und die Sündenschuld noch ungesühnt auf denselben lastete, so lange sich in Folge deß Gott bis in sein Herz hinein betrübte (1 Mos.

6, 6), von einem Schmerz bewegt, welchen Himmel und Erde mitzuempfinden hatten (Jes. 1, 2), so lange war es den himmlischen Schöpferpotenzen, den Engeln, weder gestattet, noch waren sie auch im Stande, das ganz auszurichten und zur Darstellung zu bringen, was sie an sich und ihrem innersten Drange nach gern hätten bewirken mögen und müssen. Es war ihnen zunächst nicht gestattet, von Gott selber nicht gewährt. Denn ein ganz unverhaltener Jubel und eine nur strahlende Pracht hätte in diesem Festsaal der Schöpfung, dessen einer Theil so bedeutend beschädigt war, hätte auch zu der Stellung, welche Gott noch zu demselben einzunehmen hatte, schlecht gestimmt. Die Trübung, welche durch die Sünde verursacht war, mußte sich auf Alles legen; mit dem einen Gliede der Werke Gottes, mit der Erde und ihren Bewohnern, mußten alle übrigen Glieder mitleiden. Selbst um der Menschen willen, die eine fortwährende Erinnerung an ihren Fall haben mußten, war es so nöthig. Der vollen Entfaltung ihrer Glorie waren die Engel dann aber auch — es wird nicht zu kühn sein, dies zu behaupten — nicht fähig. Wir sehen davon ab, wieweit es ihren Antagonisten, den bösen Engeln, vergönnt und möglich war, ihren Werken einen thatsächlichen Widerstand entgegenzusetzen und das, was sie bereits gewirkt hatten oder noch zu wirken im Begriff waren, zu stören. Allein so gewiß wie der zarter und höher organisirte Geist durch das Widerstreben der Welt zu größerer Energie und heiligerer Anstrengung entflammt wird, so sehr wird er doch auch wieder gebeugt, niedergehalten und gehemmt. Es ist dem Besten unter feindlichen Verhältnissen nicht möglich, den Schatz seines Innern so auszuwirken und zu entfalten, wie unter günstigen Bedingungen. Er kann nicht, wenn er auch will.

§ 27.

Die Schöpfung der Thiere und des Menschen, 1 Mos. 1, 20—31.

Nach den am ersten Tage geschiedenen Bereichen des Lichts und der Finsterniß waren noch die am zweiten und dritten Tage ausgesonderten mit Einzelwesen zu besetzen. Zuerst also, am fünften Tage, die oberen und unteren Wasser. Der Schöpfungsbericht stellt aber nicht, wie es ihm bei seinem Fortschritt von Oben nach Unten am nächsten gelegen hätte, die Bevölkerung der oberen, sondern die der unteren oder eigentlichen Wasser voran, obwohl er allerdings die der oberen sofort damit verbindet. „Gott sprach:

wimmeln mögen die Waſſer von Gewimmel lebendiger Seele und Vögel mögen fliegen über die Erde, über die Fläche der Veſte des Himmels hin!" Der Grund dieſer Anordnung kann nur darin liegen, daß der Verfaſſer die Waſſerthiere für unvollkommner als die Vögel hielt und mit den unvollkommneren anfangen zu müſſen glaubte: — eine Ueberzeugung oder Erkenntniß, welcher die Naturwiſſenſchaft nur beipflichten kann. Nichts iſt nach der Paläontologie ſo gewiß, als daß das animaliſche Leben ſeinen Anfang im Waſſer gehabt hat. Abſichtlich ſcheint dabei der Verfaſſer nicht ſpeciell die Fiſche genannt zu haben. Wir ſollen bei den allgemeinen Ausdrücken ohne Zweifel die noch vor oder unter den Fiſchen ſtehenden unvollkommneren Arten all der Strahl-, Weich- und Gliederthiere, ſollen ſodann aber auch neben den Fiſchen die ebenfalls aus dem Waſſer hervorgehenden Amphibien mit verſtehen. Letztere hebt er noch ganz ausdrücklich im folgenden Vers, wo er die Ausführung des göttlichen Befehls beifügt, hervor, indem er ſagt: „Gott ſchuf die großen Ungeheuer." תַּנִּינִם, Ungeheuer (von נָנַן dehnen, ſtrecken) wird ſonſt von der Schlange (2 Moſ. 7, 9. 10. 12; 5 Moſ. 32, 33; Pſ. 91, 13), vom Crocodil (Jeſ. 51, 9; Ez. 29, 3; Pſ. 74, 13) und von Waſſerungeheuern überhaupt (Hiob 7, 12; Pſ. 148, 7), niemals aber ſpeciell von Fiſchen gebraucht. Wir werden durch dieſes Wort unwillkürlich an die großen Saurier, die in der Urwelt eine ſo große Rolle ſpielen, oder doch an die Abkömmlinge derſelben, durch welche ſie ſich in der Jetztwelt erhalten haben, erinnert. Der darauffolgende, wieder ganz allgemeine Ausdruck: „und alle lebendigen Seelen, die ſich regen, wovon wimmeln die Waſſer, in ihrer Art", faßt dann wieder Alles, was irgend im Waſſer lebt, ſowohl die niederen Arten unter den Fiſchen, als auch die Fiſche ſelbſt und die kleineren Amphibien zuſammen. Wie eng in der That die Schöpfungen dieſer verſchiedenen Thiere und Thierſtufen der Zeit nach zuſammenhingen, erhellt aus dem, was früher als Reſultat der paläontologiſchen Forſchungen dargeſtellt iſt. Die Amphibien haben, obwohl ſie erſt in der Secundärzeit in den Vordergrund treten, ihre Urſprünge doch ebenfalls ſchon in den paläozoiſchen Perioden.

Die Vögel ſind, nach den ſogenannten Thierfährten oder Ichniten auf dem bunten Sandſtein in Nordamerika zu urtheilen, ebenfalls ſehr frühzeitig, nämlich ſchon im Beginn der Secundärzeit aufgetreten. Aber wie bald ſich auch ihre Schöpfung an die der Waſſerthiere angeſchloſſen haben mag, ſo wird doch eine gewiſſe Poſteriorität derſelben nach den Reſultaten der Paläontologie, wie ebenfalls früher gezeigt wurde, wenigſtens ſehr wahrſcheinlich gefunden werden müſſen.

Wenn das, wodurch ſich dieſe Schöpfungen von allen früheren unter-

schieden, die lebendige Seele, die Grundlage selbstständigen Wesens und Lebens war, so war das, wodurch sich die einzelnen Stufen derselben vor einander auszeichneten, die verschiedene Art, wie sie ihr Seelenleben und ihre Selbstständigkeit ausprägten, besonders auch die verschiedene Art und Fähigkeit der Bewegung. Wie sehr unser Verfasser gerade dies Moment in's Auge gefaßt hat, erhellt auf den ersten Blick. Schon die Bezeichnung der Wasserthiere als Gewimmel führt darauf. Die Bewegung der Vögel wird sogar durch Gottes Schöpferwort von vornherein mit angeordnet. In V. 21 tritt zu dem zusammenfassenden Ausdruck „alle lebendige Seele" ausdrücklich hinzu: „die sich reget", und zugleich werden hier bei den Vögeln selbst die Organe der Bewegung hervorgehoben.

Der Stoff, der bei der Hervorbringung mit in Anspruch genommen wurde (vergl. V. 11. 12 und 24), bleibt diesmal sowohl bei den Wasserthieren als auch bei den Vögeln unbestimmt. Denn in dem „die Wasser mögen wimmeln" deutet sich Nichts davon an. Mit Unrecht führt Delitzsch 2 Mos. 7, 28 und Ps. 105, 30 für das Gegentheil an. Der Grund dieser Nichterwähnung liegt wohl darin, daß das betreffende Medium mit dem zu bevölkernden Elemente diesmal nicht identisch war. Nach 1 Mos. 2, 19 wurden wenigstens die Vögel — die Wasserthiere sind dort übergangen — ebenso wie die übrigen Animalien aus der Erde gebildet. Wir dürfen also annehmen, daß das 1. Capitel in diesem Stück mit dem zweiten, daß es demnach aber auch mit der Wissenschaft, wenn sie, wie die Pflanzen, auch die ersten Thiere auf eine durch die Erde vermittelte generatio originaria zurückführt, übereinstimmt. Statt auf den Bildungsstoff ist an unserer Stelle die Aufmerksamkeit vorwiegend auf das Element, welches besetzt werden soll, gerichtet; dies vor Allem wird hervorgehoben, und das offenbar deshalb, weil der Verfasser den Parallelismus zwischen den drei ersten und drei letzten Schöpfungstagen, im Auge hat und die Beziehung, in welcher die letzteren zu den ersteren stehen, auch für den Leser bemerklich machen will. Ebendeshalb ist auch zu dem „Vögel mögen fliegen über die Erde" ausdrücklich hinzugesetzt: „über die Fläche der Veste des Himmels hin", woraus Viele mit Unrecht ein „unter dem Himmel hin" gemacht haben. Die Vögel sollen dadurch als Bewohner desselben Bereichs, in welchem sich auch die oberen Wasser, die Wolken, befinden, bezeichnet werden, wie sie denn auch sonst herrschend die Vögel des Himmels heißen, z. B. V. 26. 28. 30; 2, 19. 20; 7, 2. 23 u. s. w. Sofern sich die Veste, die zwischen den untern und obern Wassern scheidet, mit ihrer unteren Schicht oder Fläche unmittelbar über den unteren Wassern wölbt, hat ja

der Ausdruck, daß die Vögel über diese Fläche hinfliegen, in der That seine volle Richtigkeit.

Wie das Pflanzenleben schuf Gott auch das Thierleben, und zwar schon auf diesen niederen Stufen so, daß es sich aus sich selbst fortpflanzen und ausbreiten konnte. Den Thieren sprach er aber die Fortpflanzungsfähigkeit nach unserer Schöpfungsdarstellung in der Form des Segens zu. „Und es segnete sie Gott, indem er sprach: seid fruchtbar und mehret euch und füllet das Wasser im Meer und die Vögel mögen sich mehren auf Erden!" Darin liegt, daß diese Gabe für das animalische Leben eine Wohlthat war und als solche empfunden werden konnte, mit andern Worten, daß das animalische Leben seinem innersten Wesen nach einen Drang darnach hatte, sich irgendwie auch über den Tod hinaus zu erhalten und immer mächtiger und stärker zu ergießen.

Der sechste Tag hatte mit der Bevölkerung des Festlandes abzuschließen. „Gott sprach, die Erde lasse hervorgehen lebendige Wesen in ihrer Art, Vieh und kleinere Thiere und Wild des Landes in ihrer Art, und es geschah so." Die Reihenfolge wird hier ebenso absichtlich gewählt sein, wie am fünften Tage. Das Vieh, das besonders die Hausthiere umfaßt und von diesem Gesichtspunkte aus dem Menschen am nächsten steht, hätte leicht die letzte Stelle einnehmen können; allein daß es sich dem Menschen leichter fügt, als andere Thiere es thun, hat nicht am wenigsten darin seinen Grund, daß es schwerfälliger, also unvollkommner ist. Keinenfalls verwirklicht es die Idee der Selbstständigkeit so sehr, wie die freier lebenden Thierarten. Aus dem an der Spitze des Ganzen gegebenen Ueberblick erhellt, daß auch die Naturwissenschaft den schwerfälligeren Thieren, und zwar nicht blos den Vielhufern oder Pachydermen, wozu unter andern die Elephanten und Schweine gehören, sondern auch den Zweihufern oder Wiederkäuern, ja auch den edlen Einhufern den Platz vor den Unguiculaten anweist. — Der Remes (רֶמֶשׂ), den der Verfasser als das Zweite genannt, hat seine Mittelstellung zweifelsohne deshalb erhalten, weil man darunter nicht blos das Gewürm, die Kriechthiere und Insecten des Landes, welche ihrerseits freilich viel tiefer als das Vieh stehen, sondern auch die kleineren Vierfüßler, wie z. B. den Maulwurf, der 3 Mos. 11, 29 unter den ziemlich gleichbedeutenden Gesammtbegriff des Scherez subsumirt wird, also in ihrer Weise sehr vollendete Thiere verstehen soll. — Die Thiere des Landes endlich, die im Unterschied von den Hausthieren im freien Felde zu suchen sind und nach 1 Sam. 17, 46; Ez. 29, 5; 34, 28; Ps. 79, 2 besonders die Raubthiere umfassen würden, hier aber nur das Wild als solches unter sich begreifen, wie denn auch

der entsprechende Ausdruck „Thiere des Feldes" 1 Mos. 2, 19 nur auf letzteres geht (vergl. § 40), haben den letzten Platz unmittelbar vor dem Menschen ganz sichtlich deshalb inne, weil nicht blos die Naturwissenschaft, sondern auch unser Verfasser selbst in ihrer Selbstständigkeit, Freiheit, Beweglichkeit und Regsamkeit die höchste Stufe des thierischen Lebens erreicht sieht.

Als eine noch höhere Stufe kennt unser Verfasser auf Erden nur die, wo es schon nicht mehr blos eine gewisse Selbstständigkeit und Freiheit oder Beweglichkeit des Körpers, sondern auch eine freie Selbstbethätigung des Geistes gibt. Den Schluß seiner Schöpfungsdarstellung bildet die Schöpfung des Menschen. Wenn Gott noch eben bei der Hervorbringung der vollkommneren und vollkommensten Thiere die Erde angeredet hatte: „die Erde lasse hervorgehen!" so wendet er sich nunmehr an sich selbst: „Gott sprach, lasset uns Menschen machen." Wenn er all' die verschiedenen Thiere in ihrer Art geschaffen hatte, so schafft er nun den Menschen nach seiner Art oder, wie es in unserm Berichte heißt, nach seinem Bilde und seiner Aehnlichkeit gemäß. Und wenn dadurch auch, wie sofort aus Cap. 2 erhellt, nicht ausgeschlossen wurde, daß die Erde an der Hervorbringung des Menschen ihren Antheil hatte, und noch weniger, daß der Mensch die ihm anerschaffene göttliche Art unterdrücken und hinter eine ungöttliche, ja widergöttliche zurückdrängen konnte, so war doch hier nicht der Ort dazu, diese Momente mit hervorzuheben. Hier kam es nur darauf an, daß den übrigen Erdgeschöpfen ein Herrscher und König, daß der ganzen Schöpfung ihre Krone gegeben wurde. Das Nähere darüber versparen wir uns daher besser bis auf einen passenderen Ort.

Die Differenzen

zwiſchen Naturwiſſenſchaft und Bibel

und ihre

Ausgleichung.

---

§ 28.

Die Differenzen.

Die großen vom Intereſſe der wahren Religion ſelbſt an die Hand gegebenen Wahrheiten, die wir in § 11 als das bewegende und belebende Princip der bibliſchen Schöpfungsdarſtellung erkannten, zuerſt und vor Allem, daß die Welt nicht von Ewigkeit her exiſtirt, auch nicht ſich rein aus ſich ſelbſt entwickelt, ſondern daß Gott ſie geſchaffen, ſodann daß er ſie allmählich geſchaffen, daß er die einzelnen Bildungen aus allgemeineren Subſtraten in einer natürlichen Aufeinanderfolge hervorgebracht, daß er alſo das Eine auf Grundlage und mit Hülfe des Anderen bewirkt, daß er aber zuletzt Alles zu derjenigen Vollkommenheit, die für die Entwicklung und das Daſein des Menſchen nöthig war, vollendet hat: — all' dieſe Hauptwahrheiten ſtehen nach unſeren bisherigen Unterſuchungen auch den Naturwiſſenſchaften gegenüber als vollkommen gerechtfertigt da. Nicht von der Wiſſenſchaft, ſondern nur von der Irreligioſität können ſie beſtritten werden. — Selbſt ihre Ausführung im Einzelnen hat ſich im Weſentlichen überall bewährt. Was zunächſt die Welt im Ganzen betrifft, ſo iſt allerdings nach Seiten der Aſtronomie eine Nichtübereinſtimmung inſofern vorhanden, als ſich nach 1 Moſ. 1 die übrigen Weltkörper nicht vor oder gleichzeitig mit der Erde, ſondern erſt am vierten Schöpfungstage bilden, und als das Licht demnach, wie es ſcheint, zunächſt unabhängig von denſelben hervortritt. Indeß bietet, wie wir geſehen haben, das Buch Hiob in dieſer Beziehung eine Ergänzung, und die Darſtellung in 1 Moſ. 1 ſelber läßt uns annehmen, daß es vom erſten Anfang der Schöpfung an wenigſtens irgendwelche Stoffe für die zu bildenden Sterne oder Lichter gegeben habe, erlaubt uns auch, das Licht in irgendwelchem Verhältniß dazu zu denken. Sie hat jedenfalls die Bedeutung des Lichtes, welche es als eine die übrige Schöpfung mitbedingende Urkraft gehabt hat, anerkannt und durch die Voranſtellung ſeines Werdens, vielleicht auch durch die jedesmalige Erwähnung des Abend- und Morgenwerdens ausdrücklich hervorgehoben. Was ſodann aber ſpeciell die Erde betrifft, ſo hat die Bibel keineswegs die Partei

der Neptuniſten ergriffen, ſondern im Ganzen eine ihr in dieſem Punkte gebührende Zurückhaltung beobachtet, oder auch, obwohl nicht von irgendwelchen wiſſenſchaftlichen Ueberzeugungen, ſondern nur von religiöſen Grundlagen aus Andeutungen gegeben, die ſich eher mit dem Plutonismus als mit der entgegengeſetzten Anſicht vereinigen laſſen. Außerdem hat ſie die Wahrheit, daß die Schöpfung vom Unvollkommnen zum Vollkommnen fortgeſchritten iſt, namentlich bei der Darſtellung der Pflanzen- und Thierſchöpfung in einer Weiſe durchgeführt, die an Strenge Nichts zu wünſchen übrig läßt.

Allerdings aber hat ſie nun auch Ausſagen und Anſchauungen in ihre Darſtellung verflochten, welche nicht ſo unmittelbar, ja, äußerlich betrachtet, gar nicht mit allgemeineren, religiöſen Wahrheiten zuſammenhängen. Indem ſie den Schöpfungshergang, da er in der Zeit vollzogen war, ja da er die Zeitunterſchiede ſelbſt begründet hatte, als einen der Zeit angehörenden Hergang darſtellte, hat ſie die Zeitlänge deſſelben beſtimmt angegeben. Und indem ſie ihn ſowohl im Ganzen als auch in ſeinen einzelnen Theilen als einen ſehr ſchnell vollzogenen behandelte, hat ſie das eine Schöpfungswerk immer erſt nach dem Abſchluß des andern eintreten laſſen. In dieſen äußerlichen Beſtimmungen nun, welche die Zeitdauer und Zeitverhältniſſe betreffen, iſt die Uebereinſtimmung mit den Naturwiſſenſchaften nicht vorhanden. Auf Zeitfragen aber ſind in der That alle irgendwie in Betracht kommenden Widerſprüche zurückzuführen. Sehen wir von dem ſchon in § 10 hinreichend erörterten Vorwurfe ab, den man der Bibel daraus macht, daß ſie nicht die Sonne, ſondern die Erde als den Mittelpunkt und die Hauptſache behandelt, ſo iſt das, was man vom aſtronomiſchen und geologiſchen Standpunkte gegen ſie geltend macht, eigentlich nur dies: 1) vom Beginn bis zum Abſchluß der Schöpfung müſſe ein Zeitraum nicht von wenigen Tagen, ſondern von vielen tauſend, ja Millionen Jahren verfloſſen ſein, und 2) die einzelnen Schöpfungswerke ſeien nicht eins nach dem Abſchluß des andern, ſondern zum guten Theil gleichzeitig, ſeien während der ungeheuer langen Zeiträume der Schöpfungszeit neben und mit einander geſchaffen worden. Schon in jener uranfänglichen Zeit, wo ſich die Erde zu dem 1 Moſ. 1, 2 beſchriebenen Zuſtand ausbildete, und ehe noch von einer Umfluthung von eigentlichem Waſſer die Rede ſein konnte, habe auch ſchon die Lichtbildung begonnen, die Lichtbildung aber ſei ſchon mit der Geſtirnbildung eins geweſen; ehe dann noch die Bildung der Erde zum Abſchluſſe gekommen, habe ſich auch bereits das vegetabiliſche, ja auch das animaliſche Leben entwickelt und wo das Eine eine größere Vollkommenheit erreicht habe, habe auch ſchon

das Andere eine höhere Stufe der Ausbildung erſtiegen, bis nach dem langen, zum guten Theil gleichzeitigen Entwicklungsgange endlich Alles nach und nach an ſeinem Ziele angelangt ſei.

Wir müſſen demnach unterſuchen, wie wir uns zu dieſen Differenzen zu ſtellen haben, werden uns aber leicht überzeugen, daß wir uns über ſie weder durch eine Abweiſung oder Beſchränkung der naturwiſſenſchaftlichen Reſultate noch auch durch irgend eine Deutung des bibliſchen Schöpfungsberichtes, ſondern nur durch eine beſſere Einſicht in die ganze Art der Offenbarung hinwegzuhelfen vermögen. Wir werden zu dem Zwecke zunächſt die hauptſächlichſten Ausgleichungsverſuche, die man bisher angeſtellt hat, prüfen, werden ſodann, wenn wir uns von der Haltloſigkeit derſelben überzeugt haben, die richtige Stellung zu dem uns vorliegenden Problem zu gewinnen ſuchen und zuletzt noch einen Schriftbeweis für dieſelbe aus 1 Moſ. 2 führen.

Zuvor nur noch dies. Man hat außer den Zeitbeſtimmungen auch die Ungeheuerlichkeit, Raubgier und Mordluſt, die Herrſchaft der Krankheit und des Todes in der Thierwelt von den erſten Anfängen an gegen die Wahrheit der Schrift geltend gemacht. Wir haben aber ſchon in § 21 gezeigt, daß dergleichen Erſcheinungen keinenfalls den allgemeinen Schöpferglauben widerlegen, und werden uns weiter in § 40 davon überzeugen, daß ſie auch Nichts gegen die bibliſchen Ausſagen über den urſprünglichen Zuſtand der Schöpfung beweiſen.

Erſtes Capitel.

Die hauptſächlichſten Ausgleichungsverſuche.

§ 29.

Die ältere Ausgleichungsweiſe.

Die Zeit, wo ſich die verſchiedenen Schichten der Erdoberfläche mitſammt ihren vegetabiliſchen und animaliſchen Einſchlüſſen gebildet haben, konnte man entweder nach oder vor oder auch in dem bibliſchen Sechstagewerk finden zu müſſen glauben. Der Gedanke, daß dieſelbe erſt nach dem Sechstagewerk, namentlich erſt in der Sündfluthperiode zu ſuchen ſei, mußte, ſo lange man unbefangen bei dem Wortlaut von 1 Moſ. 1 ſtehen blieb und noch durch keine tiefergehenden aſtronomiſchen oder geologiſchen Berechnungen, Unterſuchungen und Ergebniſſe irritirt wurde, am nächſten liegen, und fand in der That zuerſt faſt überall Eingang. Schon Tertullian nahm an, daß die Wogen der Sündfluth es geweſen ſeien, welche die nun verſteinerten Thiere in den Bergen abgelagert hätten*); aber auch noch in den ſpäteren Erdbildungs-Theorien, ſelbſt bei ſo angeſehenen Philoſophen wie Descartes und Leibnitz**) und bei ſo geachteten Theologen wie Thom. Burnet (in ſeiner Telluris theoria s. 1681), ferner bei John Woodward (Natural history of the Earth, Lond. 1696), bei Scheuchzer (Physica s. 1727. 1728), bei Silberſchlag ſpielte die Sündfluth eine große Rolle. Ant. Valisneri (1721) machte freilich gegen die Meinung, daß die Bildung der verſchiedenen Erdſtraten aus der Sündfluth-Kataſtrophe herrührten, den Umſtand geltend, daß die oft ſo zarten Petrefacten für eine ſo gewaltſame Revolution zu gut erhalten ſeien; man müſſe annehmen, daß das Meer oder Landgewäſſer

*) Tertullian de pallio, c. 2: »adhuc maris conchae et buccinae peregrinantur in montibus, cupientes Platoni probare, etiam ardua fluctasse« etc.

**) Vergl. § 21.

die abgestorbenen Organismen an Ort und Stelle mehr allmählich und ruhig abgelagert und eingebettet habe. Allein diese vereinzelte Stimme verhallte zunächst, ohne in weiteren Kreisen Gehör zu finden. Und noch in neuester Zeit wurde sowohl in England*) als auch in Frankreich**) der Versuch gemacht, auf naturwissenschaftlichem Wege den Beweis zu führen, daß die Bildung der, Versteinerungen enthaltenden, geschichteten Formationen, wenn auch nicht gerade in den Zeiten der Sündfluth, so doch in den 6000 Jahren seit Adam stattgefunden haben könne. Von theologischer Seite hat sich dieser Meinung neuerdings noch Keil anschließen zu müssen geglaubt***).

„Die Wissenschaft", behaupet Keil, „kann keinen begründeten Einspruch erheben gegen die Annahme, daß in und mit den versteinerungsleeren Uebergangsgebirgen der Schöpfungsbau des Erdkörpers seinen Abschluß erreicht haben möchte, mithin alle (späteren) Gesteins- und Erdschichten, welche versteinerte Organismen enthalten oder aus solchen bestehen, für Producte zu halten seien, welche theils durch die vom Schöpfer in die Welt gelegten Keime und Kräfte in allmählicher Entwicklung gebildet, theils durch ungewöhnliche Katastrophen (wie die Sündfluth), die theils über die ganze Erde, theils über einzelne Gegenden hereinbrachen, bewirkt worden sind." Es sei ja keineswegs erwiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht worden, „daß der Erdball bereits am siebenten Tage der Schöpfung nicht nur in allen seinen Theilen, Meeren, See'n, Flüssen, Gebirgen, Ebenen und Thälern die gegenwärtige Gestalt gehabt habe, sondern auch damals schon mit allen jetzt bestehenden Arten von Pflanzen und Thieren bedeckt und bevölkert gewesen sei, mithin der Erdboden wie die Pflanzen- und Thierwelt von der Schöpfung an bis auf unsere Zeit herab keine anderen Veränderungen erfahren habe, als solche, die noch immer eintreten und beobachtet werden"; überhaupt vermöge keine Wissenschaft, weder die speculative noch die empirische, eine feste Grenze zwischen dem, was auf dem Erdboden zur Schöpfung gehört, und dem, was Product der auf die Schöpfung folgenden Entwicklung und Bildung ist, zu ziehen.

Keil zeichnet sich auf seinem Standpunkt vor Anderen dadurch aus, daß er, ohne sich von den Schwierigkeiten, welche die Naturwissenschaft darbietet, beirren zu lassen, bei dem einfachen, zunächstliegenden Sinn des Bibel-

---

*) Vergl. »Geology in its relation to revealed religion. Dublin 1854.

**) Vergl. Sorignet, La cosmogonie de la Bible. Paris 1854.

***) Vergl. Theol. Zeitschrift von Dieckhoff und Kliefoth. 1860. S. 479 ff., und Keil's Comment. zu Genesis u. Exodus.

wortes, durch welches jede andere Anschauung ausgeschlossen scheint, stehen zu bleiben wagt; von vornherein aber hat er schon das gegen sich, daß er die Naturwissenschaft einerseits in einer unzulässigen Weise zu beschränken, den Bibelglauben aber andererseits in die bedenklichste Stellung zu versetzen genöthigt ist. Was das Erstere betrifft, so muß er bei seiner Stellung zur Sache nicht blos die vielen und langen Schöpfungsperioden der Geologie vor dem Auftreten der Organismen einfach leugnen, diejenigen, welche während der Schöpfung oder vielmehr Entwicklung der Organismen verflossen sein sollen, auf wenige Tausend Jahre beschränken, überhaupt das hohe Erd- und Weltalter, welches leicht auch der Astronom behauptet, auf die kleine Summe von 6000 Jahren herabsetzen; vielmehr kann er nun auch nicht umhin, die ganze Theorie von verschiedenen Erdstraten, die sich nur in allmählicher Aufeinanderfolge in einem fast noch die ganze Erde bedeckenden Meere abgelagert, dann hin und wieder aufgerichtet, dann theilweise überstürzt haben sollen, anzuzweifeln. Er kann nicht glauben, daß es zuerst nur niedere Pflanzengattungen und nur im Wasser lebende Thiere gegeben habe und daß die höheren Classen erst nach geraumen Intervallen hervorgetreten seien; auf seinem Standpunkt, auf welchem die Bibel auch in diesen Fragen entscheidet, kann er nur dafür halten, daß wenigstens alle Grundtypen, die höheren so gut wie die niederen, so viele zur Hervorbringung des späteren und jetzigen Bestandes irgend nöthig waren, von Anfang an und zugleich geschaffen wurden. Kurz, es gibt fast nichts Wesentliches in der Geologie und Paläontologie, was er anerkennen, oder doch, wie es billig wäre, der naturwissenschaftlichen Entscheidung überlassen könnte. Und doch hat so Manches, wie Vieles auch noch zweifelhaft sein mag, wenn auch nicht eine völlige Gewißheit, so doch wenigstens eine hohe Wahrscheinlichkeit erlangt; so ist es, um nur Eins zu erwähnen, z. B. ohne Frage zum Mindesten sehr einleuchtend geworden, daß die Bildung der ungeheueren, deutlich genug aus Vegetabilien, und zwar meistens kleineren, entstandenen Steinkohlenlager eine, wenn auch nicht genauer zu bestimmende, so doch viel längere Zeit, als Keil annimmt, gedauert habe. Das Verlangen, Ergebnissen dieser Art gegenüber eine einfach ablehnende Stellung einzunehmen, schließt eine Unbilligkeit in sich und wird, weil in den betreffenden Fragen der Natur der Sache nach nicht die Bibel, sondern die Naturwissenschaft die Entscheidung hat, mit Recht abgewiesen.

Was sodann die bedenkliche Stellung des Bibelglaubens betrifft, so liegt es auf Grund eines Standpunktes, wie ihn Keil einnimmt, wonach von beiden, von Bibel und Naturwissenschaft, nur Eins Recht haben kann,

für Viele nahe, statt der letzteren vielmehr die erstere zu verwerfen. Und Keil selber ist der Meinung, daß man, falls die Geologie ihre Lehren zur Gewißheit erhöbe, „den Glauben an die Wahrheit nicht nur der mosaischen Schöpfungsurkunde, sondern auch alles dessen, was die heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes auf Grund dieser Urkunde über die Schöpfung lehrt, aufgeben müßte. Allein das Unterfangen, den Bibelglauben von etwas so Aeußerlichem, wie das Resultat geologischer Forschungen ist, abhängig zu machen, ist schon an sich bedenklich und wird zudem auch durch die Geschichte ausdrücklich verurtheilt. Der Bibelglaube hat sich mit dem Copernicanischen System vertragen lernen; er wird sich auch neben Lyell und Vogt zu behaupten vermögen. Denn er wird sich unter allen Umständen nicht aufgeben, sondern nur reinigen, kräftigen und neu beleben können. Diejenigen aber, welche um seinetwillen eine Verwerfung der naturwissenschaftlichen Ergebnisse verlangen, werden, indem sie mit einem gewissen Recht den Gegnern Galilei's gleichgestellt und für Feinde des wissenschaftlichen Fortschritts gehalten werden, seinen Sieg nicht, wie sie möchten, herbeiführen, sondern, soviel an ihnen ist, verzögern, weil seine Sache in Mißcredit bringen helfen *).

Der erste und eigentliche Fehler Keil's ist der, daß er den großen Gewinn der neueren Zeit, nämlich die Unterscheidung zwischen dem Gebiet der Bibel und Religon einerseits und demjenigen der Wissenschaft andererseits nicht genügend anerkennt, sondern die Bibel noch immer viel zu sehr, wenigstens indirect, auch über rein-wissenschaftliche Fragen mitsprechen läßt, und es demnach auch zwischen beiden, zwischen Bibel und Naturwissenschaft, zu keiner rechten Ausgleichung oder Vereinbarung bringt, vielmehr beide ziemlich feindlich einander gegenüberstellt.

Dazu aber kömmt — und das entscheidet schon allein gegen ihn —, daß er, indem er um der Bibel willen der Naturwissenschaft widerspricht, eigenthümlicherweise mit der Bibel selbst in Conflict geräth. Bei der Art, wie er sich die geologischen und paläontologischen Ergebnisse zurechtlegt, bereiten ihm schon, wie aus seinen eigenen, vorher von ihm angeführten Worten erhellt, die die Schöpfung selbst betreffenden Schriftaussagen Schwierigkeit; denn den Schöpfungsbau des Erdkörpers auf den Kern innerhalb aller Petrefacten führenden Gebirge zu beschränken, ist nach ihnen kaum erlaubt.

---

*) Die obigen Sätze sind nicht durch den verehrten Mann selbst, dessen Meinung bekämpft wird, sondern durch die große Zahl ernster und wohlmeinender Theologen, die seinen Standpunkt theilen, veranlaßt.

Denjenigen Schriftandeutungen aber, welche die auf die Schöpfung folgende Entwicklung der Erde und ihrer Organismen nach der Schöpfung betreffen, widerspricht seine Construction noch entschiedener. Um den großen Unterschied zwischen der in den Erdstraten begrabenenen Vorwelt und der auf Grundlage derselben hervorgetretenen Jetztwelt, um besonders das Uebergewicht des Ungestalteten, Ungeheuerlichen und Unvollkommnen in der Vorwelt, des Vollkommnen in der Jetztwelt zu erklären, darf er nicht wohl annehmen, daß das letztere das erstere allmählich unterdrückt habe, daß das erstere dagegen immermehr ausgestorben sei. Dagegen würde nicht blos der Umstand, daß sich von den vollkommneren Arten in den älteren Straten noch keine Spuren gefunden haben, sondern auch die Schöpfungs-, ja auch die Sündfluthsgeschichte der heiligen Schrift sprechen. Denn nach 1 Mos. 1 hat Gott Nichts dazu geschaffen, auszusterben und zu verschwinden, sondern Alles sollte sich, mochte es auch noch so niedrig und unvollkommen sein, mehren und ausbreiten auf Erden. Nach 1 Mos. 6—9 aber hat er sogar, trotz der nothwendig gewordenen Vernichtung, dafür Sorge getragen, daß Alles, was er erschaffen hatte, irgendwie auch erhalten würde. Das Unvollkommne muß nach Keil deshalb allmählich zurückgetreten sein, weil es sich in das Vollkommne verwandelt hat. Obwohl es nach ihm von Anfang an neben den niederen auch die höheren und höchsten Gattungen, z. B. neben den Amphibien auch die Säugethiere gegeben hat, können doch die höheren und vollkommneren Arten innerhalb dieser Gattungen nur in Folge einer allmählichen Vervollkommnung der unvollkommneren, also nur nach und nach entstanden sein. Keil verweist für diese Anschauung auf die neuere Naturwissenschaft, und in der That läßt sich nicht blos Darwin mit seiner Artenverwandlungs-Lehre, sondern auch manche andere Autorität zu ihren Gunsten anführen*). Zunächst haben Bronn, Lyell, Deshayer, Philippi, H. v. Meyer und viele Andere gegen Agassiz, D'Orbigny und A. Wagner durch sehr beachtenswerthe Zeugnisse zu zeigen gesucht, daß sich viele nicht blos Gattungen, sondern auch Arten aus der Urwelt, besonders aus der Tertiärzeit bis in die Jetztwelt hinein erhalten haben**). Sodann haben nicht erst Darwin, Wallace, Hunter u. s. w., sondern schon Link, Schubert, Zitta u. A. nachgewiesen, daß manche Species sowohl in der

*) Gegen Darwin ist übrigens außer den schon S. 131 angeführten Schriften besonders auch Frohschammer in seinem Athenäum (München 1862), Bd. I, Heft 3; ferner Fabri, Briefe gegen den Materialismus, 2. Aufl., S. 421, zu vergleichen.

**) Vergl. Keerl a. a. O., S. 590 ff.

Pflanzen-, als auch in der Thierwelt sogar schon im Lauf von einem oder wenigen Jahrhunderten bemerkenswerthen Veränderungen unterworfen gewesen sind*). Was nun aber die heilige Schrift betrifft, so legt sie zwar gegen eine Artenveränderung im Allgemeinen keinen ausdrücklichen Widerspruch ein, obwohl doch die Annahme derselben ihr gegenüber, wenn ihr Buchstabe in Keil's strenger Weise geltend gemacht wird, immerhin mißlich ist. Jedenfalls aber ist sie ganz entschieden gegen eine Artenveränderung der Art, wie Keil sie statuirt. Nach Keil soll die im Anfang viel unvollkommnere Schöpfung in der Zeit diesseits des Sündenfalls, wo die Sünde und ihre Folgen immer weiter um sich griffen, immer vollkommner, maßvoller, schöner und dem Menschen entsprechender geworden sein. Nach der heiligen Schrift aber ist die vor Allem gerade zu Anfang vollkommne und harmonische Schöpfung in Folge der Sünde der Hinfälligkeit, der *ματαιότης* und *δουλεία τῆς φθορᾶς* unterworfen worden (Röm. 8, 20. 21), und die weitere Entwicklung ist nicht eine zum Bessern, sondern zum Schlechtern gewesen. Erst die Erlösung der Kinder Gottes hat der seufzenden Creatur eine Aussicht auf Verbesserung wiedergebracht, und erst die herrliche Freiheit derselben wird mit ihrer Wiederherstellung oder Vollendung verbunden sein.

Wären übrigens, wie Keil meint, die Petrefacten ihren Straten erst in der Zeit der Menschheit eingebettet worden, so wäre die Erwartung gerechtfertigt, daß sich neben den Thierresten auch irgendwelche Menschenreste finden würden. Wir werden aber in § 38 zeigen, daß es mit den Spuren menschlichen Daseins selbst noch in der Diluvialzeit, geschweige denn in der Tertiär- und früheren Zeit eine außerordentlich mißliche Sache ist.

§ 30.

Die Restitutionshypothese und die neuere Ausgleichungsweise.

Zunächst besonders von theosophisch gerichteten Männern wie J. Böhme, Gichtel, St. Martin, Oetinger, J. M. Hahn, Fr. v. Meyer, Hamberger,

*) Vergl. z. B. Schubert, Die Urwelt und die Fixsterne, S. 247 ff.; Cotta, Briefe, Bd. I, S. 266.

Stier und H. v. Schubert gepflegt, zugleich aber auch von anderer Seite her empfohlen, hat die Anschauung Eingang gefunden, Gott habe zu Anfang durch einen einzigen großen Uract, von welchem 1 Mos. 1, 1 die Rede sei, einen viel herrlicheren Himmel und eine viel bessere Erde, als die jetzigen sind, eine durchaus vollkommne Welt in's Dasein gerufen und etwa den Engeln zum Wohnplatz angewiesen; als ein Theil der Engel abfiel, habe er dann die Erde, vielleicht sogar das ganze Sonnensystem, in jenen Zustand versetzt, welcher 1 Mos. 1, 2 als wüst und leer beschrieben werde; zuletzt aber habe er durch das Sechstagewerk den verwüsteten Theil seines Schöpfungswerkes, vor Allem die Erde selbst wiederhergestellt. Manche, die weniger kühn waren, ließen die Bestimmung der ursprünglichen Erde und den Grund ihrer Verwüstung dahingestellt sein, behaupteten indessen doch auch, daß das Licht, das Wasser, das Festland u. s. w. an den sechs biblischen Schöpfungstagen nicht zum ersten Mal geschaffen, sondern, nachdem sie auch schon vorher irgendwie vorhanden gewesen, dann aber durch eine große, vernichtende Katastrophe wieder aufgehoben waren, nur erneuert seien. Empfahl sich diese Anschauung manchen Theologen schon deshalb, weil sie einen wüsten und leeren Zustand und eine Schöpfung aus ihm heraus nicht für etwas Ursprüngliches, von Gott, dem Vollkommnen und Herrlichen unmittelbar Herrührendes halten zu dürfen glaubten (vergl. § 15 u. 20), so besonders auch aus dem Grunde, weil bei ihr die Schwierigkeiten, welche die Naturwissenschaft bereitete, von selbst wegzufallen schienen. Die Bildung der Erdstraten und ihrer Petrefacten glaubte man nun in die Zeit vor dem Sechstagewerk verlegen, das Sechstagewerk selbst auf die Herstellung des jetzigen Schöpfungsbestandes beschränken zu dürfen. Und schien die Zeit, die man schon vor dem Sechstagewerk statuirte, lang genug, um mit ihr die gesammte Geologie und Paläontologie abfinden zu können, so schienen die blos den jetzigen Bestand erzielenden Schöpfungen hinlänglich begrenzt, um sich als Tagewerke fassen zu lassen.

Wir finden diese Ausgleichungsweise bei Engländern, Franzosen und Italienern, wir finden sie auch bei Deutschen. Schon Chalmers in seinem Review of Cuvier's theory of the Earth (1814) sprach sie aus und auch Buckland im Bridgewater Tractat „Die Urwelt und ihre Wunder" und in der „Geologie und Mineralogie" trat ihr bei. „Keine Nachricht", behauptete Letzterer, „ist von dem gegeben, was auf dieser Erde, die mit der Geschichte des Menschen noch nicht in Verbindung war, zwischen der Erschaffung der sie zusammensetzenden, in 1 Mos. 1, 1 erwähnten Materie, und der Zeit, zu welcher ihre Geschichte im 2. Vers vorgerückt ist, sich zugetragen

haben mochte. Millionen von Jahren mögen den unbestimmten Zeitraum zwischen dem Anfange, in welchem Gott Himmel und Erde erschuf und dem Abend oder dem Anfang des ersten Tages der mosaischen Erzählung ausgefüllt haben." *) Bald erklärte sich auch Hengstenberg mit dieser Annahme einverstanden, und zwar: „weil wir mit ihr dem lästigen Zwang überhoben sind, die Entstehung der untergegangenen Organismen in das Sechstagewerk einzuzwängen; auch der Streit zwischen neptunischer und vulkanischer Entstehung der Erde berührt dann die Bibel gar nicht, da sie über diese Punkte ein vollständiges Stillschweigen bewahrt und jeder geologischen Hypothese gegenüber sich vollkommen indifferent verhält. Endlich läßt sich auch die Zeitdauer der einzelnen Tage des Sechstagewerks leichter mit den Vorstellungen der Geologen in Einklang bringen, weil nach dieser Deutung nicht die Schöpfungsgeschichte des Universums, sondern nur die Restitution desselben zur Aufnahme des Menschen berichtet wird." **) Als der eifrigste und entschiedenste Vertreter aber trat Kurtz sowohl für diese Ausgleichungsweise selbst als auch für ihre Grundlage, die Restitutionshypothese, in die Schranken ***). Er vorzüglich bewog auch A. Wagner †), sich zu beiden zu bekennen; Delitzsch behielt zwar eine andere Ausgleichungsweise bei, acceptirte aber wenigstens die Restitutionshypothese ††). Victor de Bonald †††) und Fr. v. Rougemont §) schlossen sich ebenfalls bis zu einem gewissen Grade an.

Wir erwägen, um die betreffende Anschauung richtig zu würdigen, folgende Punkte.

1) Jene Vorstellung, daß Gott sofort durch den ersten Uract eine herrliche, vollkommne Welt geschaffen, daß er dieselbe dann aber wegen des Abfalls eines Theils der Engel wieder zerstört habe, darf nicht mit dem alten, zuerst besonders von den Gnostikern, dann auch von Origenes geltend gemachten Philosophumenon verwechselt werden, wonach nicht die Zerstörung, sondern schon die Entstehung der ursprünglichen, materiellen Welt eine Folge des Abfalls der Geisterwelt war §§). Auch ist es nicht richtig,

*) Vergl. Geol. u. Mineral., Bd. I, S. 110 ff. Anm.

**) Vergl. Evang. K.-Zeitung, 1846, Nr. 37.

***) In: „Bibel und Astron."

†) Gesch. der Urwelt, 2. Aufl.

††) Bibl. Psychologie u. Erkl. der Genesis, 3. Aufl.

†††) In s. Buch: »Moïse et les géologues modernes.

§) In s. Gesch. der Erde nach der Bibel und der Geologie, deutsch von Fabarius, Gotha 1856.

§§) Vergl. Orig. de princ. III, 5, 4: „Die materielle Welt, welche in

wenn Delitzsch behauptet, daß sie schon der angelsächsische Dichter Kädmon in seiner Genesis ausspreche*). Kädmon führt nur die in der alten Kirche weiter verbreitete Ansicht aus, daß Gott deshalb die Erde gegründet und die Menschen darauf geschaffen habe, um durch die Letzteren einen Ersatz für die aus dem Himmel verstoßenen Engel zu gewinnen. So oft er auch von dem Fall Satans und seiner Genossen redet, so deutet er doch Nichts davon an, daß sie auf der Erde geweilt und deren Zerstörung veranlaßt hätten; im Gegentheil sagt er durchweg und ausdrücklich, daß ihr Aufenthalt im Himmel bei allen übrigen Engeln gewesen sei. So an der von Delitzsch angeführten Stelle V. 92 ff. selber, besonders deutlich aber V. 394 ff., wo es heißt: „Er hat jetzt eine Mittelerde eingerichtet, wo er den Menschen geschaffen nach seinem Ebenbilde, mit dem er wiederum besetzen will das Reich der Himmel, mit lauteren Seelen" u. s. w. Allerdings aber ist jene Vorstellung nicht erst im Zusammenhang mit theosophischen Phantasien, auch nicht erst in Folge des Interesses der neueren Zeit, Bibel und Naturwissenschaft zu versöhnen, beliebt worden; sie ist wirklich älter; sie findet sich schon in der Bestätigung des Gesetzes Oswald's von Seiten des englischen Königs Edgar, welcher sagt, „da Gott die Engel nach ihrem Falle von der Erde vertrieben, worauf diese in ein Chaos verwandelt sei, habe er nun die Könige auf Erden eingesetzt, damit Gerechtigkeit auf Erden herrsche" **).

Allein gerade der Umstand, daß ihre erste Bezeugung eine altnordisch-germanische ist, dürfte geeignet sein, auf ihren wahren Ursprung hinzuleiten. Sie hängt schwerlich mit irgend einer alten exegetischen Tradition zusammen; sie wurzelt viel wahrscheinlicher in den nordischen, besonders auch germanischen Vorstellung vom Teufel und von den Dämonen, wie sie im Zusammenhang mit der heidnischen Mythologie ausgebildet war. Noch zu Luther's Zeit dachte man sich den Teufel nicht blos als den Fürsten, der in der Luft herrscht (Eph. 2, 2), sondern setzte ihn besonders auch zu der Erde, vor Allem zu den entlegenen Oertlichkeiten derselben in enge Beziehung.

---

der heiligen Schrift als *καταβολή* bezeichnet wird, weil sie ein Niederschlag aller darin vorhandenen Wesen aus einem höheren in ein niedrigeres Dasein ist, entstand durch den Abfall und Sturz der Geister": — eine Ansicht, die modificirt auch im Buch Sohar vorkömmt, vergl. Molitor, Philos. der Gesch., Bd. I, S. 45; A. Frank, die Kabbala (deutsch von Gelinek, Leipz. 1844), S. 149—154, und im Buch der Jubiläen, Ewald's Jahrbücher, 1849, S. 223.

*) Erkl. der Gen., 3. Aufl., S. 613.

**) Vergl. Tholuck, Vermischte Schr., Bd. II, S. 230.

Die böſen Geiſter, ſo behauptete man, die uns wie Hummeln umflattern und wie Flammen am Himmel ziehen, ließen ſich auch in leiblicher Geſtalt ſehen, in Wäldern und beim Waſſer wie Böcke ſpringend, in die Sümpfe kriechend wie die Wiſche; der Teufel läßt ſich, wie Luther ſelbſt wahrgenommen haben will, ſehen, als wäre er eine Sau, ein brennender Strohwiſch u. dergl.*). Kurz der Teufel und das Heer der Dämonen, in deren Geſtalt ſich bald die germaniſche Götterwelt hatte einkleiden müſſen, erſchien den Alten leicht als eine Schaar, die urſprünglich auf Erden gar mächtig geweſen, dann aber durch Gottes oder vielmehr Chriſti Kampfes- und Erlöſungswerk in die entlegneren, ſchauerlicheren Orte, in Sümpfe und Wälder zurückgedrängt worden war. Von einer ſolchen dämonologiſchen Vorſtellung bis zu jener von Edgar ausgeſprochenen Theorie war, zumal wenn man, wie es damals gewöhnlicher geſchah, nicht erſt die Erlöſung, ſondern von vornherein ſchon die Schöpfung der Menſchen zu dem Fall der Engel in Beziehung ſetzte und als einen Erſatz für die abtrünnig gewordenen Geiſter begriff, der Weg nicht allzu weit. An ſich dagegen lag die entſprechende Auffaſſung von 1 Moſ. 1 ſo fern, daß ſie ſich immer nur ausnahmsweiſe, und zwar immer nur da, wo andere, außerhalb des Textes, meiſtens auch außerhalb der Theologie gelegene Gründe zu ihr mitwirkten, geltend machen konnte.

Wenn man ſich zu ihrer Vertheidigung darauf berief, daß Gott in ſeiner Abſolutheit, Herrlichkeit und Vollkommenheit nur eine von vornherein durchaus herrliche und vollkommene Welt habe ſchaffen, den wüſten und leeren Zuſtand 1 Moſ. 1, 2 alſo nur um eines Zwiſchenfalles willen habe eintreten laſſen können, ſo ging man nach unſeren Erörterungen in § 15 von einem Schöpfungsbegriff aus, der äußerlich und ordinär genug und weder bibliſch begründet noch auch philoſophiſch haltbar iſt. Aus § 15 folgt, daß der noch nicht vollkommene, ja aus § 21, daß ſogar der wüſte und leere Zuſtand der Schöpfung zu Anfang derſelben durchaus nothwendig, weil in Gottes Weſen ſelbſt begründet war. Die in Frage ſtehende Anſchauung hat alſo in dieſem Punkt die Dogmatik nicht für, ſondern wider ſich. Wider ſich hat ſie dieſelbe auch, wie wir nach unſeren früheren Nachweiſungen behaupten dürfen, bei der Vorſtellung, daß Gott die urſprüngliche Erde zum Wohnplatz für Engel, nämlich für Satan und ſeine Genoſſen, daß er die Engel alſo auch ſo leiblich geſchaffen habe, daß e für ſie einen Wohnplatz habe geben können (vergl. § 17) und daß ſie eine Zeitlang

*) Vergl. Köſtlin, Luther's Theologie, Bd. II, S. 353.

gut geblieben seien (vergl. § 18). Dazu kömmt aber noch Folgendes. Nach einfacher, grammatisch-historischer Exegese kann keine Rede davon sein, daß die Vorstellung, als wäre die Urerde eine Wohnstätte Satans und seiner Genossen, und der 1 Mos. 1, 2 beschriebene wüste Zustand die Folge eines über sie ergangenen Strafgerichtes gewesen, schon dem Verfasser von 1 Mos. 1 selber vorgeschwebt habe. Sie muß ihm ebenso fremd gewesen sein, wie die in § 20 besprochene ähnliche und mit ihr eng zusammenhängende Anschauung, als habe die Unvollkommenheit der werdenden Schöpfung im Widerstand jener ersten Erdbewohner ihren Grund gehabt. Nur uns auf unserem einen tieferen Einblick gestattenden Standpunkt — darf man allenfalls behaupten — sei es erlaubt oder auch nahegelegt, dergleichen hinzuzudenken. Der Verfasser selbst muß von einer herrlichen Urerde und einer über sie ergangenen Katastrophe geredet haben, ohne daß er weder den Zweck der erstern, noch auch die Ursache der letztern gekannt hat. Eine Offenbarung aber, durch welche den betreffenden Organen blos die Objecte an sich, nicht auch irgendwelche Zwecke oder Ursachen derselben kund geworden wären, wäre etwas zu Aeußerliches und daher auch zu Unwahrscheinliches.

Wenn man unter so bewandten Umständen die fragliche Auffassung dennoch vertheidigen wollte, müßte man sich vor Allem auf den Wortlaut von 1 Mos. 1, 2 selbst berufen dürfen. Nun enthält derselbe aber nicht blos Nichts, was auf sie führen könnte, sondern er verträgt sich auch nicht einmal mit ihr. Himmel und Erde werden allerdings nicht ausdrücklich als schon von Anfang an wüst und leer bezeichnet. Wir haben gesehen, daß der Satz: „die Erde war" u. s. w. nicht zuerst und unmittelbar auf V. 1 zurückgeht, sondern verumständlichend V. 3 einleitet. Allein ebenso wenig wird hervorgehoben, daß Himmel und Erde zuerst herrlich und vollkommen gewesen seien, und doch wäre diese Andeutung, hätte der Verfasser anders eine herrliche Urschöpfung als das Erste bezeichnen wollen, im Gegensatz zu V. 2 unentbehrlich, ohne sie wäre das Mißverständniß, als drücke der zweite Vers selber den ersten Zustand aus, fast nothwendig gewesen. Ueberhaupt läßt es sich kaum anders denken, als daß der Verfasser, wenn anders er eine herrliche Urschöpfung gekannt und der Erwähnung für werth gehalten hätte, etwas Bestimmteres über sie gesagt haben würde. Jedenfalls aber hätte er auch, wenn er jenes Mißverständniß nicht selbst hätte verschulden wollen, in V. 2 fortfahren müssen: „Hinterher aber wurde die Erde wüst und leer." Es wäre ein unterscheidendes Hinterher, ein gegensätzliches Aber, es wäre auch ein erzählendes Wurde nöthig gewesen. Es fehlt aber sogar *auch das letztere.* Denn daß הָיְתָה mit „war" übersetzt werden muß, ist

nie einem des Hebräiſchen Kundigen zweifelhaft geweſen. Und weiter hätte er dann das Werden des Lichts als ein Wiederwerden, die Schöpfung des Firmaments, des Feſtlandes u. ſ. w. als eine Neuſchöpfung darſtellen müſſen.

2. Die Anhänger der Reſtitutionshypotheſe dürfen keineswegs annehmen, daß die verſchiedenen geologiſchen Erdformationen mit ihren Petrefacten Ueberbleibſel der im erſten Anfang vermutheten herrlichen Urerde ſind. Dann dürfte man wirklich mit K. Ammer*) fragen: „Wie iſt es denkbar, daß die ſtoffliche, urweltliche Erde, welche, nach den foſſilen organiſchen Reſten zu ſchließen, nicht ſehr verſchieden war von der gegenwärtigen, die Wohn- und Uebungsſtätte der reinen Geiſter, der Engel geweſen ſei? wozu bedurften dieſe der urweltlichen Fauna und Flora?“ u. ſ. w. Dazu kömmt, daß die Petrefacten deutlich genug keineswegs eine Welt für ſich bilden, am wenigſten eine beſonders herrliche, mehr für Engel als für Menſchen geeignete, daß ſie vielmehr nur Anbahnung des jetzigen Beſtandes der organiſchen Weſenheiten ſind und ſich demſelben von Stufe zu Stufe immermehr annähern. Unſere Zuſammenſtellung der naturwiſſenſchaftlichen Ergebniſſe in § 6—8 gibt dafür einen genügenden Nachweis, ſo daß wir uns hier darauf beſchränken können, einige zuſammenfaſſende Ausſagen von Männern der Naturwiſſenſchaft mitzutheilen. Schubert ſagt ebenſo treffend wie ſchön: „Von den älteſten Felſenformationen der Grauwacke und der Steinkohlenlager an bis zu den jüngſten und letzten, ja bis zur jetzt beſtehenden Neuzeit iſt an den Pflanzen und Thieren ein Urtypus zu erkennen, der ſich nach einem göttlich-ſinnvollen Schöpferplan von Stufe zu Stufe weiter entfaltet und ſeinem Endziele, der Verleiblichung des erkennenden Geiſtes in der Form des Menſchen, näher tritt. Wie im ungebornen, wie im unmündigen Kinde, wie im Knaben, im Jüngling, im Manne immer dieſelbe Seele lebt, durch welche die verſchiedenen Lebensalter zu Entwicklungsſtufen einer beſtimmten Perſönlichkeit werden, ſo lebt und entfaltet ſich als Urtypus der Formen in der Reihenfolge der Felſenablagerungen und ihrer organiſchen Natur ein und derſelbe ſchaffende Gedanke.“ **) Agaſſiz erklärt: „Die ſprechendſten Beweiſe von einer Planmäßigkeit in der Aufeinanderfolge der Veränderungen, welche die Erde betroffen haben, finden wir .... in der Entwicklung des organiſchen Lebens, in der Beſchaffenheit der zuerſt

*) Programm über die moſ. Schöpfungstage und ihr Verhältniß zur Geologie, Regensburg 1851.

**) Weltgebäude, S. 561.

auftretenden Pflanzen und Thiere, und in der Art, wie die späteren sich an die früheren anschließen, bis zum letzten Ziel der Schöpfung, dem Erscheinen des Menschen." *)

Angesichts dieses innigen Zusammenhangs zwischen den ur- und jetztweltlichen Schöpfungen zählt Kurtz zwar nichtsdestoweniger zwei große „weiße Blätter", welche die Offenbarung für die Wissenschaft leer gelassen hat, um darauf die naturhistorischen Lücken auszufüllen, ein erstes zwischen V. 1 und 2, und ein zweites zwischen V. 2 und 3 in 1 Mos. 1, ein erstes noch vor dem Eintritt der in V. 2 beschriebenen Fluth, und ein zweites erst nach demselben**); immerhin aber erscheint es ihm als das Sicherste, voran das zweite zur Ausfüllung zu wählen. Es „möchte die Zeit jener (urweltlichen) Schöpfungen wohl nicht vor, sondern in die Dauer des Tohu va Bohu zu verlegen sein" ***). Als das Wesentlichere bleibt also auch bei den Anhängern der Restitutionshypothese nur die einfachere Ansicht übrig, welche Andere von vornherein allein geltend machen, daß es vor den letzten, vollendenden Schöpfungen des Sechstagewerks schon andere, blos vorbereitende gegeben habe, welche vor den letzten durch eine oder mehrere Fluthen wieder aufgehoben seien. „Wir fordern unsererseits", sagt selbst Kurtz, „von den Geologen gar Nichts als das Eine, was keine geologische Theorie uns verweigern kann und wird, nämlich eine Ueberfluthung der Erde vor dem Auftreten des Menschen und der ihm beigegebenen Pflanzen- und Thierwelt. Mag man diese Ueberfluthung nun als die erste und einzige oder als die letzte von unzähligen andern ansehen, — uns gilt das gleich; — uns genügt das Eine, daß die Geologie, welche Gestalt sie auch annehmen mag, des Wassers bei der Erdbildung doch nimmer wird entrathen können. Spricht sie statt von einer von zehn und mehr aufeinander folgenden Ueberfluthungen, desto besser für uns; wir sind um so sicherer, daß sie uns eine derselben als die letzte wird lassen müssen." †) Allein der Vortheil, den die in Frage stehende Ausgleichungsweise durch diese Wendung erreicht, ist nur scheinbar; auch so noch, ja so gerade erst recht stehen ihr die gewichtigsten Bedenken entgegen.

Man geht davon aus, der Verfasser von 1 Mos. 1 habe zwischen

---

*) Bei Buckland, Geol. und Miner., Bd. I, S. 51. 57. Vergl. Bronn, Geschichte der Natur, Bd. III, Abth. 2, S. 836. Pfaff, S. 611.

**) Vergl. Bibel und Astron., S. 398.

***) Vergl. S. 452.

†) A. a. O., S. 396.

V. 1 und 3 eine Zwischenzeit statuirt und uns die Freiheit gelassen, uns dieselbe ganz so lang, wie die Wissenschaft es verlangt, zu denken. Aber mit Unrecht. Jeder Leser hofft nach dem so kurzen und inhaltsreichen Wort: „im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde", über das Schaffen etwas Ausführlicheres zu hören. Jeder will wissen, wie es damit im Einzelnen zugegangen sei, ob es seinen Zweck mit Einem Male oder nur durch mehrere aufeinanderfolgende Acte erreicht habe. Und wenn der Verfasser da nun ohne Weiteres fortfährt: „Und die Erde war wüst und leer. . . . und Gott sprach, es werde Licht", — so kann er nicht wohl anders verstanden werden, er beabsichtigte auch schwerlich einen anderen Sinn, als daß Gott unmittelbar nach dem ersten grundlegenden Schöpfungsacte selbst, indem er durch diesen nur noch erst eine wüste und leere Erde hervorgerufen hatte, das in V. 3 berichtete Sprechen habe folgen lassen.

Zu dieser Auffassung veranlaßt er uns um so mehr, als er, wie wir im Gegensatz gegen eine andere irrthümliche Deutung bereits in § 12 geltend gemacht haben, in V. 5 die ganze vor der Lichtschöpfung liegende Zeit, die für so lang gehaltene Urfinsterniß als eine gewöhnliche Nacht von der Dauer weniger Stunden behandelt und mit dem durch das erste „Es werde" bewirkten Tage zu einem bloßen Abend-Morgen zusammengefaßt hat.

Für denselben Sinn spricht es auch, daß in einigen Schriftstellen ausdrücklich gesagt wird, Gott habe Himmel und Erde in sechs Tagen geschaffen (2 Mos. 20, 9—11; 31, 12—17). Denn die Auskunft, daß hier nicht an die erste und eigentliche, sondern nur an die entfaltende oder vielmehr vollendende Schöpfung gedacht sei, gibt sich deutlich genug als eine bloße Verlegenheitsausflucht zu erkennen.

Man geht weiter davon aus, daß es uns exegetisch durchaus freistehe, die göttlichen Schöpferworte und Schöpferacte des Sechstagewerks auf eine blos wiederherstellende und vollendende Schöpferthätigkeit zu beschränken. Eine solche Beschränkung aber ist schon unter allen Umständen, und ist besonders dann, wenn sie der Annahme von Vorschöpfungen zu Gute angewandt wird, unzulässig. Dem göttlichen „Es werde" liegt für jeden unbefangenen Leser ganz unzweifelhaft die Voraussetzung zu Grunde, daß das von Gott in Angriff genommene Schöpfungswerk, daß z. B. das Licht oder die Vegetation noch in keiner Weise vorhanden gewesen war, sondern noch ganz und gar erst werden sollte. Mit Recht bemerkt Delitzsch, obwohl doch auch er die Restitutionshypothese in seiner Weise angenommen hat, es sei unmöglich, mit dem biblischen Schöpfungsbericht eine dem fünften Tage vorangegangene Thierschöpfung zu vereinbaren. Allenfalls ließe sich

annehmen, daß Licht, Pflanzen, Thiere u. ſ. w. in einer ganz andern Welt, von der der Verfaſſer nun einmal habe abſehen wollen, etwa in jener herrlichen Urwelt, die man in V. 1 erwähnt gefunden hat, bereits vorher exiſtirt hätten, daß alſo zwar nicht Vorſchöpfungen, Anbahnungen, wohl aber ganz andere Schöpfungen, die zu den hier erzählten in keiner Beziehung ſtänden, vorangegangen wären. Allein die geologiſchen Bildungen auf eine ganz andere Urwelt zurückzuführen, iſt nun einmal nach dem Obigen unmöglich; die Beziehung derſelben zu der Jetztwelt iſt zu offenbar, und die Bemerkung von Kurtz, daß ſich das Thier- und Pflanzenreich des Gebirgsinnern als ein ſehr eigenthümliches und von dem gegenwärtigen nach allen Beziehungen höchſt verſchiedenes zeige, daß ſich die in der Bibel beſchriebene Schöpfung von Pflanzen und Thieren dagegen jedenfalls auf ſolche Gattungen und Arten, die vom Schöpfer zur Fortpflanzung und Erhaltung, wenigſtens zur Genoſſenſchaft des Menſchen auf Erden, nicht aber zum völligen Untergange und gänzlichen Erlöſchen noch vor dem Auftreten des Menſchen beſtimmt waren, beziehe*), — dieſe Bemerkung verſchlägt, wenn ſie dem eigentlichen Sachverhalt gemäß limitirt wird, in Wahrheit gar Nichts. Die Urhebungen der urweltlichen Flora und Fauna ringen von Anfang an darnach, eine für den Menſchen geeignete Welt zu Stande zu bringen; ſie bringen auch nicht etwas ganz Anderes, was völligem Untergange gewidmet werden müßte, ſondern die Anfänge deſſen, was in der Jetztwelt ſeinen Beſtand hat, zu Stande, und ſollen ſie, wie ſie es ja allerdings müſſen, in dem bibliſchen Bericht irgendwo untergebracht werden, ſo kann es nicht vor dem Sechstagewerk, ſondern nur innerhalb jedes betreffenden Schöpfungstages geſchehen; ſie gehen nicht dem göttlichen Werde voraus, ſondern expliciren uns die Art, wie ſich daſſelbe vollzog; ſie geben uns die Geſchichte des durch das göttliche Werde bewirkten Werdens.

Wir erinnern dafür noch an Folgendes. Hätte es ſchon vor der Zeit der Fluth in V. 2 eine fertige Welt gegeben, und dürfte man auf ſie die geologiſchen Pflanzen und Thiere zurückführen, dann allerdings wäre die Frage, wie dieſelben ſchon ſo früh hätten exiſtiren können, unberechtigt. Jene ſchöne Welt hätte ohne Zweifel Alles, was zur Exiſtenz der Organismen nöthig iſt, hätte namentlich auch Licht gehabt. Anders aber verhält es ſich, wenn wir in Betreff jener Pflanzen und Thiere an die Zeit der Fluth und Urfinſterniß gewieſen werden. Dieſe Zeit ſoll zu dunkel geweſen

*) A. a. O., S. 412.

ſein, als daß Moſe von dem, was in ihr vorging, irgendetwas habe gewahren können. Es drängt ſich die Frage auf, ob ſie dann nicht auch zu dunkel geweſen iſt, als daß irgendetwas von den urweltlichen Dingen in ihr habe entſtehen können. In dem Mainzer Tertiärbecken und beſonders in den mächtigen Braunkohlenlagern der Wetterau, die ohne Zweifel ebenfalls noch zu den dem Sechstagewerk vorangegangenen Bildungen zu rechnen ſind*), ebenſo aber auch in andern Braunkohlenſchichten und entſprechenden Erdformationen finden ſich pflanzliche Reſte, von denen, wenn auch nicht dieſelben Species, ſo doch dieſelben Gattungen noch heut' in unſern Gegenden vorkommen. „Weiden, Birken, Ahorn, Nußbaumarten und ſelbſt Spuren des Vorhandenſeins von Weinreben hat man gefunden." Die Blätterſandſteine enthalten Abdrücke „von Eichen, Lorbeeren" u. a.**). Ebenſo aber finden ſich in dieſen tertiären Bildungen auch Reſte, ja ganze Skelette von den bedeutendſten Säugethieren, von Rhinoceroſſen, Gürtelthieren, Faulthieren, Tapiren, von Hyänen, Bären und andern Raubthieren, auch von Ochſen, Hirſchen und Schweinen, von Affen und urweltlichen Elephanten***). Unmöglich kann man annehmen, daß alle jene Gewächſe auf einer lichtloſen Erde gewachſen ſeien und daß alle dieſe Thiere in einer von keinem Sonnenſtrahl erleuchteten Finſterniß getappt haben. Das kann man nicht einmal von den Ungeheuern der Secundärformationen glauben, zumal da ſie ſo große und ſo deutlich auf Sehen und auf Licht eingerichtete Augen haben. Man muß zugeben, daß es ſchon vor dem Auftreten der urweltlichen Gewächſe und Thiere Licht und Tag geworden war, daß ſich vorher auch ſchon die Scheidung der oberen und unteren Waſſer vollzogen hatte, ja daß es ſogar ſchon ein gewiſſes Feſtland gab, kurz daß alle dieſe Schöpfungswerke der Reihe nach bereits vorher ihren Anfang genommen hatten. Und weigert man ſich nun dennoch, den Anfang des Sechstagewerks ſchon vor der Schöpfung der urweltlichen Flora und Fauna anzuſetzen, entſchließt man ſich lieber, in Beziehung auf jedes der ſechs Tagewerke, in Beziehung auch auf die Licht-, Waſſer- und Feſtlandsſchöpfung von Vorſchöpfungen zu reden, — ſo erlaubt man ſich damit eine Sophiſterei, die das formell verhüllt, was man ſachlich nicht leugnen kann.

3. Nachdem ſich die in Frage ſtehende Ausgleichungsweiſe all' die

*) Nach Kurtz iſt die geſammte Gebirgsbildung bis zum Diluviallande bereits vor dem Beginn des erſten Tages abgeſchloſſen geweſen, ſ. a. a. O., S. 506.

**) Vergl. Pfaff a. a. O., S. 577.

***) Vergl. A. Wagner, Bd. I, S. 462 ff.; und die oben in § 8 gegebene Ueberſicht.

bisher hervorgehobenen exegetischen Gewaltthätigkeiten erlaubt hat, ist sie nun nicht einmal im Stande, die Naturwissenschaften wirklich zu befriedigen, sondern ist auch noch ihnen gegenüber in der mißlichsten Lage. Sie kann es zwar, wenn sie sich vor 1 Mos. 1, 3 einen unbestimmt langen Zeitraum verschafft hat, der Naturwissenschaft frei geben, sich die dahin verwiesenen Vorschöpfungen nach Belieben lange zu denken, muß dann aber von derselben dafür verlangen, der Bibel zuzugestehen, daß die vollendenden Schöpfungen, welche doch Alles, da es ja durch eine oder mehrere Fluthen völlig vernichtet war, welche jedenfalls das gesammte Pflanzen- und Thierreich von Grund aus neu zu schaffen hatten, Werke von nicht mehr als vierundzwanzig Stunden gewesen seien. Nachdem man es zuerst, um Vorschöpfungen annehmen zu dürfen, laut genug anerkannt oder vielmehr geltend gemacht hat, daß sich die Bibel auf rein naturwissenschaftliche Fragen nicht einläßt, macht man dieselbe in Betreff der eigentlichen Schöpfungen dann doch wieder zu einer naturwissenschaftlichen Autorität. Ein Geologe oder Paläontologe kann unmöglich umhin, einen solchen Standpunkt für eine schwächliche Halbheit zu halten, welche in Beziehung auf die Freiheit der Wissenschaft, was sie mit der einen Hand gibt, mit der andern wieder nimmt. Denn wer für die Vorschöpfungen ein ganz allmähliches und daher viele Tausend, ja Millionen Jahre dauerndes Werden fordern zu müssen glaubt, der kann sich unmöglich dazu verstehen, sich die Nachschöpfungen als Acte eines Augenblicks zu denken; er kann nicht annehmen, daß bei den letzteren Alles sofort in seiner ganzen Vollendung, z. B. neben den Gräsern auch die Bäume und an den Bäumen sogleich die Früchte, von denen die Menschen leben konnten, hervorgezaubert seien. Er wird consequent genug sein, dafür zu halten, daß ebenso gut, wie vorher, auch jetzt bei der Vollendung alles seine natürliche Zeit gedauert habe.

Die Vertreter der in Frage stehenden Ausgleichungsweise können es ferner der Naturwissenschaft erlauben, statt von einer von mehreren Fluthen zu reden, welche vor dem Anbruch der Jetztzeit über die Erde kamen, aber sie müssen von ihr verlangen, die letzte dieser Fluthen für eine totale zu halten; denn der Zustand, welcher 1 Mos. 1, 2 als der dem Sechstagewerk unmittelbar vorangehende beschrieben wird, ist ohne Frage derjenige einer vollständigen Ueberschwemmung. Sie können es ferner der Naturwissenschaft freistellen, durch die Vorschöpfungen alle möglichen Pflanzen- und Thierarten geschaffen werden zu lassen; aber sie müssen darauf bestehen, daß keine einzige von denselben die letzte große Fluth überdauert und sich in die Zeit des Sechstagewerks hinüber gerettet hat; denn sonst würde ihnen die

bibliſche Darſtellung, mit der ſie ſo ſchon Mühe genug haben, allzu viel Noth machen. Die Naturwiſſenſchaft muß aber auch in Betreff dieſer Punkte Widerſpruch einlegen. Was zunächſt die Totalität der letzten Fluth betrifft, ſo iſt die Geologie ſo weit davon entfernt, dieſelbe zugeſtehen zu können, daß ſie ſogar ſchon viel frühere Ueberſchwemmungen für blos beſchränkte halten muß. Sie findet ja ſo manche Punkte auf Erden, welche, wie die Berge zu beiden Seiten des Rheins nördlich von Mainz, wie auch der Harz und das Rieſengebirge, ſchon verhältnißmäßig ſehr früh, ſchon unendlich lange vor der Menſchenſchöpfung von Waſſer entblößt und nie wieder in wahrnehmbarer Weiſe überſchwemmt worden ſind. In Betreff der Vernichtung der Organismen ſodann iſt man nicht erſt von Darwin'ſchen Anſchauungen aus, ſondern auch ſchon ſonſt immer mehr und immer entſchiedener zu der Anſicht in Gegenſatz getreten, nach welcher jede neue Schöpfungszeit ihre Pflanzen und Thiere ohne allen Zuſammenhang mit den früheren ganz von Neuem hervorgebracht hätte. Man hat immer mehr Beweiſe dafür gefunden, daß ſich einige ſogar von Anfang an aus der einen Zeit in die andere hinübergerettet haben. Und ſo manche gründliche Forſcher, wie z. B. auch Bronn, ſind, wie ſchon aus früheren Anführungen erhellt, feſt davon überzeugt, daß die Zahl der identiſchen Arten, je weiter nach der Jetztzeit hin, fortwährend deſto größer wird*).

Eine Schwierigkeit ganz beſonderer Art haben die Vertreter der beſtrittenen Ausgleichungsweiſe noch mit der Geſtirnſchöpfung. Eigentlich ſollten dieſelben annehmen, daß die Geſtirne der Vorſchöpfungen ebenſo gut wie die Pflanzen und Thiere derſelben durch die große Vernichtungskataſtrophe zertrümmert geweſen und dann am vierten Schöpfungstage von Grund aus wiederhergeſtellt ſeien. Denn ob auch in V. 2 blos von der Erde geſagt wird, daß ſie wüſt und leer und von der Fluth bedeckt geweſen ſei, ſo erhellt doch aus der Beſchreibung des zweiten Tagewerks deutlich genug, daß der Himmel vor der Erde Nichts voraus gehabt habe, und bei der Dar-

*) J. Pye Smith modificirt die Chalmer'ſche Reſtitutionshypotheſe durch die Annahme, daß das Tohu va Bohu nur partiell und local geweſen ſei und nur die älteſte Wohnſtätte des darauf zu erſchaffenden Menſchengeſchlechts, etwa das ſüdweſtliche Vorderaſien, betroffen habe (vergl. ſ. Relations between the Scripture and some parts of Geolog. Science, 1839, 4. Aufl. 1848). Ueber ſolche Wunderlichkeit kann man nur lächeln; aber eigentlich iſt dieſe local beſchränkende Auffaſſung nur die nothwendige Conſequenz der in Rede ſtehenden temporär beſchränkenden; nur im ſüdweſtlichen Vorderaſien etwa könnten wirklich alle Pflanzen und Thiere vernichtet geweſen ſein.

ſtellung des vierten Tagewerks behandelt der Verfaſſer Sonne, Mond und Sterne ganz ebenſo wie anderswo die erſt vollſtändig neu zu ſchaffenden Pflanzen und Thiere. Diesmal aber würde man mit der Naturwiſſenſchaft in einen allzu grellen Widerſpruch gerathen. Gerade ſo gut wie die Wiederherſtellung könnte man auch die erſte Schöpfung aller Geſtirne am vierten Schöpfungstage behaupten; das alte Aergerniß, welches man vom modernen aſtronomiſchen Standpunkt aus an dem bibliſchen Schöpfungsberichte genommen hat, wäre nicht aufgehoben, ſondern einfach erneut. Das von der Aſtronomie für wahrſcheinlich befundene hohe Alter der Geſtirne in Folge der Annahme von Vorſchöpfungen oder gar von einer herrlicheren Urwelt zugeben zu können, iſt ein zu erwünſchter und ſchätzenswerther Standpunkt, als daß man ſich deſſelben durch die Ausdehnung der Zerſtörungskataſtrophe bis auf die Himmelskörper wieder berauben ſollte. Lieber fügt man zu den oben hervorgehobenen exegetiſchen Gewaltthätigkeiten noch eine neue hinzu. Daß Gott die Geſtirne oder Lichter machte, muß ſoviel heißen als daß er die ſchon vorhandenen Geſtirne zu Lichtern, und zwar zu Lichtern für die Erde machte oder einſetzte. Jedenfalls glaubt man ganz genug gethan zu haben, wenn man etwa mit Delitzſch ſtatuirt, daß „die mit der Erde ſyſtematiſch zuſammenhängenden Sterne", alſo etwa die zum Sonnenſyſtem gehörigen, zertrümmert waren und am vierten Schöpfungstage neu geſchaffen werden mußten. Aber ſehen wir auch davon ab, daß jeder Unbefangene in der Weigerung, auch die übrigen Sterne der vernichtenden Kataſtrophe preiszugeben, Nichts als nach den übrigen Inconſequenzen noch eine neue Inconſequenz, und in der angedeuteten Erklärung des betreffenden Schriftworts Nichts als die Vollendung der exegetiſchen Willkür finden wird, ſo bleibt doch auch diesmal noch der Widerſpruch zwiſchen Bibel und Naturwiſſenſchaft ungehoben. Denn die letztere kann unmöglich zugeben, daß Gott auch nur das, was man den Schriftbuchſtaben doch noch ſagen laſſen muß, am vierten Schöpfungstage, zwei Tage vor der Menſchenſchöpfung an den Geſtirnen vorgenommen; ſie kann nicht einmal zugeben, daß er es mittelbar, nämlich durch die fortſchreitende Aufhellung der Erdatmoſphäre bewirkt habe. Nicht erſt zwei Tage vor der Menſchenſchöpfung, ſondern ſchon längſt vorher hat Gott nach der Naturwiſſenſchaft die Sterne zu dem gemacht und geordnet, was ſie in dem großen Schöpfungsganzen ſein ſollten.

§ 31.

Die durch Deutung der Tage als unbeſtimmter Zeitperioden verſuchte Ausgleichungsweiſe.

Liegen all' die Vorgänge, Proceſſe und Entwicklungen, von denen uns die Geologie und Paläontologie berichten, weder nach noch vor, ſondern innerhalb der bibliſchen ſechs Schöpfungstage, ſo muß man, wenn man den Widerſpruch zwiſchen Naturwiſſenſchaft und Bibel heben will, irgendwie das Recht nachweiſen, die ſo überaus kurzen Schöpfungszeiten des bibliſchen Berichts zu unverhältnißmäßig längeren auszudehnen; am eheſten aber und leichteſten ſcheint dies durch die Deutung des Ausdrucks „Tag" als einer unbeſtimmten Zeitperiode möglich zu ſein. In der That haben ſich ſowohl Naturforſcher, wie z. B. De Luc, Cuvier, Marc. de Serres, Beudant, Steffens, Pfaff, der ſchottiſche Geologe Hugh Miller*) u. A. (darunter Buckland, dem die in § 30 beſprochene Ausgleichungsweiſe für ſich allein nicht genügte), als auch Hiſtoriker, wie Menzel und Dittmar, und mehrere Theologen, wie ſchon Boſſuet, Nicolas, M. Cahen, dann Ebrard, Martenſen und Delitzſch, in dieſer Weiſe zu helfen geſucht, ohne indeß, wie ſich ſogleich zeigen wird, zu jener Deutung wirklich berechtigt zu ſein und ohne dadurch wirklich zu dem erſtrebten Ziele zu gelangen.

1. Delitzſch, der neueſte und leicht gewandteſte Vertreter dieſer Ausgleichungsweiſe, führt zur Vertheidigung derſelben an, der Morgen und Abend der drei erſten Tage ſeien offenbar nicht durch Sonnenaufgang und Sonnenuntergang vermittelt, da die Sonne noch nicht geſchaffen war; man ſehe alſo auch keinen Grund, weshalb die ſechs Tage überhaupt nach der Spanne Zeit zwiſchen zwei Sonnenaufgängen gemeſſen ſein ſollten**). Allein mit demſelben Recht läßt ſich ſagen, wenigſtens die drei letzten Tage ſind ſchon ebenſo wie unſere heutigen Tage durch den Auf- und Untergang der Sonne oder vielmehr durch die Rotation der Erde beſtimmt, ſind alſo ohne alle Frage Tage in unſerem Sinne. Muß man es aber erſt von den drei letzten, muß man es beſonders auch von dem fünften und ſechsten, den Tagen der Thierſchöpfung, welche nach der Geologie ebenſo ſehr wie irgendetwas eine viel längere Zeit erforderte, zugeben, daß ſie eigentliche Tage ſeien, ſo fällt jegliches Intereſſe weg, es in Beziehung auf die erſten

*) Vergl. Miller's The Testimony of the Rocks, or Geology in its bearings on the two theologies natural and revealed, Edingb. 1857.

**) Erkl. der Geneſis, S. 101.

Tage zu bezweifeln. Zudem haben wir schon bei der Erklärung des ersten Tagewerks gesehen, daß mit dem Licht, welches Gott so voran schuf, kein anderes gemeint sein könne, als dasjenige, welches am vierten Tage bestimmter als das Sonnenlicht auftrat, daß also auch der von demselben bewirkte Tag schon wesentlich derselbe sein mußte, wie der nachherige Sonnentag. Dazu kömmt noch, daß die Identität der schon durch das erste Tagewerk bewirkten und der nachherigen Sonnentage bei Beschreibung des vierten Tagewerks ausdrücklich genug hervorgehoben wird, da doch mit dem Tage, über welchen nach 1 Mos. 1, 16 die Sonne regieren soll, nothwendigerweise dasselbe gemeint sein muß, was in 1 Mos. 1, 5 als Tag bezeichnet worden ist.

Ferner sei, behauptet Delitzsch weiter, die Länge des siebenten Tages, des göttlichen Sabbaths, ein Fingerzeig in Betreff der auch den vorhergehenden Tagen zuzugestehenden Länge. „Hat man einmal zugestanden, daß das vom Sabbath Gottes gebrauchte יום kein vierundzwanzigstündiger Tag ist, so wird auch das von den Werktagen Gottes gebrauchte יום nicht auf vierundzwanzig Stunden beschränkte Tage bezeichnen müssen." Die Voraussetzung aber, daß der siebente Tag länger als vierundzwanzig Stunden gedauert habe, ist ein Irrthum. Der Sabbath allerdings und die Ruhe Gottes, sie haben sich in's Unbestimmte ausgedehnt; aber Nichts berechtigt uns, die Ruhe Gottes und den siebenten Tag als sich deckende Größen anzusehen; Alles führt vielmehr darauf, daß der siebente Tag nur den Anfang, nicht auch das Ende der Ruhe Gottes bezeichnete.

Delitzsch meint weiter, auch der prophetische Gebrauch von יום יהוה, „Tag des Herrn" komme für ihn in Betracht. Er citirt beifällig die Worte von Rev. Means: »The day of judgement, the day of the Lord, the day of wrath, the day of salvation, the day of redemption, the day of Jesus Christ, all mean an special time, not a period of precisely twenty-four hours duration. The days of creation were days of the Lord.« *) Bei den Propheten kommt der Terminus „Tag" in der vorausgesetzten unbestimmten Weise in der That oft genug vor. Allein dann handelt es sich nicht, wie im Schöpfungsbericht, um einen eigentlichen Tag, der aus Abend und Morgen besteht oder von Abend zu Abend reicht, sondern um einen Tag im uneigentlichen Sinn; es ist dann am wenigsten wie im Schöpfungsbericht von einer bestimmten Anzahl von Tagen, sondern nur von Einem Tage oder von dem Tage, der der Tag schlechthin heißen kann,

*) Ueber den Schöpfungsbericht in der amerik. bibliotheca s. 1855.

die Rede. Aus dem prophetiſchen Sprachgebrauch folgt alſo nicht im Geringſten, daß eigentliche Tage, die von Abend und Morgen begrenzt werden, auch viel, viel länger als vierundzwanzig Stunden dauern können; es erhellt nur, daß in uneigentlicher Redeweiſe auch wohl ein ganzer Complex von unendlich vielen einzelnen Tagen ein Tag heißt.

Endlich ſoll nach Delitzſch der Gebrauch von יום in 1 Moſ. 2, 4 „am Tage, da Jehovah Gott Erde und Himmel machte" ein Beweis für ſeine Anſicht ſein. Hier ſtehe יום offenbar nicht von einem vierundzwanzigſtündigen Tage, ſondern von der ganzen Zeit der Schöpfung Himmels und der Erden. Aber es ſteht nur in der eben beſprochenen uneigentlichen Weiſe, woraus nicht folgt, daß es überall, daß es auch in Cap. 1 ſo ſtehen müſſe; oder vielmehr es ſteht hier, wo es mit der Präpoſition בְּ verbunden iſt, mehr in der Bedeutung einer bloßen Conjunction wie „da, als, zur Zeit als" *). Uebrigens macht Kurtz nicht allzu geſucht gegen Delitzſch geltend, daß, wollte man יום auch an dieſer Stelle im Sinn von Tag nehmen, ein mit Cap. 1 völlig unvereinbarer Widerſpruch herauskomme, nämlich daß Himmel und Erde nicht in ſechs, ſondern in Einem Tage geſchaffen ſeien.

Liegt nun ſchon in dieſen negativen Erörterungen des poſitiven Beweiſes für die gewöhnliche Faſſung der Schöpfungstage genug, ſo ſpricht für dieſelbe auch ſonſt Alles und zwar ſo ſehr, daß Petavius dem Capitel, in welchem er die eigenthümliche Faſſung der Kirchenväter beſprechen will, mit Recht den Satz voranſchickt: »si in legendis enarrandisque Scripturis magis intelligendi simplicitas, quam acute excogitata ratio humana delectaret ingenia, nullus huic quaestioni neque nunc esset locus, nec olim apud antiquos exstitisset« **). Es genügt hier, nur noch an Folgendes zu erinnern. Die göttliche Schöpfungswoche, abgeſchloſſen durch den göttlichen Sabbath, ſoll der menſchlichen Arbeitswoche und dem menſchlichen Sabbath zur Grundlage dienen. Nicht der ſiebente Theil irgend eines unbeſtimmten Zeitcomplexes, ſondern beſtimmt der ſiebente Tag der Woche ſoll hier ſeine Weihe empfangen. Dazu eignet ſich ein Schöpfungswerk, dem eine wirkliche Woche zugemeſſen iſt, jedenfalls beſſer als irgend ein anderes von unbeſtimmter Zeitdauer. Aus einem ſolchen, deſſen Zeitdauer unbeſtimmt wäre, würde für den ſiebenten Tag keinenfalls eine größere Heiligkeit als für irgendwelch' andere ſiebente Zeit reſultiren. — Ferner dürfte es auch für die Offenbarung der Thatſache, daß Gott zur Schöpfung

*) Vergl. Kurtz a. a. O., S. 560.

**) De theol. dogmat., T. III, l. I, c. 5.

der Welt ungemeſſen lange Zeiträume gebraucht habe, in Iſrael a
Vorbedingungen und Anknüpfungspunkten gefehlt haben. Mochten ſich
Heiden, die von einer pantheiſtiſchen oder dualiſtiſchen Anſchauungsweiſe
gingen, die Weltſchöpfung als eine allmähliche und langſame Weltentſteh
Kosmogonie, oder als einen ſich durch verſchiedene Niederlagen und
hindurchbewegenden, lange unentſchiedenen Kampf vorſtellig machen; auf
Boden der Offenbarung galt die Wahrheit: „Gott ſprach und es geſchah
gebot, ſo ſtand es da“ (Pſ. 33, 6). Und wie ſchwer es auf dem Geb
wo dieſe Wahrheit anerkannt iſt, wird, ſich die Weltſchöpfung als eine
nur ſechs Tage gebrauchende zu denken, kann uns das unten zu beſprech
Beiſpiel der Kirchenväter lehren.

2. Daß in Iſrael ein Schöpfungsbericht, nach welchem die
Schöpfungswerke ſehr lange Zeitperioden erfordert hätten, nicht wohl mö
war, darf in gewiſſem Sinn als ein Glück angeſehen werden. Denn
Wahrheit würde eine ſolche Darſtellung nur ſchwerer, keinenfalls würde
leichter mit den Ausſagen der Naturwiſſenſchaft zu vereinigen ſein.
lang man auch die Schöpfungstage macht, ſie werden dennoch nie lang
nug, um das mitumfaſſen zu können, was ſie nach den Ergebniſſen
Geologie und Paläontologie umfaſſen müſſen. Die verſchiedenen Gebi
bildungen an ſich allerdings kann Delitzſch erklären, wenn er annim
daß der dritte Tag, in welchen er ſie verlegt, einen genügenden Zeitr
umfaßt habe; ihre vegetabiliſchen Petrefacten weiß er, ſofern das Entſt
der Vegetabilien dem dritten Tag mitangehört, ebenfalls zu erläut
aber daß auch ſchon Thiere vorhanden waren, die den erſt entſtehenden
birgen mit eingebettet werden konnten, bleibt für ihn eigentlich unbegrei
Sie gehören ja nach dem bibliſchen Bericht erſt dem fünften und ſech
Tage an. Er ſieht ſich bei der Behandlung des dritten Tagewerkes zu
Hülfsannahme genöthigt, zu der auch ſchon Marcel de Serres u. A.
Zuflucht genommen hatten, daß ſich die Hervorbildung des Feſtlandes
ſeinen Höhen und Niederungen bis in die folgenden Tage hinein fortg
habe. Er meint, trotz des Abſchluſſes, den jedes Schöpfungswerk durch
„Und es geſchah ſo“ und „Gott ſahe, daß es gut war“ erhält, die W
der einzelnen Schöpfungstage ſeien überhaupt nur grundlegend, der dad
eingeleitete Proceß des Werdens erſtrecke ſich über ſie hinaus, wie d
auch Rev. Means ſagt: „We are only told of the beginnings
the ordres, not of their subsequent progress“, wovon nach Kurtz u.
ungefähr das Gegentheil wahr wäre. Aber auch dieſe Hypotheſe noch
es doch, wenn's möglich wäre, noch mehr an der exegetiſchen Berechtig

fehlt, ist unzureichend. Jedenfalls bleibt es noch unerklärlich, daß die schon in der dritten Periode in's Dasein gerufenen Pflanzen in der fünften und sechsten Periode, mit anderen Worten, da, wo die Thiere neben ihnen auftreten, nicht schon eine größere Entwicklung hinter sich haben, sich nicht schon einer größeren Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit erfreuen, daß sie im Gegentheil den Thieren in deren Anfangszeiten fast nachstehen, und gerade, wenn man sich die Tage oder Perioden recht lang denkt, wenn man also den Anfang der Pflanzen viel früher ansetzt als den der Thiere, wird dieser Umstand besonders unbegreiflich. Nach der Geologie liegen die Anfänge dieser beiden Stufen des organischen Lebens nicht um lange Perioden auseinander, sondern ziemlich dicht beisammen.

Anmerkung. Keerl hat es vorgezogen, anzunehmen, daß zwar nicht uneigentliche Tage gemeint, daß aber die eigentlichen Tage selber ursprünglich viel längerer Dauer als jetzt gewesen seien, mit anderen Worten, daß die Erde zuerst eine bei Weitem langsamere Rotation gehabt habe (vergl. S. 662 ff.). Um sich aber die Gleichzeitigkeit der urweltlichen Pflanzen und Thiere in den erst werdenden Gebirgen erklären zu können, hat er noch außerdem statuirt, daß die Pflanzen- und Thier-, daß auch die Gestirnschöpfung zwar nicht noch über ihre Tage hinaus fortgedauert, wohl aber schon vor denselben, bald nach der Lichtschöpfung, begonnen habe (S. 371. 407 ff., besonders S. 572. 574. 589). Und um völlig gesichert zu sein, hat er es zudem noch wahrscheinlich zu machen gesucht, daß sich ursprünglich doch Alles viel schneller gestaltet habe, als viele Naturforscher anzunehmen geneigt sind (S. 672 ff.). — Daß aber die exegetischen Willkürlichkeiten bei dieser Modification der obigen Ausgleichungsweise ebenso groß sind, ist klar, und daß sie ebenso wenig zum Ziele führen, erhellt ebenfalls. Wenn die durch den Sonnenauf- oder Untergang bedingten Tageslängen denjenigen Zeitlängen, welche die Geologen fordern, auch nur zu einem kleinen Theile entsprochen hätten, so müßte einerseits ihre Helligkeit und andererseits ihr Dunkel so endlos gewesen sein, daß Geschöpfe, die wie die unseren, auf den fortwährenden Wechsel von Licht und Finsterniß angelegt waren, unmöglich hätten existiren können. Uebrigens aber hätte Keerl nicht blos erweisen müssen, daß die ursprünglichen Tage wirklich länger gewesen sind, sondern auch, daß der biblische Autor sie sich auch länger gedacht hat. So lange er dies nicht darthun kann, kömmt ihm die vermuthete Länge derselben nicht irgendwie zu Gute, sondern führt nur auf eine neue Incongruenz zwischen Bibel und Naturwissenschaft.

Hugh Miller, der schon erwähnte schottische Geologe, der ebenso sehr durch seinen frommen Sinn, als auch durch seine ausgezeichnete, farbenreiche, poetische Darstellungsweise zu einem in England sehr beliebten Schriftsteller geworden ist, trifft in der Annahme, daß die biblischen Schöpfungstage äonenlange Perioden gewesen seien, mit Delitzsch, in der Behauptung aber, daß die einzelnen Schöpfungswerke bereits vor ihren, ihnen 1 Mos. 1 zugewiesenen Tagen ihren Anfang genommen haben, mit Keerl zusammen. Schon am zweiten Schöpfungstage, meint er, hätten sich nicht blos die Wolken, sondern auch die Uebergangsgebirge gebildet, und sei ein gewisses organisches Leben entstanden, und schon am vierten, wo die Bibel die Auf-

merkſamkeit blos auf die Geſtirnbildung richtet, hätten die Thiere, wenn auch zurücktretend, gewiſſe Fortſchritte in der Entwicklung gemacht. Von dieſen Vorausſetzungen aus wagt er es, jeden der bibliſchen Schöpfungstage geradezu mit einer beſtimmten geologiſchen Periode zu identificiren. Der erſte Tag, ſagt er, ſei »the Azoic day or period«, der zweite »the Silurian and Old Red Sandstone day or period«, der dritte »the Carboniferous day or period«, der vierte »the Permian and Triassic day or Period«, der fünfte »the Oolitic and Cretaceous day or period« und der ſechste »the Tertiary day or period« (a. a. O., S. 175). Daß aber Moſe von der organiſchen Schöpfung des zweiten und vierten Tages ſchwieg, erklärt ſich Hugh Miller nicht mit Keerl daraus, daß dieſelbe noch nicht dazu beſtimmt war, ſich für die Dauer und beſonders auch für die Zeit der Menſchheit zu erhalten, ſondern aus dem Umſtande, daß ſie noch zu ſehr zurückgetreten ſei, als daß ſie Moſen auf ſeinem viſionären Standpunkt hätte bemerkbar werden können. Moſe habe ſeinen Standpunkt, von dem aus er in der Viſion den Schöpfungshergang beobachtet habe, nur einige hundert Fuß über dem Meere, für die weniger augenfälligen Dinge daher etwas zu tief gehabt. »The invertebrate life of the Silurian period, or even the ichthyic life of the earlier Old Red Sandstone period, must have been comparatively inconspicuous from any sub-aerial point of view elevated but a few hundred feet over the sea-level. Even the few islets of the latter ages of the period, with their ferns, lepidodendrons and coniferous trees, forming, as they did, an exceptional feature in these ages of vast oceans, and of organisms all but exclusively marine, may have well been excluded from a representative diorama that exhibited optically the grand characteristics of the time.« Die Permiſchen und Triaſiſchen Perioden, die den vierten Schöpfungstag bilden, ſeien zudem nach Edward Forbes' Ausdruck »of great poverty of production of generic types« geweſen (S. 179. 181). Anſchauungen dieſer Art aber brauchen nicht erſt widerlegt zu werden; wir erwähnen ſie nur, um zu zeigen, zu welchen wunderlichen Annahmen man, wenn man auf dem Wege der oben beurtheilten Ausgleichungsweiſe einherſchreitet, verführt wird.

3. Wir haben bei der bisherigen Beſprechung der verſchiedenen Ausgleichungsweiſen nur das erſte Capitel der Bibel in's Auge gefaßt, weiſen jetzt aber auch noch kurz auf das zweite hin. Die Abweichungen deſſelben können von keinem der bisher berückſichtigten Standpunkte hinreichend gewürdigt werden; ganz direct aber ſprechen dieſelben gegen den zuletzt behandelten. Statt es irgendwie zu beſtätigen, daß die Pflanzen- und Menſchenſchöpfung durch lange Perioden von einander getrennt ſind, rückt das zweite Capitel beide Schöpfungen noch viel enger zuſammen, als das erſte gethan hat; die Thierſchöpfung aber ſetzt es ſogar erſt nach der Menſchenſchöpfung an. Die meiſten Concordiſten haben dieſe Abweichungen in einem voreiligen apologetiſchen Intereſſe gar nicht als ſolche anerkannt und ſich in Folge deß des Schlüſſels, der zur rechten Behandlung der bibliſchen Schöpfungsgeſchichte hätte führen können, ſelbſt beraubt. Delitzſch aber und

Keerl, für welche die enge Verknüpfung der Pflanzen-, Menschen- und Thierschöpfung ein besonderer Stein des Anstoßes sein mußte, haben sich dieselbe nur in ungenügender Weise erklären können. Im Zusammenhang mit seiner Meinung, daß das einzelne Schöpfungswerk über seinen Tag hinaus fortgedauert habe, hat sich Delitzsch die Vorstellung gebildet, beide, Pflanzen und Thiere, hätten nach mancherlei Gefährdungen, ja fast völligen Vernichtungen, ihre eigentliche Gestalt und Vollendung, in der sie „mit dem Menschen den Weg der Verklärung antreten" sollten, erst am letzten, am sechsten Tage, also erst in der letzten großen Schöpfungsperiode erhalten, die Pflanzen nach seiner Deutung von Cap. 2, 6 unmittelbar vor der Menschenschöpfung, die Thiere nach Cap. 2, 19 erst hinterher. Die ersten, die anfänglichen Schöpfungen des dritten, fünften und sechsten Tages seien von den Geistern des Argen, um deswillen die ursprünglich schöne Erde in ein Tohu va Bohu verwandelt wurde, in Besitz genommen und zerstört worden. Und der zweite Abschnitt nun meine mit seiner Pflanzen- und Thierschöpfung eben nur die letzten Glieder der am dritten, fünften und sechsten Tage begonnenen, die letzten in die Geschichte des Menschen auslaufenden Enden der Gesammt-Schöpfung. Allein einer solchen Verknüpfung mit einander widerstreben beide Capitel gleich sehr.

Sehen wir zunächst auf Cap. 1, so deutet, wie wir bereits in § 23 gezeigt haben, die Art, wie die Beschreibung der Schöpfungstage jedesmal abschließt, voran das: „Gott sahe, daß es gut war", und am fünften und sechsten Tage ganz besonders der göttliche Segensspruch: „Seid fruchtbar und mehret euch", bestimmt genug an, daß Gott seine Schöpfungen nicht blos begonnen, sondern auch vollendet, und daß er ihnen daher auch Bestand und Dauer zugesprochen habe. Und daß dem, was von Gott für gut befunden und zu dauerndem Bestande bestimmt wurde, auch kein Teufel Etwas anhaben konnte, wird Delitzsch ebenso wenig wie irgend Jemand anderes leugnen. Wenn Delitzsch die verschiedenen Schöpfungswerke erst am sechsten Tage ihren Abschluß erreichen läßt, so muß er nothwendigerweise auch jedes sie abschließende „Gott sahe, daß es gut war" u. s. w. den einzelnen Tagen nehmen und dem Abend des sechsten Tages, dem Ende der ganzen Schöpfungszeit, als wo Gott seine Schöpfungen erst wirklich vollendet, seine Absichten erst wirklich realisirt hätte, zuweisen, — eine Alteration der Darstellung in Cap. 1, die nicht unwesentlich genannt werden könnte.

Was sodann Cap. 2 betrifft, so frägt es sich, ob die Meinung die ist, daß der Verfasser das, was er erzählt, mit klarem Bewußtsein als die

ſchließliche Wiederherſtellung der zerſtörten organiſchen Schöpfungen gedacht habe. In dieſem Falle wäre dagegen weſentlich daſſelbe, wie gegen die mit der Reſtitutionshypotheſe zuſammenhängende Auffaſſung von 1, 3 ff. geltend zu machen, nämlich daß von Wiederherſtellung keine Rede iſt und auch, ohne daß zuvor die vorangegangene Zerſtörung erwähnt worden wäre, gar keine Rede hätte ſein können. Das vermeintliche Mißverſtändniß, in Folge deß die ganze bisherige Exegeſe Cap. 1 und 2 auf ein und dieſelben Schöpfungen bezogen hat, wäre ganz nothwendig geweſen. Nimmt Delitzſch aber an, daß das zweite Capitel nur durch eine beſondere Fügung Gottes, ohne daß der Verfaſſer ein Bewußtſein davon hatte, ſo ausgefallen iſt, daß es zu den letzten Abſchlüſſen des Schöpfungswerkes ſtimmt, ſo iſt dagegen einzuwenden, daß ſich doch der Verfaſſer auch ſeinerſeits bei ſeiner Darſtellung irgendetwas gedacht haben müſſe und daß gerade dies, was er ſich ſelber dabei gedacht hat, für uns die Hauptſache, ja das allein in Betracht kommende Object iſt.

Keerl ſodann glaubt trotz der ausdrücklichen Verſicherung in Cap. 1, daß ſchon die Pflanzenſchöpfung des dritten Tages gut geweſen ſei, annehmen zu dürfen, die telluriſchen Verhältniſſe ſeien in jener Zeit, wo Sonne, Mond und Planeten noch nicht ihren Ort an der Veſte des Himmels eingenommen gehabt hätten, um Tag und Nacht zu ſcheiden, noch nicht ſo weit geordnet geweſen, daß ſchon etwas wahrhaft Gutes habe gedeihen können. „So viel", ſagt er, „iſt ſicher: das Paradies als das edelſte und höchſte Erzeugniß der Erde nach dem Menſchen, kann nimmermehr am dritten Tage, ſondern nur mit dem Menſchen zugleich geſchaffen ſein." Die Thiere aber, die unmittelbar vor dem Menſchen geſchaffen wurden, ſeien vorherrſchend reißende, ſeien alſo dazu, in der Nähe des Menſchen zu leben, noch nicht geeignet geweſen. Es habe daher auch einer zweiten Thierſchöpfung bedurft. Und nun erzähle das zweite Capitel blos dieſe zweite, erſt wahrhaft vollkommene Pflanzen- und Thierſchöpfung. Allein dieſe Hypotheſe trägt ihre ganze Blöße ſo ſehr ſelber zur Schau, daß wir unmöglich noch weiter darauf eingehen können. Es genügt, beizufügen, daß der Urheber derſelben auch im Stande war, zu behaupten, daß ſich Gott all' jene letzten Werke, die Menſchen-, Paradieſes- und letzte Thierſchöpfung bis auf den Sabbath aufgeſpart habe, daß der göttliche Sabbath alſo nicht ein Tag der Ruhe, ſondern im Gegentheil der Hauptſchöpfungen geweſen ſei*).

*) Vergl. Keerl a. a. O., S. 726. 740 ff.

Anhang. Marcel de Serres, Nicolas*) u. A. haben sich für die Deutung der Schöpfungstage als großer Schöpfungsperioden auch auf die Autorität der Kirchenväter, die doch die Rücksicht auf unsere Naturwissenschaft noch gar nicht gekannt hätten, berufen. Aber mit Unrecht. Die Deutung der Kirchenväter war schon ebenso wenig wie diejenige der Neueren, die auf sie recurriren, durch den Wortlaut der Schrift selbst an die Hand gegeben, sondern hing ebenfalls mit fremdartigen Rücksichten zusammen; zudem war sie aber auch eine ganz andere. Wenn man jetzt im Blick auf die geologischen Entdeckungen die sechs Schöpfungstage der Bibel für viel zu kurz befindet, so konnten die Kirchenväter, indem sie blos auf Gottes Allmacht sahen, nicht umhin, dieselben sechs Tage für viel zu lang zu halten. Sie konnten sich nicht denken, daß Gott von einem Tage zum andern gleichsam zugewartet und dann erst das folgende Schöpferwort gesprochen haben sollte, und suchten den Bibeltext nun auch mit diesem abstract-theologischen Standpunkt irgendwie abzufinden. Nicht einmal der bekannte Ausspruch im Barnabasbrief (c. XI) enthält wirklich ein Zeugniß der Art, wie man es braucht. Er lautet: „Achtet ihr darauf, Kinder, was das bedeutet, daß er in sechs Tagen vollendet hat? Es bedeutet dies, daß der Herr in sechs tausend Jahren Alles vollenden wird. Denn der Tag ist bei ihm tausend Jahre. Bezeugt er es doch selbst: siehe der heutige Tag wird wie tausend Jahre sein. So wird also, Kinder, in sechs Tagen, d. i. in sechs tausend Jahren, Alles vollendet werden. Und er ruhte am siebenten Tage, — das bedeutet: wenn sein Sohn gekommen sein und ihre (der Welt) Zeit aufheben und die Gottlosen richten und den Mond und die Sterne verwandeln wird, dann wird er herrlich zur Ruhe gelangen am siebenten Tage**)." Wir haben hier keine grammatische Erklärung, sondern eine allegorische Andeutung von „Tag", bei welcher der erste und eigentliche Sinn ganz unberührt bleibt. Der Verfasser hat es nur mit der Länge der Weltgeschichte, nicht auch mit derjenigen der Schöpfungsgeschichte zu thun. Augustinus hat keinen Anstand genommen, den angeführten Ausspruch seinen Katechumenen zu empfehlen: »quia post sex aetates mundi hujus, septima aetate, tanquam septimo die, requieturus est in sanctis suis« etc.***). Ebenso wenig hat Basilius in seiner zweiten Rede »De structura hominis« in dieser Beziehung Bedenken getragen†). Und doch waren Beide, wie sich gleich zeigen wird, weit davon entfernt, sich das Schöpfungswerk als ein so langgedehntes vorzustellen. Die Stelle des Barnabas-

---

*) Etudes philosophiques sur le Christianisme, 9me édit. Paris 1855. Tom. I, p. 380.

**) *Προσέχετε τέκνα, τί λέγει τὸ συνετέλεσεν ἐν ἓξ ἡμέραις; τοῦτο λέγει, ὅτι συντελεῖ κύριος ἐν ἑξακισχιλίοις ἔτεσι τὰ πάντα. ἡ γὰρ ἡμέρα παρ' αὐτῷ χίλια ἔτη· αὐτὸς δὲ μαρτυρεῖ λέγων· ἰδοὺ σήμερον ἡμέρα ἔσται ὡς χίλια ἔτη· οὐκοῦν τέκνα, ἐν ἓξ ἡμέραις, ἐν τοῖς ἑξακισχιλίοις ἔτεσι συντελεσθήσεται τὰ πάντα. Καὶ κατέπαυσε τῇ ἡμέρᾳ τῇ ἑβδόμῃ· τοῦτο λέγει· ὅταν ἐλθὼν ὁ υἱὸς αὐτοῦ καταργήσει τὸν καιρὸν αὐτοῦ, καὶ κρινεῖ τοὺς ἀσέβεις καὶ ἀλλάξει τὸν ἥλιον καὶ τὴν σελήνην καὶ τοὺς ἀστέρας, τότε καλῶς καταπαύσεται ἐν τῇ ἡμέρᾳ τῇ ἑβδόμῃ.*

***) De chatechizandis rudibus, c. 17, Tom. VI, p. 282 ed. Maurin.

†) § 6—9, Tom. I, p. 340—343.

briefes hat in Wahrheit nicht mehr Bedeutung, als eine verwandte im Buche Sohar, wo es heißt: „Aber in der künftigen Zeit, welche sein wird am Ende der Tage, am sechsten Tage, welcher ist das sechste Jahrtausend, wo der Messias kommen wird, denn ein Tag ist dem hochgelobten Gott ein Jahrtausend, obwohl des israelitischen Volkes Theil der vierte Tag ist" ꝛc.*)

Die Ansicht, daß die Schöpfung das Werk eines Augenblickes sei, vertritt schon sehr entschieden Philo. „Gänzlich thöricht", sagt er, „wäre es, zu glauben, daß die Welt in sechs Tagen oder überhaupt in einer Zeit entstanden sei. Daß er aber die Werke am sechsten Tage vollendet hat, ist nicht so zu verstehen, als ob er eine Menge von Tagen meinte, sondern der Prophet hat eine vollkommene Zahl berücksichtigt, nach deren Norm er seine Darstellung ordnete... Damit man aber nicht glaube, daß das göttliche Wesen Etwas nach bestimmten Zeitperioden vollende, sondern daß die Weltschöpfung (eigentlich das in's Werk Gesetzte) für das menschliche Geschlecht unsichtbar, dunkel, nicht zu errathen und nicht zu begreifen sei, wird (1 Mos. 2, 4) hinzugesetzt: ‚Als sie geschaffen wurden', indem dies ‚als' der Umschreibung gemäß keine unterscheidende Bestimmung gibt."**) — In der Schrift über das Opfer Abel's und Kain's drückt er denselben Sinn so aus: „Gott ist früher als die Zeit, welche nicht einmal, als er Alles schuf, mitarbeitete, da sie ja auch erst mit der Welt selbst entstand. Denn indem Gott redete, schuf er auch zugleich, indem er zwischen Beides Nichts einließ; wenn es aber angewandt ist, eine wahrere Sentenz vorzubringen, so ist seine Rede auch seine That***)."

Mit Philo stimmen dann verschiedene Kirchenväter vollkommen überein; voran die alexandrinischen. Clemens stellt es in Abrede, daß Gott von seiner Arbeit immer wieder ablasse und ruhe. Die einzelnen Handlungen, die auf die verschiedenen Tage vertheilt seien, müssen allerdings ihrem Range nach auf einander folgen, seien jedoch im Gedanken zugleich vollendet. Denn der Rathschluß Gottes sei einer und in einer einigen Selbigkeit. Wie möchte denn die Welt wohl in der Zeit geworden sein, da auch die Zeit erst mit den Dingen geworden†). Und

---

*) Soh., p. 13, col. 3. אבל בזמנא דאתי דאיהו באחרית הימים ביום שהיתאי דאיהו אלפא שתיתאה כד ייתי משיחא דיומא דקב"ה אלף שנין אף על גב דכנסת ישראל חילקא דידה יומא רביעאה.

**) Philo, Allegor. legis, l. I, p. 41 et 43 (Francof.): *Εὖῆθες πάνυ τὸ οἴεσθαι ἐξ ἡμέραις, ἢ καθόλου χρόνῳ κόσμον γεγονέναι . . . Ὅταν οὖν λέγῃ· συνετέλεσεν τῇ ἕκτῃ ἡμέρᾳ τὰ ἔργα, νοητέον ὅτι οὐ πλῆθος ἡμερῶν παραλαμβάνει . . . . Ἵνα δὲ μὴ καθ' ὡρισμένας χρόνων περιόδους ὑπολάβῃς τὸ θεῖον τι ποιεῖν, ἀλλ' ἀεί θ', ἄδηλα, ἀτέκμαρτα καὶ ἀκατάληπτα τῷ θνητῷ γένει τὰ δημιουργούμενα, ἐπιφέρει τό· ὅτε ἐγένετο. τὸ ὅτε κατὰ περιγραφὴν οὐ διορίζων, κ. τ. λ.*

***) Edit. Francof. 140: *Φθάνει (ὁ θεὸς) τὸν χρόνον, ὃς οὐδ' ὅτε τὸ πᾶν ἐγέννα συνειργάσατο, ἐπειδὴ καὶ αὐτὸς γενομένῳ τῷ κόσμῳ συνυφίστατο· ὁ γὰρ θεὸς λέγων ἅμα ἐποίει, μηδὲν μεταξὺ ἀμφοῖν τιθείς. εἰ δὲ χρὴ δόγμα κινεῖν ἀληθέστερον, ὁ λόγος ἔργον αὐτοῦ.*

†) Strom. l. VI, c. 16, edit. juxta Palter. Venet. 1757, p. 813: *Οὐ τοιννυν, ὥσπερ τινὲς ὑπολαμβάνουσι τὴν ἀνάπαυσιν τοῦ θεοῦ, πέπαυται ποιῶν ὁ θεός . . . . Αἱ μὲν γὰρ κατὰ τὰς διαφόρους ἡμέρας δημιουργίαι ἀκολουθίᾳ μείζονι παρειλίφεισαν, ὡς ἂν ἐκ τοῦ προγενεστέρου τὴν τιμὴν*

an einer anderen Stelle beruft er sich für diese Ansicht gerade wie Philo auf 1 Mos. 2, 4. „Damit wir lernten, daß die Welt geschaffen worden sei, nicht aber annähmen, daß Gott in der Zeit handele, fügte die Prophetie bei: dies ist das Buch des Ursprungs . . . als sie geschaffen wurden, am Tage, da Gott den Himmel und die Erde machte. Denn das ‚als sie geschaffen wurden' ist eine unbestimmte, zeitlose Ausdrucksweise." *)

Die Ausdrucksweise in 1 Mos. 2, 4 ist auch für Origines von Bedeutung. Er folgert daraus, daß Celsus Mosen ohne Grund verspotte, weil er lehre, daß es schon einen Tag gegeben habe, ehe noch Sonne und Mond und der Himmel selbst vorhanden war**). Wenn er in seinen Erörterungen zu 1 Mos. 2, 4 darauf hindeutet, daß auch noch Andere seine Auffassung theilten, so erhellt schon aus dem Vorgange Philo's und Clemens', daß er dazu wirklich ein Recht hatte. Er legt diesen Anderen die Meinung bei, daß nur um der Ordnung willen die Eintheilung in einzelne Tage angewandt sei***). In seinem dogmatischen Werke erklärt er es ähnlich wie Philo geradezu für thöricht, anzunehmen, daß es ohne Sonne, Mond und Sterne schon wirkliche Tage gegeben habe†).

Athanasius spricht sich deutlich dahin aus, daß keineswegs Eines vor dem Andern, daß vielmehr alle Arten von Dingen zugleich und wie in Einem Zuge aufgetreten seien††).

Basilius aber sucht dafür sogar schon durch 1 Mos. 1, 1 eine Begründung zu finden. „Vielleicht", sagt er, „ist das ‚im Anfang schuf er' wegen der Augenblicklichkeit und Zeitlosigkeit der Handlung gesagt, da ja der Anfang etwas Untheilbares und Dimensionsloses ist; denn wie der Anfang eines Weges noch nicht der Weg ist, so ist auch der Anfang der Zeit noch nicht Zeit. Damit wir also gelehrt würden, daß die Welt durch den Willen Gottes zugleich, ohne Zeit, entstanden sei, ist gesagt: ‚im Anfang schuf er'. Dies haben denn auch andere

---

ἐξόντων ἁπάντων τῶν γενομένων, ἅμα νοήματι κτισθέντων, ἀλλ' οὐκ ἐπίσης ὄντων τιμίων . . . . ἓν γάρ, οἶμαι, τὸ βούλημα τοῦ θεοῦ ἐν μιᾷ ταυτότητι. πῶς δ' ἂν ἐν χρόνῳ γένοιτο κτίσις, συγγενομένου τοῖς οὖσι καὶ τοῦ χρόνου.

*) Ib., p. 815: *Ἵνα τοίνυν γένητον εἶναι τὸν κόσμον διδαχθῶμεν, μὴ ἐν χρόνῳ δὲ ποιεῖν τὸν θεὸν ὑπολάβωμεν, ἐπήγαγεν ἡ προφητεία· Αὕτη ἡ βίβλος γενέσεως . . . . ὅτε ἐγένετο, ᾗ ἡμέρᾳ ἐποίησεν ὁ θεὸς τὸν οὐρανὸν καὶ τὴν γῆν· τὸ μὲν γὰρ ὅτε ἐγένετο, ἀόριστον ἐκφορὰν καὶ ἄχρονον μηνύει . . . . λ.*

**) Orig. contra Cels., l. VI, c. 50, p. 671. 672. T. I. Delarue.

***) Tom. II, opp., p. 27. Vergl. Huetii Origeniana, l. II, quaest. VIII, n. 6: *Τινὲς ἄτοπον ὑπολαμβάνοντες, τὸν θεὸν, δίκην οἰκοδόμου μὴ διαρκέσαντος χωρὶς ἡμερῶν πλειόνων πληρῶσαι οἰκοδομὴν, ἐν πλειόσιν ἡμέραις τετελεκέναι τὸν κόσμον, φασὶν ὑφ' ἓν πάντα γεγονέναι, καὶ ἐντεῦθεν τοῦτο κατασκευάζουσι* (Gen. 2, 4), *ἕνεκεν δὲ τάξεως οἴονται τὸν κατάλογον τῶν ἡμερῶν εἰρῆσθαι καὶ τῶν ἐν οἷς γενομένων.*

†) De Princip., l. IV, c. 16, T. I, p. 174. 75: *Τίς γοῦν νοῦν ἔχων οἰήσεται πρώτην καὶ δευτέραν καὶ τρίτην ἡμέραν, ἑσπέραν τε καὶ πρωΐαν χωρὶς ἡλίου γεγονέναι καὶ σελήνης καὶ ἄστρων; τὴν δὲ οἱονεὶ πρώτην καὶ χωρὶς οὐρανοῦ;*

††) Athan. Or. II c. Arian., c. 60: *Τῶν κτισμάτων οὐδὲν ἕτερον τοῦ ἑτέρου προγέγονεν. ἀλλ' ἀθρόως ἅμα πάντα τὰ γένη ἑνὶ καὶ τῷ αὐτῷ προστάγματι ὑπέστη.*

Ueberſetzer, indem ſie den Sinn deutlicher gaben, ſo ausgedrückt: Im Ganzen ſchuf Gott, d. h. hinter einander fort und in Kurzem."*)

Gregor von Nyſſa, der ſein Buch über das Sechstagewerk beſonders um das des Baſilius zu erklären und zu vertheidigen ſchrieb, ſchließt ſich dem auf's Engſte an. „Statt zu ſagen", meint er, „daß Gott Alles hinter einander fort geſchaffen habe, ſagte er: im Ganzen, oder im Anfang, habe Gott den Himmel und die Erde geſchaffen; beide Ausdrücke aber, ‚im Anfang' und ‚im Ganzen', haben Eine Bedeutung. Denn es wird durch Beides in gleicher Weiſe das ‚hinter einander fort' angedeutet. Denn durch das ‚im Ganzen' erklärt er, daß Alles im Verein geworden ſei, durch den Anfang aber deutet ſich das Augenblickliche und Dimenſionsloſe an."**)

Die andere Ueberſetzung, auf welche Baſilius hindeutete, und die auch dem Gregor vorlag, iſt die des Aquila. Während ſonſt alle alten Verſionen das בראשית richtig durch ‚im Anfang' ausdrückten, ſetzte dieſer: *ἐν κεφαλαίῳ*, und bot dadurch auch noch anderen Kirchenvätern für die nachgewieſene Vorſtellung von der Schöpfung eine Stütze dar***).

Ambroſius bemerkt: »Pulcre quoque ait, in principio fecit, ut incomprehensibilem celeritatem operis exprimeret, cum effectum prius operationis impletae, quam indicium coeptae explicuisset.« †) »Et pulcre addit: fecit, ne mora in faciendo fuisse existimaretur, ut vel sic intelligerent homines quam incomparabilis operator esset, qui tantum opus brevi exiguoque momento suae operationis absolveret, ut voluntatis effectus sensum temporis praeveniret . . . Nec artis igitur usum, nec virtutis expendit, qui momento suae voluntatis majestatem tantae operationis implevit; ut ea, quae non erant, esse faceret tam velociter, ut neque voluntas operationi praecurreret, nec operatio voluntati.« ††)

---

*) Basil. in Hexaemer. homil. I, n. 6, p. 6. 7: *Ἡ τάχα διὰ τὸ ἀκαριαῖον καὶ ἄχρονον τῆς δημιουργίας εἴρηται τὸ ἐν ἀρχῇ ἐποίησεν, ἐπειδὴ ὥμεθές τι καὶ ἀδιάστατον ἡ ἀρχή· ὡς γὰρ ἡ ἀρχὴ τῆς ὁδοῦ οὕτω ὁδός, οὕτω καὶ ἡ ἀρχὴ τοῦ χρόνου οὔπω χρόνος .... Ἵνα τοίνυν διδαχθῶμεν, ὅμου τῇ βουλήσει τοῦ θεοῦ ἀχρόνως συνυφεστάναι τὸν κόσμον, εἴρηται τὸ ἐν ἀρχῇ ἐποίησεν. Ὅπερ ἕτεροι τῶν ἑρμηνευτῶν, σαφέστερον τὸν νοῦν ἐκδιδόντες, εἰρήκασιν ἐν κεφαλαίῳ ἐποίησεν ὁ θεὸς, τοῦτ' ἔστιν ἀθρόως καὶ ἐν ὀλίγῳ.*

**) Gregor Nyss. in Hexaemeron, edit. Francof., p. 7: *Καὶ ἀντὶ τοῦ εἰπεῖν ὅτι ἀθρόως πάντα τὰ ὄντα ὁ θεὸς ἐποίησεν, εἶπεν ἐν κεφαλαίῳ, ἤτοι ἐν ἀρχῇ πεποιηκέναι τὸν θεὸν τὸν οὐρανὸν καὶ τὴν γῆν· μία δὲ τῶν δύω φώνων ἡ σημασία, τῆς τε ἀρχῆς καὶ τοῦ κεφαλαίου. δηλοῦται γὰρ ἐπίσης θἀτέρων τὸ ἄθροον· ἐν μὲν γὰρ τῷ κεφαλαίῳ τὸ συλλήβδην τὰ πάντα γεγενῆσθαι παρίστησι· διὰ δὲ τῆς ἀρχῆς δηλοῦται τὸ ἀκαρές τε καὶ ἀδιάστατον.* Vergl. auch p. 12.

**) Montfaucon bemerkt zu dieſer Ueberſetzung: In schedis Drusii, ut ait ipse, *ἐν κεφαλιδι* legebatur. Sed Basilius, Philoponus, Ambrosius et omnes, quos vidi, codices *ἐν κεφαλαίῳ* habent: atque haec vera lectio videtur esse, ut fatetur ipse Drusius in additamentis ad Genesin. — Der ſpätere Targum Jeruſchalmi wagte übrigens gar zu erklären בְּחָכְמָא יְיָ, „in Weisheit ſchuf Gott."

†) Ambros. in Hexaemer. l. I, c. 2.

††) Ibid., c. 3.

Im folgenden Capitel fährt er fort: »In principio fecit Deus coelum et terram, id est, ante tempus: sicut initium viae nondum via, et initium domus nondum domus. Denique alii dixerunt ἐν κεφαλαίῳ quasi in capite, quo significatur in brevi et in exiguo momento summa operationis impleta. Sunt ergo et qui principium non pro tempore accipiant, sed ante tempus, καὶ κεφάλαιον vel caput, ut dicamus latine quasi summam operis; quia rerum visibilium summa coelum et terra, et quae non solum ad mundi hujus spectare videntur ornatum, sed etiam ad indicium rerum invisibilium.«

Von wesentlich derselben Anschauung ging auch Augustinus aus. In seiner Schrift De c.v. Dei XI, c. 6, sagt er von den Schöpfungstagen: »Qui dies cujus modi sint, aut perdifficile nobis, aut etiam impossibile est cogitare, quanto magis dicere.« Eigentlich ist nach ihm mit den sechs Tagen ein und derselbe Tag gemeint, und der ist nicht ein Tag nach unseren Begriffen, sondern ein ganz anderer. Schon in seinem Liber imperf. de Genesi ad literam, c. 7, sagt er: »In ipsa ratione operationem contemplatus est in Spiritu S., qui dixit: Qui manet in aeternum, creavit omnia simul (Sir. 18, 1): sed commodissime in illo libro, quasi morarum per intervalla factarum a Deo rerum digesta narratio est, ut ipsa dispositio: quae ab infirmioribus animis contemplatione stabili videri non poterat, per hujusmodi ordinem sermonis exposita quasi istis oculis cerneretur.« In seiner späteren vollständigen Schrift de Genesi ad lit., lib. IV, cap. 33, erklärt er sich dann noch deutlicher so: »Quapropter quam facilis ei efficacissimus motus est, tam facile Deus condidit omnia . . . Hos enim numeros tempora peragunt, quos cum crearentur, non temporaliter acceperunt. Alioquin, si rerum naturales motiones, dierumque istorum, quos novimus, usitata spatia, cum haec primitus verbo Dei facta sunt, cogitemus, non uno die opus erat, sed pluribus, ut ea, quae radicibus pullulant, terramque vestiunt, subter primitus germinarent . . . . De quo enim Creatore Scriptura ista narravit, quod sex diebus consummaverit omnia opera sua, de illo albi non utique dissonanter scriptum est, quod creaverit omnia simul. Ac per hoc et istos dies sex vel septem, vel potius unum sexies septiesve repetitum simul fecit, qui fecit omnia simul. Quid ergo opus erat sex dies tam distincte dispositeque narrari? Quia scilicet ii qui non possunt videre quod dictum est: Creavit omnia simul, nisi cum eis sermo tardius incedat, ad id quo eos ducit, pervenire non possunt.« — Dazu kann man dann noch l. V, c. 5 vergleichen, wo es heißt: »Non itaque temporali, sed causali ordine prius facta est informis formabilisque materies et spiritalis et corporalis, de qua fieret, quod faciendum esset.« Daß die sechs Schöpfungstage, die nach ihm also eigentlich weiter Nichts als sechs einzelne Blicke auf ein und dasselbe sich zugleich verwirklichende Schöpfungswerk waren, dennoch Morgen und Abend hatten, erklärte Augustinus, und zwar, wie er ausdrücklich behauptet, ohne sich Allegorie zu erlauben*), aus der an sich tiefsinnigen Wahrnehmung, daß die Erkenntniß, vor Allem die der Engel, die gesammte Creatur zuvörderst in Gott und seinem ewigen Verbum wie im Morgenlichte, dann aber auch in

* l. c., l. IV, c. 28.

der Creatur selber tanquam per vesperam erkennt*), also aus dem Unterschied der cognitio matutina et vespertina.

Durch solche Autoritäten empfohlen, erhielt sich die Ansicht, daß Alles zugleich und ohne Zeit geschaffen sei, auch im Mittelalter. Sie findet sich noch bei Thomas Aquinas**), und nach Petavius***) auch bei Cajetan u. A.; ja noch in neuerer Zeit konnte Hug voraussetzen, daß der Verfasser das Schöpfungswerk wirklich aus einem blos pädagogischen Grunde in sechs Tagewerke eingetheilt habe, und auf den Gedanken kommen, er habe den Wochentagen eine andere, bessere Bedeutung und Weihe geben wollen, als sie bei den götzendienerischen Aegyptern hatten†). Natürlich aber mußte man sich sehr bald gegen eine so künstliche Exegese auflehnen. Nicht blos Luther (gleich zu Anfang seiner Erklärung der Genesis), Calvin und Artopeus††), sondern auch Petavius†††) und viele Andere verwarfen sie auf's Entschiedenste.

---

*) l. c., l. IV, c. 24.
**) Summa I, 19.
***) De theol. dogmat., Tom. III, cap. V.
†) Vergl. s. commentatio de opere sex dierum, Friburgi 1821.
††) S. bei Marlorat, Zu 1 Mos. 1, 5.
†††) l. c.

Zweites Capitel.

Die Löſung der Schwierigkeiten.

§ 32.

Die Bedeutung der Zeitbeſtimmungen in 1 Moſ. 1.

Man nimmt gewöhnlich an, das Zugeſtändniß, daß die bibliſche Schöpfungsdarſtellung in Betreff der Zeitbeſtimmungen mit der Wirklichkeit nicht übereinſtimme, ſchließe die Anerkennung in ſich, daß ſie nicht Offenbarung, ſondern Mythus ſei. Und mythiſche Beſtandtheile in der heiligen Schrift zuzugeben, für mythiſch ſelbſt ihren Eingang zu halten, der mehr oder weniger die Grundlage für alles Uebrige in ihr bildet, trägt Jeder, dem es mit ſeinem Glauben an ſie Ernſt iſt, gerechtes Bedenken. Mit dem Begriff des Mythus verknüpft ſich der Gedanke an blos menſchliche Anſchauungen, die oft eine tiefe und ſchöne Wahrheit, aber nicht ohne irgendwelche Trübung oder entſtellendes Beiwerk enthalten und ſich daher auch keiner Unwandelbarkeit, keiner Zuverläſſigkeit erfreuen. Die Grundlage, ja den weſentlichſten Inhalt von 1 Moſ. 1 bilden, wie wir in § 11 geſehen haben, nicht menſchliche Anſchauungen, ſondern ewige, göttliche Wahrheiten, die, in Iſrael wie in keinem anderen Volke erkannt und gelehrt, aus der Quelle der ewigen Wahrheit ſelbſt gefloſſen ſein müſſen und die daher auch der ganzen von ihnen durchdrungenen Schöpfungsdarſtellung den Werth einer göttlichen Offenbarung verbürgen.

Die Frage iſt nur, ob jene Meinung, daß eine geoffenbarte Darſtellung jede Nichtübereinſtimmung mit der Wirklichkeit, ſelbſt in Beziehung auf Zeitdauer und dergleichen Aeußerlichkeiten, ausſchließe, wirklich richtig iſt. Es handelt ſich nicht um hiſtoriſche Berichte, welche irgendwie auf Erlebniſſen oder Ueberlieferungen beruhen, welche alſo durch die Thatſachen, die ſie erzählen, und deren Verhältniſſe ſelber bedingt ſind, ſondern um Darſtellungen, welche, recht eigentlich geoffenbart, ein Gemälde von Etwas zu entwerfen

ſuchen, das nicht an ſich ſelber, nicht mit dem leiblichen Auge, ſondern nur in ſeiner Idee, d. i. im Gedanken Gottes, mit geiſtigem Auge geſchaut werden konnte. Geſetzt, von einer Darſtellung dieſer Art ließe ſich auch nur dies Eine erweiſen, daß ſie das, was in der Geſchichte gar manche Thatſachen und daher auch längere Zeiträume zu ſeiner Verwirklichung gebraucht, wegen ſeiner inneren im Gedanken Gottes begründeten Einheit leicht als ein einziges, gleichſam nur Einem Tage angehöriges Factum darſtelle, — ſo wäre uns damit ganz genug gewährt, um in Beziehung auf 1 Moſ. 1 alle Schwierigkeiten heben zu können.

Es würde dann folgen, daß wir keineswegs veranlaßt ſind, jene in 1 Moſ. 1, 2 beſchriebene Vorbereitungszeit, obwohl ſie deutlich genug als eine bloße Nacht behandelt iſt, für ſo kurz wie eine gewöhnliche Nacht zu halten; es würde auch folgen, daß wir weder veranlaßt ſind noch auch ein Recht haben, die Lichtſchöpfung, die Ausſonderung des Firmamentes, die Ausſcheidung des feſten Landes u. ſ. w. deshalb, weil ſie der Verfaſſer als Werke je eines Tages behandelt hat, auf den Zeitraum je eines einzigen Tages zu beſchränken. Wir müßten es dahingeſtellt ſein laſſen, ob nicht die völlige Herrichtung des Urzuſtandes, wie er 1 Moſ. 1, 2 beſchrieben iſt, lange in die Zeit der Lichtſchöpfung u. ſ. w., ob nicht die Lichtſchöpfung, die Bildung des Firmamentes, die Ausſcheidung des feſten Landes und die Schöpfung der Vegetation lange in die Zeit der Thierſchöpfung hineingeragt hat. Denn wenn einmal der bibliſche Schöpfungsbericht dasjenige, was in Wirklichkeit viel länger dauerte, auf kürzere Zeiträume zuſammengedrängt hätte, ſo könnte es auch ſein, daß er, was in Wirklichkeit neben einander fortging, ſchon vor einander abgeſchloſſen hätte. Kurz, wir würden nicht blos dieſelbe Freiheit haben, die man ſich durch eine unberechtigte Deutung des Wortes „Tag" als einer langen Schöpfungsperiode zu verſchaffen geſucht hat, wir würden vielmehr auch berechtigt ſein, die verſchiedenen Schöpfungswerke zum guten Theil uns gleichzeitig zu denken, würden uns alſo auch in Beziehung auf ſolche Punkte, wie die von der Geologie nachgewieſene Gleichzeitigkeit der Gebirgsbildung, der Pflanzen- und Thierſchöpfung iſt, außer aller Verlegenheit befinden. Die Art, wie die Bibel die einzelnen Werke auf einander folgen läßt, würde nur dies beweiſen, daß dieſelbe ſie bis zu einem gewiſſen Grade von einander abhängig oder durch einander bedingt gedacht hätte. Aber nicht einmal von den Anfängen der einzelnen Werke dürfte mit Sicherheit angenommen werden, daß ſie genau in der Weiſe auf einander gefolgt ſeien, in welcher ſie die Werke ſelber an einander gereiht hat. Es könnte wohl ſein, daß ein Werk, wie

z. B. das der Gestirnschöpfung, dessen Anfang von dem Eintritt der vorhergehenden Schöpfungen nicht bedingt war, schon vor den vorhergehenden, ja schon vom ersten Anfang an begonnen hätte, und daß die Bibel es nur darum erst nach den anderen geordnet hätte, weil es da erst für dieselben hervorzutreten und Bedeutung zu erlangen vermochte. In Betreff der Gestirnschöpfung würde man in dieser Beziehung um so mehr Freiheit haben, als die Stelle derselben in unserem Schöpfungsbericht auch durch die den Himmel mit seinen Lichtern der Erde nicht co- oder super-, sondern subordinirende Betrachtungsweise bedingt sein dürfte.

Den biblischen Autoren gilt der Schöpfungsbericht in 1 Mos. 1 durchweg als ein wirklich geschichtlicher Bericht. Schon dem Preisliede auf den Herrn als den Schöpfer und Wohlthäter namentlich der Menschen im 8. und 104. Psalm liegt er als ein solcher zu Grunde; Christus selber zieht ihn als einen solchen an, wenn er in Anlehnung an ihn Matth. 19, 4—6 sagt, daß Gott die Menschen Anfangs als Mann und Weib geschaffen habe; der Verfasser des Hebräerbriefes (Cap. 11, 3) und der von 2 Petr. (Cap. 3, 5) behandeln ihn als einen solchen, wenn sie es als eine unumstößliche Glaubenswahrheit bezeichnen, daß die Welt durch Gottes Wort entstanden sei. Aber seine Geschichtlichkeit würde auch bei der angedeuteten freieren Fassung seiner Zeitbestimmungen unangetastet stehen bleiben; nur würde er nicht als erlebte oder auf Ueberlieferung beruhende, sondern als rein geoffenbarte Geschichte behandelt werden.

Den Kindern Israels ist im Gesetz geboten, den Sabbathtag zu heiligen, weil der Herr in sechs Tagen Himmel und Erde geschaffen und am siebenten Tage geruht habe (2 Mos. 20, 11; 31, 17). Die Darstellung des Schöpfungswerkes als eines Sechstagewerkes bildet demnach die Grundlage für eine der wichtigsten und heiligsten alttestamentlichen Institutionen, — und es ist keine Frage, daß sie dazu, buchstäblich aufgefaßt, passender ist, als in der angedeuteten freieren Fassung. Aber immerhin eignet sie sich in dieser noch viel eher dazu, als wenn man mit den Kirchenvätern annimmt, daß die Schöpfung der Act eines Augenblickes gewesen sei und daß die Eintheilung in sechs Tagewerke für eine bloße Darstellungsform gehalten sein wolle, viel eher auch, als wenn man mit den Anhängern der Restitutionshypothese behauptet, daß Himmel und Erde in den sechs Schöpfungstagen nicht geschaffen seien, sondern nur ihren letzten Abschluß, unter dem man sich kaum etwas Bestimmtes zu denken vermag, erhalten hätten. Daß es sechs große Werke gewesen seien, welche Gott vollbrachte, drei, durch welche er die verschiedenen Bereiche gründete und ausschied, und drei, durch

welche er dieſelben mit Inhabern erfüllte, und daß er dieſe ſechs Schöpfungen, wenn er ſie auch theilweiſe gleichzeitig begann, dennoch in einer gewiſſen Aufeinanderfolge ausgeſtaltete, zu einander in Verhältniß ſetzte und vollendete, um dann aus der Schöpfer- in die Erhalterthätigkeit, oder nach altteſtamentlichem Ausdruck zur Ruhe überzugehen: das würde auch nach der angedeuteten freieren Faſſung als gültig ſtehen bleiben und für die Eintheilung der Woche in ſechs Arbeitstage und einen Ruhetag würde es Grundlage genug ſein.

Ob ſich aber dieſe Faſſung auch in den Augen eines Laien als wohlberechtigt ausweiſen könnte? Wenn es ſich ſonſt darthun läßt, daß es in der Art der rein auf Offenbarung beruhenden Berichte liegt, ſich zu Zeitdauer und ähnlichen Punkten in der vorausgeſetzten Weiſe zu verhalten, ſo wird man jedem Laien wenigſtens ſo viel anſchaulich machen können, daß die Zeitangaben des bibliſchen Schöpfungsberichtes nicht als gewöhnliche beurtheilt, ſondern nach einem anderen, aus der Schriftanalogie zu gewinnenden Maßſtabe gemeſſen ſein wollen. Und damit würde ſchon ganz genug gewonnen ſein. Es kömmt alſo für uns nur darauf an, die in Frage ſtehende Eigenthümlichkeit in der Bibel wirklich nachzuweiſen, und dann zu zeigen, daß ſie auch bei unſerem Schöpfungsbericht angenommen werden darf.

§ 33.

Die Analogie der Prophetie.

Unter den übrigen geſchichtlichen Berichten der heiligen Schrift finden wir der Natur der Sache nach keinen, der ſo wie der Schöpfungsbericht rein auf Offenbarung beruht. Nirgends wieder, wo es ſich um die Darſtellung der Vergangenheit handelte, galt es in Tiefen hinabzuſteigen, welche kein menſchliches Auge geſehen, von denen kein menſchliches Ohr gehört hatte, ſondern überall floß irgendwie der Strom der Ueberlieferung oder bot auch die Augenzeugenſchaft ſelbſt das nöthige Material dar. Wollen wir Analoga zu unſerem Schöpfungsbericht finden, ſo müſſen wir uns dahin wenden, wo ſich die Prophetie zu den Höhen der Zukunft erhebt und Dinge darſtellt, welche wenigſtens vorläufig noch den menſchlichen Sinnen unzugänglich waren. Da zeigt ſich uns denn aber die in Frage ſtehende Eigenthümlichkeit nicht ein- oder zweimal, ſondern faſt durchweg. Es iſt jene

bekannte Darstellungsweise, welche man wohl mit Unrecht, aber doch einigermaßen bezeichnend die perspectivische genannt hat. Daß die Propheten, zu dem Geheimniß der göttlichen Rathschlüsse zugelassen, speciellere Facta vorherzuverkündigen und bestimmtere Angaben, sei's in Betreff des Ortes, sei's in Betreff der Zeit, zu machen haben, ist das verhältnißmäßig Seltnere. Viel öfter, ja man darf sagen, für gewöhnlich haben sie es, mögen sie auch wirklich an sehr bestimmte, specielle Ereignisse oder Verhältnisse anknüpfen, nicht mit Einzelnheiten und Aeußerlichkeiten, die sich aus der Gegenwart entwickeln sollen, sondern mit der Bewahrheitung allgemeiner göttlicher Gesetze oder mit der Verwirklichung großer göttlicher Ideen zu thun, und dies ist dann die Ursache, daß sie oft in den kleinen Rahmen einer einzigen Weissagung eine ganze Reihe von Thatsachen oder Begebenheiten zusammenfassen, die eben nur innerlich zusammengehören, äußerlich, wenigstens für das menschliche Auge, weit von einander gesondert zu sein scheinen.

Es steht für uns zunächst in Frage, ob es die Art der Offenbarung ist, Facta, welche in der Wirklichkeit nur allmählich zu Stande kommen und große Zeiträume ausfüllen, als sehr kurz darzustellen. Ich hebe kurz folgende Beispiele aus der Prophetie hervor. Von der ersten Eroberung Babels durch die Meder und Perser bis zu seinem völligen Untergange verflossen etwa tausend Jahre. Dennoch sieht der Prophet sogleich durch die Meder eine völlige, eine mit dem Untergange Sodoms und Gomorrha's zu vergleichende Zerstörung desselben hereinbrechen (Jes. Cap. 13). Ebenso dauerte es etwa tausend Jahre, bis der von Jeremias gedrohte Ruin Edoms ganz verwirklicht wurde; dennoch stellte ihn Jeremias schon durch Nebucadnezar in Aussicht (Cap. 49, 28. 30; vergl. auch Jes. Cap. 34). — Durch die Assyrer fing der Herr nur erst an, die Gottlosen in Juda zu strafen. Der Bedrängniß, die er durch sie verhängt hatte, machte er durch die Errettung Jerusalems schnell genug ein Ende. Erst hundert Jahre später, als die Chaldäer an die Stelle der Assyrer getreten waren, kam es zu einer Zerstörung Jerusalems, und voll wurde das Maß der Strafe sogar erst durch die Römer. So wunderbar gewiß es aber auch für Jesaias war, daß der Herr den Assyrern gerade dann, wenn es mit ihnen auf's Höchste gekommen, wenn sie schon den Angriff auf Zion selber beschlossen haben, Einhalt thun, daß er sie in seinem Lande brechen und auf seinen heiligen Bergen zertreten werde (Cap. 10; 14, 24—27), so weissagte er dennoch Denen, die sich in jener schweren verhängnißvollen Zeit lieber auf Aegypten als auf den Herrn verließen, nicht etwa eine vorübergehende Bedrängniß, sondern eine völlige Verheerung des Landes und völligen Untergang. Dornen und Disteln

ſollen auf dem Lande, ja über allen Häuſern der Luſt, über der fröhlichen Stadt aufſchießen; denn die Paläſte ſollen abgeriſſen werden, und gerade die feſteſten Theile der Stadt, der Zionshügel und der Wartthurm (Ofel und Bachan) ſollen auf Höhlen herabſehen bis in Ewigkeit, eine Freude der Waldeſel und eine Weide der Viehheerden, bis ausgegoſſen wird über uns, ſagt Jeſaias, der Geiſt aus der Höhe und die Wüſte zu Carmel wird (vergl. Cap. 31, 3; 32, 13 ff.). Manche Ausleger haben dieſe Drohung allerdings auf dasjenige Strafgericht beſchränken zu dürfen geglaubt, welches ſchon damals ſogleich trotz der Errettung Jeruſalems eintrat. Aber ſprechen ſchon die Worte ſelber hinreichend dagegen, ſo ſteht auch der Umſtand im Wege, daß Jeſaias unmittelbar nach der Kataſtrophe, die er meint, das Heilslicht des nie wieder zu verdunkelnden meſſianiſchen Erlöſungstages anbrechen läßt. Dann, wenn die Drangſal vorübergegangen, werde es meſſianiſche Lehrer, aber auch eine gründliche Bekehrung geben, und in Folge derſelben werde die Zeit anheben, wo der ſeit dem Verluſt des Paradieſes auf der Erde laſtende Fluch aufgehoben und auch die Natur erneuert werde. Das Licht des Mondes werde wie das der Sonne leuchten und das Licht der Sonne werde ſiebenmal größer werden, als es gegenwärtig ſei (Cap. 30, 19—26). Es verhält ſich offenbar ſo, daß Jeſaias, trotz der zunächſt noch bevorſtehenden Errettung Jeruſalems und aller ſich daran anſchließenden Bewahrungen der eigentlichen Gemeinde Gottes, ſchon mit der Invaſion der Aſſyrer das ganze große Gericht anheben ſieht, welches ſich vollſtändig erſt bis zum Ende der Tage, bis zur letzten großen Bekehrung und Wiederannahme Iſraels vollziehen wird, und es kann nicht verkannt werden, daß ſich ihm das, was in Wirklichkeit eine ganze Reihe von Gerichten war, in eine einzige größere Kataſtrophe, die allerdings auch noch Jeruſalem ſelber nach der zeitweiligen Bewahrung irgendwie werde ereilen müſſen, zuſammendrängte. Den Sturz des großen mächtigen Waldes des aſſyriſchen Heeres und das Aufkommen des fruchttragenden Reiſes aus dem Stumpfe Iſai's in ſeiner ganzen Macht und Herrlichkeit hat er auch Cap. 10, 34 und 11, 1 ganz unmittelbar an einander gerückt. — Ganz ähnlich verhält es ſich bei Jeſaia's Zeitgenoſſen, bei Micha. Micha läßt es allerdings unbeſtimmt, durch welches Volk Zion zum Ackerfeld, Jeruſalem zum Trümmerhaufen und der Tempelberg zur Waldhöhe werden ſoll (3, 12); aber der Gedanke an die Feinde ſeiner Zeit, an die Aſſyrer, lag jedenfalls zunächſt, wie z. B. auch aus der Art, wie die Aelteſten in Jeruſalem ihn verſtanden hatten (Jer. 26, 19), erhellt; und wenn er auch vorherſagt, daß Juda nicht nach Aſſur, nicht nach Ninive, ſondern nach Babel weggeführt werden ſoll (Cap. 4, 10), ſo ſetzt

er doch in Cap. 5 die Möglichkeit, daß Aſſur noch in der Zeit des Meſſias das Weltreich ſein und in das Land Juda einfallen könne (Cap. 5, 4). — In die Zeit des Strafgerichtes, beſtimmter in die Zeit des Exils, drängt ſich übrigens für alle voreziliſchen, ja noch für die eziliſchen Propheten ſelbſt faſt die ganze vormeſſianiſche Zeit zuſammen. An dieſem Tage, leſen wir Jeſ. 4, 2; Am. 9, 11, nämlich wo der Herr das Gericht gehalten hat, werde die Gnade ganz und voll hereinbrechen. Nach der großen Zerſtreuung will der Herr ſein Volk wieder ſammeln und unter dem zweiten David beſeligen, da will er dann auch ſelber in ſeiner ganzen Herrlichkeit unter ſeinem Volke wohnen (vergl. Jer. 23, 1—5; Jeſ. 49; 52; 60). Die meiſten Propheten heben allerdings hervor, daß ſich die Zeit des Heils nicht ganz unvermittelt an die Zeit der Strafe anſchließen werde. Wie zwiſchen Aegypten und Canaan in der Urzeit eine Zeit der Wüſtenführung mitteninne gelegen hat, ſo werden die Erlöſten abermals, ehe ſie nach der Knechtſchaft Babels den vollen Genuß Canaans wiedererlangen, eine Wüſte zu durchpilgern haben; allein dieſe Heimreiſe durch die Wüſte iſt eben auch das Ganze, was ſie von vorbereitender Gnadenzeit kennen (Hoſ. 2, 16; Jer. 31, 1. 2; Ez. 20, 34. 38; Jeſ. 40, 3; 44, 3; 49, 9 ff.; 52, 12). Sie befaſſen darin alſo auch noch die Zeit Johannes' des Täufers, der ebendeshalb am liebſten in einer Wüſte auftreten wollte, ja ſie befaſſen darin im Grunde die ganze Zeit, die bis zur Wiederkunft Chriſti, bis zur vollen Begnadigung Iſraels und bis zur Offenbarung der ganzen Herrlichkeit des Herrn verläuft. — Wie all' die verſchiedenen Gerichte, ſo fallen auch die verſchiedenen Stufen der Gnade, namentlich die erſte und zweite Erſcheinung des Herrn, für die Propheten in eine einzige große Thatſache zuſammen. Wie in unſerem Schöpfungsbericht das allmähliche Werden der Erdoberfläche, der Pflanzen- und Thierwelt, gänzlich zurücktritt, ſo fehlt es bei den Propheten auch an einem Einblick in das allmähliche Werden des meſſianiſchen Reiches. Wenn ſich auch hie und da einige Vorbereitungen wie Iſraels ſo auch der Heidenvölker auf daſſelbe andeuten (vergl. z. B. Jeſ. 19 u. 23), ja wenn es auch zuweilen iſt, wie wenn die Propheten erkenneten, daß daſſelbe nicht ſogleich als ein Reich des Friedens, was es doch eigentlich iſt, ſondern nur als ein Reich des Kampfes werde anfangen können (vergl. Mich. 5, 4; Jeſ. 11, 14 ff.), ſo waltet doch auch hier das „Gott ſpricht, und es geſchieht, er gebeut, und es ſtehet da", entſchieden vor, und eine Ahnung, geſchweige denn eine Erkenntniß davon, wie lange das Werden, das Aufrichten deſſelben dauern werde, iſt bei den Propheten nicht vorhanden. — Um noch etwas Einzelnes hervorzuheben, könnte man daran

erinnern, daß die öffentliche Thätigkeit Jesu Christi als des guten Hirten (Sach. 11, 8) als die Thätigkeit eines einzigen Monats bezeichnet werde. Die Stelle ist indeß zweifelhafter Auslegung und wir brauchen nicht Gewicht auf sie zu legen. Es erhellt so schon hinreichend, daß das Wort des Apostels, die Propheten hätten in Betreff des Heiles in Jesu Christo geforscht, auf welche und welcherlei Zeit deutete der Geist Christi in ihnen (1 Petr. 1, 10. 11), sie hätten diese Zeit also nicht gekannt, eine ziemlich ausgedehnte Anwendung hat.

Es kömmt für uns zum Andern darauf an, ob es wirklich auch sonst die Art der Offenbarung ist, in Folge deß, daß sie länger dauernde Ereignisse als kürzere darstellt, da ein bloßes Nacheinander zu sehen, wo in Wirklichkeit ein Nebeneinander statthat. Es findet sich bei den Propheten in Folge der sogenannten perspectivischen Darstellungsweise leicht das Gegentheil. Sie rücken das in der Geschichte weit nach einander Liegende in Folge ihrer Zusammenfassung nicht blos unmittelbar an einander, sondern auch in einander und behandeln es als wesentlich gleichzeitig. Indeß fehlt es doch auch nicht an dem entgegengesetzten Verfahren. Wenn das Eine von dem, was sie darzustellen haben, irgendwie bedingend für das Andere ist, so behandeln sie es leicht als Etwas, was erst völlig eingetreten sein muß, ehe das Andere seinerseits aufkommen kann, wenn es auch in Wirklichkeit schon immer nebenher sprossen und wachsen sollte. Ein besonders augenfälliges Beispiel ist folgendes. In der Wirklichkeit brach das letzte große Endgericht, welches die prophetischen Gerichtsdrohungen erst wahrhaft erfüllen kann, nicht schon vor Christi Erscheinung und Heilswerk herein; es vollzieht und vollendet sich vielmehr neben dem Heile her; der alte Aeon, die Zeit der Sünde und der Strafe, geht noch neben dem neuen Aeon her, der nicht mehr ein rein künftiger ist. Dennoch stellen es die Propheten nicht anders dar, als wenn das messianische Heil sofort das Ende alles Elends und aller Strafe sein und entschieden erst darnach zu Stande kommen würde: so sehr, daß die späteren Juden in Folge einer zu äußerlichen Auffassung die Erscheinung des Messias an's Ende der Tage verlegen zu müssen meinten und sich mit demjenigen, was dagegen sprach, in der gezwungensten Weise abfanden. Es ist hier nicht auf die eine oder andere Stelle zu verweisen, sondern es verhält sich an allen so. Wenn wirklich wo noch ein gewisser Kampf in der ersten messianischen Zeit in Aussicht genommen wird, so ist es doch ein eroberischer, entschieden siegreicher Kampf.

Man kann sich die hervorgehobenen Erscheinungen, wie wir noch gleich weiter zu zeigen haben werden, in verschiedener Weise erklären. Keinenfalls

aber darf man sie leugnen. Die Meinung, daß die Unkunde in Betreff der Zeiten nur Schein sei, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Man darf wohl sagen, der eigentliche göttliche Gedanke, der sich durch die Propheten aussprechen wollte, z. B. in Betreff des Gerichtes über Babel oder Edom, habe an sich in solchen Fällen nicht diejenige Bestimmtheit gehabt, die er durch sie erhielt; für ihn sei es nicht wesentlich gewesen, daß gerade Cyrus oder Nebucadnezar, und zwar diese allein, das betreffende Werkzeug wurden; er sei allgemeiner und größer gewesen und habe mehr umfaßt. Im Ganzen waren die Propheten auch selber sehr zurückhaltend und hüteten sich gleichsam, in das Dunkel, das ihnen als solches sehr wohl bewußt war, in die Unbestimmtheit zu große Bestimmtheit zu bringen. Allein durch all' die Verhältnisse, in denen sie standen, war es mit Nothwendigkeit gegeben, daß sich in ihnen gerade dies und kein anderes Zukunftsbild, wonach z. B. für die Zerstörung Babels vor Allem die Meder in Betracht kamen, erzeugte. Es verhält sich mit ihrer Anschauung von den Zeitlängen und Zeitverhältnissen, von den Völkern, die sie als Werkzeuge oder Objecte des göttlichen Gerichts namhaft machen, von der Art, wie das messianische Heil eintreten wird u. s. w., nicht anders als mit ihrer Vorstellung von der Bedeutung, welche das heilige Land und Jerusalem in der Heilszukunft haben werden. Und mit Recht sagt Oehler in Beziehung auf diese: „Allerdings ist oft deutlich genug, wie übermächtig die Fülle der Idee über die beschränkte Anschauungsform hinausgreift, wie die Prophetie ringt, für ihre Gedanken einen Leib zu finden, und nach des Geistes Sinn mehr sagen will, als sie klar auszudrücken vermag. Aber im Allgemeinen ist den Propheten die alttestamentliche Form, in welcher sie die Heilsvollendung schauen, etwas zur Sache Gehöriges; sie wissen es nicht anders, als daß das heilige Land, daß Jerusalem der Mittelpunkt des göttlichen Landes in der letzten Zeit sein wird u. s. w. Nicht das Bewußtsein des einzelnen Propheten, sondern der Geist der Offenbarung ist es, der auf der Stufe der Erfüllung die dem göttlichen Inhalt inadäquate Form durchbricht." *)

*) „Ueber das Verhältniß der alttest. Prophetie zur heidn. Mantik" (Tübingen 1861), S. 19.

§ 34.

Die Entstehungsweise von 1 Mos. 1.

Es liegt sehr nahe, gegen die Annahme, daß das, was sich an der Prophetie bemerken läßt, auch von dem biblischen Schöpfungsbericht gilt, den Einwurf zu erheben, daß der letztere nicht der Prophetie, sondern der Geschichtsschreibung zugehört. Denn den Begriff der Prophetie oder gar speciell den der Vision mit Kurtz, Ebrard und P. Lange auf ihn auszudehnen, ist allerdings irreleitend. Nicht als einen Seher, dem statt der Objectivität selber leicht Bilder von ihr vorschweben, ja dem sich die plastisch gewordene Vorstellung zwar nicht nothwendig, aber doch der Natur der Sache nach symbolisch gestaltet*), bei dem jedenfalls Subjectivität und Gegenwart in die Art seiner Darstellung bedeutend mit einwirken, sondern als einfachen Erzähler, der die Thatsachen unmittelbar selber und so, wie sie wirklich vorgingen, erfassen möchte, gibt sich unser Berichterstatter. Da indeß seine Aufgabe, von der Gegenwart in die vormenschliche Vergangenheit hinabzusteigen, derjenigen der Propheten, die sich über die Gegenwart in die jedem menschlichen Auge noch verhüllte Zukunft zu erheben haben, so ähnlich war**), so ist es dennoch mindestens sehr wahrscheinlich, daß sich ihm seine Erkenntnisse in einer der prophetischen sehr analogen Weise vermittelten. Und war dies der Fall, so läßt sich gegen die Annahme, daß sich bei ihm in Beziehung auf Zeitlängen und dergleichen wesentlich dieselben Erscheinungen eingestellt haben, nichts Gegründetes einwenden. Die Apostel waren als solche ebenfalls nicht Propheten; dennoch zeigt sich, daß auch sie, sowie sie ihre Blicke in die Zukunft erheben, ganz ähnlich wie die Propheten große Zeitdimensionen für verhältnißmäßig sehr klein erachten.

Die Art, wie die Propheten ihre Offenbarungen überkamen, dürfte immer etwas dunkel und zweifelhaft bleiben. Aber jedenfalls wäre es irrthümlich, wenn man bei ihnen ein solches Hellsehen voraussetzen wollte, bei dem ihnen einfach der Schleier von der Zukunft weggezogen und das zu weissagende Ereigniß unmittelbar selber gezeigt worden wäre. Sie sind, wenn man etwa von Daniel Cap. 10 und 11 absieht, nirgends in der

*) Vergl. Tholuck, Die Propheten und ihre Weissagungen, S. 55.

**) Schon Severian, Bischof von Gabala, erklärte: *οὐκ εἶπεν ταῦτα Μωϋσῆς ὡς ἱστοριογράφος, ἀλλ' ὡς προφήτης. εἶπεν γὰρ ἃ μὴ εἶδεν καὶ διηγήσατο ὧν θεατὴς οὐκ ἐγένετο* (Opp. Chrysosth., T. VI, p. 437). Und er sowohl als auch andere Kirchenväter erkannten in Uebereinstimmung mit Josephus als ein besonderes Genus der Prophetie das auf die Vergangenheit bezügliche an. — Vergl. Delitzsch, Zur Gen., S. 609.

Lage, Geſchichte vor der Geſchichte zu ſchreiben. Wenn man bei ihnen von einem perſpectiviſchen Seherblick geredet hat und dabei von der Annahme ausgegangen iſt, daß ſie das weit von einander Getrennte nur deshalb nahe an einander rücken, weil man nun einmal bei dem Blick in die Ferne das richtige Augenmaß für die Dimenſionen verliere, ſo wendet Tholuck dagegen mit Recht ein, daß das Moment des Schauens, das viſionäre Element, in den betreffenden Weiſſagungen gar nicht hinlänglich hervortritt. Tholuck ſeinerſeits geht lieber auf die Kategorie der Ahnung zurück. Da die Ahnung, meint er, auf einem Ferngefühl der in der Gegenwart ſchon werdenden Zukunft beruht, ſo werden nicht blos die Ereigniſſe der nächſten Sphären dem Propheten beſtimmter in's Bewußtſein treten, als die entfernteren, ſondern es werden für ihn auch überhaupt nur die hervorragendſten Momente der Zukunft, gleichſam die Knotenpunkte der Geſchichte auftauchen; die dazwiſchenliegenden Mittelglieder werden zurückbleiben *). Schließen wir uns dieſer Hervorhebung der Ahnung an, ſo dürften wir nur noch beizufügen haben, daß mit ihr als ein zweiter Hauptfactor die Erkenntniß oder richtiger wohl das unmittelbare Gefühl von den großen göttlichen Wahrheiten, welche die Weltregierung beherrſchen, Hand in Hand gingen. Die Propheten — werden wir behaupten dürfen — erkannten weniger die Dinge der Zukunft ſelbſt, als die großen, ewigen göttlichen Wahrheiten oder Geſetze, nach welchen ſich die Geſchichte derſelben normiren mußte. Sie ſahen ihre Geſchichte nicht nach all ihren Einzelheiten und Aeußerlichkeiten, welche in der menſchlichen Willkür ihren Grund hatten, mit all den menſchlichen Quer- und Zwiſchenzügen, Hemmungen und Verdunkelungen des von Gott Gewollten, ſondern ſo, wie ſie unmittelbar in Gottes Rathſchluß ſelber beſchloſſen lag. Selbſt wenn ſie die zu weiſſagenden Dinge vermöge einer Viſion erſchauten, war ihr Geiſt nicht ſowohl auf Erden, wo dieſelben vorgehen ſollten, als vielmehr im Himmel bei Gott, wo ſie geordnet wurden. Im Geiſte ſein und im Himmel ſein, iſt Offenb. 4, 1. 2 gleichbedeutend. Ebendaraus iſt es denn auch zu erklären, daß ſich das, was ſich als ein Künftiges plaſtiſch oder phonetiſch der prophetiſchen Wahrnehmung darbietet, nicht ſo, wie es an ſich ſein wird, darſtellt, daß es ſich vielmehr ſeine Geſtalt oder Faſſung im Innern der Propheten anbildet, daß das Symbol eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Denen, die durch dieſe Auffaſſung die objective Realität des Geoffenbarten gefährdet glauben, können wir mit den Worten Luthardt's begegnen, da er in Betreff der Er-

*) A. a. O., S. 62.

ſcheinung des heiligen Geiſtes bei der Taufe Chriſti bemerkt: „Subjective Viſionen ſind Hallucinationen, äußere oder innere Sinnentäuſchungen; objective Viſionen ſind göttliche Einwirkungen auf den Geiſt, durch welche vermittelſt der Phantaſie der Reiz auf den Seh- und Gehörnerv plaſtiſche Geſtalt erhält."

Wenn es nun wahr wäre, daß unſer Schöpfungsbericht, wie immer noch Einigen am wahrſcheinlichſten iſt, einer Offenbarung oder Unterweiſung entſtammte, welche ſchon Adam zu Theil geworden wäre, ſo würde allerdings eine ähnliche Vermittelung, wie ſie bei den prophetiſchen Offenbarungen ſtatthatte, für ihn ſchwerlich annehmbar ſein. Wir würden es uns dann kaum anders denken können, als daß Gottes Geiſt ganz unvermittelt auf Adam eingewirkt hätte. Und von einer Incongruenz zwiſchen dem, was derſelbe ſo unvermittelt gelehrt, und dem objectiven Thatbeſtande könnte nicht wohl die Rede ſein. Allein mochte auch das urſprüngliche Verhältniß Gottes zu Adam noch ſo innig ſein, ſo iſt doch das, was die heilige Schrift davon erzählt, daß Gott ihm den Genuß der verderblichen Frucht verboten, daß er ihm die Thiere zugeführt, ihn zum Bewußtſein des Alleinſeins gebracht und ihm dann das Weib beigeſellt habe, Alles ganz andersartig als die Mittheilung eines Schöpfungsgemäldes, wie es uns 1 Moſ. 1 vorliegt; es iſt viel natürlicher, einfacher und elementarer. Nicht blos die Erwähnung einer ſolchen Unterweiſung über das Einzelne des Schöpfungsherganges, ſondern auch die Unterweiſung ſelbſt wäre unmotivirt und daher ſtörend geweſen. Des Herrn Leiten und Lehren hätte ſich nicht mehr wie im Uebrigen auf das unmittelbar Nothwendige beſchränkt; denn dazu mochte die allgemeine und grundlegende Erkenntniß, daß Gott Schöpfer, Erhalter und Verſorger ſei, konnte aber ſchwerlich noch etwas darüber hinaus gehören. Ein ſo beſtimmter Einblick in die Schöpfungsordnung, wie er ſich 1 Moſ. 1 enthüllt, war erſt da nöthig, ja konnte auch erſt da gewährt werden, wo dann auch das Sabbath-Inſtitut in's Leben treten ſollte. Durch Gottes Ruhe nach dem Sechstagewerk ſo deutlich begründet, war die Sabbathfeier mit dieſer Lehre von der Schöpfung eng verbunden. Daß dieſelbe aber ſchon für Adam im Paradieſe, ich ſage nicht, beſtimmt geweſen, ſondern wirklich ſanctionirt worden ſei, dafür fehlt es durchaus an jeder Spur, obwohl ſich doch eine Erinnerung an die uralte Einſetzung derſelben, wenn anders ſie vorhanden geweſen wäre, irgendwie erhalten und gewiß auch angedeutet haben würde.

Wiederum aber iſt es auch nicht wahrſcheinlich, daß die Offenbarung über den Schöpfungshergang ohne alle Vorbereitung und Vermittlung erſt dem Verfaſſer des Pentateuch oder der pentateuchiſchen Grundſchrift zu Theil

geworden sei. Denn auch darauf wird mit keinem Worte hingedeutet; vielmehr ist es, wie wenn dem heiligen Autor unser Schöpfungsbericht ebenso zugekommen wäre, wie alle übrigen Erzählungen, die er uns mittheilt*), wie wenn die Tradition wenigstens schon wesentliche Grundlagen und Grundbestandtheile dazu hergegeben hätte. Außerdem muß ein höheres Alter, welches bis in die Zeit eines engeren Beisammenlebens der verschiedenen, menschlichen Urstämme hinaufreicht, zwar nicht für die uns vorliegende Gestalt, wohl aber für die Substanz unserer Urkunde besonders auch deshalb angenommen werden, weil sich bei verschiedenen Völkern Anklänge daran finden, wie sie sich nicht aus den allen Menschen gemeinsamen Begriffen und Vorstellungen, sondern nur aus einem äußeren, ursprünglich vorhandenen Zusammenhang erklären.

Wir werden also annehmen müssen, daß die Grundbestandtheile etwa schon von Abraham mitgebracht und gepflegt und dann gegen Mose's Zeit hin, wo das Sabbath-Institut in's Leben trat, oder von Mose selber vollständig ausgestaltet worden sind.

Man wird nicht annehmen dürfen, daß der Sabbath auch schon ohne den Gedanken an Gottes Ruhe nach der Schöpfung heilig gehalten sei, oder gar, daß erst die Sabbathbeobachtung zur Ausbildung unseres Schöpfungsberichtes Veranlassung gegeben habe. Der Grund des Sabbaths war kein allgemein-menschlicher. Man muß zwischen Sabbathfeier und Wochenrechnung unterscheiden. Wie nahe auch die letztere im Anschluß an die vier Phasen des Mondes lag und wie verbreitet sie auch bei den verschiedensten alten Völkern von Hinterindien und China an bis nach Europa hinein war, so entschieden war doch die erstere auf Israel beschränkt. Die Israeliten hießen geradezu sabbatarii**), ja werden noch heute bei den Arabern Sabbathsgenossen genannt***). Statt sich daher noch auf eine Ableitung des Sabbaths von dem ägyptischen Rempha-Saturndienst einzulassen, die doch nicht gelingen will†), hat auch Knobel für ihn einen specifisch israelitischen Grund vermuthet††). Knobel freilich nimmt zunächst nicht Gottes Ruhe

---

*) Vergl. Br. Bauer, Die Religion des A. Test.'s, Bd. I, S. 9; Hofmann, Schriftbew., Bd. I, S. 232.

**) Martial. IV, 4. 7.

***) S. Burckhardt, Arab. Sprüche, S. 191.

†) Wie die Versuche von Gabler (Urgesch., Bd. I, S. 59 ff.), Baur (Tüb. Zeitschrift 1832, Bd. III, S. 152 ff.), v. Bohlen (Genesis, S. 137 der Einl.) und Vatke (Bibl. Theol., Bd. I, S. 198 ff.) beweisen.

††) Vergl. Knobel's Comm. zu Exod. u. Levit., S. 537.

nach der Schöpfung als solchen an, sondern die ganze theokratische Stellung des Volkes Gottes, die es mit sich gebracht habe, daß man Gott einen oft wiederkehrenden Feiertag widmete. Allein wäre das richtig, so sähe man nicht, warum Israel den Sabbath nicht von vornherein durch eigentliche gottesdienstliche Handlungen, warum fast ausschließlich durch Einstellung der Arbeit ausgezeichnet hätte. Jedenfalls wäre die Ansicht, daß man die Darstellung des Schöpfungsherganges, wie sie uns 1 Mos. 1 vorliegt, blos deshalb erfunden habe, um nachträglich das Sabbaths-Institut tiefer zu begründen, abgesehen davon, daß sie allen Andeutungen in der heiligen Schrift widerspricht, zur Erklärung der Art, wie unser Schöpfungsbericht entstanden ist, durchaus ungenügend. Daß gerade der Schöpfungshergang zur Begründung des Sabbaths besonders geeignet schien, mußte seine besonderen Ursachen haben, und diese Ursachen erst können die Entstehung unseres Schöpfungsberichtes wahrhaft erklären.

Wir haben gesehen, welch' tiefe religiöse Bedeutung es für Israel hatte, anzuerkennen, daß Gott nach seiner schöpferischen Thätigkeit zur Ruhe übergegangen sei. Diese Anerkennung schloß diejenige einer Erhabenheit und Herrlichkeit in sich, wie sie kein Gott der Naturreligion hatte (vergl. § 11), und hing demnach mit dem Eigenthümlichsten und Höchsten, was Israel hatte und was zu pflegen zunächst seine eigentlichste Aufgabe war, mit dem Glauben an die Transcendenz Gottes auf's Innigste zusammen. Zudem erinnerte Gottes Ruhe an seine schöpferische Thätigkeit, nach welcher sie eingetreten war, zugleich mit; sie war die Ruhe des Schöpfergottes. Es war demnach nur natürlich, daß, wenn das Herz lebendiger auf Gott gerichtet war, das Moment der Ruhe Gottes in den Vordergrund trat. Und wurde das Verhältniß zu Gott allgemeiner, machte sich dann auch in der vor allen übrigen Geschlechtern zur Verehrung des wahren Gottes berufenen Familie das Bedürfniß geltend, sich durch eine allgemeine Einrichtung öffentlich zu ihm zu bekennen, so lag es nahe genug, ihm zu Ehren voran einen Ruhetag einzusetzen. Zum Ruhetag war aber vor den übrigen der letzte Tag der Woche geeignet. Die Ruhe hatte ihre natürliche Stelle erst nach der Arbeit.

Es frägt sich nur noch, ob etwa erst und nur der Umstand, daß von den sieben Wochentagen, sobald man den Sabbath absonderte, sechs Arbeitstage übrig blieben, zur Darstellung des Schöpfungswerkes als eines Sechstagewerkes habe Veranlassung geben können. Manche haben behauptet, die Eintheilung in sechs große Werke habe eigentlich keinen tieferen Grund gehabt; man habe ebenso gut auch anders eintheilen können, ja unser Schö-

pfungsbericht habe die Schöpfung urſprünglich ſelber als ein Achtwerk gefaßt; die Schöpfung des Feſtlandes und der Pflanzen, die jetzt auf den einen dritten Tag zuſammengedrängt ſei, und ebenſo die der Landthiere und Menſchen, welche dem einen ſechsten Tag zugehöre, hätten urſprünglich je zwei beſondere Werke ausgemacht. Nur der Wochenrechnung zu Liebe ſei das urſprüngliche Achtwerk in ein Sechswerk verwandelt worden*). An ſich kann es in der That ſehr wohl als möglich erſcheinen, daß die Wochenrechnung den Anknüpfungspunkt für die Ueberzeugung in Betreff des Schöpfungsherganges gebildet habe. Nur würde man immer zugeben müſſen, daß die Eintheilung in ſechs Schöpfungswerke eine ſehr natürliche ſei und ſich ſelbſt abgeſehen von den ſechs Wochentagen empfohlen habe. Die Schöpfung der großen Bereiche oder Lebenselemente, Licht, Luft, Waſſer und Erde, führte, wenn anders man eine Allmählichkeit im Schöpfungshergang vorausſetzte, mit Nothwendigkeit auf ein Dreiwerk. Denn wo die Luft aus dem Waſſer, da wurde auch das Waſſer aus der Luft ausgeſchieden; die Sonderung dieſer beiden Elemente konnte nur als Ein Werk betrachtet werden. Wenn aber die Schöpfung der Elemente aus drei Werken beſtand, ſo lag es am nächſten, auch diejenige ihrer Inhaber als drei zu zählen und die Vegetation demnach ſchon mit der Ausſonderung des Landes, den Menſchen mit den Thieren eng zu verbinden. Die Schöpfung der Vegetation war um ſo mehr unmittelbar mit der Ausſonderung des feſten Landes zuſammenzuſchließen, als ſie als ein ſelbſtſtändiges Werk kaum irgendwo einen paſſenden Platz hätte finden können. Gleich hinter der Ausſonderung des feſten Landes hätte ſie als ſolches deshalb nicht gepaßt, weil ſich dann zwiſchen ihr und der Thierſchöpfung die Geſtirnſchöpfung nicht natürlich genug eingereiht hätte. Hinter der Geſtirnſchöpfung aber wäre ſie ebenſo wenig am Orte geweſen, weil die ſchöpferiſche Thätigkeit, wenn ſie erſt einmal wieder in den oberſten Regionen eingeſetzt hatte, von da aus am natürlichſten zu den ſich zunächſt daran anſchließenden, alſo zu Luft und Waſſer überging und Vögel und Fiſche ſchuf. Hätte ſie zuerſt das Land mit Vegetation verſehen wollen, ſo hätte ſie zudem auch ein und daſſelbe Element zu oft in Angriff nehmen und, ohne damit fertig zu werden, zu oft zu einem anderen übergehen müſſen. Und dazu kömmt noch, daß die Vegetabilien in der Reihe der Geſtirne und Thiere zu ungleichartig

*) So Ziegler in Henke's Magazin, Bd. II, S. 39; Gabler, Neuer Verſuch, S. 140 ff.; Ilgen, Urkunden des Jeruſ. Tempelarchivs, S. 434 f.; Pott, Moſes und David, S. 135 ff.; Ewald, Jahrbücher 1848, S. 77 ff.

gewesen wären. Am Boden haftend, den Boden nur vervollständigend und schmückend, können sie nicht in der Weise für Inhaber des Landes gelten, wie die Thiere und Menschen es sind und wie die Gestirne die Luftregion oder das Firmament innehaben. — Wenn aber die Sechszahl der Schöpfungswerke schon an sich so natürlich war, so bleibt es jedenfalls fraglich, ob sie nicht auch ohne die Sechszahl der Arbeitstage habe zur Geltung kommen können. Daß sie wirklich ohnedem aufgekommen sei, dafür scheint der Umstand zu sprechen, daß sie auch bei denjenigen Völkern, welche nicht Schöpfungstage, sondern lange Schöpfungsperioden annahmen, bei den Persern und Etruskern, feststand. Keinenfalls scheint die Annahme eines ursprünglichen Achtwerkes in 1 Mos. 1 hinreichend begründet zu sein. Vielmehr ist es sehr wahrscheinlich, daß die drei letzten Tagewerke von Anfang an in Parallelismus zu den drei ersten gedacht sind, was, wenn man ursprünglich acht Werke gezählt hätte, gar nicht möglich gewesen wäre. Die Schöpfung der Lichter am vierten Tage wird zwar zunächst weniger ausdrücklich zu dem Werke des ersten Tages als zu dem des zweiten, zu dem Firmament, in Beziehung gesetzt; „es seien", heißt es, „Lichter am Firmamente des Himmels". Indeß ergibt sich der Parallelismus mit dem ersten von selbst; durch den Zusatz: „zu scheiden zwischen dem Tag und der Nacht", was soviel als: das Werk des ersten Tages zu vervollständigen, tritt derselbe zudem sofort noch ausdrücklich hervor. Auch bleiben trotz der Mitherbeiziehung des Firmamentes die beiden Regionen, die dasselbe scheidet, Luft und Wasser, noch unbesetzt übrig. Bei der Beschreibung des fünften Tagewerkes sodann wird so deutlich wie möglich darauf aufmerksam gemacht, daß es sich um die Besetzung dieser beiden am zweiten Tage ausgesonderten Sphären handele. Namentlich wird bei den Vögeln wohl besonders zu diesem Zwecke bemerkt, daß sie fliegen sollen über die Erde, über die Fläche des Himmelsfirmamentes hin. Am sechsten Tage wird ebenso bestimmt das am dritten Tage ausgesonderte Land hervorgehoben.

Ergibt sich uns nun aus allem Bisherigen, daß ebenso wenig wie eine unvermittelte Offenbarung eine durch Aeußerlichkeiten bestimmte Erfindung des Sechstagewerkes anzunehmen ist, so bringt sich auch zugleich mit diesem negativen Resultat ein positives auf. Wenn die Wahrheit, daß Gott aus seiner Schöpferthätigkeit in ein anderes Verhältniß zur Welt, welches mit dem Namen der Ruhe bezeichnet werden durfte, übergegangen ist, wenn also sicher *eine* von den großen religiösen Wahrheiten, die wir in § 11 als den hauptsächlichsten Inhalt von 1 Mos. 1 nachwiesen, auf die Gestaltung unseres Schöpfungsberichtes Einfluß ausgeübt, wenn ferner die Zahl der großen Weltabtheilungen

die Zahl der Schöpfungswerke bedingt hat, so deutet das darauf, daß einerseits die Erkenntniß jener wichtigen, mit dem Glauben an den wahren Gott so eng verbundenen Wahrheiten überhaupt, und daß andererseits ein divinatorischer, tief in die Welt und ihre Verhältnisse eindringender Blick die eigentlichen Factoren des Schöpfungsgemäldes gewesen sind. Und in der That läßt sich durch diese Annahme die Entstehung desselben nach allen Seiten hin am einfachsten und befriedigendsten erklären. Jene Wahrheiten besagten, daß Gott die Welt geschaffen, daß er sie wirklich geschaffen, daß er sie aber nicht augenblicks, sondern in einer allmählichen, durch die Natur der Dinge bedingten Aufeinanderfolge ihrer einzelnen Theile geschaffen hat, und daß er nach der vollen Verwirklichung seiner Absichten von der schöpferischen Thätigkeit zur Ruhe übergegangen ist. Es bedurfte nur noch eines tief eindringenden, von Gottes Geist erleuchteten Blickes, der die Natur der Dinge und ihr gegenseitiges Verhältniß richtig zu erkennen, der also auch die Art, wie sie sich einander bedingten und wie sie auf einander folgen mußten, richtig festzustellen vermochte. Kam er hinzu, so waren alle Bedingungen vorhanden, durch welche unsere Schöpfungsgeschichte entstehen konnte.

Wir sind davon ausgegangen, daß unserem Schöpfungsberichte, wenn seine Entstehungsweise derjenigen einer Prophetie analog sei, ein analoges Verhalten zu den Aeußerlichkeiten, namentlich in Betreff der Zeitbestimmungen, zugetraut werden dürfe. Nach dem Bisherigen liegt das Analoge der Entstehungsweise auf der Hand. Obwohl sich die Prophetie auf dem Felde der erst werdenden Zukunft prophetisch, dunkel, leicht auch symbolisch, unser Schöpfungsbericht dagegen auf dem Boden der bereits gewordenen Vergangenheit geschichtlich, klar und bildlos aufbaut, so sind doch beide in der Hauptsache auf einander entsprechende Mittel angewiesen. Der Macht der sittlichen Ueberzeugung, welche in den Propheten die Grundlage für ihre Weissagungen bildete, entspricht das Licht, welches in Betreff des Schöpfungsherganges die großen religiösen Wahrheiten darreichten. Der Kraft der prophetischen Ahnung, welche in den Verhältnissen der Gegenwart die werdende Zukunft vorausfühlte, entspricht der durch Gott geschärfte Blick, welcher tief genug in die Verhältnisse der Natur eindrang, um aus ihrer Gegenwart auch ihre Vergangenheit, ja ihren Anfang erkennen zu können. Der Weg, den wir zur Lösung der uns am Schöpfungsbericht aufstoßenden Schwierigkeiten eingeschlagen haben, dürfte demnach in der That für hinreichend gerechtfertigt gelten müssen.

Nur auf einen Einwurf glauben wir noch antworten zu müssen. Wenn dem Verfasser von 1 Mos. 1 ebenso wenig, wie für gewöhnlich den Pro-

pheten, Mittel für das Aeußerliche seines Objectes, besonders für Zeitbestimmungen, zu Gebote gestanden hätten, so sollte man meinen, daß er sich in dieser Beziehung einer ähnlichen Unbestimmtheit wie jene befleißigt, daß er nicht so ausdrücklich von Tagewerken, und zwar von streng auf einander folgenden geredet haben würde. Indeß ist doch der Unterschied zwischen ihm und den Propheten, was Bestimmtheit anbetrifft, nach unseren obigen Anführungen nur ein relativer. Und dazu kömmt, daß sich seine Bestimmtheit im Aeußerlichen zweifelsohne nur als Hülle oder Form einer dem Innerlichen angehörenden Wahrheit eingestellt hat, als welche sie nicht anzufechten ist. Wir dürfen nicht annehmen, daß die 6000 Jahre, welche die Etrusker, oder die sechs langen Perioden, welche die Perser als Schöpfungszeit statuirten, eine ältere, ursprünglichere Annahme seien, als die sechs Tage der Hebräer. Die Art, wie sie die einzelnen Schöpfungswerke ordneten, ist ein Beweis dafür, daß sie die ursprüngliche Tradition allmählich entstellten. Nach der persischen Lehre schuf Gott richtig 1) das Licht zwischen Himmel und Erde, aber der Himmel oder das Firmament, Zervan Akarana, war schon längst vorhanden, von sich selber seiend, und ebenso die unendliche Zeit und der in der Höhe wirksame uranfängliche Hauch: Sonne, Mond und Gestirne selber waren anfangslose, unerschaffene Lichter*); 2) schuf er das Wasser, welches durch den Wind emporgetriebene Wolken bildete und dann bei der Erde eingeschlossen wurde; 3) die Erde, und zwar als Herz und Grundsäule derselben den höchsten Berg Albordj, dann auch die übrigen Berge; 4) die Bäume; 5) die Thiere, die sämmtlich von einem Urstier abstammen, und 6) die Menschen, deren erster Kajomorts war**). Nach der etruskischen Kosmogonie, die uns freilich erst von Suidas s. *Τυρρηνία* mitgetheilt ist, schuf Gott im ersten Jahrtausend Himmel und Erde, im zweiten das Himmelsgewölbe, im dritten das Meer und die übrigen Wasser der Erde, im vierten Sonne, Mond und Sterne, im fünften sämmtliche Thiere der Luft, des Wassers und des Landes, im sechsten den Menschen. — Wahrscheinlich war ursprünglich die Länge der Schöpfungszeit unbestimmt geblieben, und erst später bildeten sich im Zusammenhang mit anderen Glaubenssätzen und Interessen solche Annahmen wie die der Perser und Etrusker aus. Da nun, wo man im Lichte der Erkenntniß des wahren Gottes stand, mußte unter den anderen Wahrheiten in Beziehung auf die

*) Vergl. Vendid. 19 Farg., 44.

**) Vergl. Kleuker's Zend-Aveſta, Bd. I, S. 19 f.; Bd. III, S. 59 f., und Burnouf, Comment. sur le Yaçna, p. 294 sqq.

Schöpfung beſonders auch die gelten, daß Gott ſprach und es geſchah, daß er gebot und es ſtand da, und daß jeder Tag an ſeinem Theile, den Gott über ſeiner werdenden Schöpfung anbrechen ließ, zur Vollendung des Ganzen mitbeitragen mußte. Auf Grund dieſer durchaus anzuerkennenden Wahrheit und als ein Ausdruck für ſie ſtellte ſich, indem man noch nicht wußte, wie viel, wie unüberſehbar aus ſich heraus zu ordnen war und was Alles bis in's Einzelnſte hinein geſchehen mußte, wenn das Ganze vollendet werden ſollte, die Anſchauung ein, daß das ganze Schöpfungswerk nur Eine Woche, und daß jeder einzelne Theil derſelben nur Einen Tag gedauert habe.

Drittes Capitel.

Der Schriftbeweis für das Vorhergehende aus 1 Mos. 2, 4 ff.

§ 35.

Die Abweichungen in 1 Mos. 2, 4 ff. von 1 Mos. 1.

Der beste Beweis dafür, daß die Angaben der heiligen Schrift i
Betreff der Schöpfungszeiten in der von uns geltend gemachten freiere
Weise behandelt sein wollen, liegt in dem Umstande, daß sich dieselbe
keineswegs gleich bleiben. Vor Allem kömmt in dieser Beziehung sofort de
zweite Abschnitt der Urgeschichte, 1 Mos. 2, 4 ff., in Betracht, dessen Ab
weichungen von 1 Mos. 1 so sehr auf der Hand liegen, daß sie selbst vo
den entschlossensten Concordisten nicht gänzlich geleugnet werden können. E
ist, als ob eine besondere göttliche Fügung diesen Abschnitt deshalb mi
beigefügt hätte, damit das freiere Verhältniß der heiligen Schrift zu meh
äußerlichen Fragen der Wissenschaft gleich an ihrer Schwelle möglichst deut
lich erkannt werde. Wir werden die betreffenden Abweichungen zunächs
nachweisen, werden sie dann sowohl 1 Mos. 1 als auch den Resultate
der Naturwissenschaft gegenüber rechtfertigen, und werden sie zuletzt durch di
Entstehungsweise von 1 Mos. 2, 4 ff. zu erklären versuchen.

Nachdem der erste Abschnitt die Schöpfung im Ganzen behandelt ha
geht der zweite, der hier der Kürze wegen einfach als 1 Mos. 2 bezeichne
werden soll, ausführlicher auf die Menschenschöpfung ein, jedoch so, daß e
mehrfach in die Geschichte der Schöpfung im Ganzen zurückgreift und de
ersten Schöpfungsbericht nicht unbedeutend ergänzt.

Nach Kurtz hat nun freilich neuerdings auch noch Hölemann*) gege
eine Deutung dieses Stückes, welche in ihm Abweichungen von Cap. 1

*) „Die Einheit der beiden Schöpfungsberichte", Leipzig 1862.

statuirt, geltend gemacht, daß dasselbe von vornherein gar nicht anders als in völliger Abhängigkeit von Cap. 1 zu gebrauchen sei; selbstständig aufgefaßt, sei es ein „Convolut von Inconvenienzen“ und „die so vielfachen Unzukömmlichkeiten“ wären zugleich Widersprüche und Wirrsale in sich selbst (s. S. 6. 7). Denn da werde, abgesehen von dem „nebelhaften Eingange“ (dessen Licht sich aber nur bei vorgefaßten Meinungen entzieht), „1) der Mensch mitten in eine wüste und feuchte Erde hineingeschaffen, V. 6 f., und darnach erst 2) ein Paradies für ihn von Gott angepflanzt, und 3) der Mensch in dasselbe versetzt, V. 8; darauf erst 4) wachsen Bäume darin, V. 9; und 5) gehen zu seiner Bewässerung Ströme hinaus, V. 10—14. Hierauf 6) abermals die Versetzung des Menschen in den Garten“ u. s. w. Aber was soll das heißen? Unmöglich kann man doch behaupten, daß sich Cap. 2 ohne Cap. 1 nur in der angedeuteten wirren Weise verstehen lasse, daß Cap. 2 „für sich genommen“ wirklich so sehr „wider sich selbst“ sei. Was zunächst V. 7 und 8 betrifft, so mögen wir das erste Capitel, das uns übrigens darüber auch nicht den geringsten Aufschluß gibt, berücksichtigen oder nicht, es wird doch schwerlich Jemand aus diesen Versen herauslesen, daß der Herr den Garten erst hinterher, als der Mensch schon vorhanden war, gepflanzt habe; Jeder wird aus den Worten: „und er setzte den Menschen, welchen er gebildet, dort hinein“, leicht schließen, daß er denselben schon zu der Zeit, wo der Mensch in's Leben trat, fertig und bereit hielt, wird also das Folgeverhältniß, in welchem der 8. Vers allerdings zum 7. Vers steht, nicht für ein äußerliches, zeitliches, sondern für ein logisches, für eins im Gedanken Gottes halten, und sich daran erinnern, daß das Fut. c. V. conv. ein solches ebenso gut auszudrücken vermag, wie irgend ein anderes (vergl. Ew. § 344*). Denn daß Gott den Menschen erst eine Zeit lang anderswo hätte existiren lassen, ist ja schon an sich sehr unwahrscheinlich und widerspricht auch dem ganzen Geist der Erzählung, wonach gerade die ersten Anfänge des Menschen von einer besonders zarten Vorsorge und Liebe Gottes umwaltet wurden*). — Gehen wir dann zu V. 9—15, so ist es, auch ohne daß wir von Cap. 1 her irgendwelch Licht empfangen, was abermals gar nicht möglich ist, sonnenklar, daß der 9. Vers: „der Herr ließ sprossen allerlei Bäume“ nicht etwas erst auf das Pflanzen des Gartens Folgendes berichten, sondern das, was in V. 8 summarisch zusammengefaßt war, weiter ausführen will, und daß

*) Die entgegengesetzte Meinung mehrerer Kirchenväter und Rabbinen siehe bei Gerhard, S. 53 ff. Dagegen Hölemann, S. 27.

der 15. Vers daher nicht eine abermalige, sondern die schon in V. 8 kurz angedeutete Versetzung in's Paradies noch einmal erwähnt.

Verstehen wir Cap. 2 einfach seinem eigenen Wortlaut gemäß, indem wir uns jeder voreiligen Ausgleichung desselben mit Cap. 1 enthalten, so ergibt sich uns Folgendes.

1. Während das erste Capitel die anorganische und organische Schöpfung auf's Engste verbindet, indem es die Ausgestaltung des festen Landes und die Schöpfung der Vegetabilien dem einen dritten Tage zuweist und am vierten Tage mitten zwischen den Vegetabilien und Thieren die Gestirnschöpfung nachbringt, macht das zweite Capitel zwischen dem anorganischen Sein und den Organismen den Haupteinschnitt. Voran ist schon die Ueberschrift: „Dies sind die Zeugungen (oder Hervorbringungen) des Himmels und der Erde" (Cap. 2, 4) in dieser Beziehung charakteristisch. Daß nämlich diese Worte nicht etwa als Unterschrift zu dem vorhergehenden Abschnitt zu schlagen sind, wie Stähelin, Ewald, Bertheau, Knobel, Delitzsch (3. Aufl.) und Hölemann wollen, daß sie wirklich die Ueberschrift zu dem folgenden Abschnitt bilden, wie Hengstenberg, Baumgarten, Kurtz, Hofmann, DeWette, Tuch, Hupfeld und Keil richtig anerkennen, steht uns aus folgenden Gründen fest*). 1) Die Formel אֵלֶּה תוֹלְדוֹת oder auch die entsprechende וְאֵלֶּה תוֹלְדוֹת oder זֶה סֵפֶר תוֹלְדוֹת findet sich sonst durchweg nur an Ueberschrifts Stelle, was um so gewichtiger, als sie nicht einige, sondern zehn Mal schon allein in 1 Mos. vorkömmt. Was Hölemann (S. 10) dagegen anführt, daß אֵלֶּה ebenso gut rück- wie vorblickend sein kann, und daß sich Worte wie אֵלֶּה בְּנֵי יַעֲקֹב 1 Mos. 35, 26, (שֵׁם) אֵלֶּה בְּנֵי חָם 1 Mos. 10, 20. 31 auch zum Abschluß eines Abschnittes finden, hat schon Thiele vorgebracht (vergl. *Γένεσις*, S. 58), hat aber noch Niemand bezweifelt; es thut auch nicht das Geringste zur Sache, da es sich nicht um eine beliebige Wortverbindung mit אֵלֶּה, sondern um unsere stereotype Formel handelt. Schrader, der (S. 39) zudem noch darauf aufmerksam macht, wie wenig gut sich das nächste elohimische Stück Cap. 5, 1 ff. unmittelbar an eine solche Unterschrift angeschlossen hätte, sieht sich genöthigt, unsere Formel nach seiner Weise für versetzt zu halten und anzunehmen, daß ihr ursprünglicher Platz vor 1, 1 gewesen sei. — 2) Unsere Worte sind vor dem zunächst folgenden V. 4^{b}, ja auch noch vor V. 5 und 6 unentbehrlich: das Folgende bedarf, wie weiter unten noch eingehender dargethan werden soll, durchaus eines

*) Noch andere Gründe siehe bei Kurtz, Beiträge zur Vertheidigung der Einheit der Gen., S. 14 ff. Die Einheit der Genesis, S. L. XXVIII.

Satzes, an welchen es sich anlehnen kann. — 3) Der Sinn der Worte paßt viel besser zum Folgenden, als zum Vorhergehenden, ja, genauer betrachtet, zum Folgenden ganz allein. תּוֹלְדוֹת bedeutet nicht Entstehung, Entstehungsgeschichte — Hölemann weiß (S. 12) dafür nichts Besseres als 1 Mos. 25, 19 und 4 Mos. 1, 20 anzuführen —, mit andern Worten nicht das Erzeugtwerden, Hervorgebrachtwerden, wie Schrader (S. 31) annimmt*); es kündigt auch nirgends, was besonders beachtenswerth ist, die Entstehungsgeschichte der durch den Genitiv daneben bezeichneten Subjecte an, wie es als Unterschrift von Cap. 1 müßte, sondern vom Hiphil הוֹלִיד gebildet (ähnlich wie תּוֹכָחוֹת, die Rügen, vom Hiphil הוֹכִיחַ, vergl. Fürst Conc., p. 1347a), oder nach Olsh. § 213a noch einfacher vom Kal (unter Vergleichung von תּוֹצָאוֹת, תּוֹעֲפוֹת und vielleicht auch תּוֹלָדוֹת) bedeutet es Zeugungen**), und überschriftlich gebraucht besagt es, daß nicht sowohl von demjenigen selber, der im Genitiv daneben steht, als vielmehr von denen, die von ihm abstammen oder, wenn von ihm mit, von ihm als dem bloßen Anfang des mit ihm neu anhebenden Geschlechts die Rede sein soll***). Die Tholdot Therach führen Cap. 11, 27 nicht Therach's, sondern Abraham's Geschichte ein, die Tholdot Jacob haben erst Cap. 37, 2, wo die eigentliche Geschichte Jacob's vorbei ist, und diejenige Joseph's beginnt, ihre

*) Schrader vergleicht תּוֹרָה und תּוֹדָה, aber auch diese Worte haben eigentlich nur active Bedeutung: das Lehren, das Loben oder die Danksagung. תְּהִלָּה, das zudem vom Hithpael abgeleitet ist, beweist Nichts dagegen, vergl. 2 Chron. 22, 7.

**) Man würde, scheint es, diese Bedeutung in Cap. 2, 4 eher zugelassen haben, wenn die zeugende oder hervorbringende Thätigkeit Himmels und der Erde im Folgenden wirklich hervorgehoben wäre. Aber statt aus diesem Umstande gegen jene sonst hinreichend gesicherte Bedeutung zu argumentiren, darf man wohl vielmehr um ihretwillen annehmen, daß die folgende Darstellung, wonach der Herr den Menschen und die Thiere aus der Erde bildete, nicht so äußerlich zu verstehen ist, als wäre der Herr allein, als wäre nicht nach seinem Willen auch die Erde und zwar unter der befruchtenden Einwirkung des Himmels bei der Hervorbringung des Menschen und der Thiere, ja auch der Vegetabilien thätig gewesen.

***) Gegen die Deutung Hupfeld's, Stammverzeichniß, dann Stammgeschichte (vergl. S. 216 bei ihm), spricht nicht blos der Umstand, daß sie durch die unrichtige Herleitung des Nomens vom Hithpael gewonnen ist, sondern auch derselbe Grund, den Hupfeld S. 105 gegen die Bedeutung „Entstehung, Ursprung" geltend macht, daß nämlich der folgende Genitiv nie die Nachkommen selber, deren Stammverzeichniß gegeben wird, wie wenigstens zuweilen zu erwarten stände, sondern stets den Stammvater nennt. Zu הִתְיַלֵּד, „sich in ein Geschlecht einzeichnen lassen", neben תּוֹלְדוֹת kann man das syr. שׁרב (in familias descripsit) neben dem syr. שׁרבתא (familia) vergleichen. Doch ist הִתְיַלֵּד kein Denominativ, wie Schrader meint.

Stelle. Tholdot Abraham gibt es gar nicht, und zwar nur deshal nicht, weil Isaak's Geschichte, die allein so hätte bezeichnet werden könner theils derjenigen Abraham's, theils derjenigen Jacob's zugetheilt ist. Di Tholdot Jizchack Cap. 25, 19 umspannen in der That Etwas vo Isaak's eigener Geschichte mit, aber zuerst und hauptsächlich folgt doch di Geschichte der Geburt seiner beiden Söhne. 4 Mos. 3, 1 folgt nach de Ueberschrift: „dies sind die Tholdot Ahron's und Mose's", weder Ahron' noch Mose's Geschichte; es folgen vielmehr Ahron's Söhne und dann di Feststellungen in Betreff der Leviten, als welche am meisten den von Ahro und Mose ausgehenden neuen Entwicklungsstrom weiter zu leiten hatten. — Um die Formel: „dies sind die Tholdoth Himmels und der Erde" den noch auf Cap. 1, wo doch die Geschichte Himmels und der Erde selbe erzählt wird, beziehen zu können, muß Delitzsch geltend machen, daß sich j auch innerhalb des ersten Schöpfungsberichtes (und Schöpfungshergangs Himmel und Erde in ihrem chaotisch gewordenen Anfange als Anfangs glieder einer Reihe von Hervorbringungen fassen lassen. Allein die Frag ist die, ob sie dort wirklich so gefaßt sind, und das sind sie nicht, da konnten sie gar nicht. Himmel und Erde sind in Cap. 1 nicht der Aus gang, sondern das Ende der Geschichte (vergl. 2, 1); sie sind in erster Linie als das dargestellt, was selber erst wurde, wenn auch einige Einzelschö pfungen, wie die der Thiere, zugleich schon wieder als aus der Erde her vorgezeugt betrachtet werden. Erst in Cap. 2 ist die Darstellung soweit vorgeschritten, daß mit Voraussetzung der Entstehungsgeschichte Himmels und der Erde von demjenigen die Rede sein kann und wirklich auch ist, was von ihnen aus anhub und Gegenstand des weiteren Berichts wurde.

Was für die unterschriftliche Fassung unserer Formel einigermaßen sprechen könnte, ist zunächst der Umstand, daß sich dieselbe sonst nicht in jehovischem, außer in Cap. 10, 1 sondern nur in elohimischem Zusammenhange findet. Allein schon die eine Ausnahme Cap. 10, 1 vermag diesem Grund sein Gewicht zu nehmen. Oder behauptet man auf Grund der Ergänzungshypothese, daß auch diese Stelle ursprünglich elohimisch sei, daß das 10. Capitel überhaupt, ursprünglich elohimisch, erst durch Ueberarbeitung sein jehovisches Gepräge empfangen habe (Stähelin), so fällt erst gar alle Schwierigkeit weg. Wenn der Jehovist den Elohisten überarbeitete, so konnte er sich auch die Ueberschriftsformel von ihm aneignen und sie nach freier Analogie, z. B. von Cap. 5, 1, auf diesen seinen Abschnitt, den er vor Cap. 5, 1 einschob, anwenden. — Sodann kommt allerdings auch dies in Betracht, daß jener Sinn von תּוֹלְדוֹת הַשָּׁמַיִם וְהָאָרֶץ, den wir als den

einzig zulässigen erwiesen haben, etwas Auffälliges, etwas fast Allzukühnes hat. Allein wenn einmal die Analogie von Einfluß war und das Werk Einheit und Gleichartigkeit haben, wenn es, wie doch offen vorliegt, ein Tholdot-Werk sein sollte, so durfte das Auffällige, das Kühne des Ausdrucks schon deshalb nicht ein entschiedenes Hinderniß sein. Tholdot-Ueberschriften mußten beginnen, sobald es anging, d. h. sobald Himmel und Erde durch Gottes Schöpferthat in's Dasein gerufen und zu Hervorbringungen befähigt waren. Dazu kam aber, daß der Verfasser durch diese Ueberschrift gleich von vornherein das Verhältniß des zweiten Abschnittes zum ersten klar und scharf fixiren, daß er ihn trotz der Wiederaufnahmen, die darin vorkommen mußten, als eine Fortsetzung markiren und insofern auch in Betreff des Platzes, den er ihm anwies, legitimiren konnte. Ganz besonders entschied dafür, daß der kühne, ihm durch die Analogie an die Hand gegebene Ausdruck, so auffällig er auch zunächst scheinen mag, in Wahrheit dennoch ganz passend war, daß er sich wie kaum ein anderer eignete, den eigenthümlichen Gesichtspunkt, unter dem er das Folgende behandeln wollte, treffend hervorzuheben. Er wollte ja freilich nicht den Herrn, den eigentlichen Urheber, hintenansetzen, um statt seiner Himmel und Erde urheberisch agiren zu lassen; der Herr sollte der eigentliche Urheber bleiben, so gewiß wie er es bleibt, wenn er durch seinen Segen den Eltern Kinder erweckt. Um aber den Nachweis zu geben, wie es möglich war, daß der Mensch in Folge der Sünde dem Tode verfiel, ja Asche und Staub wurde, wollte er im Unterschiede von Cap. 1 hervorheben, welchen Antheil auch die Erde an seinem Hauptobject, an der Hervorbringung des Menschen, gehabt habe, und wollte dann auch weiter ausführen, wie sie so herrlich ausgerüstet worden sei, ihn zu nähren und zu beglücken, die Erde aber natürlich nur durch die Befruchtung, die ihr von Seiten des Himmels zu Theil wurde*). Und dann wollte er in dieselbe Zeit und Art, in der der niedere Theil des Menschen hervorgeboren wurde, auch die niederen Creaturen, die Gewächse und Thiere, mit einordnen, er wollte sie unter wesentlich demselben Gesichtspunkt betrachten, — und so standen sie wirklich alle zugleich vorwiegend als Tholdot Himmels und der Erde, als Hervorbringungen der Urschöpfung des Herrn vor seiner Seele**).

---

*) Auch Aristoteles sagte, daß der Mensch und die Sonne die Erzeuger des Menschen seien; s. Luther in Gen. enarr., p. 155.

**) Beachtenswerth ist es noch, daß uns dieselbe Betrachtungsweise in Betreff der Erde als einer gebärenden, ihrer Producte als ihrer Geburten auch in dem hier jedenfalls am meisten zu vergleichenden 90. Psalm begegnet; vergl. V. 2.

Schon in dieser Ueberschrift nun — und damit kommen wir auf das, was für uns die Hauptsache ist — steht der eine Theil der Schöpfung als der hervorbringende und daher frühere einem andern als dem erst hervorzubringenden und daher späteren gegenüber. Und zu dem erstern gehört nicht blos die Erde, sondern auch der Himmel, und mit diesem, wie sich von selbst versteht, zugleich Alles, was nöthig war, wenn das Hervorzubringende wirklich zu Stande kommen sollte, Sonne, Mond und Sterne, die nach Cap. 1 erst am vierten Tage geschaffen wurden. Diese Himmelslichter sind, wenn auch noch nicht vollkommen hell für die Erde hervorgetreten, um so mehr dazu zu rechnen, als ihre Entstehung im Folgenden nicht blos nicht erwähnt, sondern eigentlich schon in V. 6 vorausgesetzt wird*). Zu dem noch hervorzubringenden dagegen gehörten auch, wie gleich im Folgenden ausdrücklich versichert wird, die Gewächse, die nach Cap. 1 ein Werk schon des dritten Tages waren. Es gab also — das deutet sich uns hier von vornherein an — eine Zeit, wo nicht blos die Erde, sondern auch der Himmel mit dem, was dazu gehört, existirte, während dagegen die Gewächse u. s. w. noch fehlten. Und dauerte es nun auch bis zur Entstehung dieser Erzeugnisse nicht eben lange, verlegt sie auch unsere Ueberschrift selber noch in jene allgemeine Anfangszeit, wo auch Himmel und Erde erst geschaffen wurden — durch den Zusatz בְּהִבָּרְאָם, „da sie geschaffen wurden“ **) —, so wird doch dadurch an dem für uns so wichtigen Punkt Nichts geändert. Das anfängliche Nichtvorhandensein der Gewächse und Thiere hat nach unserem Verfasser sogar gedauert, bis der Herr an die Menschenschöpfung ging. Es führt uns das auf die folgenden Worte.

Das rechte Verständniß des Folgenden ist vor Allem durch die richtige Construction bedingt. Mit בְּיוֹם עֲשׂוֹת, womit V. 4b beginnt, könnte nach Analogie von בְּיוֹם בָּרֹא Cap. 5, 1 ein neuer Satz anheben. Es frägt sich dann aber, wo zu dieser Zeitbestimmung: „am Tage, da Jehovah Gott Erde und Himmel machte“, die dazu gehörige Aussage folgt. Findet man dieselbe mit Knobel und Hölemann in V. 5, so daß man übersetzt: „da war alles Gesträuch des Feldes noch nicht“, so hat man schon die Syntax, nämlich den Umstand, daß in V. 5 nicht das Verbum, sondern das Nomen mit וְ voransteht, gegen sich. Man wird schwerlich irgend eine analoge Satzbildung nachweisen können. Die Behauptung Ewald's § 348a, auf

*) Vergl. Hupfeld, Die Quellen der Genesis, S. 112.

**) Denn die Behauptung, daß der Infin. mit בְּ auch das Plusquamperf. *ausdrücken könne* (vergl. Ges., § 129. 3), scheint mir nicht hinreichend begründet.

die sich Hölemann beruft, daß das ו in jedem Zusammenhang und vor jedem Wort den Sinn der Gedankenfolge haben kann, ist nicht auf Fälle, wie der vorliegende einer ist, zu beziehen. Und obwohl das Verbum hier schon deshalb nicht unmittelbar an das ו treten konnte, weil es die Negation bei sich hatte, so hinderte doch Nichts, daß sich wenigstens letztere unmittelbar mit ו verband. Außerdem aber empfiehlt sich auch der Sinn nicht, den man in Folge dieser Construction gewinnt. Daß damals, wo der Herr Himmel und Erde machte, die Sträucher des Feldes noch nicht vorhanden waren, verstand sich so sehr von selbst, daß es nicht noch erst zum Gegenstand einer Hauptaussage gemacht werden konnte. Knobel sieht sich daher genöthigt, in V. 6 eine dieser negativen Aussage entsprechende affirmative zu finden und die zur Hauptsache zu machen; der Sinn von V. 6 sei: ein Nebel habe indeß, als Regen herabfallend, bald darauf die Entstehung der noch fehlenden Pflanzenwelt bewirkt. Schon hier aber können wir getrost behaupten, daß davon in V. 6: „und ein Nebel stieg auf von der Erde und tränkte die ganze Erdoberfläche", Nichts zu lesen steht. Hölemann sucht sich seinerseits in der Weise zu helfen, daß er in V. 5 vor Allem die Nichtexistenz nicht der Gewächse, sondern des Menschen, in V. 6 aber, in ergänzendem Gegensatz dazu, die Zubereitung des Stoffes, aus welchem der Mensch gebildet werden sollte, findet, woran sich dann in V. 7 die Bildung und Schöpfung des Menschen selber anschließe (S. 20). Ja er hat es gewagt, aus dieser Auffassung die Hauptlösung des Conflictes zwischen Cap. 1 und 2 herzunehmen. Der Verfasser habe in V. 5 und 6 nicht die ganze Zeit, die der Bildung des Menschenleibes vorherging, als eine vegetationslose bezeichnen, er habe nur die Zubereitung des betreffenden Stoffes, die schon da anhub, wo es noch keine Vegetation gab, erwähnen wollen, und sei von da aus naturgemäß ohne Weiteres zur Menschenschöpfung übergegangen (S. 19). Allein das Verhältniß, das er zwischen V. 5 und 6 statuirt, ist so deutlich wie möglich nicht vorhanden. Sinn und Tendenz beider Verse sind sichtlich andere.

Will man mit V. 4^{b} einen neuen Satz beginnen, so bleibt keine andere Wahl, als mit Hofmann und Bunsen V. 5 und 6 in Parenthese zu setzen und die Aussage in V. 7 zur Hauptaussage zu machen, so daß wir den Sinn gewinnen: am Tage, da Jehovah Gott Erde und Himmel machte (und es war noch keinerlei Gewächs, aber ein Nebel stieg auf, u. s. w.), da bildete Jehovah Gott den Menschen. Aber ein solch langer, parenthetischer Satzbau ist unwahrscheinlich, und zudem bleibt der Sinn, auf den es uns ankommt, wie sich gleich zeigen wird, auch so ganz derselbe.

V. 4 b und ebenso V. 5 und 6 zielen ohne Frage auf das hin, was in V. 7 folgt; sie wollen vorbereitend den Zeitpunkt schildern, in welchem der Herr den Menschenleib bildete. Aber sie zielen auf diese folgende Thatsache nur in Anlehnung an die vorhergegangene Ueberschrift, speciell an בְּהִבָּרְאָם; sie lehnen sich an V. 4 a an und können es, weil auch diese Ueberschrift schon auf V. 7 ff. hinaussieht. Das בְּיוֹם עֲשׂוֹת ist Appositon zu בְּהִבָּרְאָם und V. 5 und 6 bringen loser angehängte Sätze, die den betreffenden יוֹם, d. i. jene Zeit, wo der Herr den Menschen zu bilden im Begriff war, näher veranschaulichen. Das Ganze lautet demnach: „Dies sind die Hervorbringungen Himmels und der Erde, da sie geschaffen wurden, da Jehovah Gott Erde und Himmel machte; es war noch keinerlei Gesträuch des Feldes auf Erden, und keinerlei Gras des Feldes sproßte schon; denn nicht ließ regnen Jehovah Gott auf die Erde und ein Mensch war noch nicht, zu bebauen das Land; und ein Nebel stieg auf von der Erde und tränkte die ganze Fläche des Landes. Da bildete Jehovah Gott den Menschen", u. s. w.

Anmerkung. Ist für Hölemann der Zusatz: „am Tage, da Jehovah Gott Erde und Himmel machte", als bloßer Zusatz zu dem vorhergehenden „da sie geschaffen wurden" eine „ganz heterogene und unleidliche Tautologie, eine völlig unnütze und störende Zuthat ohne Gleichen" (S. 14), so braucht er auf seinem Standpunkt, von welchem aus er eine kritische Unterscheidung des ersten und zweiten Schöpfungsabschnitts nicht zuläßt, nur an die letzten Verse des vorigen Berichts (Cap. 2, 1—3), erinnert zu werden, deren Vorzug nicht Kürze, sondern breite Malerei ist; — jedenfalls aber wäre das bloße בְּהִבָּרְאָם zu kahl gewesen, zu kahl besonders für unsern Verfasser, der das Bedürfniß haben mußte, die Schöpfung Himmels und der Erde, auf die er nicht weiter eingehen wollte, doch wenigstens demselben Jehovah Gott beizulegen, zu dem er alles Folgende in Beziehung zu setzen hatte. — Delitzsch erkennt die Anlehnung von V. 4 b an V. 4 a als das Richtige an, sieht sich nun aber bei seiner unterschriftlichen Fassung von V. 4 genöthigt, die beiden folgenden Sätze als selbstständige abzutrennen und mit ihnen den neuen Abschnitt zu beginnen. Zu dieser Selbstständigkeit sind sie aber nicht recht geeignet; auch sind sie dazu, den Anfang des neuen Stücks zu bilden, so wenig angethan, daß Delitzsch, wie sich selbst corrigirend, andererseits selbst wieder von einer engen Anknüpfung an V. 4, der doch nach ihm zum ersten Bericht gehört, redet. Uebrigens ist V. 4 b ohne Zweifel jehovistisch, so daß die Anerkennung, er sei mit V. 4 a unzertrennbar verwachsen, auch das Zugeständniß, daß V. 4 a zu unserm jehovischen Abschnitt gehört, involvirt. Nicht blos der Gottesname, Jehovah Elohim, spricht für den jehovischen Charakter, sondern auch der ganze Satz selber, — denn, wie gesagt, man bemerkt hier das Bedürfniß des Verfassers, die Schöpfung Himmels und der Erde auf denselben Jehovah Gott zurückzuführen, der im Folgenden den Mittelpunkt bildet. Und dazu kömmt noch die eigenthümliche Wortstellung „Erde und Himmel", die sich nur noch Ps. 140, 13 findet. Den Namen Jehovah an sich kann Delitzsch allenfalls noch für „einen Eingriff des Jehovisten" erklären, der durch dies Ein-

ſchiebſel „die Grundthatſache der Schöpfung und die nun anhebende Menſchengeſchichte“ habe zuſammenklammern wollen; allein jene Wortſtellung, die man ohne Willkür nicht auf eine ändernde Hand zurückführen darf, hängt mit dieſem Namen auf's Engſte zuſammen. Sie erklärt ſich nicht, wie Delitzſch meint, aus einer Darſtellung, wie ſie Cap. 1 vorliegt, wonach die Erde als Feſtland früher da war, als der zu ihr gehörige Himmel mit ſeinen Geſtirnen; wenigſtens hat dieſer äußerliche Umſtand weder 1, 1, noch 2, 1 eine ſolche Umſtellung herbeizuführen vermocht. Wie die Wortſtellung „Himmel und Erde“ davon ausgeht, daß der Himmel das Größere und Erhabenere iſt, ſo muß die Umſtellung „Erde und Himmel“ von einem Geſichtspunkt herrühren, unter welchem die Erde den Himmel an Bedeutung überragt. Dieſer Geſichtspunkt aber iſt nicht vorhanden, ſo lange man von Elohim redet; er iſt erſt da, wo Jehovah vor Elohim tritt, wo die Erde die Beſtimmung erhält, der herrliche Wohnplatz Gottes bei den Menſchen zu ſein, und wo Gott als der ſich herablaſſende, offenbarende und Gemeinſchaft ſtiftende, alſo als Jehovah vor der Seele des Redenden ſteht.

Von derjenigen Zeit alſo, die bis an die Bildung des Menſchenleibes hinanreicht, heißt es V. 5: „Es war noch keinerlei Geſträuch des Feldes auf Erden, auch ſproßte noch keinerlei Gras des Feldes.“ Schon im Talmud (Chullin 60ª) iſt die Anſicht vorgetragen, und von älteren Theologen, in der neueren Zeit auch von Ranke, Hengſtenberg und A., denen es um Uebereinſtimmung mit Cap. 1 zu thun war, iſt ſie adoptirt worden, daß hiermit nur die Sichtbarkeit oder das Wachsthum, nicht jegliches Vorhandenſein der Gewächſe in Abrede geſtellt werde, und auch das Wachſen und Sproſſen, ſo zu ſagen, nur für einen Augenblick. Denn der 6. Vers „und ein Nebel ſtieg auf von der Erde und tränkte das ganze Land“, wolle offenbar auf den befruchtenden Niederſchlag hindeuten, durch welchen die weitere Entwicklung veranlaßt wurde. Allein nicht deſſen einmal, daß ſie die Harmonie mit Cap. 1 in dieſer Weiſe wirklich erreicht, kann ſich dieſe Erklärungsweiſe rühmen. Cap. 1, 12 heißt es, die Erde habe fruchttragende Bäume hervorgehen laſſen, und Gott habe geſehen, das es gut ſei. Mochten dieſe Bäume klein oder groß ſein, jedenfalls verdienten ſie den Namen von Bäumen; hier dagegen würde geſagt ſein, daß ihnen nicht einmal der Name von Geſträuchen gebührt habe. Dort in Cap. 1 erreicht die Vegetationsſchöpfung gleich am dritten Tage ihren Abſchluß, hier hätte ſie ſich dagegen nur der leiſeſten Anfänge erfreut. Zudem iſt nun aber jene Deutung offenbar erkünſtelt. Die ſo klar lautenden Worte: „es war noch keinerlei Geſträuch auf (oder in) der Erde“, laſſen keinen andern Sinn zu, als daß es noch ganz und gar, daß es auch noch an den erſten Anfängen des Geſträuches gefehlt habe, und zwar um ſo weniger, als טֶרֶם mit dem Futurum verbunden iſt. Wenn טֶרֶם, ſo wie hier, auf eine Haupt-

begebenheit (das Bilden des Menschen) hinsieht, so sagt es mit dem Perf. aus, daß Etwas noch nicht ganz zu Stande gekommen war, mit dem Fut., daß Etwas noch nicht einmal angefangen hatte, als das Hauptfactum eintrat (vergl. z. B. 1 Mos. 24, 15; Ps. 90, 2; Sprüchw. 8, 25; 2 Mos. 12, 34; Jes. 3, 1, aber auch 1 Mos. 24, 45). Außerdem leuchtet leicht Folgendes ein: 1) Auch die ersten Anfänge schon würden שִׂיחַ, „Gesträuch", zu nennen gewesen sein; der Satz „Gesträuch war noch nicht" wäre also nicht richtig gewesen. 2) עֵשֶׂב im Folgenden: „auch sproßte noch keinerlei Gras", läßt sich leicht nach הָיָה, הָיְתָה dagegen keineswegs nach עֵשֶׂב verstehen. 3) Es ist von vornherein wenigstens sehr wahrscheinlich, daß Derjenige, der nach der Ueberschrift die Hervorbringungen des Himmels und der Erde, wozu zweifelsohne auch die Erzeugung der Gewächse gehört, noch erst erzählen will, ein Vorhandensein der Pflanzen nicht schon voraussetzen wird. Man ist daher auch im Allgemeinen über den Sinn von V. 5 (wenigstens V. 5ª) nicht mehr im Zweifel.

Ebenso deutlich aber ist im Grunde V. 6. In V. 6 mit Kurtz, Hofmann, Delitzsch und Knobel Etwas von Aufhebung des in V. 5 hervorgehobenen Mangels zu finden, geht unmöglich an. Die Affirmation, daß durch den Nebel Regen und durch den Regen Gewächse entstanden seien, hätte, wenn sie wirklich als eine solche hätte verständlich sein sollen, nach einer so ausdrücklichen Negation, wie die in V. 5 ist, auch ihrerseits sehr ausdrücklich und bestimmt lauten müssen. Da zudem der 5. und 6. Vers, wie wir gegen Knobel und Hölemann gesehen haben, keine absoluten Sätze enthalten, da sie vielmehr beide in Beziehung auf die Hauptaussage in V. 7 nur vorbereitend sind, da sie beide ein und dieselbe Zeit, in welche die Menschenschöpfung fiel, veranschaulichen, — so kann man auch den 5. Vers nicht so abgerissen verstehen, als besagte er, es habe vorher einmal eine Zeit gegeben, wo es noch an jeglicher Vegetation mangelte, und den 6. Vers nicht so gegensätzlich, als besagte er: dann aber habe der Niederschlag des Nebels das Fehlende erzeugt. Man darf in V. 6 Nichts suchen, was erst nach dem in V. 5 Besprochenen eintreten konnte; es kann nur Etwas gemeint sein, was sich mit dem in V. 5 ausgesagten Mangel sehr wohl vertrug. Und das kann nichts Anderes sein, als daß damals in jener noch öden, vegetationslosen Zeit nur noch erst ein vorbereitender Proceß, daß dieser aber allerdings stattgehabt habe, so daß sich dann die eigentliche Gewächsschöpfung zur rechten Zeit daran anschließen konnte. Der 6. Vers will den Umstand, daß jene Zeit nur noch erst eine bloße Vorbereitungszeit gewesen, noch bestimmter durch eine positive Angabe hervorheben und will zu-

gleich auch wohl dem nach V. 5 naheliegenden Mißverſtändniß begegnen, als wäre die Erde urſprünglich nicht blos noch nicht vollkommen, ſondern auch poſitiv fehlerhaft geweſen.

Daß es nach unſerem Verfaſſer erſt zum eigentlichen Regen habe kommen müſſen, ehe die Vegetation habe entſtehen können, folgert man aus V. 5 b mit Unrecht. Es iſt gar nicht abzuſehen, warum jener Begründungsſatz: „denn nicht ließ regnen Jehovah Gott auf die Erde, und ein Menſch war nicht, zu bearbeiten die Erde", den Regen anders hätte in Betracht ziehen ſollen, als die unmittelbar daneben erwähnte Arbeit des Menſchen, die doch ganz offenbar nicht zur Hervorbringung nöthig war. Der Sinn kann, ja muß ſein nicht: „Jehovah Gott hatte noch nicht regnen laſſen", ſondern: „er ließ noch nicht regnen", d. h. der Satz muß beſagen wollen, daß es noch an dem, was nicht zur Hervorbringung, wohl aber zur Pflege und Erhaltung nöthig war, gefehlt habe. Dieſe Begründungsweiſe aber muß davon ausgehen, daß Gott das Eine ſo lange ungeſchaffen läßt, als er noch nicht das Andere, mit dem es zu innig zuſammenhängt, als daß es ohne daſſelbe beſtehen könnte, zu Wege zu bringen vermag: es muß jener ſelbe Gedanke der innigen organiſchen Zuſammengehörigkeit der einzelnen, beſonders der organiſchen Schöpfungsglieder ſein, der unſere Darſtellung durchweg beherrſcht. Achten wir auf das Folgende, beſonders auf V. 8 und 9, ſo deutet ſich da die Nothwendigkeit einer Präcedenz des Regens keinenfalls an; im Gegentheil ſcheint es faſt, als wenn im Paradieſe der Regen ebenſo wenig wie für die Entſtehung, auch für den Beſtand der Gewächſe nöthig geweſen wäre. Indem der Paradieſesgarten von ſeinem herrlichen Strom voller Segenswaſſer hinreichend Kühlung und Befruchtung empfing, ſcheint über ihm faſt ein ewig heiterer Himmel gelächelt zu haben. Die Grundangabe: „denn der Herr ließ noch nicht regnen" ſcheint nur auf die Sträucher und Gräſer außerhalb des Paradieſes, nur auf die des Feldes, in Beziehung auf welche ſie geſetzt iſt, ihre Anwendung zu haben. In Beziehung auf dieſe aber ſteht ſie zu allen jenen Vorſtellungen, als hätte es bis auf die Sündfluth hin nicht geregnet, als habe es da auch noch gar keine Wolkenbildung gegeben, u. ſ. w., deutlich genug im Gegenſatz.

Die Meinung, daß im 6. Vers die Andeutung von Regenbildung und Vegetationsſchöpfung gefunden werden müſſe, kann nur den einen Umſtand für ſich geltend machen, daß im Folgenden das Entſtehen der Gewächſe (außer der Paradieſesbäume, V. 8) nirgends mehr erwähnt, wohl aber das Beſtehen derſelben ſchon bei der Thierſchöpfung und dann beſonders

Cap. 3, 18 vorausgesetzt wird. Indeß verliert dieser Umstand dadurch sein Gewicht, daß der Verfasser es in erster Linie nur mit der Geschichte des Menschen zu thun hat, und alles Uebrige nur insoweit zu erwähnen braucht und auch wirklich nur in Betracht zieht, als es für den Menschen von Belang ist. In Folge deß genügte es für ihn, ausdrücklich blos von den Bäumen des Gartens in Eden zu reden, V. 8 und 9. Daß der Herr da auch zugleich die übrigen Gewächse habe hervorsprossen lassen, konnte ebenso gut als selbstverständlich übergangen werden, wie es die Schöpfung der Fische in V. 19 ist. Es wird aber um so gewisser, als der Herr zugleich mit denjenigen Thieren, die für die Nähe des Menschen bestimmt waren, auch die übrigen, selbst das Wild des Feldes, geschaffen hat, welche der Feldvegetation nicht entbehren konnten.

Es frägt sich für uns nur noch, wenn wir zum vollen Verständniß gelangen wollen, was dieser so eigenthümliche Eingang des zweiten Abschnitts, diese auffallende Bemerkung, daß es damals, wo die Hervorbringungen des Himmels ihren Anfang nehmen sollten, daß es also bis zur Bildung des Menschenleibes auf dem Felde weder Gesträuche noch Gras gegeben habe, daß nur noch erst ein Nebel von der Erde aufgestiegen sei, das Land zu befruchten, bezweckt und mit welchem größeren Gedanken diese Einleitung zusammenhängt. Hupfeld, der sich sehr sorgfältig auf diesen Punkt eingelassen hat, sagt: „die Beschreibung ist negativ auf noch nicht vorhandene Dinge gerichtet, um sogleich auf die Punkte hinzuweisen, die Gegenstand und Ergebniß der folgenden (aus dem Paradies hinausführenden) Entwicklung sind (namentlich auf das עֵשֶׂב הַשָּׂדֶה, das dem Menschen nach dem Falle zur Nahrung zugewiesen wird; 3, 18), und zum Voraus den Gesichtspunkt der Geschichte zu bezeichnen; es sind dabei gewisse Arten von Gewächsen genannt (עֵשֶׂב הַשָּׂדֶה und שִׂיחַ הַשָּׂדֶה), um ihre verschiedenen Bedingungen anzugeben (Gottes Regen besonders für das Gesträuch und des Menschen Arbeit für das Gras oder Getreide), und diese Bedingungen sind angegeben, um ihre Erfüllungen einzuführen, die in der folgenden Geschichte nach einander eintreten“ (S. 118). Allein da nun die Erfüllungen, das Eintreten des Regens und die Entstehung der Feldvegetation, wie eben besprochen wurde, so wenig ausdrücklich berichtet, da sie im Gegentheil gänzlich verschwiegen werden, so werden wir uns doch eine im Text mehr begründete und wo möglich auch einfachere Ansicht zu verschaffen suchen müssen*). Nur das

*) Hupfeld's Auffassung des Eingangs hängt mit seiner Meinung zusammen, der Verfasser habe mit שָׂדֶה und בְּרִי eine zweifache Naturordnung, d. i. zwei auf

ist an Hupfeld's Meinung sicher richtig, daß das so ausdrücklich wiederholte שִׂיחַ in V. 5 (Feldgesträuch und Feldgras), welches in der ganzen folgenden Darstellung im Unterschied vom Garten und Eden, oder nach sinniger Vergleichung, vom Allerheiligsten und Heiligen das äußerste und weiteste Bereich rundumher, so zu sagen, den Vorhof draußen bezeichnet, seinen besonderen Zweck haben muß. Es kann dadurch nicht das für den Genuß des Menschen Ungeeignete „scharf betont" werden sollen, wie Hölemann S. 15 behauptet, indem er in Parenthese beisetzt: agreste, Feld-, d. h. wilder Strauch, wilde Staude: — diese Ansicht ist Cap. 3, 18 gegenüber rein unmöglich. שָׂדֶה, „Feld", ist das zum Hervorbringen von Gewächsen geeignete Land, wie es für gewöhnlich oder an sich, ohne daß es in Gartenland verwandelt ist, zu sein pflegt — und der Verfasser verneint das Vorhandensein speciell der Feldgewächse, weil, wenn überhaupt irgendwelche, am ehesten noch sie vor dem Auftreten des Menschen hätten vorhanden sein können —, weil er in dieser Weise auch (und das ist ihm ohne Zweifel die Hauptsache) den großen Gegensatz, der zwischen der vormenschlichen und menschlichen Schöpfungsperiode obwaltete, am allerschärfsten hervorheben konnte. Die Absicht des Verfassers nämlich kann nicht wohl eine andere gewesen sein, als die, den großen Um- und Aufschwung, der in den verschiedenen Bereichen der Natur mit den Anfängen des Menschen, ihm zu Gute, verbunden gewesen ist, den Umstand, daß der Anfang aller Gewächse und Thiere erst von dem Anfang des Menschen ab datirt, besonders kräftig zu markiren. Während es vorher, will er sagen, noch gar Nichts von Vegetation gegeben hatte, weder hohe (שִׂיחַ) noch niedere (עֵשֶׂב), habe der Herr, sowie er nur den Menschen in's Dasein gerufen, sogar die schönsten und herrlichsten Repräsentanten dieses Schöpfungsbereiches, die lieblichen Para-

---

einander folgende Stufen der Natur andeuten wollen, mit נָא die ursprüngliche, die für die frisch aus Gottes Händen kommende, vollkommene Menschheit bestimmt war, und mit שָׂדֶה die spätere für die gefallenen Menschen. Daß aber נָא und שָׂדֶה nicht nach, sondern neben einander zu denken sind, ist unzweifelhaft und schon deshalb gewiß, weil Hupfeld in Folge seiner vorgefaßten Meinung wieder und wieder auf Widersprüche im Texte stößt, die er sich nur als „Anachronismen", in der „Selbstvergessenheit" des Autors wurzelnd, zu erklären vermag. Es verträgt sich ja damit nicht, daß Gott V. 19 und 20 nicht blos בְּהֵמָה, sondern auch חַיַּת הַשָּׂדֶה, „das Wild des Feldes", schafft, und daß er den Menschen beauftragt, den Garten nicht blos zu bearbeiten — und selbst das ist für Hupfeld, der die ursprüngliche Stufe als ein Mittelding zwischen Himmel und Erde nicht als etwas wirklich Irdisches denkt, zu viel —, sondern auch zu bewahren, S. 119 ff. 217.

dieſesbäume ſofort hervorſproſſen laſſen*). Jene Unterſcheidung alſo zwiſchen der Zeit der anorganiſchen und derjenigen der organiſchen Schöpfung, die wir als das zuerſt in Cap. 2 Bemerkenswerthe hervorhoben, iſt nicht blos nebenbei mit untergelaufen, ſondern gibt ſich ſogar als Gegenſtand beſonderer Abſichtlichkeit zu erkennen.

2. Zum Andern fällt es uns in Cap. 2 auf, daß die Schöpfung der Vegetation, wie wir ſchon ſahen, mit der Menſchenſchöpfung als gleichzeitig zuſammengefaßt wird. Aehnliches aber wie von den Vegetabilien gilt auch von den Thieren.

Jehovah Gott ſagt in V. 18 „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei, ich will ihm eine Hülfe machen, wie ihm gemäß.“ Und nun wird in V. 19 erzählt, Jehovah Gott habe allerlei Thiere gebildet und zum Menſchen gebracht, zu ſehen, wie er ſie nennen (zu ſich in Verhältniß ſetzen) würde; der Menſch habe ſie auch benannt, aber eine Hülfe, wie ihm gemäß, habe er nicht darunter gefunden (V. 19 und 20). Da habe dann Jehovah Gott einen tiefen Schlaf auf den Menſchen fallen laſſen und eine Rippe deſſelben zum Weibe ausgebaut. — Um unſern Abſchnitt mit Cap. 1 in eine äußerliche Uebereinſtimmung zu bringen, muß man annehmen, daß das: „Jehovah Gott bildete allerlei Thiere“ (V. 19) plusquamperfectiſch gemeint und daß die Erwähnung der Thierſchöpfung hier nur nachträglich eingeſchaltet iſt; die eigentliche Fortſetzung der Erzählung liege erſt in dem: „und er brachte ſie zum Menſchen“. Gott habe im Menſchen ein Bewußtſein von der Kluft, die zwiſchen ihm und dem Thiere ſei, und ein Verlangen nach der, die allein ſeinem Alleinſein ein Ende machen konnte, erzeugen wollen. Allein wenn es auch wahr iſt, daß zuweilen in etwas ungenauer Darſtellungsweiſe ſtatt plusquamperfectiſch, imperfectiſch geredet wird, ſo kann es doch hier nicht wohl angenommen werden. Warum hätte der Verfaſſer die Thierſchöpfung überhaupt miterwähnt? warum hätte er nicht das, was ihn angeblich allein intereſſirte, daß Gott die Thiere zum Menſchen brachte,

*) Die richtige Erkenntniß von dieſer Abſicht und dieſem Gedanken findet ſich bei Ewald, wenn er ſagt: „Da der Menſch nach dem Grundſinn dieſer Erzählung ſo hoch ſteht, daß erſt um ihn und für ihn alles übrige Einzelne auf der Erde erſchaffen wurde, ſo beginnt ſie damit, wie er ſchon, ehe noch das Chaos (?) ganz zu Ende war, erſchaffen ſei, als hätte Gott ſelbſt ſeiner bedurft, um ſeinetwillen das uralte, finſtere Chaos vollends zu beſeitigen.“ (Jahrb. II, S. 151.) Aber auch Ranke erkennt hier, obwohl bei unrichtiger Deutung des 6. Verſes, daß erſt der Menſch diejenige Creatur ſei, für welche der Schmuck der Erde entſtehen, der er ſich zu Dienſte ſtellen mochte.

unmittelbar und allein an V. 18 angeschlossen. Wenn Cap. 1 und 2 wirklich so eng zusammenhängen, wie man so entschieden voraussetzen zu müssen meint, so hätte von der Thierschöpfung um so weniger noch einmal die Rede zu sein brauchen. — Außer auf Cap. 1 beruft man sich für die plusquamperfectische Fassung auch auf den Umstand, daß der Gedanke, Gott habe, um dem Menschen eine ihm entsprechende, ebenbürtige Hülfe zu schaffen, zunächst nur unbefriedigende Thiergestalten zu Stande gebracht, zu inept sei, als daß er dem Verfasser zugetraut werden dürfe. Einen solchen Gedanken hier zu finden, sei ebenso „lächerlich" als, da der erste Mensch Gott sofort gelungen sei, „widersinnig" *). Aber, was thöricht ist, ich will nicht sagen, vor der Welt, aber doch vor den Menschen, das hat Gott auch hier wieder einmal erwählt; ja, was man lästerlich nennt, ist vor ihm wohlgefällig gewesen. Der Gedanke, daß die Schöpfung der ganzen Natur um uns her, daß vor Allem die der Thiere von der göttlichen Absicht getragen und bestimmt sei, das Alleinsein des Menschen aufzuheben, d. h. Wesenheiten, die dem Menschen immermehr entsprechen, zu erzeugen, und daß sich diese Absicht in der Thierwelt doch nur noch sehr mangelhaft verwirklicht habe, so daß da höchstens von einem עֵזֶר, aber nicht von einem עֵזֶר כְּנֶגְדּוֹ die Rede sein könne, dieser Gedanke ist nicht blos die Grundlage des Buches von Keerl, welcher, um vom Ebenbilde Gottes zu schreiben, im ersten Baube vor Allem die Geschichte der ganzen Schöpfung abgehandelt hat — ohne freilich an unserer Stelle die Berechtigung dazu zu erkennen —, sondern er beherrscht auch vielfach die ganze Weltbetrachtung so tiefsinniger Naturforscher wie Steffens, Schubert und Anderer. Wem es so ärgerlich ist, daß die Thiere von einer Absicht oder Idee aus geschaffen sein sollten, die durch sie nicht vollständig verwirklicht wurde, Der erinnere sich doch daran, daß sich auf den unteren Stufen der Natur überall und zwar zuerst nur sehr leise, aber für das sinnig forschende Auge schon immer erkennbar genug, göttliche Absichten oder Ideen andeuten, die erst auf den höheren zur vollen Verwirklichung gelangen. — Es verhält sich offenbar so, daß man durch jene plusquamperfectische Fassung des וַיִּצֶר in V. 19, durch die man eine Thorheit wegthun möchte, eine große, weitgreifende Wahrheit aus der Bibel entfernt. Dem Satze aber, daß man die Schöpfung der Thierwelt nicht für eine Folge jener göttlichen Absicht, dem Menschen eine ihm gemäße Hülfe zu schaffen, halten dürfe, weil die Thiere derselben so wenig entsprochen hätten, können wir wohl den gegentheiligen gegenüberstellen, daß die Schöpfung der Thierwelt hier schon deshalb, weil sie durchweg so sehr von jener Absicht

*) Hölemann, S. 81.

zeugt, am besten in's Folgeverhältniß zu ihr gesetzt, daß also וַיִּצֶר schon deshalb am richtigsten imperfectisch genommen wird.

Wir haben aber dafür auch noch einfachere und näherliegende Beweise. Schon der 5. und 6. Vers geben einen solchen her. Da es keinerlei Vegetation vor dem Menschen gegeben hat, so Thiere, die schon auf ihren niedrigsten Stufen Vegetabilien zu ihrer Nahrung bedürfen, offenbar noch viel weniger. Sodann kömmt es auch in Betracht, daß unser Verfasser die Erzeugungen oder Hervorbringungen Himmels und der Erde noch erst berichten will. Da dazu aber nicht blos der eine Mensch, sondern auch die Thiere gehörten, von denen ausdrücklich bemerkt wird, daß der Herr sie aus der Erde gebildet habe, so ist es klar genug, daß ihre Schöpfung nicht in Parenthese nebenher, nicht plusquamperfectisch, sondern als ein eigentliches Object unseres Verfassers am gehörigen Orte mit aufzuführen war.

Es könnte sich nur noch fragen, ob nicht das Futurum c. V. conv., womit sich die Erzählung der Thierschöpfung in V. 18 einleitet: „Und Gott sprach, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", ebenso sehr wie dasjenige in V. 8, wo die Pflanzung des Paradieses beigefügt wurde, etwas Gleichzeitiges einführe. Dagegen aber spricht, wenn auch kein formeller, so doch ein sachlicher Grund, nämlich der Inhalt der göttlichen Rede, welche das Sein des Menschen bereits voraussetzt. Als Gott so wie in V. 18 sprach, mußte der Mensch wenigstens schon im Werden begriffen sein.

Man hat sich für die Priorität der Thierschöpfung auf die Bemerkung in V. 15 berufen, daß der Herr Adam beauftragt habe, den Garten nicht blos zu bearbeiten, sondern auch zu bewahren. Wenn anders es aber wirklich zu dem Berufe des Menschen in Betreff des Gartens gehörte, der Unvernunft der Thierwelt mit Vernunft zu begegnen und auch in dieser Weise zur Verwirklichung der göttlichen Zwecke in der Natur mitzuwirken, so hatte der Verfasser volles Recht, ja volle Veranlassung, da, wo er das dem Menschen von Gott verordnete Verhältniß zum Garten behandelte, dies Moment sogleich mit hervorzuheben, mochte es sofort praktisch werden oder nicht.

3. Zuletzt ist noch die Zerlegung der Menschenschöpfung in Mannes- und Weibesschöpfung in Cap. 2 bemerkenswerth. In diesem Punkte hat man nicht die Abweichung von Cap. 1 zu leugnen vermocht; man hat nur die Bedeutung derselben zu verringern versuchen können. Die Aelteren, die an einer ganz strikten Uebereinstimmung von Cap. 1 und 2 festhielten, sahen sich genöthigt, anzunehmen, daß Alles, was das 2. Capitel von der Schöpfung des Menschen und der Einführung desselben

in das Paradies, von dem Verbot des Baumes der Erkenntniß und dem ersten Umgang Gottes mit Adam, von der Herbeiführung all der eben geschaffenen Thiere, von ihrer Benennung, von dem tiefen Schlaf Adam's und der Bildung des Weibes aus seiner Rippe erzählt, dem einen sechsten Schöpfungstage angehöre*). Lightfoot war überzeugt, daß Gott Adam und Eva schon bis um neun Uhr geschaffen, und daß Eva, als inzwischen ein Theil der Engel, durch das Glück des Menschenpaars zum Neid gereizt, abgefallen war, bereits um die Zeit der Mittagsmahlzeit von der verbotenen Frucht gegessen habe. Am Abend sei dann der Herr erschienen und habe beim Beginn des ersten Sabbaths die erste Predigt vom Erlöser vernehmen lassen**). — In neuerer Zeit dagegen haben auch die Concordisten im Allgemeinen anerkannt, daß solche Hypothesen durchaus willkürlich und höchst gezwungen sind. Indem man zugab, daß man kein Recht habe, die Schöpfung des Weibes gleich in denselben Tag mit einzuzwängen, an welchem der Mann erschaffen wurde, suchte man sich vielmehr durch die Annahme einer Anticipation in Cap. 1 zu helfen. Der Verfasser von Cap. 1 habe, was eigentlich einer etwas späteren Zeit angehörte, um der inneren Zusammengehörigkeit willen, in summarischer Weise bei Gelegenheit des sechsten Tagewerks sogleich miterzählt.

Allein so gut man hier ein Recht zu der Annahme einer solchen Zusammenfassung oder Zusammenschauung hat, hat man es auch bei jedem andern Tagewerke. Die Schöpfung des Weibes ist ja in der Reihe der Glieder ihres Schöpfungstages nicht etwa so unwesentlich, daß sie leichter als etwas Anderes ohne merklichen Schaden für das Uebrige hinweggedacht werden könnte. Im Gegentheil ist ohne sie der Segen, den Gott über das erste Elternpaar ausspricht, ohne sie der Abschluß des sechsten Tages, ohne sie der Abschluß des ganzen Schöpfungswerkes in Cap. 1, 31, besonders jenes טוֹב מְאוֹד undenkbar. Denn, daß der Mensch allein war, fand Gott לֹא טוֹב Cap. 2, 18. Dies לֹא טוֹב muß, wie Delitzsch S. 158 mit Recht bemerkt, diesseits des טוֹב מְאוֹד Cap. 1, 31 gelegen sein. Ohne das Weib geschaffen zu haben, konnte Gott auch auf seine Schöpfungsthätigkeit noch nicht den vollen und ganzen Sabbath folgen lassen. — Genug aber, die freiere Stellung zu den Zeitangaben in Cap. 1, die uns das 2. Capitel

*) Vergl. z. B. Lutheri in Gen. enarr. I, p. 181 u. J. Gerh. Comment. in Gen. c. II.

**) Vergl. Lightfooti Paucae ac novae Quaest. in Gen. I, v. 24 u. Chronica temporum zu Gen. c. 3.

durchweg anweist, vertritt es am allerklarsten noch in diesem letzten Abschnitt, wo es von der Weibesschöpfung handelt.

§ 36.

Die Rechtfertigung der Abweichungen in Cap. 2.

Wir haben, indem wir das 2. Capitel als einen Beweis für die freiere Behandlung von Cap. 1 geltend machten, vorausgesetzt, daß die Darstellung in ihm auf die Würde eines Offenbarungsberichts ebenso gut Anspruch hat, wie die in Cap. 1. Es frägt sich aber, ob wir dazu wirklich berechtigt sind, ob diese Darstellung bei ihren Abweichungen von Cap. 1 nicht willkürlich und demnach auch bedeutungslos ist.

Man könnte zu ihrer Vertheidigung vor Allem darauf Werth legen, daß sie theilweise naturwissenschaftlich richtiger ist. Denn darin, daß sie den Himmel mit seinen Gestirnen beim Anfang der organischen Schöpfung als bereits vorhanden setzt, daß sie auch vor dem Hervortreten der Vegetation eine Vorbereitungszeit, wo die Erde ihres Schmuckes und ihrer Bevölkerung gewissermaßen noch harrte, vorhergehen läßt, liegt eine Annäherung an das, was die Naturwissenschaft lehrt, auf der Hand. Besonders ist das zweite Moment, das spätere Hervortreten der Vegetation, in dieser Beziehung wichtig. Es liegt darin eigentlich Zweierlei, was nach dieser Seite hin in Betracht kömmt. Daß zunächst von dem Anorganischen als dem schon Vorhandenen das Organische als das erst Hervorzubringende scharf gesondert wird, das stimmt ganz damit, daß auch die Geologie zwischen diesen beiden Schöpfungstheilen einen Haupteinschnitt macht. Die Geologie beginnt nämlich mit dem Anfang der organischen Schöpfung ihre zweite große Schöpfungsperiode. Sie sieht sich von verschiedenen Seiten her zu der Annahme gedrängt, „daß organisches Leben erst entstand, als die Erde ihrer heutigen Beschaffenheit sich genähert hatte und bereits alle die wesentlichen Eigenthümlichkeiten besaß, welche ihren dermaligen Charakter als Himmelskörper ausmachen" *). Sie beschreibt schon die damalige Beschaffenheit der Erde, wie viele Umwälzungsperioden auch nachher noch eintreten mochten, in einer Weise, daß das Wort unsers Berichts: „ein Nebel stieg auf von der

*) Burmeister, S. 269.

Erde und tränkte die ganze Fläche des Landes" sehr wohl als Motto darauf paßt. — Daß sodann aber das 2. Capitel dasjenige, was das erste in den einen dritten Tag eng zusammengedrängt hat, als weiter auseinanderliegende Begebenheiten kennzeichnet, daß es also wenigstens diesen dritten Schöpfungstag — ebenso aber verhält es sich in ihm auch mit dem Tage der Menschenschöpfung —, so zu sagen zu einer Schöpfungsperiode auseinanderdehnt, das hat die Naturwissenschaft insofern für sich, als ja auch sie für jene Schöpfungswerke, welche das 1. Capitel als Tagewerke behandelt hat, viel längere Zeiten fordert.

Indeß gibt es doch auch wieder einen Punkt, in Betreff dessen sich das 2. Capitel weniger gut als das erste mit den naturwissenschaftlichen Resultaten vereinigen läßt. Es ist die frühe Zeit, die es der Menschenschöpfung anweist, welche nach der Paläontologie an den Anfang nicht der zweiten, sondern der dritten Schöpfungsperiode gehört*). Und schon dieser Eine Punkt wäre, wenn es nicht schon ohnedem feststände, ganz genügend, um Jedem zu beweisen, daß die Rechtfertigung unsers Capitels überhaupt nicht aus dem besseren Verhältnisse desselben zur Naturwissenschaft, sondern aus viel höher liegenden Gesichtspunkten hergenommen werden muß. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß es nicht eine bessere Kenntniß von dem objectiven Schöpfungshergange war, was dies Capitel zu seinen Abweichungen von Cap. 1 führte, daß sich seine Darstellung vielmehr ebenso gut wie diejenige in Cap. 1 vor Allem durch gewisse allgemeine Wahrheiten bestimmen ließ. Wir haben zu seiner Rechtfertigung Folgendes zu bemerken.

1. Die Frage kann für's Erste nur die sein, ob diejenigen Wahrheiten, welche vor den andern in ihm ihre Berücksichtigung, ja ihren Ausdruck gefunden haben, ebenso gut Beachtung verdienen, wie jene, welche von uns als die hauptsächlichsten Factoren von Cap. 1 erkannt worden sind.

Was nun zunächst den der Gestirnschöpfung angewiesenen Platz betrifft, so hatte der Bericht in Cap. 1 dieselbe zum Werke erst des vierten Schöpfungstages deshalb gemacht, weil sie erst nach der Ausscheidung der großen Bereiche, besonders der Luft und des Festlandes, wo die Atmosphäre durchsichtig genug geworden war, um den Strahlen des Lichts Eingang zu gewähren, für die Erde deutlicher hervorzutreten und ihren Zweck zu erfüllen vermochte. Das 2. Capitel dagegen mußte ihre Priorität vor Allem deshalb hervorheben und zur Geltung bringen, weil es von der Wahrheit ausging, daß alles Organische, daß selbst schon die Vegetation eine Hervor-

*) Vergl. Burmeister, S. 272.

bringung ebenſo gut des mit Sternen geſchmückten Himmels, wie der Erde ſelber ſei. Dieſe Wahrheit auch ſchon für die Schöpfungszeit anzuerkennen, hätte ſich der Verfaſſer nur dann gehindert ſehen können, wenn die Anfänge der Geſtirne, wenn etwa die Ausſonderung und Geſtaltung ihres Materials als von einem gewiſſen Entwicklungsſtadium der Erde abhängig zu denken geweſen wären. Durch die Entwicklung der Erde aber konnte nicht ihr Entſtehen, ſondern nur ihr Hervortreten bedingt ſein. Auch im 1. Capitel war ausdrücklich hervorgehoben, daß die Subſtrate des Himmels ebenſo ſehr wie die der Erde und zwar als beſondere von Anfang an vorhanden geweſen waren.

Was ſodann das Verhältniß der organiſchen Schöpfung zur anorganiſchen betrifft, ſo hatte der Schöpfungsbericht in Cap. 1 Beides, das Hervortreten des Landes und dasjenige der Vegetation, deshalb ſo eng verbunden und einem einzigen Tage zugewieſen, weil das Land erſt durch die Vegetation das wurde, was es ſein ſollte, nämlich ein Bereich für Thiere und Menſchen, weil alſo die Vegetation gewiſſermaßen nur ſeine Vervollſtändigung, ſein Schmuck war. Das 2. Capitel dagegen konnte die Schöpfung der Vegetation von der des feſten Landes deshalb ſcharf ſondern und dafür mit der des Menſchen deſto enger verbinden, weil es ſich von der Wahrheit leiten ließ, daß die Gewächſe ebenſo ſehr wie die Thiere im engſten Verhältniß zum Menſchen ſtehen, daß ſie gleichwie die Thiere, denen ſie allerdings ebenfalls zu Gute kommen, doch, auf den letzten Zweck geſehen, nur um des Menſchen willen geſchaffen ſind, und daher auch erſt da, wo die Zeit der Menſchenſchöpfung gekommen war oder wenigſtens anbrechen wollte, hervorzuſprießen brauchten. Dieſem Geſichtspunkt Rechnung zu tragen, hätte der Verfaſſer nur dann Anſtand nehmen können, wenn er, wie der erſte Bericht, in dem Schöpfungshergang vor Allem und durchweg einen Fortſchritt vom Unvollkommnen zum Vollkommnen vorausſetzen zu müſſen gemeint hätte. Aber dazu muß es ihm an Veranlaſſung gefehlt haben. — Die Menſchenſchöpfung übrigens ſo früh anzuſetzen, wie er in dieſer Weiſe veranlaßt war, dazu konnte er ſich um ſo eher berechtigt glauben, als er die allgemein-bibliſche Ueberzeugung theilte, daß der Menſch keineswegs aus den niederen Daſeinsſtufen der Pflanzen und Thiere, ſondern wie dieſe ſelbſt unmittelbar aus der Muttererde hervorgebildet ſei.

Die Zeitdauer der Schöpfungswerke endlich betreffend, ſo hatte der Bericht in Cap. 1 von Schöpfungstagen geredet, weil ſicher jeder Tag, welchen Gott werden ließ, ſeinen Theil zur Vollendung des Ganzen hatte mit beitragen müſſen. Derjenige in Cap. 2 dagegen mußte das in Cap. 1 auf

einen Tag Zusammengedrängte weiter auseinanderlegen, weil er seinem ganzen Standpunkt nach die einzelnen Momente, die dabei in Betracht kamen, wenigstens die sich erst durch den Thau auf die verschiedenen Productionen vorbereitende und die dann wirklich producirende Erde, und ebenso die vorangehende Mannesschöpfung und die erst weiterhin folgende Weibesschöpfung, bestimmter von einander zu unterscheiden hatte.

2. Weiter kömmt dann aber allerdings auch der Einwurf in Betracht, daß die Bibel bei solchen Abweichungen, wie sie das 2. Capitel im Vergleich mit dem ersten darbietet, die Sicherheit in Betreff dessen, was ihre wahre Meinung sei, zerstören, das vertrauensvolle Verhältniß des Lesers zu ihr aufheben und den Glauben an ihre Göttlichkeit vernichten müsse. Wie unbegründet dieser Einwurf ist, geht zunächst schon daraus hervor, daß, wie noch näher im folgenden Paragraphen hervorzuheben sein wird, auch die Propheten, und zwar selbst da, wo es sich um ihr höchstes Object, nämlich den Messias, handelte, mannichfach von einander abgewichen sind, und daß sie nichtsdestoweniger den Anspruch, nicht Menschen-, sondern Gotteswort zu reden, haben erheben dürfen. Es kömmt immer darauf an, ob die Differenzen Wesentliches oder Unwesentliches betreffen. Die Schwierigkeit, welche uns unsere Capitel bereiten, reicht indeß an diejenige, welche die betreffenden Prophetien machten, nicht einmal hinan. Einen Aufschluß z. B. darüber, inwieweit diejenigen Propheten im Recht gewesen waren, welche die Erscheinung des Messias und die Aufrichtung seines Reiches in unmittelbare Verbindung mit dem Exil gesetzt hatten, konnten sich die Zeitgenossen Serubabel's und Josua's schwerlich selber verschaffen, konnten sie nur von der ganzen weiteren Entfaltung, sei's der Geschichte, sei's der messianischen Thätigkeit erhoffen. Den Aufschluß dagegen über die Art, wie unsere beiden Schöpfungsberichte neben einander zu verstehen seien, konnte und kann jeder aus der ganzen Art derselben selber gewinnen. Wenn zwei Beobachter von verschiedenen Standpunkten aus von einer und derselben Landschaft zwei etwas von einander abweichende Darstellungen entwerfen, so wundert man sich darüber nicht, macht auch Keinem von Beiden einen Vorwurf daraus, sondern läßt sich von Jedem über diejenigen Punkte belehren, über die er ein objectiv richtiges Urtheil zu gewinnen in der Lage war. Ebenso verhält es sich mit unseren beiden Schöpfungsberichten. Ihre verschiedenen Stand- oder Ausgangspunkte liegen in den verschiedenen Wahrheitscomplexen, durch die sie sich leiten lassen; und frägt es sich, wer von Beiden in diesem oder jenem Punkte das objectiv Richtigere hat, so hat man auch bei ihnen zu untersuchen, wer von Beiden, auf die ihn leitende Wahrheit ge-

sehen, die Fähigkeit und Aufgabe hatte, darüber eine objective Auskunft zu geben.

Im Allgemeinen nun konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß man sich bei der Frage nach der Aufeinanderfolge der einzelnen Schöpfungswerke viel mehr an den ersten als an den zweiten Bericht halten müsse. Die Aufeinanderfolge tritt in ihm von vornherein viel schärfer und ausdrücklicher als in Cap. 2 hervor. Die große Wahrheit aber, daß Gott bei der Ausgestaltung der Welt naturgemäß das Unvollkommnere zuerst, das Vollkommnere darnach habe erstehen lassen, mußte ihn auch wirklich in Beziehung auf dieselbe fast überall richtig leiten. Nur über einen solchen Punkt, wie der der Gestirnschöpfung anzuweisende Platz war, konnte bei ihm, wie wir schon gesehen haben, keine objective Entscheidung gefunden werden. Sofern das Anorganische unvollkommner als das Organische ist, hätte er denselben eigentlich selber wenigstens schon vor der Pflanzenschöpfung wählen sollen. In diesem Stück mußte das 2. Capitel, wenn anders es wirklich das Dasein der Sterne in jener Anfangszeit, wo es eine Vegetation noch nicht gab, schon voraussetzte, vorgezogen werden. In diesem aber nur ausnahmsweise: in Betreff der Ordnung der übrigen Schöpfungen mußte es nachstehen. Während die Wahrheit des 1. Capitels, daß Gott das Unvollkommnere eher als das Vollkommnere habe erstehen lassen, gar nichts Anderes zulieh, als daß die Pflanzen vor den Thieren und die Thiere vor den Menschen geschaffen seien, trug die Wahrheit des 2. Capitels, daß die Pflanzen und Thiere auf den Menschen abzweckten, für die Schöpfungszeit derselben, genauer zugesehen, Nichts aus. Diese Wahrheit mochte einen Darsteller, wenn sie vor allen andern seine Seele erfüllte und kräftiger als sonst nach Geltung rang, veranlassen, die Aufeinanderfolge der Organismen so zu ordnen, wie es in Cap. 2 geschehen ist; aber sie wurde nicht verleugnet, sondern nur weniger scharf ausgeprägt, wenn man die in Cap. 1 vorliegende Anordnung wählte.

Weder der Verfasser des 104. Psalms noch auch wohl sonst Jemand hat sich durch das 2. Capitel abhalten lassen, sich, wenn er den Gang Gottes durch das Schöpfungsgebiet hin richtig verfolgen wollte, vor Allem dem 1. Capitel anzuschließen. Wenn man den ganzen Sachverhalt tiefer würdigt, nämlich die Wahrheit, die das 2. Capitel vertritt, und die Aufgabe, die es demnach hat, richtig in's Auge faßt, so kann man nicht umhin, zuzugeben, daß es einen Widerspruch gegen das erste nur an seiner Oberfläche erhebt, daß es seinem eigentlichen Inhalt nach gar nicht dazu angethan ist, denselben ernstlich geltend zu machen. Und hierin ohne Zweifel liegt das

Moment der Wahrheit, welches Diejenigen für sich haben, welche seine Abweichungen vom ersten überhaupt in Abrede stellen.

Die leitende Wahrheit des 1. Capitels an sich schließt übrigens nur aus, daß die Schöpfung des Menschen vor derjenigen der Pflanzen und Thiere vollendet, an sich schließt sie nicht aus, daß sie schon zugleich mit derjenigen dieser niederen Schöpfungsstufen angebahnt und eingeleitet sei. Sie könnte dies nur dann nicht zulassen, wenn sich der Mensch nicht ebenso unmittelbar wie die Pflanzen und Thiere aus der Erde, wenn er sich erst aus den Pflanzen oder Thieren zu entwickeln gehabt hätte. Das 2. Capitel aber schließt nicht aus, sondern bestätigt es vielmehr auch an seinem Theile, daß, auf die Vollendungen gesehen, die Vegetations-, Thier- und Menschenschöpfung wirklich so geordnet war, wie es das 1. Capitel darstellt. Denn wirklich vollendet und abgeschlossen wurde die Menschenschöpfung erst da, wo der Mensch zu Mann und Weib ausgestaltet wurde, wo also Gewächse und Thiere bereits vorhanden waren.

Wenn wir schon nach der ganzen Art, wie das 1. Capitel zu fassen ist, annehmen dürfen, daß auch die Menschenschöpfung längere Zeit gedauert, daß sie ihre allmählichen Anbahnungen und Vermittlungen gehabt hat, und wenn uns dies dann auch durch das 2. Capitel angedeutet wird, sofern ja nach ihm Gott der Herr während der Menschenschöpfung Zeit genug hatte, auch die Bäume des Paradieses und die Vegetation überhaupt hervorsprossen zu lassen, — so spricht der 139. Psalm noch ausdrücklicher dafür. Es heißt hier in V. 15 und 16:

„Nicht verborgen war meine Stärke (mein Gebein) vor dir,
Da ich gemacht wurde im Geheimen,
Bunt gewirkt wurde in den Tiefen der Erde.
Meinen Knäuel*) sahen deine Augen,
Und auf dein Buch wurden sie alle geschrieben,
Tage wurden gebildet (bestimmt oder geordnet)
Und noch nicht einer unter ihnen (war vorhanden).

Nach den meisten Auslegern freilich soll der Psalmist in diesen Worten von weiter Nichts als von der Ausgestaltung des Embryo im Mutterschooße reden. Die Ausdrücke „im Verborgenen", בַּסֵּתֶר, und „in den tiefen Oertern der Erde", בְּתַחְתִּיּוֹת אֶרֶץ, sollen auf einer Vergleichung beruhen und weiter Nichts besagen als: „an einem Orte, der ebenso verborgen und dunkel war, wie die Tiefen der Erde", und zwar um so mehr, als תַּחְתִּיּוֹת אֶרֶץ, wo es in eigentlicher Bedeutung gebraucht werde, immer Bezeichnung der Unterwelt,

*) Z. B. a.: den Knäuel meines Lebensfadens, s. Hupfeld zu d. St.

des Scheol, sei, oder sollen geradezu kühne dichterische Bezeichnungen des Mutterleibes sein. Einigen Schein aber könnten diese Ansichten, deren Gezwungenheit auf der Hand liegt, nur dann gewinnen, wenn durchaus keine bessere Auffassung möglich wäre*). Daß תַּחְתִּיּוֹת אֶרֶץ in eigentlicher Bedeutung nur Bezeichnung für den Scheol sei, steht daraus, daß es sich als solche an der einzigen Stelle, wo es noch vorkömmt (Ps. 63, 10), findet, nicht zu beweisen. An sich hat es einen so allgemeinen Sinn (infima terrae), daß es auch noch anders gebraucht werden konnte. Und die Umstellung אֶרֶץ תַּחְתִּיּוֹת Ez. 26, 20; 32, 13. 24 kann nicht ohne Weiteres mit in Betracht gezogen werden. „Land der unteren Oerter" ist etwas wesentlich Anderes als die „unteren oder untersten Oerter der Erde". Eine kunstvolle Bildung in den unteren Oertern der Erde kann sich der Psalmist wohl nur insofern zuschreiben, als die Materien, aus welchen sich im Mutterleibe seine Leiblichkeit zusammensetzte, schon als Nahrungsstoffe seiner Mutter, ja noch weiter zurück, schon als Erdbestandtheile, was sie ja ursprünglich waren, eine vorsehungsvolle, segensreiche, vor Allem eine präformirende und auf das letzte Ziel abzweckende Einwirkung an sich erfuhren. Erkennt aber der heilige Sänger dergleichen in Beziehung auf sich an, so liegt der Schluß nicht fern, daß er, ja daß die Bibel überhaupt Aehnliches erst recht und noch viel mehr in Beziehung auf Adam, bei dessen Bildung es an der Vermittlung des Mutterleibes fehlte, angenommen haben werde. Vielleicht ist jedoch diese Schriftstelle für unsere Frage sogar noch etwas unmittelbarer zu verwerthen. Es ist sehr fraglich, ob der Psalmist, wenn er nicht die Bildung Adam's voran vor Augen gehabt hätte, seine eigene in der Weise, wie er es thut, beschrieben haben würde. Auch Delitzsch deutet, obwohl auch er die unteren Oerter der Erde zunächst für eine kühne Bezeichnung des Mutterleibes hält, auf so Etwas hin und führt zur Erklärung dafür an: „In der Entstehung jedes Menschen wiederholt sich nach der Anschauung der Schrift die Schöpfungsweise Adam's". Durch den Ausspruch Hiob 33, 6: „Siehe, ich bin wie du vor Gott, von Lehmen bin auch ich abgerissen", legt sich in der That auch Elihu bei, was eigentlich nur von Adam gilt.

*) P. Gerhard's Worte:

„Wer hat gesorgt, da deine Seel'
Im Anfang deiner Tage
Noch in der Mutter Leibeshöhl'
Und finsterm Kerker lage?"

sind noch lange nicht so kühn, wie die des Psalmisten sein würden, und sind wohl nicht unabhängig von unserer Stelle in der bestrittenen Auffassung entstanden.

3. Zuletzt aber dürften wir auch noch kurz die Behauptung zu berücksichtigen haben, daß die Anordnung in Cap. 2, wenn auch nicht durch das Aeußere des geschichtlichen Hergangs, so doch, wenn anders sie wirklich von einer göttlichen Wahrheit ausgehe, wenigstens durch die inneren, besonders teleologischen Beziehungen der verschiedenen Schöpfungsstufen auf einander, wie sie auch der Naturwissenschaft entgegentreten, bestätigt werden müsse. Diese Behauptung hat ihr Recht; aber die betreffenden inneren Beziehungen sind auch in der That ganz von der erforderlichen Art. Einerseits lehrt ja doch, wie schon aus den in § 30 angeführten Aussprüchen nicht blos von Schubert, sondern auch von Agassiz erhellt, die Naturwissenschaft selber, indem sie uns über das Einzelne zur Betrachtung des Ganzen erhebt, daß die ganze Schöpfungsthätigkeit jener Periode, welcher die Entstehung der Organismen angehört, in allen ihren organischen Gestaltungen von Anfang bis zu Ende eigentlich nur auf die Hervorbringung eines einzigen Typus abzielte, daß sie denselben von Stufe zu Stufe immer bestimmter zu Tage förderte und daß derselbe kein anderer als der des Menschen war, daß sie also gewissermaßen fortwährend an der Hervorbringung des Menschen arbeitete und erst in dieser ihren Abschluß fand. Andererseits aber wird auch Jeder zugeben müssen, daß schon all' die großen Veränderungen, welche während der Pflanzen- und Thierschöpfung vor sich gingen, in der Hauptsache darauf abzielten, nicht blos die Erde zum Schauplatz für den Menschen, sondern auch den Erdstoff selber zum Stoff für die menschliche Leiblichkeit zu qualificiren*). Man wird daher, obwohl man leicht das wirkliche Hervortreten des Menschen zum Anfangspunkt einer neuen Zeit macht, dennoch das Recht haben, die ganze Zeit der organischen Schöpfung in einer gewissen Uebereinstimmung mit 1 Mos. 2 als die Zeit der Menschenschöpfung zu bezeichnen. Man wird es um so mehr, als Nichts dagegen spricht, daß der Mensch schon da hervortrat, wo sich die Pflanzen- und Thierschöpfung noch einigermaßen fortsetzte**).

*) Fechner (Zend-Aveſta, Bd. I, S. 444) erkennt wenigstens an, daß ſolche Vorbereitungen und Anbahnungen nöthig waren. „Ehe der Menſch ſelbſt in der Natur auftrat mit begrenzter, anſchaulicher Leiblichkeit, gingen ſicherlich allgemeine, tiefgehende Naturproceſſe vorher, die ſeine Entſtehung vorbereiteten; der teleologiſche Bezug des Menſchen zur ganzen Natur beweiſt ſchon, daß er nicht ſo iſolirt entſtand."

**) Bronn (Geſchichte der Natur, Bd. III, S. 909) bemerkt: „Das Erſcheinen des Menſchen am Ende der Schöpfung iſt lediglich Folge des Geſetzes der Exiſtenzbedingungen, welche indeſſen nicht ausſchließen, daß etwa auch eine Anzahl von Thieren und Pflanzen gleichzeitig mit ihm geſchaffen worden waren." Vergl. auch Bronn's Entwicklung der organiſchen Natur, S. 17.

§ 37.

Grund und Urſprung der Abweichungen in 1 Moſ. 2.

1. Für die Darſtellung des Schöpfungsherganges in 1 Moſ. 1 pflegt man zahlreiche Analogien bei den verſchiedenen heidniſchen Völkern nachzuweiſen. Und in der That erklingen, wie Tuch richtig bemerkt, gewiſſe Grundtöne, die hier ihre Ausführung gefunden haben, faſt überall vom Ganges bis zum Nil und noch weiterhin. Mehrere von den betreffenden Kosmogonien bieten aber auch, und zwar nicht in Neben-, ſondern in Hauptſachen, ja in der Grundanlage ſelbſt, mit der in 1 Moſ. 2 vorliegenden Faſſung mehr oder minder deutliche Vergleichungspunkte dar. Es ſind beſonders die Ideen, daß das Anorganiſche das Organiſche gewiſſermaßen aus ſich hervorgeboren habe, daß es alſo auch am eheſten dageweſen ſei und daß dem Menſchen unter den organiſchen Gebilden eine gewiſſe Priorität zuſtehe.

Die Zeugungsidee, die ſich 1 Moſ. 2, 4 andeutet, lag, ſoviel aus Diodorus Sic. (I, 10) zu erſehen, obwohl von ganz anderen, nämlich von materialiſtiſch-pantheiſtiſchen Vorausſetzungen aus, auch der ägyptiſchen Kosmogonie zu Grunde. Die Aegypter dachten ſich nach Diodorus die Entſtehung der Menſchen ähnlich, wie nach allgemeiner Meinung in der Thebais noch immerfort alljährlich außerordentlich viele und große, zunächſt nur an der Bruſt und an den Vorderfüßen ausgebildete Mäuſe der Erdſcholle entſproßten. — Die Priorität alles Anorganiſchen, die bei einer ſolchen Anſchauung eigentlich ſelbſtverſtändlich iſt, trat beſtimmt in demjenigen hervor, was Diodorus (I, 7) ganz allgemein als die Meinung aller Derer, welche die Welt für geworden und vergänglich halten, anführt und was wir wohl als eine bloße weitere Ausführung des ägyptiſchen Grundgedankens anſehen dürfen. Darnach theilte ſich das urſprünglich ununterſchiedene Weltall in Himmel und Erde, indem das Feurige nach Oben ſchwebte und den Stoff zu Sonne, Mond und Sternen hergab, die Erde aber lehmig und ganz weich aus dem Waſſer hervortrat. Dann aber ſchwollen an vielen Stellen der Erde einige der feuchten Theile auf; es erzeugten ſich Eier, die von einer dünnen Haut umgeben waren; durch die Wärme wurden die flüſſigen Theile belebt; endlich zerriſſen die durchgebrannten Häute der Eier, und Thiergeſtalten aller Art kamen zum Vorſchein. — Was die Stelle des Menſchen in dieſer Schöpfungsgeſchichte betrifft, ſo citirt Diodorus zwar bei dieſer Gelegenheit als wohlübereinſtimmend einige Verſe des Euripides, in welchen der Menſch an das Ende der übrigen Schöpfung geſtellt wird:

„Da Erd' und Himmel Eine Form noch bildete,
Als aber in zwei Hälften sie sich losgetrennt,
Erzeugten sie und brachten Alles an das Licht,
Die Bäume, Vögel, Thier' und was im Meere lebt,
Und das Geschlecht der Sterblichen" —;

es bleibt aber fraglich, ob diese Anordnung eine Zeitfolge andeutet, und zwar eine allgemein angenommene, oder ob sie blos sachlich ist. Ein eigentlicher Grund, die Entstehung des Menschen später als die der übrigen Organismen anzusetzen, lag jedenfalls, wie wir auch noch aus andern ähnlichen Darstellungen ersehen, nicht vor.

Am wichtigsten sind für uns die phönizische, chaldäische und persische Kosmogonie. Nach der phönizischen Sage*) bewirkte die Verbindung des Geistes mit dem Chaos in Liebesverlangen, also recht eigentlich eine Zeugung, den Anfang des Alls. Zuerst entstand die Mot, die von Lebenstrieben erfüllte Materie (מ = מי Wasser); aus ihr ging dann in der Form eines Ei's der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen hervor; als aber die Luft leuchtete, entstanden durch Erhitzung der Erde und des Meeres, also gleichsam durch Gebärung, Winde, Wolken und Regengüsse, sowie Blitze und Donner, und durch das Krachen der letzteren wurden die beseelten Wesen geweckt und erschreckt, so daß sich auf dem Lande wie im Wasser Männchen und Weibchen regten, darunter natürlich auch der Mensch. Nach einer anderen Stelle (Sanchun., p. 12 sq.) zeugte der Wind (Kolpia, nach Röth קול פיח, Windesbrausen) die beiden ersten sterblichen Männer, den Aeon und Protogonos, unmittelbar aus der Baau (der hebr. Bohu, Oede, 1 Mos. 1, 2) hervor, welche dann die ersten Bewohner Phöniziens, Genos und Genea, hervorbrachten.

Nach der chaldäischen Kosmogonie**) waren schon im Chaos, wo noch überall Finsterniß und Wasser war, unter den fremdartigsten Thieren von den wunderlichsten Gestalten auch Menschen, zweiflügelig und vierflügelig, mit zwei Gesichtern, mit einem männlichen und einem weiblichen Kopfe und mit männlicher und weiblicher Natur, theilweise mit Hörnern versehen, theilweis pferdefüßig u. s. w., vorhanden. Ueber alle diese Ungeheuer herrschte ein Weib Markaja oder Homorola (nach Bunsen, Aegypten V, 1 — 3.

*) Vergl. Sanchuniathon ed. Orelli, p. 8 u. 10; Eusebii Praep. ev. I, 10; Röth, Gesch. der Philos., Bd. I, S. 250 ff.; Ewald, Abh. über die phönik. Ansichten von der Weltschöpfung, S. 27 ff.

**) Vergl. Berossus in Eusebii Chronic. Armen., nach der Petermann'schen Uebersetzung bei M. v. Niebuhr, Gesch. Assurs und Babels, S. 482.

S. 227. 228, ſ. v. a. die Bewohnerin des Ei's), auch Talattha genannt (nach Bunſen Thalebeth, die Gebärende oder die das Ei Hervorbringende), von den Griechen Okeanos gedeutet. Als nun aber Bel die Frau in der Mitte durchgeſpalten und den einen Theil zur Erde, den andern zum Himmel gemacht hatte, kamen die erſten ungeheuerlichen Weſen, welche die Macht des Lichtes nicht ertrugen, um. Indem er aber ein Land (die Erde) unbewohnt und fruchtbar ſah, befahl er einem von den Göttern, „aus dem Blute, welches aus ſeinem abgehauenen Kopfe floß, mit Erde vermiſcht, die Menſchen und anderen Thiere und Wild zu bilden, welche die Luft ertragen könnten". Statt vom Himmel wird hier alſo die Erde durch das Blut Bel's befruchtet. Aber der Grundgedanke bleibt dennoch weſentlich derſelbe. Der Menſch aber wird hier ausdrücklich vorangeordnet.

Und ebenſo ſteht ſelbſt bei den Perſern, welche ſonſt die in 1 Moſ. 1 gelehrte Aufeinanderfolge der einzelnen Schöpfungsſtufen am treueſten bewahrt zu haben ſcheinen, derjenige Menſch, welcher dem bibliſchen Adam vor der geſchlechtlichen Differenzirung entſpricht, ſehr beſtimmt am Anfang der ganzen organiſchen Schöpfung. Vor allen einzelnen Thieren wurde nach den Zendſchriften, wie man ſie ſonſt auffaßte, der Urſtier, der Repräſentant oder Inbegriff alles animaliſchen, ja organiſchen Lebens geſchaffen. Aus den Schultern dieſes Stieres nun, der von Ahriman und ſeinen Devs getödtet wurde, gingen gleichzeitig, nämlich aus der rechten Kajomorts (Gayomart), der erſte Menſch, aus der linken Goſcherun, die Stierſeele, hervor; aus ſeinem Samen aber bildete Ahuramazda zwei andere Stiere, welche die Stammeltern aller Thiere wurden. Aus ſeinen Hörnern wuchſen nach einigen Stellen die Früchte, aus ſeiner Naſe die Laucharten, aus ſeinem Blut Trauben, die das Blut vermehren; aus ſeiner Bruſt keimte Espand, das wider Fäulniß und Hautkrankheiten dient; auch alles Uebrige in der Pflanzenwelt hatte vom Stier ſeinen Urſprung; ſelbſt aus ſeinem Schwanz entwickelten ſich 25 Getreide-Arten und 12 Arten geſundmachender Bäume. In einem anderen Abſchnitt wird freilich erzählt, daß Ahriman bei ſeinem Angriff auf die Welt (alſo noch bei Lebzeiten des Stieres) die Bäume bereits vorfand, daß er gluthheißes Waſſer auf ſie regnen ließ und ſie verbrannte bis auf die Wurzel. Diejenige Meinung indeß, welche alles organiſche Leben vom Urſtier ableitet, ſcheint Rhode'n die älteſte und richtigſte zu ſein. Rhode faßt die eraniſche Anſchauung von der Entſtehung der organiſchen Weſen in folgender Weiſe zuſammen: „Zuerſt nehmen aus dem Stier drei Reihen und jede wieder nur mit Einem Geſchöpf den Anfang. Noch ſind die Geſchlechter nicht entwickelt und die ſchaffende Kraft handelt unmittelbar.

Die erste Reihe beginnt in Kajomorts das Menschengeschlecht. Aus ihm entwickelt unmittelbar der Schöpfer die Menschengeschlechter, und nun geschieht durch sie mittelbar die weitere Entwicklung. Die zweite Reihe bilden die Thiere; aus einem von dem Stier entstandenen Wesen bildet Ormuzd zwei Stiere; die Geschlechter entfalten sich darin, und nun folgt die Reihe der Thiere durch alle Gattungen. So war auch wohl die rechte Meinung, daß nur Ein Baum sich aus dem Stier entwickelte und aus diesem wieder die ganze Pflanzenwelt, wobei man, und dies ist sehr merkwürdig, die Theilung der Geschlechter in männliche und weibliche Pflanzen annahm." *)

Nach neueren Forschern aber ist die Priorität des Menschen in den Zendschriften sogar noch entschiedener ausgesprochen. Spiegel findet, daß der Urmensch nach der Zendlehre nicht später als der Urstier, sondern demselben coexistent ist**), und auch Windischmann bemerkt in Beziehung auf Bund. IV, p. 12, 1, wo es nach ihm heißt, daß Gayomart beim Tode des Urstiers an seiner rechten Seite hervorstieg: „Es ist mir nicht ganz klar, ob hiermit ein Entstehen des Menschen erst nach dem Tode des Urstiers angedeutet sein soll, während doch anderswo beide als coexistent gedacht sind." Er verweist darauf, daß Spiegel diese Stelle übersetzt: „als der einzig geschaffene Stier starb, fiel er auf die rechte Hand", daß er ihr also eine ganz andere Deutung zu geben scheint***).

Nicht der Anfang, sondern die geschlechtliche Ausgestaltung des Menschen bildete, wie 1 Mos. 2, auch nach der Zendlehre den Schlußstein der organischen Schöpfung. Der Urmensch wurde androgyn gedacht; die Theilung der Geschlechter ging erst aus dem Verlangen des Menschen nach einem sich selbst gleichen Gegenstand hervor, was Gahi, der Geist der Unzucht, benutzte †). Kajomorts, heißt es, widerstand dem Ahriman und seinen Devs 30 Jahre. Dann erlag er den Angriffen derselben und starb. Sein Same floß auf die Erde und wurde von zwei Izeds bewacht. Nach 40 Jahren ließ Ormuzd daraus einen Baum hervorwachsen, der die Gestalt eines Mannes und eines Weibes in ihrer Vereinigung hatte und zehn Menschenpaare als Früchte trug; von ihnen wurden Maschia und Maschiana die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechts ††).

---

*) Rhode, Die h. Sage des Zendvolks, S. 387.

**) Spiegel, Aveſta, Bd. III, S. LV.

***) Windischmann, Mithra; in der Zeitschr. der deutsch-morgenl. Gesellsch., Bd. I (1859), S. 75.

†) Windischmann a. a. O., S. 76.

††) Rhode a. a. O., S. 389.

Die Berührungen zwiſchen 1 Moſ. 2 und den Sagen der verſchiedenſten Völker des Alterthums erſcheinen um ſo beachtenswerther, als ſich hier wie dort mit der ähnlichen Schöpfungsdarſtellung leicht auch eine ähnliche Paradieſes- und Sündenfall-Geſchichte verbindet. In der Zendſage ſind es freilich nicht ſogleich Maſchia und Maſchiana, welche die eigentliche paradieſiſche Zeit repräſentiren; erſt Yima (Dſchemſchid, in den Veden Yama), der nach einigen anderen Königen fähig iſt, eine geordnete Staatseinrichtung zu begründen, baute, da die Menſchen von Winter, Schnee und Mißwachs zu leiden begannen, auf Ormuzd's Geheiß in Airyana Vädſche ein Paradies, wohin er die Keime aller Dinge, und die auserleſenſten unter allen Menſchen brachte*). Indeß erklärt ſich dieſe Eigenthümlichkeit daraus, daß die Schöpfungsgeſchichte des Bundeheſch unverkennbar die Tendenz hat, neben der allmählichen Verſchlechterung der Menſchen durch die Dämonen auch das allmähliche Fortſchreiten derſelben in der Cultur und Civiliſation zu ſchildern**). Jedenfalls iſt die Aehnlichkeit der Beſchreibung des Gartens Eden in 1 Moſ. 2 mit derjenigen, welche wie andere aſiatiſche Völker ſo namentlich auch die Eranier von ihrem Paradieſe geben, unverkennbar***). Zu Falle aber kamen Maſchia und Maſchiana dadurch, daß die „alte Höllenſchlange", Ahriman, in Geſtalt einer Schlange vom Himmel auf die Erde herabſprang und ihnen durch Betrug Früchte zu eſſen gab, durch deren Genuß ſie hundert bisher genoſſene Glückſeligkeiten bis auf eine verloren†).

2. Bei dieſen ſo unverkennbaren Berührungen liegt es nahe, die Eigenthümlichkeiten, die das 2. Capitel in 1 Moſ. im Vergleich mit dem erſten hat, aus einem Einfluß jener im Alterthum weit verbreiteten und beſonders bei den Eraniern geltenden Anſchauungen zu erklären. Indeſſen läßt ſich nicht wohl annehmen, daß dieſe Anſchauungen bei den Hebräern erſt ſpäter als die in 1 Moſ. 1 zu Grunde liegenden Wahrheiten Eingang und Anerkennung gefunden haben ſollten. Die Lehre vom Sündenfall und Paradieſe dürfte bei den Eraniern ebenſo alt ſein, wie irgend eine andere, ebenſo alt auch wie die Lehre von den ſechs Schöpfungsabſchnitten, und was die Hebräer und Eranier gemeinſam haben, beruht aller Wahrſcheinlichkeit nach auf einer Berührung dieſer Völker in den älteſten Zeiten, welche vor der Einwanderung der Hebräer nach Paläſtina liegen. Denn ſpäter hat bis

*) Roth, Die Sage von Dſchemſchid; Zeitſchr. der deutſch-morgenl. Geſellſch., Bd. IV, S. 418 ff.

**) Spiegel, Eran, S. 277.

***) Spiegel a. a. O., S. 278.

†) Rhode a. a. O., S. 392 und 391.

auf das Exil hin ein so nachhaltiger Verkehr zwischen beiden, bei welchem ein wirklicher Ideenaustausch möglich gewesen wäre, nicht stattgefunden. „Wir sind genöthigt", sagt Spiegel*), „die Quelle dieser Berührungen in sehr alter Zeit zu suchen und zwar früher, als die Hebräer nach Palästina einwanderten, denn dort ist eine solche Berührung nicht mehr gut denkbar. Der Ausgangspunkt des hebräischen Volks, auf den seine Geschichte selbst hinweist, ist Haran, welches Land mit Arran, d. i. Airyana Vädscha, identisch zu sein scheint." — Daß wir die Paradiesesgeschichte schon darum für ein Erzeugniß, welches die Hebräer erst später von Außen her überkommen und nie so recht zu ihrem Eigenthum gemacht hätten, halten müßten, weil sich im Alten Testament nur so auffallend wenig Beziehungen auf sie finden, wäre eine sehr verfehlte Behauptung. Die Geschichte vom Paradies und Sündenfall der ersten Eltern ist, wie in § 39 und 40 gezeigt werden wird, gerade für das Alte Testament, und zwar für das, was die Hauptsache in ihm ist, eine unentbehrliche Grundlage, auf welche, sobald sich die Reflexion auf den ersten Ursprung von Sünde und Uebel einließ, mit Nothwendigkeit zurückgegangen werden mußte: und der Mangel an Beziehung auf dieselbe im Alten Testament läßt sich nur daraus erklären, daß die Zeit des Gesetzes zu jener Reflexion nicht sehr geeignet war, daß sie vorwiegend praktisch den Menschen bei sich selber festhielt. Entschiedener und wirklich dringend wurde auf den ersten Adam erst durch den zweiten zurückgewiesen.

Nicht sowohl aus äußeren, später erst hinzugekommenen Einflüssen, als vielmehr aus dem Innersten Israels selbst, wie es sich in Cap. 2 aussprechen wollte, wird man es demnach herzuleiten haben, daß zu dem Schöpfungsbericht in Cap. 1 zu seiner Zeit das mehrfach abweichende zweite Capitel hinzugekommen ist. Auf den Standpunkt der religiösen Entwicklung Israels, welcher diesem Capitel zu Grunde liegt, und auf das darin wurzelnde Bedürfniß wird man achten müssen. Für den betreffenden Standpunkt aber ist von vornherein der Umstand charakteristisch, daß Gott in ihm nicht mehr, wie in Cap. 1, Elohim, sondern Jehovah heißt**). Denn weit entfernt, ein

*) A. a. O., S. 274.

**) Eigentlich Jehovah Elohim, bei Luther: Gott der Herr, — und auch diese Zusammensetzung dürfte tiefbedeutsam sein. Gegen die gewöhnliche Meinung, der Verfasser wolle durch sie andeuten, der von ihm nunmehr eingeführte Jehovah sei wesentlich derselbe wie der in Cap. 1 besprochene Elohim, macht Hupfeld S. 124 wohl mit Recht geltend, daß es zu diesem Zweck schon genügt hätte, wenn sie ein oder ein paar Mal angewandt wäre. Er weist treffend darauf hin, daß sie gerade bis dahin wiederkehrt, wo die Strafurtheile über die gefallenen Protoplasten

Ausfluß des subjectiven Beliebens des Verfassers zu sein, hängt der Gebrauch dieses Gottesnamens ebensowohl wie derjenige Elohim's in Cap. 1 auf's Genaueste mit der ganzen religiösen Entwicklungsphase zusammen, aus welcher die Darstellung hervorgeboren ist. Als Jehovah ist Gott der absolute, der von sich selbst seiende, darum aber auch bestimmter persönlich auftretende, in die Schranken der Endlichkeit eingehende, Gemeinschaft stiftende Gott; als Jehovah hat er es vor Allem mit dem Menschen zu thun, dem er sich als den Gott der Offenbarung, Bundschließung und Gesetzgebung beweist. Wo also Gott zu Jehovah geworden ist, steht man in einer Entwicklung, an welche die Offenbarung des Gesetzes anknüpfen und in welche der Geist Gottes auch alle anderen mit dem Gesetz zusammenhängenden Wahrheiten einsenken kann. Da leuchtet durch das Licht des immer nachhaltiger wirkenden, erziehenden und offenbarenden Gottesgeistes vor Allem auch die Erkenntniß von der Tiefe, ja von der Allgemeinheit der Sünde und in Folge deß die Ueberzeugung, daß schon der gemeinsame Stammvater und zwar in einer für sein ganzes Geschlecht entscheidenden Weise in den Abfall hineingerathen ist, heller und mächtiger denn zuvor auf; da will es aber auch gewiß werden, daß die Sünde nicht etwa in Gottes Schöpfung selber, sondern als etwas dem heiligen Gott schlechthin Widerstrebendes und Feindliches nur im freien Entschluß und Abfall des Menschen ihren Grund hat, und zugleich begreift man, daß sie die Lösung des ganzen Räthsels ist, welches das tiefe, über die Menschheit gekommene Elend dem Nachdenken darbietet. Durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde, und zwar der Sünde als solcher, als freier, ethischer That des Menschen und zugleich Würdigung derselben als der Wurzel alles Uebels.

---

ergangen sind, daß das Letzte, was von Jehovah Elohim erzählt wird, die Vertreibung des Menschen aus dem Paradiese und die Aufstellung der Cherubim an der Pforte desselben ist. Es ist demnach nicht unwahrscheinlich, daß die beiden Namen so neben einander darauf hindeuten, daß im Paradiese noch die beiden Wirkungsweisen Gottes mit einander verbunden waren, die nachher als die jehovische für Israel und als die elohimische für die Heidenwelt aus einander traten. Denn in der That waren hier beide noch zugleich vorhanden, die jehovische, indem Gott bereits in das innigste Verhältniß zu den Menschen einging, die elohimische aber, indem sein Verhältniß nichtsdestoweniger ein ganz allgemeines, nicht auf Auswahl beruhendes war, — wie denn beide einzelne Strahlen auch, je mehr die volle Offenbarung hereinbrechen wird, desto mehr auch in Zukunft wieder zur vollen δόξα zusammengehen müssen. Auch an den andern wenigen Stellen, wo sich die Verbindung beider Namen noch findet, wird durch dieselbe darauf hingewiesen, daß sich hier das, was Elohim's ist, zugleich auch in Jehovah erweise (2 Mos. 9, 30; 2 Sam. 7, 18; 1 Chron. 17, 16 ff.; Jon. 4, 6).

Das Bedürfniß auf dieſem Standpunkte war demnach vor Allem dies, ſchon in die Art der Menſchenſchöpfung nicht blos im Allgemeinen genauer, als es in Cap. 1 geſchehen war, ſondern ſpeciell in der Weiſe näher einzugehen, daß ſich daraus ergab, wie dem Menſchen bereits ſeiner Natur nach durchaus beide Möglichkeiten offen geſtanden hätten, ſowohl ſich normal, nämlich von Einer Vollkommenheit und Seligkeit zur andern, als ſich auch abnorm, durch Ungehorſam und Sünde in den Tod zu entwickeln. Man mußte hervorheben, daß Gott der Herr in der menſchlichen Natur von vornherein Zweierlei vereinigt habe, einerſeits eine niedere, irdiſche Natur, welche der Verklärung und Vergeiſtigung, aber auch, wenn ſich ſelbſt überlaſſen oder gar zur Herrſchaft erhoben, des Zerfalls fähig war, und andererſeits eine höhere Natur, nämlich den Geiſt von Oben, in deſſen Weſen vor allen Dingen Selbſtbeſtimmung und Freiheit lag. Zugleich aber lag es auch nahe, auch dies noch als etwas Unzweifelhaftes auszuführen, daß Gott ſchon die erſte Umgebung des Menſchen ganz darauf eingerichtet hatte, ihn einerſeits als ein thatſächlicher Beweis ſeiner Liebe auf's Innigſte mit ihm zu verbinden, ihn andererſeits aber auch, weil nichtsdeſtoweniger bis zu einem gewiſſen Grad für ihn beſchränkend, ja ihn mit feindlicher Liſt zur Oppoſition herausfordernd, zur Selbſtentſcheidung zwiſchen Gehorſam und Ungehorſam zu veranlaſſen. Es lag weiter nahe, noch beizufügen, daß Gott der Herr dem Menſchen, um ihn wahrhaft zu befriedigen, auch noch das Weib zugeſellt habe, welches, weil Fleiſch von ſeinem Fleiſch und Blut von ſeinem Blut, ihm mehr denn irgendetwas Anderes eine Hülfe zum Guten, aber eben deshalb natürlich auch eine Macht zum Böſen zu werden vermochte. — Nachdem dann erzählt worden, wie der Menſch freiwillig zu Falle gekommen ſei, mußten in Betreff der Sünde ſelber, damit Jeder ſie recht würdige, vor Allem folgende Punkte hervorgehoben werden. Der Menſch habe durch ſie allerdings, wie ſich der Sünder ſo leicht einredet, einen gewiſſen Fortſchritt gemacht, aber nur auf dem Gebiete der Erkenntniß, und ſelbſt da eigentlich nur einen ſehr traurigen. Er habe dadurch nur ſeine Blöße, die Niedrigkeit ſeines nicht mehr in der Zucht des Geiſtes ſtehenden Trieblebens, und weiterhin noch allenfalls die Verderblichkeit der glänzenden Frucht, deren Genuß ihm ſo wünſchenswerth geſchienen hatte, erkannt. Auf dem Gebiet des Genuſſes ſelber, des niederen und höheren, mit anderen Worten, in Betreff ſeines eigentlichen Gedeihens und Wohlbefindens, des Friedens und der Freude ſei er entſchieden in Nachtheil gekommen, indem er ſich von dem Beſten, was ihm Gott zu ſeiner Pflege und Förderung dargereicht haben würde, ausgeſchloſſen habe. Statt eines wirklichen Gewinns habe er

ſich durch die Sünde ſogar poſitive Uebel, zuerſt und vor Allem den Zorn Gottes, dann aber auch all' die Strafen, die in demſelben begründet ſind, harte Arbeit an dem urſprünglich fruchtbareren Boden, Krankheit, ja den Tod ſelber zugezogen.

Ebenſo leicht aber und in derſelben Weiſe, wie die Eigenthümlichkeit des Inhalts ſelber erklärt ſich nun auch diejenige ſeiner Gruppirung. Auf heidniſchem Grund und Boden ergab ſich der Einſchnitt zwiſchen der anorganiſchen und organiſchen Schöpfung ſchon aus dem pantheiſtiſch-materialiſtiſchen Grundgedanken, daß es die anorganiſche Materie geweſen ſei, die elterlich Alles aus ſich ſelber hervorgeboren habe; reſultirte ferner die Voranſtellung des Menſchen aus dem Umſtand, daß der Menſch als das vorzüglichſte Geſchöpf leicht das Recht der Erſtgeburt zu haben ſchien. — Für 1 Moſ. 2 trat nun allerdings der Gedanke der Zeugung und Gebärung, obwohl er in der Ueberſchrift angedeutet wird, nicht ſo beſtimmend hervor. Es wurde ja doch Alles vorwiegend von dem Bilden Jehovah's abgeleitet. Aber der Umſtand, daß Gott hier vor Allem als der die Gemeinſchaft mit dem Menſchen ſuchende, der Menſch aber als ſein einziger unmittelbarer Schöpfungszweck, jede niedere Schöpfungsſtufe als ein Werk der Vorſorge für das Hauptgeſchöpf gefaßt wurde, konnte in dieſer Beziehung leicht compenſirende Bedeutung gewinnen. Daß für dieſen Standpunkt die in Cap. 2 gewählte Darſtellungsweiſe wirklich ſehr nahe lag, ergibt der Sachverhalt in dieſem Capitel, beſonders wenn man ihn mit demjenigen in Cap. 1 vergleicht, ſelber. In Cap. 1 hatte Gott, damit die teleologiſche Beziehung der niederen Schöpfungsſtufen auf die höchſte hervortrete, die Vegetation dem Menſchen nachträglich zur Speiſe zuweiſen, die Thiere nachträglich ſeiner Herrſchaft unterordnen müſſen. Indem er dagegen in Cap. 2 die Paradieſesgewächſe von vornherein nur deshalb hervorſproſſen ließ, um dem Menſchen einen angemeſſenen und lieblichen Aufenthaltsort, einen Garten, wie es ausgedrückt wird, zu ſchaffen, den Letzterer bearbeiten und behüten ſollte, indem er dann die Thiere von vornherein nur des halbſchuf, um, ſoviel an ihnen war, das Alleinſein des Menſchen aufzuheben und ihm bis zu einem gewiſſen, wenn auch unzureichenden Grade zu Hülfe zu ſein, war es nicht blos nicht nöthig, über das teleologiſche Verhältniß der Natur zu ihrem Haupte noch nachträglich Etwas beizufügen, ſondern dies Verhältniß trat auch ſogar vollſtändiger, ſinniger und ſchöner, als es in Cap. 1 geſchehen war, hervor.

3. Man ſollte allerdings meinen, der Verfaſſer hätte in Cap. 2 eine möglichſt große, ja vollſtändige Uebereinſtimmung mit Cap. 1 erſtreben

müſſen. Denn daß er etwa mit dieſer älteſten Urkunde oder gar auch mit den Grundgedanken derſelben unbekannt geweſen ſei, bleibt unter allen Umſtänden eine wenigſtens höchſt unwahrſcheinliche Annahme. Wie ſehr auch im Uebrigen noch die betreffende Kritik hin- und herſchwankt, ſo wird doch das wohl heut zu Tage überall zugeſtanden werden, daß die Decaloggebote, daß alſo auch das Sabbathgeſetz und die ihm beigegebene Begründung zu der Zeit unſerer jehoviſchen Darſtellung vorhanden, ja die Grundlage des religiöſen und ſtaatlichen Lebens Iſraels zu bilden beſtimmt waren. Das Fundament des Sabbathgeſetzes aber iſt die Summe des in Cap. 1 vorliegenden Schöpfungsberichtes. Dazu kömmt, daß die Ueberſchrift in Cap. 2, 4, welche man bei ihrem engen Zuſammenhange mit der folgenden Darſtellung (vergl. § 35) nur von dem jehoviſtiſchen Verfaſſer ſelbſt, nicht von einem ſpäteren Redactor herleiten kann, beſtimmt genug die elohimiſchen Ueberſchriften und demnach auch die elohimiſche Grundſchrift vorausſetzt. Auch iſt das 2. Capitel zu unvollſtändig, als daß es ohne Beziehung auf eine vollſtändigere Schöpfungsgeſchichte, wie ſie in Cap. 1 vorliegt, hätte geſchrieben ſein können. Es greift zwar mehrfach in die Weltſchöpfung zurück und ergänzt dabei das 1. Capitel durch nicht unbedeutende Züge, aber es hat ſo wenig mit der Weltſchöpfung als ſolcher zu thun, daß es die Vegetation im Allgemeinen und die Waſſerthiere übergeht*).

*) Hupfeld, welcher entſchieden die vom erſten unabhängige Entſtehung des 2. Capitels vertritt und ſogar behauptet, daß die Ueberſchrift Cap. 2, 4 unbegreiflich ſein würde, wenn mit ihr nicht ein ganz neuer ſelbſtſtändiger Bericht mit der Beſtimmung „das erſte Capitel der Geſchichte“ zu ſein, einträte (vergl. a. a. O., S. 103 und 108), gibt bei alledem zu, daß die Formel ‚dies ſind die Tholdoth‘ „nur der Gleichförmigkeit wegen von den folgenden Capiteln nach freier Analogie übertragen ſei“ (S. 104), verwickelt ſich dadurch aber allerdings in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Der Jehoviſt — und er ſelber iſt es auch nach Hupfeld, welcher Cap. 2, 4 ſchrieb (S. 109) — muß doch die folgenden Capitel, von welchen er die Ueberſchrift auf Cap. 2 übertrug, gekannt haben. Mit dieſen folgenden Capiteln meint Hupfeld nicht etwa, wie Schrader (a. a. O., S. 28) annimmt, ſolche, die vom Jehoviſten ſelbſt herrührten — nach S. 216 und 217 läßt er unter den mit der betreffenden Ueberſchrift verſehenen Capiteln nur das zehnte als jehoviſtiſch gelten —, ſondern elohiſtiſche, die der Jehoviſt doch nach S. 126 unmöglich vor ſich haben konnte. — Diejenigen, welche nicht zugeben wollen, daß Cap. 1 bei der Abfaſſung von Cap. 2 vorausgeſetzt ſei, müſſen mit Ewald annehmen, daß letzteres urſprünglich vollſtändiger geweſen und erſt von einem Redactor hin und wieder verkürzt worden ſei; aber an welcher Stelle wäre dann wohl diejenige Verkürzung vorgenommen, durch welche die Erwähnung der Fiſche und der anderen Waſſerthiere verloren gegangen wäre? Es läßt ſich im ganzen 2. Capitel kein angemeſſener Platz für die Schöpfung dieſer Thiere finden.

Nichtsdeſtoweniger aber iſt das Räthſel, welches in dem Mangel an Uebereinſtimmung in Cap. 1 und 2 zu liegen ſcheint, nicht unlösbar. Wir haben ſchon gezeigt, daß jener Mangel der Würde der Offenbarung als ſolcher keinen Eintrag thut; wir dürfen ſogar behaupten, daß er in der Natur der Offenbarung ſelber begründet iſt. Die Analogie der Prophetie, die uns zu dem rechten Verſtändniß von Cap. 1 verholfen hat, ſteht uns auch hier zurechtweiſend zur Seite. Ein und daſſelbe Object, z. B. ſelbſt das Werk, welches das meſſianiſche Heil vermittelt, wird in ſehr verſchiedener Weiſe, wird meiſt als ein königliches, aber dann auch wieder als ein prophetiſches (Jeſ. 42) und prieſterliches (Jeſ. 53) beſchrieben, ohne daß man ſieht, wie ſich dieſe verſchiedenen Seiten zu einander verhalten, wie ſie ſich mit einander vereinigen laſſen. Faſſen wir, wie es uns hier am nächſten liegt, beſonders den Platz in's Auge, welchen die Propheten dem Meſſias in der Reihe der künftigen Begebenheiten anweiſen, ſo bietet ſich uns in Betreff ſeiner, nur in umgekehrter Ordnung, faſt dieſelbe Erſcheinung wie in unſeren beiden Schöpfungsberichten in Betreff Adam's dar. Der Meſſias wird zuerſt, nämlich von allen vorexiliſchen und exiliſchen Propheten (außer Daniel), der bevorſtehenden Erlöſungsgeſchichte vorangeſtellt. Schon die Rückkehr ſelber ſetzt ihn voraus und iſt eine Folge ſeines Auftretens, vergl. Hoſ. 2, 3 und Micha 2, 13. Nach Micha 5, 1 freilich ſoll er in Bethlehem geboren werden; aber noch in Jeſ. 40—66 bildet das erlöſende Heilswerk überall die Grundlage der Wiedergewinnung Canaans und des neuen Jeruſalems. Wir haben hier eine Anordnung der Zukunftsgeſchichte, die ſich nur dann rechtfertigen läßt, wenn man die Rückkehr aus dem Exil, den Zug durch die Wüſte, die Wiederbeſetzung Jeruſalems u. ſ. w. uneigentlich, nämlich von der Befreiung aus der Knechtſchaft der Welt überhaupt und vom Eintritt in die Kirche verſteht. Anders aber geſtaltet ſich das Gemälde in der nachmeſſianiſchen Zeit. Hier iſt die Rückkehr aus dem Exil bereits geſchehen; bei Haggai ſteht Serubabel, bei Sacharja Joſua im Vordergrunde und erſt im Anſchluß an ſie, erſt nach einer weiteren Entwicklung der geſchichtlichen Verhältniſſe wird der Meſſias erwartet. Nach Maleachi ſoll vor dem Meſſias ſogar noch erſt Elias auftreten.

In der Gewißheit, daß derſelbe Geiſt Gottes durch ſie redet, der ſich durch die Früheren kundgegeben hatte, fühlten ſich die Propheten einander im Weſentlichen ebenbürtig, und die Sorge darum, ob das, was der Geiſt ſie auszuſprechen trieb, bis in alle Aeußerlichkeiten hinein mit den Ausſprüchen ihrer Vorgänger übereinſtimmte, lag ihnen fern. Selbſt Fragen, wie die, ob der von Anfang an als ein König geſchilderte Meſſias mit dem

zunächſt leidenden Propheten und Prieſter, der ſich zudem in einem ganz anderen Zuſammenhang darſtellte, eine und dieſelbe Perſon ſei, zu beantworten, konnten ſie Anderen, beſonders auch der Erfüllung überlaſſen; dergleichen konnte wenigſtens zunächſt noch dunkel bleiben, und unrichtig iſt es, vorauszuſetzen, daß ſie, die Männer der Offenbarung und des Geſichts, darüber ſelber ſchon hinreichende Klarheit gehabt oder darüber auch nur viel reflectirt hätten. Nicht die Reflexion auf die Weiſſagungen Anderer, ſondern die eigene Erkenntniß der Wahrheit, wie ſie ſich einem Jeden auf ſeinem Standpunkt und nach dem Bedürfniß ſeiner Zeit unabweislich aufdrang, war das, was ſie leiten und die Art ihrer Darſtellung beſtimmen mußte.

Aehnlich aber, wie mit der Prophetie, verhält es ſich zweifelsohne auch mit einer Geſchichtsſchreibung, wie ſie in Cap. 2 vorliegt.

Obwohl daher die Entſtehung unſeres zweiten Capitels neben dem erſten ſo lange unerklärlich bleiben muß, als man die Bibel als eine rein menſchliche Literatur betrachtet, ſo wird ſich doch, ſobald man die Natur der Offenbarung als ſolcher in's Auge faßt und vor Allem auch den höheren Factor, der bei derſelben die Hauptſache iſt, mit in Betracht zieht, das Räthſel löſen. So lange man das Auge blos auf die Erde gerichtet hält, wird in der Entſtehungsgeſchichte der heiligen Schriften überhaupt Vieles dunkel bleiben; mehr als anderswo gilt es hier, den Himmel offen zu ſehen.

Bibel und Naturwiſſenſchaft

ſpeciell über

Menſchenſchöpfung und Schöpfungsabſchluß.

---

§ 38.

Das Alter des Menschengeschlechts.

Nach dem Bilde Gottes geschaffen, bezeichnet der Mensch das Ende jener ausgestaltenden Schöpferthätigkeit, durch welche das nur an sich weltliche und insofern nicht göttliche Sein zu einem Träger göttlicher Gedanken erhoben, in einen Spiegel göttlichen Lichtes verwandelt wurde. Es war daher tief begründet, daß der zweite Schöpfungsbericht wenigstens die Vollendung der Menschenschöpfung, daß der erste die Menschenschöpfung überhaupt dem Ende der ganzen Schöpfung zuwies.

Dem Ende der Schöpfungszeit gehört das Hervortreten des Menschen auch nach der Naturwissenschaft an. Cuvier urtheilte sehr entschieden, daß das Vorkommen menschlicher Reste in Begleitung von Knochen ausgestorbener Thiere nirgends bewiesen sei; daß die Thatsachen, welche man in dieser Hinsicht anführe, auf Irrthümern beruhen; daß der Kalkstein, in welchem man bei der Insel Guadeloupe ein versteinertes Menschenskelett gefunden hatte, sich noch täglich erneuere*). Und die Autorität dieses Vorgängers war für viele Nachfolger maßgebend. Auch Burmeister stellt die Existenz der Menschen vor der gegenwärtigen Organisationsepoche entschieden in Abrede. „Zwischen all den zahlreichen Thierknochen, welche die tertiären Schichten erfüllen, hat man niemals menschliche Gebeine angetroffen, niemals Spuren menschlicher Kunstproducte, die doch sicher damals wie jetzt die rohesten Nationen hervorzubringen im Stande waren, wenn sie den heutigen Menschen gleichkamen**). Ganz zuletzt hat man freilich wieder angefangen, einer etwas anderen Meinung Raum zu geben. „Als in der letzten Zeit menschliche Kunsterzeugnisse, Aexte aus Kieselsteinen, in Schichten gefunden wurden, in welchen gewöhnlich Knochen untergegangener Thierarten, Elephanten und Nashörner vorkommen, da wurde man auch auf die Resultate wieder aufmerk-

*) Cuvier, Die Erdumwälzungen, deutsch von Giebel 1851.

**) Burmeister, Schöpfungsgeschichte, S. 499.

ſam, welche früher in Grotten, Höhlen und Spalten gewonnen worden waren; man warf ſich mit neuem Eifer auf die methodiſche Unterſuchung ſolcher Orte, in welchen man Knochen zu finden gewohnt iſt, und ſo gering auch die Zeit iſt, welche bis jetzt über dieſe neueren Forſchungen hingeſtrichen iſt, ſo auffallend und überzeugend ſind doch ſchon die Reſultate, die man gewonnen hat." *) Indeß glaubt man den Menſchen doch auch jetzt noch nicht weiter als bis in die ſogenannte Diluvialperiode, und zwar in den dieſſeits der letzten Gletſcherausdehnung gelegenen Abſchnitt derſelben zurückdatiren zu dürfen. „Daß erſt innerhalb dieſer jedenfalls ſehr langen Diluvialzeit der Menſch in unſerer Erdhälfte erſchien, daß bis jetzt noch keine Spuren gefunden worden ſind, welche auf ein früheres Auftreten in unſerem Klima hinzeigen, iſt eine durchaus unbeſtrittene Thatſache; — ob aber der Menſch vor oder nach der letzten Gletſcherausdehnung auf unſerem Continent erſchien, dies iſt bis jetzt noch eine Streitfrage. Wir haben uns nach genauer Erwägung der Thatſachen für die letzte Alternative entſchieden; wir haben überall nur Beweiſe gefunden für das Auftreten des Menſchen nach der großen Gletſcherperiode, nach der Bildung des Gletſcherlehms in Skandinavien, England und der Schweiz" **), u. ſ. w.

Für die Bibel iſt aber die Menſchenſchöpfung nicht blos der Schlußſtein, mit welchem ſie das Schöpfungswerk aufhören läßt, ſondern auch der Anfangspunkt, an welchen ſie eine ziemlich beſtimmt durchgeführte Zeitrechnung anknüpft, und eben dadurch geſchieht es, daß die Annahmen mancher Naturforſcher nun dennoch mit ihr in Conflict gerathen. Sie gibt uns die Lebensalter an, in welchen die Stammväter ihre die Linien weiterführenden Söhne gezeugt haben, und ſetzt uns dadurch in den Stand, die Zeit, welche von der Schöpfung Adam's bis zur Sindfluth, von der Sindfluth bis auf Abraham, von Abraham bis auf Chriſtum verfloß, zu berechnen. Sie läßt uns in Cap. 5 bis zur Sindfluth 1656, in Cap. 11 bis auf Abraham noch 365, im Ganzen alſo bis auf Abraham ungefähr 2000, bis auf Chriſtum 4000 Jahre zählen; ſie gibt dem Menſchengeſchlecht demnach ein Alter von ungefähr 6000 Jahren: eine Summe, die vielen Naturforſchern in unſerer Zeit als viel zu gering erſcheint. Und kann man nun auch nicht ſagen, wie es ſich mit dieſen Zahlangaben, beſonders mit denen, welche

*) C. Vogt, Vorleſungen über den Menſchen, Bd. II, S. 5.

**) C. Vogt a. a. O., Bd. II, S. 105. Hinterher theilt Vogt freilich mit (S. 293), daß Desnoyers, Mitglied der franz. Academie, auf Knochen großer Thiere, die noch unter den Diluvialſchichten lagen, feine Kritzeln und Einſchnitte, die von *gleichzeitigen Menſchen* herrühren ſollen, gefunden habe.

die ersten Väter betreffen, in Wahrheit verhalten mag, und noch weniger angeben, wie schon Adam zu einer so bestimmten Zählung seiner Jahre gekommen sein sollte, so ist es doch dadurch noch keineswegs gerechtfertigt, anzunehmen, daß hier blos die ungefähre Schätzung eines Späteren zu Grunde liege, durch welche an sich viel größere Zeiträume in außerordentlich viel kürzere zusammengezogen seien*). Die Zahlen, welche uns angegeben werden, widerstehen jedem Versuch, sie auf irgend ein System, nach welchem etwa die Schätzung hätte angestellt werden können, zurückzuführen. Sie sind nicht rund, sondern bestimmt. Sie sind zudem, obwohl sie zusammenaddirt für Manche eine zu kleine Summe ergeben, dennoch zu groß, als daß Jemand Lust verspüren könnte, statt ihrer noch größere zu setzen.

Allenfalls könnte man annehmen, daß zwischen den Vätern, die angeführt werden, andere ausgefallen seien; in einigen biblischen Geschlechtsregistern ist die Nichtberücksichtigung von Zwischengliedern nicht zu bestreiten. Der Unterschied zwischen einem Vorfahren und seinem Nachkommen könnte sich verwischt, der Sohn des letzteren könnte daher unmittelbar als ein Sohn des ersteren aufgeführt sein. Aber während sonst die betreffenden Zwischenglieder wahrscheinlich absichtlich ausgelassen sind, wäre dergleichen in den Registern, mit denen wir es zu thun haben, ganz gegen die Meinung und Absicht der Verfasser geschehen. Sonst war es nur darum zu thun, durch einige Hauptnamen den Stammbaum gewisser Männer oder Geschlechter anzudeuten; in unseren Registern dagegen war die Absicht ohne Frage die, eine richtige Chronologie zu ermöglichen. — Wenigstens ebenso leicht ließe sich denken, daß wie die Pflanzen- und Thierschöpfung, so auch die Menschenschöpfung ihre Präludien gehabt hätte, daß über den jetzt höchststehenden Thieren Wesen hervorgetreten wären, die schon, ohne noch des eigentlich Menschlichen, besonders der sittlichen Zurechnungsfähigkeit theilhaftig zu sein, die Leiblichkeit des Menschen in allem Wesentlichen sehr bestimmt zur Darstellung gebracht hätten, und die nun die Paläontologen zu der Annahme eines früheren Daseins des Menschengeschlechts veranlassen. Möglich wäre es auch, daß es schon ein früheres Menschengeschlecht vor Adam gegeben hätte, welches, weil sittlich,

*) Allerdings weichen die betreffenden Zahlen der alexandrinischen Uebersetzung und des samaritanischen Textes mehrfach ab. Die erstere bringt bis zur Sindfluth eine Zeit von 2262 und bis zu Abraham noch eine von 1215 Jahren heraus; die Zahlen des letzteren sind 1307 und 1015. Aber bei der großen Willkür, welche beiden Texten auch sonst eigen ist, haben diese Variationen keinerlei Gewicht, und zwar um so weniger, als es nachweisbar ist, daß sie durchweg nach einem bestimmten Grundsatz eingeführt sind.

auch physisch völlig zu Grunde gegangen wäre. Oder wenn gegen den völligen Untergang die Analogie der Sindfluth-Geschichte sprechen sollte, so könnte man auch, ohne das Wesentliche der biblischen Wahrheit zu beeinträchtigen, allenfalls annehmen, daß der biblische Adam eigentlich schon ein Noah, ein von einem untergegangenen Geschlecht Uebriggebliebener gewesen sei, und daß sich in die Anschauung von ihm das übertragen habe, was nach innerer, in Gottes Wesen selbst begründeter Nothwendigkeit jedenfalls von dem ersten und eigentlichen Urahnen aller menschlichen Wesen gelten mußte. Aber wir führen diese immerhin gewagten Hypothesen, die leicht den Schein einer gewissen Abenteuerlichkeit haben, nur an, um zu zeigen, daß, wenn die Geologie oder Paläontologie wirklich je ein höheres Alter des Menschengeschlechts, als das biblische ist, evident erweisen sollten, damit immer noch das Ansehen und die Glaubwürdigkeit der Bibel, selbst in Betreff der Zahlen, sehr wohl bestehen könnte. Abgesehen davon, daß ein Bedenken, welches die chronologische Frage betrifft, unter allen Umständen verhältnißmäßig untergeordnet ist *), ist dasselbe noch keineswegs hinreichend gerechtfertigt. Wie die Sachen jetzt liegen, ist das höhere Alter des Menschengeschlechts selber nur noch eine sehr gewagte, ja wohl ebenfalls in Abenteuerlichkeiten verwickelte Hypothese, die, sobald nur einige geologische Voraussetzungen berichtigt oder einige Mißverständnisse beseitigt sind, leicht in ihr Nichts zusammenbrechen kann.

Sehr zu beachten ist es von vornherein, daß die historische Erinnerung der Menschheit in Wahrheit nirgends höher als in der heiligen Schrift hinaufreicht, ja daß sie die hier statuirten Zeiträume im Grunde noch lange nicht ausfüllt. Wenn sich die Inder, Chinesen, Babylonier u. A. ein viel höheres Alter zugesprochen haben, so weiß jetzt Jedermann, daß deren Chronologie auf willkürlichen Uebertreibungen beruht und der Bibel gegenüber gar nicht in Betracht kömmt. Die einzige Tradition, welche in dieser Beziehung noch einigen Glauben zu verdienen scheint, ist die ägyptische, wie sie uns in den Königsdynastien Manetho's aufbewahrt ist. Wenn aber Lepsius nach ihr das Jahr 3839 v. Chr. für das erste des Menes hält, so daß die erste geschichtliche Dynastie bereits in der ersten Lebenshälfte Adam's zu herrschen begonnen hätte, so ist es doch nicht blos außerordentlich schwer, ja fast unmöglich, wie die „Chronologie der Aegypter" von Lepsius selber beweist, aus den vorhandenen Recensionen jener Listen bei Josephus, J. Africanus, Eusebius u. A. auch nur die Urgestalt des

*) Vergl. Luthardt, Apolog. Vorträge, S. 80.

Textes festzustellen, sondern wir haben auch noch gar nicht hinreichende Mittel, um die gleichzeitigen Dynastien von den successiven zu sondern. Böckh nimmt an, daß das ursprüngliche Werk schon zur Zeit des Flavius Josephus durch Zusätze entstellt war und nach und nach zu einem Gemisch der mannichfaltigsten Lappen wurde. Und Lepsius und Bunsen gegenüber, welche auf Manetho dennoch chronologische Systeme aufbauen zu können glauben, erklärt ein „so ebenbürtiger Forscher" wie de Rougé: »J'ai exprimé plusieurs fois mes doutes sur l'exactitude des chiffres proposés jusqu'ici pour la durée des Dynasties égyptiennes; je ne puis me ranger à l'opinion d'aucun des savans, qui croient avoir établi un canon chronologique, qui puisse servir de charpente à l'édifice historique, que nous devons élever à l'aide des monuments.«*) Ebenso bemerkt Brugsch in seiner „Geographie des alten Aegypten", Bd. II, S. 41, er enthalte sich der chronologischen Angaben, „da über die wichtigsten Punkte der Chronologie die abweichendsten Ansichten der größten Autoritäten vorliegen"**).

Was man vom Standpunkt der Naturwissenschaft über das Alter der Menschheit zu sagen weiß, haben in neuester Zeit besonders Ch. Lyell***) und C. Vogt, Letzterer in seinen „Vorlesungen über den Menschen", eingehend dargelegt. Letzterer rühmt sich, „das ziemlich dickleibige Buch" des Ersteren in dem betreffenden Punkte bedeutend vervollständigt zu haben, und hat in der That einige für Lyell wahrscheinlich zu zweifelhafte Funde aus Südfrankreich mehr angeführt. Die Data gruppiren sich, wenn wir mit denen, welche die Menschenschöpfung möglichst hoch hinauf setzen würden, beginnen und von da aus der Zeitordnung folgend allmählich fortschreiten, in folgender Weise. In den Höhlen bei Lüttich fand Dr. Schmerling 1833 mitten unter den Resten ausgestorbener Thiere nicht blos viele menschliche Steingeräthe, sondern auch einige Menschenknochen; in der Höhle bei Engis, zu der man nur durch eine oder zwei andere Höhlen gelangte, fand er zwei Schädel — der eine von beiden, der einem jüngeren Individuum angehört hatte, zerfiel sofort beim Aufheben in Staub —; in der Höhle von Engi-

*) Vergl. Delitzsch, Genesis, S. 223.

**) Wiseмann hebt ferner hervor, daß weder bei den Aegyptern noch auch bei den Chinesen und Indern irgendetwas wirklich weiter als bis in den Beginn des dritten Jahrtausends vor Christo zurückweist (s. Twelve lectures on the connexion etc., lect. 7 and 8).

***) The Geological Evidences of the Antiquity of Man, etc. by Charles Lyell. London 1863.

houl entdeckte er neben andern Resten von wenigstens drei Individuen kleinere Schädelbruchstücke, — und alle diese Fragmente sollten beweisen, daß Belgien schon in jener Zeit, wo die Gletschermassen der Diluvialperiode ihren Rückzug anzutreten begonnen und den sogenannten Gletscherlehm auf den Tertiärformationen abgelagert hatten, wo aber im Uebrigen noch der Elephas primigenius, der Rhinoceros tichorhinus, der Höhlenbär u. s. w. dort hausten, seine menschlichen Bewohner hatte. Burmeister bemerkt in Beziehung darauf*): „Buckland, der ihn (den Schädel von Engis) sorgfältig untersuchte, hielt ihn jedoch für jünger als die fossilen (Thier-) Knochen und für eine spätere zufällige Beimengung." Indeß wäre es möglich, daß sich Buckland damals, wo es noch an ähnlichen, wirklich überzeugenden Funden fehlte, von einem Vorurtheile hätte leiten lassen. Die Entscheidung wird von dem Urtheil über die weiter zu besprechenden Thatsachen abhängen.

Ebenso alt etwa, wie jene Menschenknochen bei Lüttich, soll das Skelett sein, welches man im August 1856 in einer kleinen Grotte des Neanderthales, eines Seitenthales der Düssel bei Elberfeld, fand. Der Beweis für das diluvialische Alter desselben ist aber ziemlich complicirt. Man macht dafür geltend, daß der Kalkzug des Neanderthales derselbe ist, in welchem sich 1½ Stunde östlich die Dornaper Kalksteinbrüche befinden, und daß man dort etwa 13 Fuß tief unter der Bodenfläche Mammuthreste entdeckte, die in einem der Lehmmasse am Düsselthal völlig analogen lehmigen Schutt lagen. Prof. Fuhlrott in Elberfeld, der das betreffende Skelett zuerst als ein menschliches erkannte und den Ort, wo er es gefunden hatte, näher beschrieb, konnte daher auch nicht umhin, das diluvialische Alter desselben blos als eine Möglichkeit zu behandeln. „Sind die fraglichen Mammuthreste", dies sind seine Worte, „unbestritten fossil, so können auch die in demselben Diluvialschutt eingelagerten menschlichen Gebeine des Neanderthales fossil sein, und es muß die Versuchung nahe liegen, dem menschlichen Geschlechte, vielleicht in einer primitiven Form desselben, mit den Dickhäutern der Vorwelt ein gleich hohes Alter zu vindiciren." **) Rud. Wagner sprach sich noch am 5. März 1864 in der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften dahin aus, daß der Neanderthaler Schädel wahrscheinlich der Schädel eines alten Holländers sei, nur daß er etwas stärker abweiche von dem Typus der Schädel, welche, von der Insel Marken im Zuyderse stammend, in der Blumenbach'schen Sammlung sich finden.

---

*) A. a. O., S. 500.

**) Vergl. Vogt a. a. O., Bd. II, S. 35.

Ueber die menſchlichen Reſte, welche Esper und Roſenmüller in den fränkiſchen Höhlen, Schlotheim in den Gypshöhlen von Köſtritz in Sachſen, Marcel de Serres, de Chriſtol und Tourtual in den ſüdfranzöſiſchen Höhlen um Montpellier ausgruben, geht Vogt mit der Bemerkung hinweg, daß ſie theils verloren, theils der Unterſuchung unzugänglich geworden zu ſein ſcheinen. Burmeiſter aber ſagt von den bei Köſtritz ausgegrabenen Menſchenknochen: „ſie lagen in den Spalten eines Gypsbruches, welche mit Lehm ausgefüllt waren, und wurden ohne Zweifel, wie die foſſilen Thiergebeine, auf früheren urſprünglichen Lagerſtätten losgeſpült und an ihren ſpäteren Fundort durch Strömungen nach heftigen Regengüſſen verſetzt.“

Ganz beſonderes Gewicht ſcheint man dagegen neuerdings auf einen Fund zu legen, den man in der Nähe von Aurignac im Departement der oberen Garonne machte. Ein Arbeiter entdeckte dort 1852 an dem ſteilen Abhange eines Hügels, 13 bis 14 Meter über einem Bache, eine Höhle, in welche bis dahin nur ein Kaninchenloch geführt hatte, und in derſelben einen Haufen von Menſchenknochen, worunter zwei vollſtändige Schädel; der ſchreckliche Maire von Aurignac aber, noch dazu ein ſtudirter Mann und zwar ein Doctor der Medicin, gab Befehl, ſämmtliche Knochen zu ſammeln und irgendwo auf dem Kirchhof, als ob ſie auch weiter Nichts, als Knochen von Chriſtenmenſchen geweſen wären, einzuſcharren. Und als nun Lartet acht Jahre ſpäter an Ort und Stelle kam, konnte oder wollte ihm kein Menſch mehr den Platz angeben, wo er die für die Wiſſenſchaft unſchätzbaren, aber vollſtändig verlorenen Kleinodien hätte finden können. Indeß gab es immer noch Reſte genug, um ſich daraus eine vollſtändige Geſchichte der Höhle, die ſich eigentlich, da eine vorgeſtellte Sandſteinplatte die Thür zu ihr bildete, als eine Grotte erwies, conſtruiren zu können. Auf dem Felſen davor deutete ſich ein Heerd an, der von einer Schicht von Kohlen und Aſche umgeben war. Schon in dieſer Kohlenſchicht fand man viele Zähne von Grasfreſſern und mehrere Hundert zerſtückelte Knochen, von denen einige verkohlt, andere nur angebrannt, die meiſten aber zerbrochen und offenbar von einem großen Fleiſchfreſſer, etwa einer ſich auch durch ihre Excremente andeutenden Hyäne, angenagt waren, dazu etwa hundert ſogenannte Steinmeſſer und andere verſchiedenartige Inſtrumente. Die Hauptſache aber war der Befund in der Höhle ſelbſt. Abgeſehen von den ſchönſten Steinmeſſern, den ſchönſten Horninſtrumenten und einem ganzen Rennthiergeweih fand man noch einige wenige Menſchenknochen und dazu Reſte von fünf bis ſechs Höhlenbären und Höhlenhyänen, von drei Wölfen und vielen Füchſen, ja auch einige Zähne vom Höhlenlöwen, von der Wildkatze, vom Luchs und

vom gewöhnlichen Bär; ferner auch wohlerhaltene, weder zerſchlagene noch angefreſſene Knochen von 12—15 Auerochſen und ebenſoviel Pferden, ſowie von 10 bis 12 Rennthieren, von 3 bis 4 Rehen, von einem Mammuth, einem Nashorn, einem Wildſchwein, einem Edelhirſch und einem iriſchen Rieſenhirſch. Beſonders bemerkenswerth war es, daß ſich von keinem einzigen dieſer Thiere ein Schädelſtück fand. „Offenbar diente die Grotte", ſagt Vogt*), „als Begräbnißplatz in ihrem Hintergrunde, während vorn ein Feuerplatz, vielleicht von einer Laubdecke überdeckt — (der Berg heißt Fajolles, Buchenberg, obwohl ſich Niemand mehr an Buchen dort erinnert) —, ſich befand. Wahrſcheinlich wurden mit den Todten Zähne und Kiefer von Raubthieren, die ſie erſchlagen hatten, als Zeugen ihrer Mannhaftigkeit beigeſetzt; wahrſcheinlich gab man ihnen auch einige Nahrung mit zur Reiſe in das Jenſeits, wie das bei wilden Völkern häufig der Brauch iſt. Jedenfalls liefert dieſe Grotte ebenfalls wieder den Beweis, daß der Menſch mit den ausgeſtorbenen Thierarten zuſammenlebte, daß er ſich auf ihre Koſten nährte, daß alſo das Menſchengeſchlecht ein Alter erreicht, deſſen Tiefe wir erſt ſpäter zu ergründen verſuchen werden." Für Vogt mag dieſer Beweis in der That evident ſein. Allein er liegt weniger in den angeführten Thatſachen ſelbſt, als in den Erklärungen, welche Lartet und er von ihnen gegeben haben, und keinenfalls iſt es ſchwer, denſelben ganz andere entgegenzuſetzen, welche wenigſtens ebenſo wahrſcheinlich ſind. Die Höhle konnte in verſchiedenen Zeiten zu verſchiedenen Zwecken dienen, ſie konnte zuerſt den Thieren und ſpäter auch den Menſchen gehören; Todte konnten zu Todten begraben werden, und Knochen aus ſehr verſchiedenen Zeiten konnten durcheinander gerathen.

In einer der Grotten von Arcy bei Avallon im Departement der Yonne fand man in der unterſten der drei Ablagerungen, die unmittelbar auf dem juraſſiſchen Kalk lag und meiſt mit Rollſteinen von dem Granitkern des Morvan gemiſcht war, während die mittlere aus Kalkſtücken von dem Geſtein des Berges ſelbſt und die obere aus einem thonigen Mergel beſtand, zwiſchen vielen Knochen, die beſonders vom Höhlenbären herrührten, eine menſchliche Unterkinnlade und ſpäter noch einen Zahn; — in der Höhle von Lherm unweit der Pyrenäen zwiſchen den Reſten des Höhlenbären und Höhlenlöwen, des alten braunen Bären und der Höhlenhyäne, Schulterblatt, Arm-, Fußknochen und Zähne vom Menſchen, auch Kieſelſteinmeſſer und Knochen, die zu Waffen geformt waren, und zwar in einer dünnen Lehmſchicht, unter einer dicken Tropfſteindecke, die ſo kry-

*) A. a. O., Bd. II, S. 41.

ſtalliniſch war, daß ſie ſich unter dem Hammer in große Kryſtallflächen ſpaltete. — Allein wie mißlich es um all' dieſe Höhlenfunde, und wären es ihrer auch noch bei Weitem mehr, ſteht, geht aus Vogt's eigenen Bemerkungen hervor. Da man faſt nirgends vollſtändige Skelette, ſondern nur einzelne Knochen von Thieren und Menſchen gefunden hat, ſo bleibt „für die meiſten Höhlen nur die Annahme", wie Vogt ſelber S. 14 ſagt, „daß die Knochen mit den Rollſteinen, mit den Muſcheln, mit den übrigen Reſten durch Waſſerſtröme in die Höhlen geführt und dort abgeſetzt wurden. Wo die Knochen ſelbſt Spuren von Rollung zeigen oder von früherer Bleichung und Austrocknung, da mögen ſie als ſolche in die Höhlen gebracht worden ſein. Wo ſie beſſer erhalten ſind, mögen ſie als Stücke faulender Cadaver gebracht worden ſein, die durch die Fäulniß ſelbſt mehr oder minder ſchwimmend erhalten wurden." In vielen Grotten und Höhlen nun iſt es ganz augenſcheinlich, daß durch die Einſchwemmung Späteres mit Früherem vermiſcht worden iſt. In der Höhle von Mialet bei Anduze z. B. kann man Knochen und Ueberreſte von Induſtrie und Kunſt aus den verſchiedenſten Epochen bis in die Neuzeit aufgehäuft finden*). Anders freilich ſoll es ſich verhalten, wenn ſich die Menſchenknochen ganz in demſelben Zuſtande und ganz unter denſelben Verhältniſſen befinden, wie die übrigen Thierknochen, wenn ſie in denſelben Lehm eingehüllt ſind, der durchaus kein Zeichen von Veränderung trägt, wenn ſie wohl gar mit Knochen ausgeſtorbener Thierarten unter einer wohlerhaltenen Tropfſteindecke zuſammenliegen. Sieht man aber näher zu, ſo hat es damit außerordentlich wenig auf ſich. Wenn knochenführendes Waſſer in Höhlen eindrang, in welchen bereits ein älterer Knochenlehm lag, ſo konnte es denſelben leicht aufweichen und flüſſig machen, und der neu ſich bildende Abſatz mußte dann Aelteres und Jüngeres in gleicher Weiſe in ſich aufnehmen. Die Tropfſteinbildung aber geht noch heute vor ſich, und eine jetzt durchwühlte Höhle wird ſchon in 50 Jahren wieder eine Tropfſteinrinde über ihren Boden erhalten haben**). Pfaff ſpricht den verſchiedenen Funden in den Grotten und Höhlen alle Bedeutung für unſere Frage ab, und Vogt ſelber bemerkt, nachdem er ſie alle ſo eingehend und zuverſichtlich dargelegt hat: „Die Ablagerungen in Spalten und Höhlen tragen immer einen gewiſſen außerordentlichen Charakter; das myſteriöſe Dunkel, welches in der Tiefe der hohlen Räume herrſcht, ſcheint ſich auch auf die in ihnen ſtattgefundenen Ablagerungen ausbreiten und

*) Vergl. Vogt, S. 22.

**) Vergl. Pfaff a. a. O., S. 648.

reflectiren zu wollen." Er folgert daraus, daß es nicht ungeeignet sein werde, auch auf diejenigen menschlichen Reste überzugehen, welche in den Schwemmbildungen selbst, im freien Lande aufgefunden wurden.

Fragen wir nun aber auch nach diesen letzteren, so werden wir an die Menschenknochen erinnert, welche 1844 in einem Blocke vulkanischen Gesteins in der Nähe von Puy auf den Gehängen des ausgestorbenen Vulkans Denise gefunden wurden. In Blöcken ähnlicher Art findet sich in der Umgebung der Stadt Puy das Mammuth und das Nashorn mit knöcherner Scheidewand, und der sich daraus für unsere Frage ergebende Beweis ist nach C. Vogt, zumal da nach seiner Meinung die Vulkane der Auvergne und des Rheins seit der Zeit des Höhlenbären, des Mammuths u. s. w. erloschen sind, vollständig. Andere aber, wie selbst Lyell auf der Versammlung zu Aberdeen, haben gemeint, daß die Menschenknochen nicht in einer eigentlichen Tuffschicht, in welche jene diluvialen Thiere eingebettet sind, lagen, sondern blos von dem jüngsten Lavabett, welches erst später entstanden sei, bedeckt wurden*). Und außerdem hat es sich unwiderleglich herausgestellt, daß einige Blöcke in Rechnung auf die Leichtgläubigkeit gewisser Naturforscher erst künstlich mit Menschenknochen versehen worden sind. —

Doch es bleibt noch die Hauptsache. Man führt uns zu den in letzter Zeit so viel besprochenen und für wichtig gehaltenen Feuersteinwaffen in der Picardie, in Paris, in England u. s. w. Das Thal der Somme wird bei Amiens und weiter hinab bei Abbeville von Hügelreihen eingefaßt, welche, wie der Boden im Norden Frankreichs überhaupt, und besonders in der Picardie, von weißer Kreide gebildet und stellenweise von verschiedenen anderen, später gebildeten Straten überdeckt werden. „Unmittelbar auf dem Kreideboden findet sich eine 10 bis 14 Fuß dicke Schicht von grobem, weißem, kreidigem Sand mit Feuersteinen, die nur wenig gerollt und abgenutzt sind, im Durchschnitt 3 Zoll Durchmesser haben, mit vielen Feuersteinballen gemischt sind, die durchaus ungebrochen aus der Kreide hervorgewaschen wurden und eine verwirrte Schichtung zeigen, indem Lager von dickerem Grand mit feinerem Sand und sandigem Mergel abwechseln. In den feinen Sandschichten finden sich häufig Schalen von Land- und Süßwassermuscheln, welche noch jetzt in der dortigen Gegend vorkommen. . . . Hie und da mischen sich mit diesen Süßwassermuscheln Strandmuscheln des Meeres, welche alle noch in dem benachbarten Kanal leben und nachweisen,

*) Vergl. A. Wagner, Sitzungsberichte der Münchener Acad., 1861, Bd. II, Heft 1.

daß zuweilen das Meer in der That bis weit in das Land hinauf Einbrüche machte. Außerdem findet man in dieser unteren Schicht der unteren Terrasse und zwar meist in unmittelbarer Nähe des Kreidebodens versteinerte Knochen und mit diesen in Gesellschaft in großer Menge Geräthschaften von Feuerstein, in roheſter Weise bearbeitet. Die Knochen, welche man in dieser Schicht gefunden hat, gehören meistens dem Mammuth, dem Nashorn mit knöcherner Scheidewand, dem fossilen Pferde, dem Urochsen, dem Riesendammhirsch, dem Rennthier, dem Höhlenlöwen und der Höhlenhyäne an, erscheinen also vollkommen gleichzeitig mit dem Höhlenbären und den übrigen ausgestorbenen Thieren der Höhlen." *) Auf diesem sogenannten grauen Diluvium liegt dann gewöhnlich eine etwa 6 Fuß dicke Schicht von weißem Kieselsand mit vollständig abgerundeten kleinen Rollsteinen, mit Mergel und einigen Thierknochen, das sogenannte rothe Diluvium, darüber ferner eine durchschnittlich ebenfalls 6 Fuß dicke Schicht von braunem Lehm mit wenigen eckigen Flintensteinen, von ockergelbem Sand und gewöhnlicher Dammerde, so daß die ganze Terrasse 20 bis 40 Fuß dick ist. Die Mitte des Thales ist fast überall, namentlich aber oberhalb Amiens' und unterhalb Abbeville's bis zur See von Torfmooren erfüllt, welche zuweilen so hoch anschwellen, daß sie noch über die soeben beschriebene Bekleidung der Hügel hinübergreifen, welche aber erst nachher gewachsen zu sein scheinen, nachdem der Strom die angedeutete Hügelbekleidung bereits abgesetzt, theilweise auch wieder weggeschwemmt und die Rollsteine und den Thonmergel als das Resultat seiner Auswaschungen zu unterst abgelagert hatte. —

Die Feuerstein-Instrumente nun „sind außerordentlich roh gearbeitet und offenbar aus den Feuerstein-Knollen herausgespalten, die man in der Gegend selbst in der Kreide antrifft". „Am wenigsten bearbeitet sind die sogenannten Messer oder richtiger Splitter (éclats), dünne, häufig ziemlich lange, auf beiden Seiten zugeschärfte Stücke, die gewöhnlich eine Längsrippe auf jeder Seite zeigen und in eine mehr oder minder scharfe Spitze auslaufen. Die Ränder sind glatt und scharf, wenn auch zuweilen etwas gekerbt und offenbar nicht weiter durch schwache Schläge bearbeitet." „Mehr bearbeitet erscheinen zwei andere Formen, von denen die eine (bis zu 8 Zoll lang) etwa einem Lanzeneisen, die andere (mehr in der Gestalt eines Ei's) vielleicht der Spitze einer Hellebarde ähnlicher ist." Man meint, daß die Urmenschen diese Stücke mit ihrem stumpfen Ende in den Spalt eines Holzes oder Hornes einklemmten und dort mit Bast oder irgend einem an-

*) Vogt a. a. O., S. 48.

deren ſehnigen Material feſtbanden, um ſie ſo nach der Art der Wilden auf den Inſeln des ſtillen Oceans als Aexte zu benutzen*).

Allein, wieviel Aufſehen auch dieſe Kieſel-Inſtrumente gegenwärtig machen mögen, ſo frägt es ſich doch nicht blos, ob ſie nicht ſpäteren Urſprungs und durch Ueberſchwemmungen oder dergleichen Urſachen an jenen Ort zwiſchen die Foſſilien geführt worden ſind, wofür man die angedeuteten Spuren von Meer-Einfluthungen geltend machen kann, ſondern vor Allem iſt es auch fraglich, ob wir hier wirklich Producte einer, wenn auch noch ſo rohen Kunſt, oder bloße lusus naturae vor uns haben. Die Arbeiter in den betreffenden Sandgruben haben zunächſt gar nicht daran gedacht, haben es auch, als man es ihnen ſagte, gar nicht glauben wollen, daß ſie etwas Anderes, als natürliche Steinbildungen gefunden hätten. Es gehörte die Phantaſie eines Boucher de Perthes dazu, den ſelbſt Vogt einen „zwar verdienſtvollen, aber freilich oft ſehr überſpannten und phantaſtiſchen Alterthumsforſcher" nennt, die „ziemlich unkenntlichen Feuerſteinwaffen" als ſolche von gewöhnlichen Steinen zu unterſcheiden. Vogt muß anerkennen, daß ſich dieſer Mann auch heute noch wunderliche „Uebertreibungen" erlaubt, indem er ſo weit geht, in einigen Kieſelſteinen rohe Nachbildungen von Menſchen- und Thierköpfen zu finden, in anderen dagegen Inſtrumente zum Beſchneiden der Nägel und Haare, als reichte das jetzt in Frankreich ſo angeſehene Gewerbe der Haarkünſtler bis in jenes graue Alterthum hinauf. Es iſt Thatſache, daß Boucher de Perthes mit ſeinem Funde zuerſt lange „förmlich betteln gehen" mußte von Thür zu Thür, ohne Gehör zu finden. Als dann freilich einige Engländer aufmerkſam wurden und den Fund beſtätigten, wurden „Amiens, Abbeville, St. Acheul, Manchecourt und andere untergeordnete Localitäten des Thales der Somme allmählich wahre Wallfahrtsorte, zu welchen alljährlich Geologen und Alterthumsforſcher pilgerten, theils um ſich zu überzeugen, theils um neue Thatſachen zu ſammeln, theils endlich um ſich betrügen zu laſſen von den Arbeitern, die in neueſter Zeit eine förmliche Fabrik von Feuerſtein-Aexten angelegt hatten" **). Aber wer wüßte nicht, wie ſehr das Urtheil auch in ſolchen Dingen von der Neigung der Zeit, ja von der Mode abhängt, und wie ſchwer es einem

---

*) Vergl. E. Littré in der Revue des deux Mondes, Mars 1858. — Ch. Lyell im Athenäum, 24. Sept., 1. Octbr. und 31. Decbr. 1859. — Pictet und E. Lartet in der Genfer Bibliothèque universelle, 1860, Bd. VII, S. 364; Bd. VIII (Archives), S. 193. 265.

**) Vogt, Bd. II, S. 51.

Menſchen, beſonderes einem Engländer, der, um etwas Bedeutenderes zu ſehen, eine größere Reiſe gemacht hat, zu werden pflegt, anzuerkennen, daß ſeine Anſtrengung umſonſt geweſen ſei. A. Wagner hat bis an ſein Ende an die Steinmeſſer und -Aexte der Picardie nicht glauben wollen*), und viele Andere ſind ebenſo wenig bekehrt worden**).

Als beſonders zweifelerregende Umſtände dürften folgende in Betracht kommen. Man hat, ſeit jenen vermeintlichen Entdeckungen in der Picardie die Forſchungen nach Steinäxten auch überall anderswo aufgenommen, man hat Lager, wo ſchon früher dergleichen gefunden waren, von Neuem unterſucht und wirklich an verſchiedenen Orten, wie z. B. in einer Vorſtadt von Paris ſelbſt, bei La Motte Piquet, beſonders aber auch in England bei Bedford, bei London, bei Diſs in Suffolk, voran bei Brixham, neue Funde gemacht; aber ſolche Anſammlungen, wie die bei Amiens, hat man immer nur in ſolchen Gegenden nachweiſen können, in welchen es Kreide und demnach auch Feuerſteinlager gab. Nun läßt ſich doch aber kaum annehmen, daß ſich die Feuerſteinwaffen, wenn ſie ſo außerordentlich vielfach gebraucht wurden, wie man nach der ungeheuren Zahl in der Picardie annehmen muß, nicht auch nach anderen Gegenden zahlreich verbreitet haben ſollten. Ferner hat ſich an manchen von dieſen Steinäxten noch hie und da die äußere Hülle, welche der in der Kreide liegende Feuerſtein ſtets zeigt, „vollſtändig erhalten“ ***), was an künſtlich bereiteten und länger gehandhabten Geräthſchaften wohl kaum möglich geweſen wäre. „Außerdem finden ſich die Aexte meiſt in der Baſis des Gebildes ſelbſt, faſt unmittelbar auf dem Unterboden der Kreide, und dazu kömmt, daß ſie dort in ungeheurer Menge vorhanden ſein müſſen, da man in den wenigen Jahren, ſeit man auf ſie aufmerkſam geworden iſt, aus den nur während der Wintermonate bearbeiteten Sandgruben des Sommethales viele Tauſend Stück hervorgezogen hat.“ Vogt freilich bemerkt dazu: „Gerade dieſe Häufigkeit iſt wieder ein Beweis mehr für die künſtliche Herſtellung dieſer Inſtrumente durch den Menſchen, da, was bei einem einzigen Stücke ein Zufall ſein könnte, doch wohl nicht bei Tauſenden ſich

*) Vergl. Sitzungsberichte der Münchener Academie 1861. II, 1. S. 34 ff.

**) A. Wagner macht übrigens auf den Umſtand aufmerkſam, daß mit den antidiluvialen Thierreſten zugleich zahlreiche Land- und Süßwaſſer-Conchilien vorkommen, die ſämmtlich mit den lebenden der Umgegend identiſch ſind, und ſchließt daraus, daß die Ablagerungen zweier verſchiedener Zeiten durcheinandergeworfen ſind, ſo daß die vermeintlichen Kunſtproducte, ſelbſt wenn ſie echt wären, Nichts beweiſen würden.

***) Vergl. Vogt, Bd. II, S. 53.

wiederholt hätte." Allein diese Bemerkung hätte nur dann ein Recht, wenn der Zufall einigermaßen auffällig wäre. Daß dem aber nicht so ist, erhellt schon aus dem Verhalten der Arbeiter, und geht auch daraus hervor, daß auch sonst gerade der Feuerstein leicht von selber die betreffenden Formen annimmt. — Endlich müßte man doch erwarten, daß sich da, wo sich diese eine Art von Kunstproducten in so ungeheurer Menge erhielt, auch noch andere Arten, ja daß sich Reste von Menschen selber finden würden. Außer den Steinäxten selber aber, gesteht Vogt ein, gewahrt man „durchaus keine weiteren Spuren menschlicher Industrie". Die kleinen ringförmigen Körperchen, die man noch bemerkt hat, sind aus der Kreide ausgeschwemmt, und das Loch in ihrer Mitte rührt davon her, daß sie in der Mitte ein weicheres, schwammiges Gefüge haben, welches beim Beginn der Zersetzung leicht verloren geht. Was aber die Reste von Menschen selber betrifft, so mußte man nach ihnen erst lange vergeblich suchen und dadurch, daß man auf ihre Entdeckung Belohnungen aussetzte, die betrügerische Gewinnsucht der Arbeiter reizen*), bis man endlich einen beschädigten Backzahn und dazu dann auch eine einzige Kinnlade erhielt. Die Zweifel, ob dieselbe wirklich authentisch sei, wurden freilich durch lange gemeinschaftliche Untersuchungen der betheiligten Forscher, an deren Spitze sich Quatrefages und Falconer befanden, fast, aber eben nur fast gänzlich gehoben. Allein wäre sie auch wirklich echt, was wäre eine einzige Kinnlade zwischen so vielen Mordinstrumenten! Lyell fand es für nöthig, eine lange erklärende Abhandlung über die Abwesenheit der Menschenknochen im Sommethale zu geben, und Prestwich kam auf den Gedanken, die diluvialischen Picarden hätten, wie die Rothhäute der Hudsonsbai, im Winter das Eis der Flüsse aufgehauen, den Fischen aufgelauert und dabei ihre Waffen verloren. Aber immerhin hätten sie doch hinterher auch ihre Leichname irgendwo hinterlassen müssen. Zwar erhalten sich die Menschenknochen ebenso wenig wie die Thierknochen, wenn sie nicht zufällig irgendwie gut eingeschlossen werden. Nicht einmal im Harlemer See, auf welchem doch viele Schiffbrüche vorgekommen waren, ja auf welchem man eine Seeschlacht geschlagen hatte, hat man Menschenreste entdecken können. Allein daß in einer Zeit, wo noch so viele Thierknochen zur Aufbewahrung eingebettet wurden, nicht auch hin und wieder ein Mensch bei seinen Waffen eine gute Lagerstätte gefunden haben sollte, bleibt immer unwahrscheinlich**).

---

*) Vergl. Athenäum, Nr. 1852 (vom 15. April 1863). Ausland, 1863, Nr. 20, S. 475.

**) Vergl. Hanslow im Athenäum vom 20. Octbr. und 31. Novbr. 1860,

Berücksichtigen wir neben Europa auch Amerika, so soll ungefähr 6 Meilen von Natchez am Mississippi, in der sogenannten Mammuthschlucht, in welcher außer den Resten anderer erloschener Säugethier-Arten auch fossile Reste des Mastodon (der in den Vereinigten Staaten Mammuth heißt) vorkamen, ein Menschenknochen gefunden sein. „Dr. Dickson", erzählt Lyell, „zeigte mir den fraglichen Knochen, anerkannt ein Stück eines menschlichen Beckens, nämlich das os innominatum. Er war überzeugt, daß er aus dem unter dem Lehm liegenden Thon in der erwähnten Schlucht genommen wurde." Die Schlucht soll erst seit dem großen Erdbeben von Neu-Madrid im Jahre 1811—12 entstanden sein. Lyell glaubte aber zunächst, die Ansicht aufstellen zu können, der Knochen sei vielleicht aus einem alten indischen Grabe oben von der Höhe herabgefallen, und erst jetzt, wo es Modesache geworden ist, möglichst viel Menschenspuren aufzusuchen, zieht er eine andere Meinung von ihm vor, indem er ihn für ebenso alt wie die Steinwaffen in der Picardie hält.

In Brasilien hat Lund in Höhlen, welche den besprochenen europäischen völlig entsprechen und von diluvialischen Thierresten wimmeln, Menschenschädel gefunden, die noch nicht genauer untersucht zu sein scheinen, die aber nach einer Bemerkung von ihm den Charakter der amerikanischen Schädel überhaupt an sich tragen. Burmeister aber behauptete, daß von ihnen dasselbe gelte, was von dem Menschenknochen in Europa, daß sie also keineswegs ein diluviales Alter hätten.

Wir gehen zu den vermeintlichen Spuren vom Menschen in einer jüngern Zeit über. In der Kette niedriger Kalkgebirge, welche im südlichen Frankreich längst der Scheidekette der Pyrenäen hinläuft, befindet sich außer der Höhle von Lherm, welche schon oben erwähnt wurde, auch die von Lombrive, die, aus einer Reihe weiter Säle bestehend, in einem ursprünglichen Spalte ausgewaschen worden ist. In derselben lassen sich verschiedene Ablagerungen unterscheiden und in der obersten derselben, einem wahren Lehm, und zuweilen auch in der darüber ausgebreiteten Tropfsteindecke lagern viele Menschenknochen, die mit Knochen namentlich von braunen Bären, Auerochsen, Rennthieren, Hirschen und Pferden, u. s. w. gemischt sind, viele, besonders Schädelbruchstücke, zerbrochen und gerollt, andere noch vom Fleische

---

ebenso in Blackwood's Magazin vom Octbr. 1860. Ferner: John Pratt, Scripture and Science, 4th Edit. Lond. 1861, Append. 12 & 13. — Elie de Beaumont hält die Steinwaffen allerdings für Kunstgeräthe, aber nicht für älter als die Schweizer Pfahlbauten, vergl. Vogt, Bd. II, S. 298.

umhüllt. In einer Kalkbreccie fand sich ein ganzer Schädel und in seiner Nähe einige ungerollte, aber zerbrochene Knochen, später noch ein zweiter, kleinerer Schädel. Vogt schließt, daß diese Reste aus einer Zeit herrühren, wo der Höhlenbär und die Höhlenhyäne bereits verschwunden waren, — Lyell aber hat diesen Fund, obwohl er wenigstens gesprächsweise davon in Kenntniß gesetzt war, ganz unbeachtet gelassen*). Vielleicht ist er wirklich nicht so beachtenswerth, wie Vogt meint; wir wenden uns daher sofort einigen anderen Erscheinungen zu.

„Auf mehreren Küstenpunkten des nördlichen Dänemark, namentlich in der Nähe der Fjorde, wo der Wellenschlag nur gering ist, und unmittelbar am Meeresstrande, wenige Fuß über dem heutigen Niveau, finden sich", nach Morlot's Bericht und Steenstrup's, Forchhammer's und Worsave's Forschungen, „Haufen von Muscheln, die 3 bis 5 Fuß, zuweilen sogar 10 Fuß Mächtigkeit erreichen und sich bis über 1000 Fuß Länge erstrecken, während die Breite dieser Anhäufungen 150 bis 200 Fuß beträgt. Hie und da liegen sogar diese Haufen rund um einen freien Mittelpunkt, der ein Wohnort gewesen zu sein scheint; nur ausnahmsweise zeigen sie sich etwas entfernt von der Küste auf dem platten Lande — stets aber, wie dies übrigens in einem flachen Inselande nicht anders möglich ist, nur wenig erhaben über dem Niveau des Meeres. Es sind keine natürlichen Muschelbänke, die etwa einen höhern Meeresstand in früherer Zeit bekundeten. Man findet dort nur wenige Arten, alle in erwachsenem Zustande und eßbar, — Arten, die nicht in der Tiefe zusammenwohnen**). Dazwischen liegen die Ueberreste vom Häring, vom Stockfisch oder Kabliau, von der Scholle und vom Aal, einige auch von Krabben, außerdem von wilden Enten, Gänsen und Schwänen, vom Auerhahn, der der jungen Sprossen der Fichten zu seiner Nahrung bedarf und daher seit dem Verschwinden derselben in Dänemark nicht mehr vorkömmt, und vom großen Taucher, welcher seit 1842 auch in Island, seinem letzten Zufluchtsorte, ausgestorben ist, ferner vom Hirsch, Reh, Wildschwein, Biber, Seehund, Urochs (bos primigenius) und unter andern auch von einer kleinen, den Wachtelhunden ähnlichen Hundeart. Dagegen fehlt es an Knochen nicht blos vom Auerochsen, sondern auch vom Rennthier, Elen und Hasen, die ohne Zweifel damals in Dänemark vorhanden waren. Alle Röhrenknochen, welche man findet, sind zerschlagen, zuweilen selbst der Länge nach gespalten, so daß ihre Markhöhle geöffnet ist. Dazwischen liegen auch Kieselgeräthschaften der rohesten

*) Vogt, Bd. II, S. 26.
**) Vogt a. a. O., Bd. II, S. 112.

Art, Aexte, Keile und Splitter oder Messer, ferner grobe Töpferwaare, Kohlen und Asche. Man zweifelt nach alle dem nicht, daß diese Haufen Küchenabfälle sind, daß hier Menschen wohnten, die sich hauptsächlich von Muschelthieren und Fleisch nährten und die geleerten Schaalen, sowie die ausgesogenen Knochen auf Haufen bei Seite warfen. Auch nannten die nordischen Gelehrten die Haufen in der That Kjökkenmöddinger (Küchenabfälle). Menschenknochen hat man zwar in denselben nie entdeckt, indeß findet man vielleicht ebenso alte Gräber, aus großen rohen Steinblöcken zusammen gestellt, in denen auffallend kleine, sehr runde, den Lappenschädeln einigermaßen ähnliche Schädel und außerdem nur Stein- und Knochengeräthschaften liegen. Daß die Küchenabfälle einer sehr alten Zeit angehören, dafür bürgt schon das Vorkommen der Steingeräthschaften in ihnen, spricht dann aber auch der Umstand, daß es in ihrer Entstehungszeit noch Fichten in Dänemark gegeben haben muß, ohne deren junge Sprossen der Auerhahn nicht hätte existiren können. Die Fichten nämlich wuchsen in Dänemark, wie Vogt aus den dort tiefe Höhlen ausfüllenden Torfmooren beweisen zu können glaubt, nur in der Zeit bald nach der Gletscherperiode, wie sich denn auch Stämme von ihnen finden, die der Mensch noch mit Steinen bearbeitet hat, und zwar mit Kieselgeräthschaften zusammen; nach ihnen kam dann erst die Zeit der Eichen, und zwar zuerst nur der Winter- oder Steineichen — in den Torfmooren, die dieser Zeit zu entsprechen scheinen, liegen statt der Steingeräthe Bronce-Instrumente —, und zuletzt erst folgten die heutigen Buchen.

Für eine Bevölkerung in der Steinzeit lassen sich allenfalls auch Gräber, die man in Mecklenburg entdeckt hat, und einige andere Funde, wie z. B. die von Spring bei Lüttich, anführen. Ganz besonders aber kommen die Pfahlbauten in Betracht, die sich nach Herodot schon ein thrakischer Stamm im See Prasias im heutigen Rumelien errichtet hatte, und die man nun neuerdings besonders in der Schweiz, aber auch in anderen Ländern, wie Italien, z. B. im Comer-See, bemerkt. Als man im Winter 1853 auf 1854 den niedrigen Wasserstand des Zürchersee's dazu benutzte, sich durch Aufführung einer Mauer auf dem trocken liegenden Seeboden ein Stück Land zu sichern, fand man unter dem gelblich-grauen Schlamm, wie er sich überall am See sammelt, in der darunterliegenden Lettenschicht die Köpfe von Pfählen, welche in dem ursprünglichen, alten Seeboden staken, und außerdem eine Menge von Steinbeilen, Keulen, Hämmern, Feuerstein-Geräthschaften und anderen Stein-Werkzeugen. Dr. Keller in Zürich erkannte sogleich die Wichtigkeit des Fundes, machte ihn bekannt, und mit dem größten Eifer durchforschte man alsbald jeden See und Torfmoor in der Schweiz, fast

überall durch Entdeckungen belohnt*). Viele Pfahlbauten fand man in den See'n nur in geringer Entfernung vom Ufer, blos von Wasser, von Sand, Lehm oder Kalksinter überdeckt, einige wenige aber so weit hinein, daß das Wasser jetzt 30 Fuß hoch darüber steht. Im Allgemeinen gibt es in denen, welche dem Ufer näher sind, besonders in der Westschweiz, noch keine Spuren von Metall; in den entfernteren dagegen und tiefer angelegten verräth sich besonders der Gebrauch der Bronce. Man kann daraus schließen, „daß zur Zeit der Erbauung der ersteren die Gewässer etwa so hoch oder kaum wenige Fuß höher standen als jetzt, daß aber dann ein allmähliches Sinken derselben eintrat, der Seespiegel sich immermehr zurückzog, wodurch eben die Pfahlbauer gezwungen wurden, dem weichenden Wasser stets nachzurücken, um wenigstens die Fronten ihrer Bauten über gehöriger Tiefe zu erhalten" **). Die Pfähle aus der Steinzeit sind zwischen den darum aufgehäuften Steinen ganz verborgen, besonders in Gegenden, wo, wie an dem Neuenburger-See, die felsige Bodenbeschaffenheit ein Einrammen der Pfähle nicht zuließ. Uebrigens sind es meistens ganze Stämme, bis zu 1 Fuß Dicke; die Pfähle aus der Broncezeit sind weit dünner, höchstens nur 4 Zoll dick. Die Steinbauten, meint Vogt, seien vielleicht nur künstliche Inseln, den sogenannten Crannogs in Irland ähnlich, gewesen, deren man sich zum Fischfang, zu Vesten, weniger vielleicht zum Wohnen bediente. Andere Bauten aber seien gewiß bewohnt gewesen, wenigstens während einiger Zeit; später seien sie vielleicht als Magazine gebraucht worden, in welchen man die auf dem See ankommenden Waaren aufspeicherte, wie denn im Norden an den Fjorden die Magazine auf Pfählen unmittelbar im Wasser selbst stehen. Desor sagt darüber Folgendes: „Man braucht nur die in irgend einer Station gefundenen Gegenstände anzusehen, um sich zu überzeugen, daß das keine verlorenen Abfälle sind, die man in das Wasser geworfen hat; diese Massen von Töpfen, noch voll mit Vorräthen, welche man auf einzelnen Punkten angehäuft findet, sind auch nicht zufällig in's Wasser gefallen, noch in Folge eines Angriffs oder einer Zerstörung dahingekommen, denn im letzten Fall fände man die Leichname der Bewohner dabei. Die Broncegegenstände sind fast alle neu, die Töpfe ganz, die einzelnen Vorräthe gut gesondert, massenhaft an einzelnen Punkten angehäuft, und nach der Meinung einiger geübter Sammler macht man nur da einen guten Fang, wo die Pfähle verbrannt sind. Es sind also wahrscheinlich Magazine, die

*) Vergl. Troyon, Les habitations lacustres.

**) Vogt, Bd. II, S. 135.

zufällig verbrannten und die Wohnungen, aus Reisig und Lehm aufgeführt, wie man eine z. B. am Ebersberg bei Zürich gefunden hat, fanden sich in der Nähe auf dem festen Lande" *).

Die Torfmoore, in denen sich Pfahlbauten befinden, sind an der Stelle von früheren See'n gewachsen, wie sie denn gewöhnlich einen Rest davon auch noch heute in ihrer Mitte haben. Unter dem Torf liegt da der sogenannte Weißgrund, eine kalkige Schicht, die größtentheils aus pulverisirten Schneckenschaalen besteht, welche den noch jetzt in den Schweizersee'n lebenden Arten angehören; in sie sind gewöhnlich die Pfähle tief hinabgetrieben. Da es nun zu der Bildung eines solchen Seegrundes einer verhältnißmäßig langen Zeit, ohne Zweifel vieler Jahrhunderte bedarf, so schließt man, daß die Ansiedlungen in der Schweiz außerordentlich viel jünger sind, als die Schichten von Amiens und die ihnen gleichalterigen Höhlengebilde, wofür auch die unverkennbaren Spuren von Getreide- und Flachsbau sprechen. Natürlich aber reichen sie nichtsdestoweniger in eine graue Vorzeit zurück. In dem Weißgrunde selbst hat man noch niemals Etwas von Alterthümern entdeckt. „Die zerschlagenen Knochen, die (Stein-) Geräthschaften, die Kohlen, die Rundhölzer, kurz all jenes Material, welches zusammen die Culturschicht bilden, bildet die unterste Schicht des Torfes, die 5 Zoll bis 3 Fuß betragen kann. Wenn, wie bei Moosseedorf, Reste aus historischer Zeit, z. B. römische Münzen gefunden wurden, so lagen diese weit höher im Torf, und Gegenstände aus dem Mittelalter ganz oben unmittelbar unter der Dammerde." **) „Es lassen sich reine Steinbauten unterscheiden, wie namentlich Moosseedorf, Wauwyl, Meilen, Robenhausen, Wangen und die zahlreichen Ansiedlungen am Bodensee; — Pfahlbauten, welche von der Steinzeit her durch die Broncezeit fortdauerten, wie Concise, Stäffis, Hageneck und einige andere Ansiedlungen am Bieler- und Neuenburger-See; ferner Bauten, welche sogar noch Eisengeräthschaften zeigen, wie der berühmte Steinberg am Bieler-See. Ferner gibt es eine Menge von Ansiedlungen, namentlich am Genfer- und Neuenburger-See, aber auch bei Sempach, welche bis jetzt nur Bronce geliefert haben, und endlich eine einzige, die bis jetzt ausschließlich nur Eisen geliefert hat, nämlich diejenige von La Tène bei Marin am Neuenburger-See." ***)

Das für's Erste die Haupt-Data, welche, von einigen bereits veralteten abgesehen, noch heute für unseren Gesichtspunkt in Betracht kommen. Allein

---

*) Bei Vogt, Bd. II, S. 135.
**) Vogt a. a. O., S. 129.
***) Vogt a. a. O., S. 133.

ſelbſt wenn wir nun auch zugeben wollten, daß die meiſten von i weniger zweifelhaft ſeien, als ſie es doch ſind, daß der Menſch wirklich in Gemeinſchaft mit dem Höhlenbären und anderen ausgeſtorbenen T arten gelebt, daß er ſich in der Picardie ſchon vorlängſt des Fiſchf befleißigt habe, u. ſ. w., ſo iſt doch das, was aus ihnen allen in B des Alters der Menſchheit erhellt, nur ſehr wenig, und ſicher iſt gar n Selbſt Vogt muß geſtehen, „daß bis jetzt die Anſtrengungen, welche ge worden ſind, um einen chronologiſchen Zeitmeſſer für die Erſcheinung Menſchen auf der Erde feſtzuſtellen, keine großen Früchte getragen haben Und an einer anderen Stelle: „Zur Beſtimmung des Alters, in w die älteſten Menſchenknochen hinaufreichen, nach Jahren oder nur Jahrhund und Jahrtauſenden, fehlt uns bei denjenigen Thatſachen, welche wir bi unterſucht haben, jeder, ſelbſt der leiſeſte Anhaltspunkt." **) Man nur im Allgemeinen die geologiſche Epoche feſtſtellen, in welcher ſich der Menſch zuerſt andeutet, und muß in vollſter Uebereinſtimmung mi Bibel conſtatiren, daß es unbedingt „die jüngſte Epoche iſt, welch ununterbrochen, wie es ſcheint, bis in die Jetztzeit fortſetzte". Man aber auch nicht einmal annähernd ausmachen, wieviel Zeit zu den Str bildungen gehört haben mag, die etwa erſt nach dem Erſcheinen des Me entſtanden ſind. Man hat es verſucht, zu beſtimmen, wieviel Zeit die Bildung der Schieferkohlen am Zürcher- und Boden-See unmittelba dem dicken Gletſcherlehm, über dieſes kleine Fragment der diluvialen mationen, hingegangen ſein mag, und hat etwa 6 — 10,000 Jahre wahrſcheinlich gefunden. Man hat dabei aber angenommen, daß da Fuß hohe Kohlenlager aus der Zuſammenpreſſung eines etwa 60 Fuß Torflagers entſtanden ſei, und daß der Torf, um einen Fuß zu wa etwa 100 Jahre gebrauche. Wie ſchnell oder langſam aber der Torf n iſt noch nicht im Geringſten feſtgeſtellt. Burmeiſter***) ſagt: „In 30 J ſah man abgeſtochene Torfmoore bis auf 6 Fuß Dicke wieder anw und zu ihrer alten Mächtigkeit, wenn gleich mit veränderter Form un ſchaffenheit ihrer Beſtandtheile ſich erheben." Viel hängt dabei zweifel von den klimatiſchen Verhältniſſen, von der beſonderen Zuträglichkei Witterung u. ſ. w. ab, und man begibt ſich daher ſofort auf dur unſicheren Boden, ſowie man unſere jetzigen Zuſtände zum Maßſtab ni

*) A. a. O., S. 105.
**) S. 81.
***) Geſch. der Schöpfung, S. 250.

Wenn Viele dennoch geneigt ſind, ſich das Anwachſen der diluvialen Bildungen außerordentlich langſam zu denken, ſo hängt dies wohl zumeiſt mit den Beobachtungen zuſammen, die man in Betreff des Zunehmens des Alluviums gemacht hat. Es dürften aber auch in dieſer Beziehung die allergrößten Irrthümer untergelaufen ſein.

Es führt uns das zuletzt auf diejenigen Thatſachen, auf Grund deren man noch am erſten eine beſtimmtere Rechnung anſtellen zu können gemeint hat. Dr. Dowler hat in Betreff der Bildung des Bodens von New-Orleans angenommen, daß es zuerſt eine Epoche der großen Gräſer und ſchwankenden Prärieen, wie ſie ſich in Lagunen, See'n und an der Küſte bilden, dann eine Epoche der Cypreſſenbeſtände und zuletzt eine Epoche der Lebenseichen gegeben und daß ſich dieſer Epochenwechſel in Folge von öfterem Verſinken etwa zehnmal wiederholt habe. Zehn Cypreſſenbeſtände haben Dickeſon und Brown in einigen Theilen von Louiſiana unterſcheiden können. Die Gräſer nun haben jedesmal, meint Dowler, etwa 1500 Jahre gebraucht, denn eine Anſammlung von 5 Zoll erfordert nach Analogie der Nil-Anſchwellungen ſchon allein ein Jahrhundert; die Cypreſſen 11,400 Jahre, denn man fand in dem tiefſten Beſtande einen Stamm 10 Fuß dick, wie er heut zu Tage nur in 5700 Jahren wird, und zwei Generationsfolgen ſeien, nach der jetzigen Hebungsperiode zu urtheilen, wenigſtens anzunehmen; — die Lebenseichen gebrauchten, wenn man nur Eine Generationsfolge annimmt, jedesmal 1500 Jahre, ſo alt ſeien die älteſten derſelben auf den jetzigen Uferbänken; jede Hebungsperiode habe demnach 14,400, die zehn hätten 144,000 Jahre gedauert. Rechne man die gegenwärtige mit ebenfalls 14,400 Jahren dazu, ſo erhalte man 158,400. Bei der Ausgrabung der Fundamente der Gasanſtalt in New-Orleans nun fand man in dem vierten Beſtande 16 Fuß tief unter der Oberfläche angebranntes Holz und ebenſo tief das Skelett eines Mannes, deſſen Schädel unzweifelhaft der eingebornen amerikaniſchen Race angehörte. Rechnen wir zu der gegenwärtigen Epoche von 14,400 Jahren nur drei unterirdiſche, jede ebenſo lang hinzu, ſo erhalten wir für das Alter dieſes Skeletts eine Geſammtzahl von 57,600 Jahren. „Die Grundlagen dieſer Berechnung", ſagt Vogt*), „ſind ſo einfach, daß ſich gegen ihr Reſultat nicht viel einwenden läßt." Lyell indeß will die Richtigkeit nicht verbürgen. Und jedenfalls liegen Zweifel ſehr nahe. Zunächſt iſt es eine durchaus nicht gerechtfertigte Annahme, daß die verſchiedenen Ablagerungen immer gleich viel Zeit erfor-

*) A. a. O., S. 108.

dert haben. Sehr viel hing in dieser Beziehung von der Mächtigkeit der Ueberschwemmung des Missisippi ab. Sodann frägt es sich, ob es nicht ein bloßer Schein ist, daß sich zehn oder, fassen wir das Skelett in's Auge, drei vollständige Schichten über einander abgelagert haben. Natürlich kömmt Alles auf die Untersuchung an Ort und Stelle an; aber möglich dürfte es doch sein, daß das, was viele Schichtungen zu sein scheinen, in Wahrheit nur wenige sind, oder auch gar nur eine. Oder könnte auch wirklich die Mehrheit der Schichten nachgewiesen werden, so wäre es doch vielleicht möglich, daß sie alle wesentlich gleichzeitig entstanden und von anderen Orten her übereinander angeschwemmt oder angestaut wurden. Daß die eine Epoche über der anderen immer erst vollständig abgelaufen sei, ehe sie ihren Niederschlag geliefert hätte, dürfte schon von vornherein unwahrscheinlich sein*).

Wenn es richtig ist, daß der Nil in einem Jahrhundert höchstens 5 Zoll Schlamm anhäuft, so gehören zu einer Bodenbildung von 60 Fuß Höhe 12,000 Jahre. In der Tiefe von 40 — 60 Fuß aber fand L. Horner bei seinen Bohrversuchen Landschnecken und Knochen von noch lebenden Thierarten, ja auch Stücke von Backsteinen und Töpferwaaren. Lyell gibt aber wieder zu, daß auch die Berechnungen über die Nil-Niederschläge sehr wenig zuverlässig sind. Burmeister**) hält es für möglich, daß früher unverhältnißmäßig viel mehr Schlammland abgesetzt sei, als es gegenwärtig der Fall ist. Und zudem dürfte die 3 Fuß 4 Zoll hohe Nil-Ablagerung an der Statue Ramses' II. in Memphis, welche die Grundlage der ganzen Berechnung bildet, nicht schon 1360 v. Chr., wo die Statue nach Lepsius errichtet wurde, sondern erst 500 n. Chr., erst nach der Verödung von Memphis ihren Anfang genommen haben. (Vergl. „Ausland" 1864, S. 430.) Jedenfalls muß gegen den Horner'schen Fund schon der Umstand bedenklich machen, daß im alten Aegypten nur aus Lehm und Stroh bereitete und an der Sonne getrocknete Backsteine gebräuchlich waren, daß gebrannte Steine dagegen erst seit dem Beginn der römischen Herrschaft in Anwendung kamen***).

Lyell zieht außer dem Schwemmlande auch noch Florida, welches aus Korallen besteht, und Schottland und Schweden, welche Länder sich fortwährend heben, in Betracht. Florida, meint er, sei in der geologisch neuesten

*) Vergl. Jahrbücher für die deutsche Theol. 1861, S. 708; 1862, S. 166.

**) Gesch. der Schöpfung, S. 19.

***) Vergl. M. Uhlemann, Handbuch der ägypt. Alterthümer, Bd. II, S. 153 ff.; ferner: The Genesis of the Earth and Man (London 1860); ferner: *Neue* Ev. K.-Zeitung 1863, Nr. 15.

Zeit entstanden, denn alle fossilen Zoophyten und Muscheln kämen noch jetzt in den angrenzenden Gewässern dort vor. Es hebe sich aber in 100 Jahren nur Einen Fuß; es hätten also zu seiner Entstehung 135,000 Jahre gehört. — Schottland sodann habe sich seit der Errichtung der sogenannten Pictenmauer unter Hadrian um etwa 20 Fuß, in 100 Jahren also ungefähr 1 1/2 Fuß gehoben. Nun lasse sich aber ermitteln, daß die ganze Hebung Schottlands und Englands innerhalb der eigentlichen Neuzeit 600 Fuß betrage; diese Neuzeit müsse also 40,000 Jahre gedauert haben. — Die Ostküste Schwedens endlich werde, wie schon Celsius bemerkt hatte, allmählich aus dem Finnischen Meerbusen hervorgehoben, und zwar im Norden schneller, im Süden langsamer, in der Umgegend Stockholms 10 — 12 Zoll in einem Jahrhundert. Beim Graben des Södertelge-Canals aber, der den Mälar-See mit dem Finnischen Meerbusen verbindet, habe man 64 Fuß unter der Oberfläche des Bodens eine Fischerhütte gefunden, die von Meeressand und Meeresmuscheln bedeckt war. Ehe die jetzige Hebung eingetreten sei, müsse also eine Senkung stattgefunden haben, die in der Umgegend Stockholms wenigstens auf 400 Fuß unter dem jetzigen Spiegel der Ostsee zu schätzen sei. Eine Senkung von 400 Fuß nun und dann wieder eine Hebung von abermals 400 Fuß hätten einen Zeitraum von 70 — 80,000 Jahren erfordert, und ein solcher müsse seit dem Bau jener Hütte wenigstens verstrichen sein. Allein auch in diesen Fällen wieder entbehrt die Berechnung jeder soliden Grundlage. Die Verhältnisse unserer Gegenwart werden ohne Weiteres zum Maßstab für die Vergangenheit gemacht, und die Möglichkeit ungewöhnlicher Ereignisse wird außer Betracht gelassen.

Morlot fand in dem Schuttkegel des Wildwassers Tinière, welches sich bei Villeneuve in den Genfer-See ergießt, 4 Fuß unter der jetzigen Oberfläche eine 5 Zoll dicke Humusschicht mit römischen Backsteinen und Ziegeln, — dieselbe sei, so berechnete er, vor 16 — 1800 Jahren entstanden; 10 Fuß tief fand er eine Humusschicht von 6 Zoll Dicke mit Scherben unverglaster Töpfergeschirre und mit Broncegeräthen, — dieselbe sei also etwa 3 — 4000 Jahr alt; 19 Fuß tief fand er eine 6 — 7 Zoll dicke Schicht mit Töpferscherben, Holzkohlen, zerbrochenen Knochen und ein menschliches Geripp mit einem kleinen, runden, sehr dicken Schädel, — diese Schicht müsse nach Analogie der andern 5 — 7000 Jahre alt sein*). — An dieser Berechnung seines Collegen übt aber sogar auch Vogt Kritik. „Trotz aller anscheinenden Regelmäßigkeit", sagt er, „sind die Anschwemmungen

*) Vergl. „Ausland" 1862, S. 996.

eines Wildbaches niemals regelmäßig an und für sich; eine einzige außerordentliche Wasserfluth in Folge eines Wolkenbruches kann in einem Tage mehr Material herbeibringen, als viele Jahrhunderte regelmäßig fortgesetzter Anschwemmungen, und dies Material wird sich ebenso regelmäßig nach den Seiten hin in Folge seiner Schwere ablagern, wie das nach und nach herbeigeschwemmte." *)

Schon diese Morlot'sche Berechnung sollte dazu dienen, auch das Alter der Pfahlbauten zu bestimmen. Selbst die unterste Schicht jenes Schuttkegels schien, nach den Knochen zu urtheilen, jünger zu sein, als die Steinzeit dieser letzteren. Man hat hier aber auch noch in anderer Weise zu helfen gesucht. Man hat die jetzige Entfernung einiger Pfahlbauten von den See'n, in denen sie früher gestanden haben, in's Auge gefaßt und aus der gegenwärtigen Langsamkeit des Zurücktretens des Wassers einen Schluß gezogen. Wenn der Bienner-See immer so, wie in den letzten 750 Jahren (vom Kloster St. Jean, welches vor diesem Zeitraum nachweislich noch an ihm lag) zurückgetreten ist, so sind die Pfahlbauten bei Pont de Thièle zwischen dem Bienner- und Neuenburger-See nach Gilliéron etwa 6750 Jahre alt. Aber eben nur, wenn eine solche Gleichmäßigkeit stattgefunden hat. Troyon hat durch dieselbe Berechnungsweise für die Pfahlbauten von Yverdon nur ein Alter von 3300 Jahren gefunden. Und während Schleiden kühn genug ist, dafür etwa 10,000 Jahre zu setzen („Das Alter des Menschengeschlechts", S. 14), bemerkt selbst Vogt (a. a. O., S. 152), daß diese Rechnungen auf einer durchaus unrichtigen Grundlage beruhen. „Aus der horizontalen Rückzugsentfernung läßt sich in keiner Weise ein Zeitmaß des Rückzugs ableiten, sondern nur aus der verticalen Distanz." „Die einzige zuverlässige Grundlage einer Altersberechnung könnte also nur die verticale Zunahme des Torfes in denjenigen Gegenden bilden, wo Pfahlbauten im Torfe begraben wurden. Leider fehlt dazu bis jetzt, wie gesagt, jeglicher Anhaltspunkt, und vielfache Correspondenz und Unterhaltung mit den dabei betheiligten Forschern hat mir nicht die geringste Thatsache verschaffen können, welche dazu führte" **).

---

*) A. a. O., S. 149.

**) Maurer in „Ausland" Nr. 40, S. 949 sagt: „Suchen wir nach einer Zahl, dann können wir (für die Pfahlbauten Deutschlands und der Schweiz, sowie der Kranogs oder künstlichen Inseln Irlands) die Zeit von 800 v. Chr. annehmen, für die Schweiz einen noch jüngeren Zeitpunkt, nämlich 600 v. Chr., wenn wir die Carthager, und 500 v. Chr., wenn wir die Massilier als die Gründer der helvetischen Pfahlbauten annehmen, zu welcher Annahme eine große Berechtigung

Wenn man die Beweise für das frühe Dasein der Menschen in den ten Jahren zu häufen gesucht hat, um das biblische Alter der Menschheit widerlegen, so leugnete Burmeister dieselben, um nicht der biblischen Sind-th-Geschichte einen Vorschub zu gewähren. So lange nicht erwiesen ist, ; die diluvialen Bildungen älter sind, als die Sindfluth, spricht es ja Wahrheit nicht gegen, sondern nur für die heilige Schrift, wenn in ihnen uren und Reste von Menschen nachgewiesen werden. Nicht einmal der nstand kann Schwierigkeit bereiten, wenn diese Spuren oder Reste sich weit ther in den verschiedensten Ländern finden. Denn auf Grund der schnellen rbreitung des Menschengeschlechts in der nachfluthlichen Zeit läßt sich an-hmen, daß auch schon in der vorfluthlichen die entlegensten Gegenden von nschlichen Bewohnern besetzt gewesen seien. Buckland, der in seinen Re-quiae Diluvianae (1823) den Zusammenhang des geologischen Diluviums t der biblischen Sindfluth vertheidigt hatte, widerlegte später denselben*). Unter derem machte er dagegen auch geltend, daß im Diluviallande menschliche Knochen len, und A. Wagner fügt verstärkend hinzu**): „Es erlangt dieser Um-nd allerdings ein viel größeres Gewicht, wenn man ihn mit einem an-rn in Verbindung bringt, daß nämlich in dem Diluviallande die erloschenen rten und Gattungen ein solches enormes Uebergewicht über diejenigen be-upten, welche mit unseren lebenden identificirt werden könnten, daß man n Ende zweifelhaft wird, ob letztere wirklich mit ihnen identisch sind, oder r durch ein späteres Ereigniß mit ihnen vermengt wurden." Kurtz***) loß sich dieser Polemik an und behauptete, daß selbst die Gattungen größten-eils untergegangen seien, daß aber von den Arten keine sicher mit den zt lebenden identificirt werden dürfte. Allein dieser ganze Standpunkt rfte heut zu Tage bereits als ein veralteter bezeichnet werden können. ir können hier nicht in's Einzelne eingehen und verweisen auf das, was erl aus den Forschungen Bronn's und vieler anderer Autoritäten dagegen

---

rliegt, einerseits in der Nachbarschaft Massilia's, der verschiedenartigen Mischung r Bronce-Alterthümer und der auffällig genauen Bekanntschaft der Carthager mit r Schweiz, die sich durch Hannibal's Heereszug über die Alpen gewiß treffend kundete. Für sämmtliche im Donaugebiet befindliche Pfahlbauten kann man auch ellenen als Gründer und das Jahr 600 v. Chr. als frühesten Gründungstermin nehmen." In Uebereinstimmung damit schätzte auch R. Wagner in seiner am März 1864 verlesenen Abhandlung das Alter der Pfahlbauten-Schädel auf 2 — 3000 ahre.

*) Geologie u. Min., Bd. I, S. 110 ff. Anm.

**) Geschichte der Urwelt, Bd. I, S. 526.

***) Bibel u. Astron., S. 412.

zusammengestellt hat*). Vogt sagt: „Betrachtet man die Gesammtliste derjenigen Thierarten, welche bis jetzt in den Höhlen und den mit ihnen gleichzeitigen älteren Anschwemmungen, dem sogenannten älteren Diluvium, gefunden wurden, so stellt sich vor Allem als Thatsache fest, daß eine große Menge von Arten, und zwar diejenigen, welche die meisten Reste geliefert haben, seit jener Zeit vollkommen ausgestorben sind.“ **) Nachdem er aber als ausgestorben besonders den Höhlenbär, die Höhlenhyäne, einige Nager-, Wiederkäuer- und Dickhäuter-Arten aufgezählt hat, fährt er fort***): „Alle übrigen Arten, welche bis jetzt in den Höhlen und Anschwemmungen gefunden wurden, stimmen mit den jetzt noch lebenden vollkommen überein, mit alleiniger Ausnahme vielleicht der Größe, die bei den älteren Knochen häufig etwas bedeutender erscheint. Man hat indessen mit vollem Rechte darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Charakter allein zur Unterscheidung der Arten nicht genügen könne, da er wesentlich von der Häufigkeit der Nahrung, von der Leichtigkeit, dieselbe sich zu verschaffen und von der Sorglosigkeit und Ruhe der Thiere abhängt.“ . . . „Es kann also kein Zweifel darüber sein, daß die meisten jetzt lebenden Arten schon in der Diluvialzeit vorkamen, wenn man gleich andererseits vielleicht zu weit geht, indem man aus diesem Umstande den Schluß ziehen will, daß überhaupt gar keine Schöpfung oder Entstehung von Arten innerhalb oder nach der Diluvialzeit stattgefunden habe.“ Und an einer anderen Stelle (S. 66) bemerkt er: „Das müssen wir wohl bedenken, daß eben von jenem Auftreten der Höhlenbären und Mammuthe her eine ununterbrochene Kette von Erscheinungen sich fortpflanzt bis in die Neuzeit, und daß beständig zu verschiedenen Zeiten Arten ausstarben oder von dem Menschen ausgerottet wurden, während vielleicht auch andere Arten sich neu bildeten, obgleich diese letzteren jedenfalls in weit geringerer Zahl sich vorfinden dürften.“ Wie früher ausgeführt wurde, kann man sogar schon in der Tertiärzeit eine allmähliche Annäherung an den jetzigen Bestand nachweisen und nach dem Fortschritt derselben eokäne, miokäne und pliokäne Formationen unterscheiden. Daß die Bibel aber an ihrem Theile eine gewisse Verwandlung der Arten, daß sie auch nicht ein theilweises Aussterben von Geschlechtern von Adam ab ausschließt, daß sie im Gegentheil auf dergleichen selber hindeutet, wird sich noch in § 40 zeigen.

---

*) Keerl, Die Schöpfungsgeschichte, S. 590 ff.

**) A. a. O., S. 15.

***) A. a. O., S. 18. 19.

Burmeister sagt, indem er das geologische Diluvium beschreiben will*): „Unmittelbar über den jüngsten Tertiärgebilden trifft man auf Schichten, welche einen noch lockern Zusammenhang haben, fast nur aus Lehm, Sand, Kies und Geröllen bestehen, in größerer Allgemeinheit und Aehnlichkeit über die Erdoberfläche, wenigstens über die meisten Gegenden von Europa, sich verbreiten und gewöhnlich unter Verhältnissen angetroffen werden, aus denen man eine sehr gewaltsame, lange Zeit andauernde Wasserbedeckung früher bereits trocken gelegter Gegenden folgern zu dürfen glaubte. Ist diese Annahme richtig, so läßt sich die so vielen Völkern gemeinsame Mythe einer Sündfluth durch sie einigermaßen rechtfertigen." Allerdings mag es wahr sein, daß die diluvialen Anschwemmungen theilweise auf ganz andere Ursachen, z. B. auf Uebereisung durch Gletscher hindeuten, daß sie auch eine viel längere Zeit zu ihrer Entstehung gebraucht haben, als die biblische Sindfluth gedauert hat, daß sich in ihnen die Aufeinanderfolge von mehreren Generationen von Thieren nachweisen läßt. Aber dennoch wird man vom eologischen Standpunkte aus nicht zu beweisen vermögen, daß nicht zu anern großartigen Katastrophen, wie sie in der ersten Zeit noch über die Erde rgingen, auch die biblische Sindfluth hinzugekommen sei. Vogt sagt zwar: Es gibt keine einzige Thatsache auf Erden, welche in irgend einer Weise auf ie Existenz einer allgemeinen Fluth hindeutete, einer Sindfluth, welche bis u den höchsten Gipfeln der Gebirge hinaufgereicht und alles Lebende verichtet hätte mit Ausnahme der Pärchen der Stammeltern, die in der Arche oah's gerettet worden sein sollen. Ueberall in den einzelnen Thälern findet an Erscheinungen, welche theils auf Gletscherwirkung, theils auf höhere Vasserstände hinweisen, welche aber nirgends hoch über die Thalsohlen inaufgehen und am allerwenigsten die Spitzen der höchsten Berge erreichen." **) Wir wollen dagegen nicht geltend machen, daß sich Knochen des Mastodon auf den Cordilleren in einer Höhe von 8000 Fuß fanden, daß Lawinen aus der Schneeregion des Himalaja aus einer Höhe von 16,000 Fuß Knochenbreccien herabbrachten, daß überhaupt in die höchsten Gebirge der drei Erdtheile, Montblanc, Himalaja und die Cordilleren, Knochen vorsindfluthlicher Thiere eingebettet sind***). Die Hauptsache ist vielmehr, daß der Mangel an geologischen Beweisen für die Sindfluth keineswegs ein Gegenbeweis ist, da wir ja von einer einmaligen und zwar gar nicht lange

*) Schöpfungsgesch., S. 246.
**) A. a. O., S. 109.
***) Vergl. Delitzsch, Genesis, S. 261.

dauernden Ueberschwemmung, wenn sie auch noch so bedeutend war, keineswegs Ablagerungen zu finden erwarten dürfen, die noch jetzt nach Jahrtausenden nachzuweisen wären*). Auch liegt in der Angabe der Bibel, daß das Wasser 15 Ellen hoch über den höchsten Bergen gestanden habe, nicht, daß es so hoch über alle höchsten Berge, auf der ganzen Erde weggegangen sei. Zunächst beruht diese Angabe in Betreff der Tiefe des Wassers blos auf einer ungefähren Schätzung; sie begründet sich auf den Umstand, daß die Arche, die etwa 15 Ellen tief ging, an keiner Höhe strandete. Sie ist also auch der Natur der Sache nach auf die Berge derjenigen Gegend zu beschränken, in welcher die Arche umgetrieben wurde. — Weiter hat Lyell gegen die Geschichtlichkeit der biblischen Fluth geltend gemacht, und Vogt hat es wiederholt, daß die lockern Aschenkegel auf den alten Vulkanen der Auvergne, welche nach den zwischen ihren Lavamassen eingeschlossenen, theilweise von ihnen eingehüllten Thierresten entschieden vor dem Auftreten des Menschengeschlechts, in der tertiären Periode, thätig waren, unfehlbar von den Wellen der Sindfluth zerstört worden wären, geradeso wie wir sehen, daß alle jene durch untermeerische Eruptionen aufgeschütteten, nur aus lockeren Massen bestehenden Inseln durch den Wellenschlag der Meere zerstört worden sind. Allein dieser Umstand würde gegen den biblischen Bericht nur dann Etwas beweisen, wenn derselbe wirklich, wie man allerdings gewöhnlich annimmt, eine völlige Allgemeinheit, eine sich über jeden Punkt der Erde erstreckende Ausdehnung der Fluth behauptete. Und scheint dem nun auch in der That so zu sein, so erklärt sich dies doch leicht aus dem Umstande, daß er eine relative Allgemeinheit leicht als eine absolute, eine subjective leicht als eine objective darstellen konnte. Er ist, wie jeder andere rein-historische Bericht in der heiligen Schrift, aus der Erfahrung der betreffenden Personen hervorgegangen und darf demnach nur auf alle die Gegenden bezogen werden, welche irgendwie in den Gesichtskreis Noah's und seiner Nachkommen hineinragten. Delitzsch sagt**): „Die Schrift fordert Allgemeinheit der Fluth nur für die Erde als bewohnte, nicht für die Erde als solche, und sie hat kein Interesse an der Allgemeinheit der Fluth an sich, sondern nur an der Allgemeinheit des durch sie an dem ἀρχαῖος κόσμος (2 Petr. 2, 5) vollzogenen Gerichts." Wir können es hier dahingestellt sein lassen, ob man nicht bei der vollsten Ueberzeugung von der Geschichtlichkeit und Glaubwürdigkeit der Bibel sogar noch einen Schritt weiter gehen darf. Uebrigens aber behält die biblische Darstellungsweise immer um so mehr Recht, als — wie die Fluthsagen der ver-

*) Vergl. Pfaff, Schöpfungsgesch., S. 660.

**) Die Genesis, S. 262.

denſten Völker beweiſen — faſt jede Gegend der Erde wenn auch nicht von ein und derſelben, ſo doch von irgend einer größeren Fluth in der Urzeit heimgeſucht ſein muß (vergl. Lücken, Die Traditionen des Menſchengeſchlechts u. ſ. w.). Die Geologie kömmt, wenn ſie wirklich in den diluvialen Bildungen Spuren oder Reſte von Menſchen aufdeckt, mit der heiligen Schrift darin überein, daß ſich die Menſchheit bereits da über die Erde auszubreiten begann, wo noch Kataſtrophen, die gewiſſermaßen ein Nachhall der großen, während der Schöpfungszeit eingetretenen Bewegungen waren und die ſpäter nicht mehr möglich waren, über die Erde ergingen. Und dieſe Uebereinſtimmung kann uns, obwohl wir ihrer bei unſerem Bibelglauben auch ſehr wohl zu entbehren vermöchten, dennoch nur lieb ſein.

§ 39.

Die Einheit des Menſchengeſchlechts.

Indem Burmeiſter zum Beweiſe dafür, daß das Menſchengeſchlecht nicht von Einem, ſondern von mehreren Elternpaaren abſtamme, die großen leiblichen und geiſtigen Differenzen zwiſchen den verſchiedenen Menſchenracen beſpricht, ſagt er unter Anderm auch*): „Nie hat ſich die höhere geiſtige Entwicklung in andern als indo-germaniſchen Stämmen auf der öſtlichen Erdhälfte dauernd bewegen können, und wie dieſe Nationen hier ſeit den älteſten Zeiten die Träger der Cultur geweſen ſind, ſo ſcheinen ſie es auch ferner bleiben zu ſollen, ſeit ſie das einzige höher entwickelte Lebenselement der ſemitiſchen Völker, die tiefere Religioſität, in ſich aufgenommen haben. An dem Mangel dieſer Seite ging Griechenland, ging Rom zu Grunde, und Germaniens Söhne waren auserkoren, den ſeltenen Verein von griechiſcher Genialität mit jüdiſcher Religioſität, als den Kern der neueren Zeit und deren Samen zu allen nachfolgenden, lebendigen Völkern über den Erdball zu verbreiten. Das Licht, welches dieſer neue Stern (wir ſetzen hinzu, für alle Empfänglichen erneuernd und verklärend) ausſtrahlt, wird ein verheerendes Feuer für alle Nationen werden, die gleich Pilzen im feuchten Schatten der Wälder gedeihen wollen; es wird ſie verſengen und demnächſt ganz vernichten.“ Wir ſtimmen der herrlichen Anerkennung der „jüdiſchen Religioſität“, die in dieſen Sätzen liegt, als einer Macht, die Gott ſich auch

*) Schöpfungsgeſch., S. 505.

aus dem Munde eines Mannes wie Burmeister auf Grund einer einfachen historischen Betrachtung zu begründen weiß, von Herzen bei. Ein Grundpfeiler jener gepriesenen Religiosität ist nun aber die Lehre von der Einheit oder von der Abstammung des ganzen Menschengeschlechts von Einem Elternpaare, und daß Burmeister denselben in ebendemselben Zusammenhange, aus welchem seine Worte entnommen sind, nichtsdestoweniger zu destruiren sucht, erklärt sich nur aus dem Mangel an einem tiefern religiösen Verständniß, an welchem leider die ganze jetzige Generation so sehr krankt. Die Bibel stellt die Lehre von der Einheit des Menschengeschlechts sogar an ihre Spitze, und noch im Neuen Testamente, ja gerade in diesem deutet sich bei verschiedenen Gelegenheiten an, nicht blos daß sie dieselbe entschieden festhält (vergl. Matth. 19, 4; Apostelg. 17, 26; 2 Kor. 11, 3; 1 Tim. 2, 13), sondern auch, daß sie guten Grund dazu hat. Es handelt sich um einen ethisch und religiös gleich wichtigen Punkt (vergl. Röm. 5, 12; 1 Kor. 15, 45).

Während die heidnischen Völker, welche die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts vergessen hatten, alle Fremde als Barbaren, ja als Feinde betrachteten, deren Geschick sie Nichts anginge, bewahrte das als particularistisch gescholtene Israel auf Grund seiner Ueberzeugung von dem einheitlichen Ursprunge Aller für die Heiden ein Interesse, in Folge dessen es nicht blos ihren Zusammenhang mit dem einen gemeinsamen Stammvater ausdrücklich nachwies (1 Mos. 10), sondern auch Verheißungen wie jene, daß Japhet einst in den Hütten Sem's wohnen werde, und daß alle Geschlechter der Erde gesegnet werden sollten, in seine schönsten Hoffnungen mit einflocht, ja auch auf den Höhenpunkten seiner Begeisterung schon immer im Voraus über seine engen Volksgrenzen hinaus nach Erweiterung strebte, die, welche noch fern waren, zur Gemeinschaft im Lobe Gottes des Herrn mit einlabend. Und als die Zeit erfüllet war, da trat Paulus wie vor so viele andere Heiden auch vor die Athener hin, ihnen das Heil zu verkündigen, sich vor Allem auch darauf berufend, daß Gott von Einem Blut das ganze Menschengeschlecht über die ganze Erde hin wohnen gemacht habe (Apostelg. 17, 26). Es ist wahr, zuletzt brach sich auch bei den Griechen, besonders durch Vermittlung der stoischen Philosophie, die Erkenntniß Bahn, daß alle Menschen Brüder seien, die den Einen Gott zum gemeinsamen Vater hätten. Allein diese neue Anschauung war im Grunde nichts Anderes als ein unmittelbares Gefühl oder eine Ahnung von der einheitlichen Abstammung selber, wenn sie sich auch ausdrücklich nur auf die Gemeinsamkeit der vernünftigen *Anlage* gründete. Jedenfalls gibt es nur da, wo man die Abstammung

Aller von Einem festhält, eine eigentliche Nöthigung, die gleiche Menschenwürde Aller, auch der unwissendsten, ungebildetsten und rohesten Stämme anzuerkennen; da aber ist sie so sehr vorhanden, daß man versucht ist, sich zum Gegentheil zu bekehren, sobald man in die Lage kömmt, die gleiche Menschenwürde Aller praktisch oder gar auch theoretisch zu verleugnen*). Der Gegensatz gegen die Lehre von der Einheit des Menschengeschlechts ist besonders in demselben Nordamerika hervorgetreten, in welchem man die Eingebornen als ein Object der Jagdliebhaberei, und die Neger als Lastthiere behandelt hat**).

Der Apostel Paulus stellt zu wiederholten Malen (Röm. 5, 12. 18 und 1 Kor. 15, 45) den ersten und zweiten Adam einander gegenüber, indem er bezeugen will, daß der zweite durch sein Verhalten in Thun und

*) Mit Recht sagt Luthardt: „Auf diesem Bewußtsein von der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit ruht das Pietätsverhältniß der Menschen zu einander, ruht alle wahre Humanität, welche keinen Unterschied macht zwischen Mensch und Mensch, sondern in Jedem den Bruder anerkennt.“ S. „Apologetische Vorträge“, S. 76.

**) Bei dem auch von C. Vogt öfter als eine Autorität citirten K. E. v. Bär findet man folgende bemerkenswerthe Stellen: „Sind, erlauben wir uns zu fragen, bei Aufstellung der Ansicht, das Menschengeschlecht bestehe aus mehreren Arten, die positiven Kenntnisse, die wir von den Arten und Racen der Thiere, namentlich der Säugethiere und insbesondere der Hausthiere besitzen, gewürdigt und abgewogen worden, oder hat das Gefühl, daß der Neger, besonders der geknechtete, von dem Europäer, dem Homo Japeticus Bory de St. Vincent's verschieden ist und ihm häßlich erscheint, oder vielleicht gar die Sehnsucht, ihn außer aller Ansprüche und Rechte des Europäers sich zu denken, zu dieser Ansicht geleitet? Ernste und kenntnißreiche Männer haben sich oft gegen sie mit allen zoologischen Gründen ausgesprochen, sie wird dennoch nicht so bald sich ganz verlieren, weil zoologische Gründe nicht auf alle Personen wirken, die in solchen Sachen eine Meinung haben zu können glauben... Die Ansicht von den mehrfachen Arten oder Species im Menschengeschlecht, welche nach naturhistorischen Principien sich so wenig begründen läßt, ist sie nicht ein Gewissensbedürfniß der Anglo-Amerikaner? Mit unmenschlicher Härte hat man die Urbewohner zurückgedrängt, mit Egoismus den afrikanischen Stamm zur Knechtschaft eingeführt. Es war natürlich, daß man sich sagte, gegen diese Menschen könne man keine Verpflichtung anerkennen; denn sie seien von anderer, schlechterer Art. Ich bin weit davon entfernt, die Herren Morton, Nott, Gliddon u. A. anzuklagen, daß sie eine Ansicht verfochten hätten, um damit Beifall zu erlangen; allein ich berufe mich auf die Erfahrung aller Länder und Zeiten, daß, wenn ein Volk ungerecht gegen ein anderes verfährt, es auch nicht unterläßt, das andere sich sehr schlecht und unfähig zu denken und diese Ueberzeugung oft unnachsichtig zu wiederholen. Es ist nicht leicht, sich dem Einfluß einer solchen allgemeinen Meinung zu entziehen, wenn man sich nicht in entschiedener Opposition zu ihr fühlt.“ (S. Bericht über die Zusammenkunft einiger Anthropologen, S. 17. 24.)

Leiden eine ebenso universale Bedeutung erlangt habe, wie der erste. Er geht davon aus, daß, wie im ersten, auch im zweiten ein Haupt erschienen ist, zu dem sich nicht der Eine oder Andere, sondern das ganze Menschengeschlecht zu bekennen, dem es sich unterzuordnen, von dem es sich bestimmen zu lassen hat. So unter ein einziges gemeinsames Haupt können aber nur dann Alle vereinigt werden, wenn sie bis zu einem gewissen Grade schon von vornherein eins sind. Es muß ihnen Allen eine und dieselbe Idee zu Grunde liegen, und diese Idee muß diejenige sein, welche in Christo real geworden ist. Zu dieser innerlichen Einheit muß aber auch, weil sie in Vielen weniger bestimmt hervortritt und daher für blödere Augen sogar zweifelhaft wird, eine äußere kommen. Wenn aller Zweifel beseitigt sein soll, daß Jeder, der Mensch heißt, mag er nun weiß oder schwarz, breit- oder langschädelig sein, ein Anrecht auf Christum hat, und daß Diejenigen, die die beseligende Gemeinschaft mit ihrem Haupte gewonnen haben, verpflichtet sind, auch die Andern zu demselben heranzubringen: so ist es auch nothwendig, daß sich Alle eines und desselben Stammvaters erfreuen.

Ueberhaupt kann es nur in einem auch äußerlich einheitlichen Menschengeschlecht eine einheitliche, von einem einzigen Mittelpunkt ausgehende Erziehung und Ueberlieferung geben: denn nur in einem solchen kann die universale Bedeutung dessen, was Gott in einem Einzelnen gewirkt oder offenbart hat, über jeden Zweifel und Einspruch erhaben sein.

Dazu kömmt dann aber besonders noch dies. Das Christenthum will die Religion von dem Heil der Sünder in Christo, will aber als solche auch die Religion Aller, es will die absolute Religion sein. Es macht daher voran geltend, daß Alle wegen ihrer Sünde Christi bedürfen, daß die Sünde also etwas ganz Allgemeines ist. Bei alle dem aber kann es nimmermehr zugeben, daß dieselbe in der menschlichen Anlage, mit andern Worten in Gott selber ihren Grund hat. Die Sünde würde aufhören, Sünde zu sein. Ein ernstes Schuldgefühl wäre unmöglich; ein sehnliches Verlangen nach Vergebung, ein gründliches Ringen nach Heiligung könnte nicht entstehen; dem wahren sittlichen Streben, wie es das Christenthum verlangt, wäre die Wurzel abgeschnitten. Die Sünde muß ihren Grund in der menschlichen Freiheit haben; sie muß eine wirkliche Schuld involviren. Beides nun, ihre Allgemeinheit und ihr freier Ursprung, wird durch äußere und innere Erfahrung bestätigt; ihre Allgemeinheit selbst durch äußere, indem wir unter allen Menschen keinen finden, welcher von sich sagen könnte: wer kann mich einer Sünde zeihen? —, ihr freier Ursprung wenigstens durch innere, indem das Gewissen, wie abgeschwächt es auch zu-

weilen sein mag, dennoch in Wahrheit Jeden für seine Sünde verantwortlich macht. Beides aber, die Allgemeinheit der Sünde und ihr Ursprung in der menschlichen Freiheit, läßt sich nicht wohl mit einander vereinigen, wenn das Menschengeschlecht von mehreren, wenn es wohl gar, wie Agassiz annimmt, von sehr vielen Stammvätern ausgegangen ist. Unter den vielen Stammvätern und Menschenstämmen hätte doch, sollte man erwarten, wenigstens der eine oder andere, wenn die Sünde wirklich in seine Freiheit gestellt gewesen wäre, ja eigentlich seiner Bestimmung widersprochen hätte, rein bleiben sollen. Man wird von dieser Anschauung aus dazu verführt, eine der Hauptwahrheiten des Christenthums und aller wahren Sittlichkeit, den freien Ursprung der Sünde, umzustoßen, wie denn auch wohl Alle, die in ihr befangen sind, die Sünde wirklich nicht als Schuld, sondern zum guten Theil nur als ein Uebel betrachten. — Beides zugleich, die Allgemeinheit und der freie Ursprung der Sünde ist nur dann zu halten, wenn das Menschengeschlecht einen reinen, aber allbestimmenden Anfang gehabt hat. Die Erklärung der Allgemeinheit ergibt sich dann von selbst; der freie Ursprung aber ist insofern vorhanden, als Adam bei seinem Falle durchaus frei handelte und alle seine Nachkommen frei in die von ihm eingeschlagene Richtung mit hineinzog. Die Freiheit der Nachkommen selbst kann allerdings getrübt, ja aufgehoben erscheinen; aber wenn die Versuche, auch sie aufzuweisen, wirklich nicht gelingen, so ist doch die Unfreiheit, die erst in Folge der Sünde Adam's entstanden und nur durch das Gesetz des organischen Zusammenhangs herbeigeführt ist, etwas ganz Anderes als eine Unfreiheit, welche Gott unmittelbar selbst und von vornherein verhängt hat.

Sehen wir nun zu, welche Stellung die Naturwissenschaft zu unserer Frage einnimmt, so steht es erfreulicherweise jedenfalls viel besser, als uns Burmeister und Vogt glauben machen möchten*). Burmeister möchte es auf die Autorität der heiligen Schrift und auf die Liebe zu ihr zurückführen, daß man den nichteinheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts noch nicht überall in der Weise anerkannt hat, wie es sich „den wissenschaftlich geläuterten Blicken eines vorurtheilsfreien Forschers" empfehle; allein er muß unmittelbar hinterher selber bemerken, daß sich die Anzahl der Vertheidiger der Einheit gerade seit der Zeit wieder zu mehren scheine, „wo die Wissenschaft

*) Einen trefflichen, zusammenfassenden Vortrag in dieser Beziehung hat Zöckler in den Jahrbüchern für deutsche Theologie 1863, Hft. I, geliefert. Zu vergleichen ist auch der Aufsatz: „Die Einheit des Menschengeschlechts" in den fliegenden Blättern aus dem rauhen Hause, 1863, Nr. 11 ff.

das Dogma als gleichgültig habe fallen lassen" *). Er bezeichnet die Anhänger des einheitlichen Ursprungs als „größtentheils nicht sattsam mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft bekannt", aber er führt selber wenige Seiten weiterhin Prichard's Naturgeschichte des Menschengeschlechts als das Hauptwerk über diesen Gegenstand auf, und Prichard ist anderer Meinung als er. Die Behauptung, welche Vogt in seinem Pamphlet „Köhlerglaube und Wissenschaft" ausspricht, daß die kabinetstudirenden Ethnologen mehr für die Einheit, die gereisten Naturforscher für die Vielheit des Ursprungs der Menschen seien, bezeichnet Pfaff als eine, die man nicht einmal mit Vogt's Unwissenheit, so groß sie auch in manchen Stücken sein möge, entschuldigen könne. Die gereisten Naturforscher hätten sich nämlich darüber meistens g a r n i c h t bestimmt geäußert; nur die mit Dumont d'Urville's Expedition gereisten Franzosen hätten sich, jedoch ganz ohne gründliche Prüfung der Frage, gegen die Einheit erklärt. Dagegen habe sich die gewichtigste Autorität, A. v. Humboldt, entschieden für die Einheit ausgesprochen; ebenso neige sich Pickering, der die große nordamerikanische Expedition begleitete, ebenfalls mehr zu der Annahme hin, daß die Racen nur Varietäten Einer Species seien. Gleich unwahr sei auch die Behauptung, daß „alle mit amerikanischer Ethnologie gründlich beschäftigten Forscher, Anatomen, Zoologen und Sprachforscher zu der Ueberzeugung hätten kommen müssen, daß der amerikanische Mensch eine autochthone Race sei, die gar nichts mit den Racen der alten Welt zu thun habe, weder durch Abstammung noch durch Mischung". Der schon erwähnte Pickering und J. Bachmann seien als Naturforscher und ebenso die mit amerikanischen Sprachen gründlich vertrauten Bradford und Schoalcraft als Sprachforscher von dem geraden Gegentheil dessen, was Vogt seinen Lesern weißmachen wolle, überzeugt **). Es ist wahr, daß sich die Gegner der Einheit in neuerer Zeit gemehrt haben. In Nordamerika, wo Knox, Morton, Nott, Glidden und Aehnliche zu nennen sind, hat sich auch Agassiz zu ihnen geschlagen, indem er consequent genug ist, sogar eine nationenweise Schöpfung anzunehmen. In Europa erklärte Oken, der allerdings von aller Frivolität entfernt, aber dennoch pantheistisch gerichtet war, die fünf Racen Blumenbach's für fünf eigene Arten, und Burmeister, Czolbe, Carus, Giebel u. s. w. folgten darin theilweise nach, gingen zum Theil aber auch noch viel weiter. Waitz und Perty, welche die Einheit des Menschengeschlechts für möglich halten, erklären sie dennoch für un-

*) Schöpfungsgeschichte, S. 504.

**) P f a f f, Schöpfungsgeschichte, S. 645.

wahrscheinlich. Indeß darf man fragen, ob diese Gelehrten sich wirklich durch naturwissenschaftliche Forschungen, oder durch die nun einmal heut zu Tage grassirende pantheistische und materialistische Grundanschauung haben leiten lassen. Jedenfalls haben gerade die größten Autoritäten, die es sich zur Aufgabe machten, rein wissenschaftlich zu verfahren, erklärt: „ob die gegenwärtigen Racen von mehreren oder einem Urmenschen abstammen, könne nie aus der Erfahrung ermittelt werden" *), — übrigens aber zerfalle das Menschengeschlecht nicht in mehrere Arten (Species), sondern nur in mehrere Racen (Varietäten). Für die Einheit der Species waren nicht blos Haller, Linné, Buffon, Cuvier, Blumenbach und Kant, welcher in demselben Jahre (1775), in welchem Blumenbach zuerst auftrat, über die Racen der Menschen eine Abhandlung schrieb, nicht blos Steffens und Schubert, sondern auch Prichard **), Andreas ***) und Rudolph Wagner, Wilbrand †), J. Müller, v. Bär, der berühmte Anatom Owen, vor Allem A. v. Humboldt ††), und de Quatrefages †††), ja selbst Burmeister.

Die Frage, ob das Menschengeschlecht eine oder mehrere Arten bilde, bedeutet auf naturwissenschaftlichem Standpunkt zunächst, ob sämmtliche Menschen in den wesentlichen, sich von einer Generation auf die andere fortpflanzenden Merkmalen im inneren und äußeren Bau, in der Gleichheit der Functionen und Lebenserscheinungen übereinstimmen, oder nicht. Sämmtliche Verschiedenheiten nun, die wir an den Menschen bemerken, sind blos äußerliche. Sie zeigen sich hauptsächlich in den Haaren, in der Farbe der Haut und in der Form des Schädels und sind viel geringer als diejenigen, welche sich unter Thieren derselben Art, z. B. bei Pferden oder bei Hunden finden. Auf das Innerliche gesehen, gibt sich überall die größte Uebereinstimmung zu erkennen. Vor Allem ist die geistige Organisation überall wesentlich gleich; dieselben geistigen Eigenthümlichkeiten, dieselben

*) Vergl. Joh. Müller, Hdbch. der Physiologie, Bd. II, S. 774.

**) Naturgesch. des Menschengeschlechts, nach der 3. Aufl. des engl. Originals mit Anm. und Zus. herausgeg. v. Rud. Wagner. 5 Bde., Leipzig 1840.

***) Gesch. der Urwelt. Auch: Naturwissenschaft und Bibel. Im letzteren Schriftchen widerlegt A. Wagner die von Vogt in „Köhlerglaube und Wissenschaft" erhobenen Einreden.

†) „Stammt das Menschengeschlecht von Einem Paare?" (1844.)

††) Kosmos, Bd. I, S. 379.

†††) »Unité de l'espèce humaine«, in der Revue de deux Mondes vom 15. Dec. 1860 und 1. April 1861. Zu vergleichen ist auch J. W. v. Müller, Des causes de la coloration de la Peau et des différences dans les formes du Crane au point de vue de l'unité du genre humain. Stuttg. 1853/54.

Gemüthsanlagen und Leidenschaften verrathen sich mehr oder minder stark überall und machen es möglich, daß sich alle Menschen verstehen*). Ebenso aber verhält es sich auch mit dem Bau des Leibes. „Alle Menschen", sagt Burmeister S. 502, „haben gleich viele Theile, gleich viele Zähne, Zehen, Knochen, Wirbel, stimmen auch in den relativen Verhältnissen derselben unter einander, wenigstens in den Hauptsachen, überein." Burmeister kann daher auch nicht umhin, trotz seines Materialismus anzuerkennen, daß Allen „eine gleiche typische Idee" zu Grunde liegt. „Der innere Bau der Organe", sagt Pfaff im Anschluß an Prichard, „die mittlere Lebensdauer, der Eintritt der Reife, die Dauer der Schwangerschaft, die Körperwärme, die Pulsfrequenz u. s. f. (auch die Menstruation des weiblichen Geschlechts, die sich bei keiner Thierart findet, ist zu erwähnen), — das Alles zeigt sich in einer solchen vollkommenen Uebereinstimmung bei allen Racen, wie es im Thierreiche bei wirklich differenten Species nicht vorkömmt." **)

Jene Frage nach der Art-Einheit bedeutet sodann besonders, ob alle Menschenracen, unter einander sich mischend, Nachkommen erhalten, welche sich selbst unter einander unbedingt fortpflanzen können. Wenn man nämlich die Analogie des Thierreichs in Betracht zieht, so kömmt es wohl vor, obwohl meistens nur durch Zuthun des Menschen, daß Arten, die einander sehr ähnlich sind und zu demselben Geschlecht gehören, wie z. B. Pferd und Esel, Junge mit einander bekommen; aber die Bastarde können sich nicht unter sich, in der Regel nicht einmal mit Individuen der reinen elterlichen Race fruchtbar begatten. Alle Varietäten sind dagegen sowohl unter sich als auch mit Individuen der Stammrace unbedingt fruchtbar. Wieder nun fällt die Antwort auf jene Frage entschieden zu Gunsten der Art-Einheit des Menschengeschlechts aus***). Aus der Verbindung der Weißen mit den Negern, wenigstens mit den Negerinnen (die Verbindung von einem Neger mit einer weißen Frau ist viel seltener), sind die Mulatten, aus derjenigen der Weißen mit Indianern ist der größte Theil der Bevölkerung der süd-

*) Vergl. Perty, S. 78; Waitz, Bd. I, S. 390 ff.

**) A. a. O., S. 629. Schon Blumenbach (vergl. De generis humani varietate nativa, p. 75 sqq.) zeigte, daß die Varietäten oder Racen der meisten Thierspecies rücksichtlich ihrer Unterschiede an Haar, Farbe, Wuchs, Schädelbildung, ja selbst an Disposition zu gewissen Krankheiten bedeutend weiter auseinandergehen, als irgend bei den menschlichen Racen. Seine Argumentationsweise ist, wie Waitz in der „Anthropologie der Naturvölker", Bd. I, S. 33 sagt, in allem Wesentlichen unwiderlegt.

***) Vergl. Waitz a. a. O., S. 195 ff.

amerikaniſchen Staaten, aus derjenigen einiger engliſchen Matroſen mit Weibern aus Tahiti die Bewohnerſchaft der Inſel Pitcairn hervorgegangen. Quatrefages nennt dies Argument »une grande et sérieuse verité scientifique«, und von J. Müller, den beiden Wagner, Hilbrand u. A. wird es ebenfalls als gewichtig genug anerkannt. Was Vogt vorbringt, um ſeine Bedeutung abzuſchwächen, iſt kaum erwähnenswerth. Einerſeits ſucht er, wie ſchon in ſeinem Libell gegen Wagner, ſo auch noch in ſeinen Vorleſungen über den Menſchen darzuthun, daß auch verſchiedene Thierarten fruchtbare Verbindungen eingehen können. Aber wie ſchon Pfaff (S. 644) bemerkt, beweiſt er eigentlich nur, daß Baſtarde mit Thieren ihrer Stammrace hie und da fruchtbar ſind, was kein Menſch mehr bezweifelt, oder daß wenigſtens von Zeit zu Zeit wieder eine Rückkreuzung zur Stammrace hin ſtattfinden müſſe. Wenn er behauptet: „Fuchs und Hündin, Schakal und Hündin, Steinbock und Ziege, Kameel und Dromedar, Lamm und Alpaca, Vigogne und Alpaca erzeugen unter ſich fruchtbare Baſtarde“ *), ſo folgt daraus, wenn es ſich wirklich ſo verhält, was hier dahingeſtellt bleibt, weiter nichts, als was ſich auch aus der ſchon von Buffon conſtatirten Thatſache, daß eine Wölfin von einem Hunde fruchtbare Baſtarde geworfen hat, ergibt, daß nämlich diejenigen Naturforſcher Recht haben, welche die Stammverſchiedenheit der betreffenden Thiere nicht anerkennen. Andererſeits hebt Vogt hervor, daß die Verbindungen zwiſchen Weißen und Auſtralierinnen ſehr unfruchtbar zu ſein ſcheinen, daß man nach der Behauptung Broca's bis jetzt nur einen einzigen Baſtard gekannt habe, und daß die Eingebornen die Baſtarde keineswegs, wie man vorgebe, ermorden. Allein ſchon Quatrefages hat dagegen mehrere Einwürfe erhoben, und ſo lange nicht genügendere Beobachtungen als jetzt vorliegen, läßt ſich darüber kein Urtheil fällen.

Wenn nun nach Darwin und ſeinen ſich ſo ſchnell mehrenden Anhängern von einem und demſelben Stammvater ſogar mehrere Arten ausgehen können, ſo ſollte man meinen, daß ſich erſt recht die verſchiedenen menſchlichen Racen oder Varietäten von einem einzigen Elternpaar herleiten ließen. Und in der That iſt dagegen vom Darwin'ſchen Standpunkt aus Nichts zu ſagen. Allein es frägt ſich für denſelben, ob das Elternpaar innerhalb des Begriffes Menſch oder bei den Thieren zu ſuchen ſei, und wenn das Letztere der Fall iſt, ſo kann man es mit C. Vogt für wahrſcheinlich, ja für ausgemacht halten, daß ſich die Spaltung, aus der nachher

*) Vorleſungen über den Menſchen, Bd. II, S. 216.

die verschiedenen Menschenarten hervorgingen, schon in der betreffenden Thierfamilie vollzog. Indeß hat es einerseits in der That, wie Rud. Wagner sagt, etwas Komisches und andererseits erweckt es kein günstiges Vorurtheil für die Art, wie dergleichen Fragen von vielen Naturforschern behandelt werden, wenn man sieht, daß in einem und demselben Augenblick zwar die Unterschiede zwischen den Menschen selber, aber keineswegs diejenigen zwischen Menschen und Thieren für bedeutend genug gehalten werden, um den einheitlichen Ursprung unwahrscheinlich zu machen.

Gegen die Abstammung der Menschen von Einem Elternpaar hat man zunächst, indem man noch von der Verschiedenheit der Racen absah, ganz allgemeine Gründe angeführt. Man hat besonders die Menge in's Auge gefaßt und behauptet, von einem einzigen Paare hätten nicht schon so frühzeitig so viele, hätten selbst heut' noch nicht die 1000—1300 Millionen Menschen kommen können, die es doch gibt. Pfaff*) berechnet dagegen, daß, wenn man auch nur eine Vermehrung von 3 % jährlich annehme, von Einem Paar schon in 500 Jahren etwas mehr als 8 1/2, wenn man eine Vermehrung von 3 1/2 % setze, von Einem Paare in derselben Zeit 59, von den drei Söhnen Noah's schon 180 Millionen Menschen abstammen konnten. Gegenwärtig sei die Zunahme der Bevölkerung im Ganzen allerdings schwächer; in manchen Ländern betrage sie nicht einmal 1, in andern 2, in Nordamerika nur bei Einrechnung der Einwanderer 3 %; allein Jede müsse die Annahme zuläßig finden, daß in den natürlicheren und günstigeren Verhältnissen der Urzeit das Wachsthum der Bevölkerungszahlen größer gewesen sei als jetzt. Pfaff macht aber dann auch die Gegenprobe. Vogt meinte, man müsse Hunderte von Stammpaaren annehmen, Pfaff versuch es blos mit hundert. Setze man auch nur eine Zunahme von 3/10 % so gebe das von 100 Paaren in 6000 Jahren 12,636 Millionen, also zehnmal mehr, als wirklich existiren**).

---

*) A. a. O., S. 661 u. 665.

**) Einen interessanten Beweis dafür, wie schnell sich Menschen und zwar selbst in veränderten Lebensverhältnissen vermehren können, bieten die heutigen Canadier dar. Im Jahr 1671 zogen 47 französische Familien, im Ganzen 400 Personen, nach Canada und sie sind schon jetzt, trotz ihrer blutigen Kämpfe mit den Indianern, zu mehr als 700,000 Seelen geworden. — Ebenso die schon erwähnte Insel im Stillen Ocean. Im Jahre 1800 waren dort neunzehn Kinder, ein Mann und einige Frauen; 1855, obschon durch außergewöhnliche Umstände Mehrere umgekommen waren, 187 Personen; das ist eine Vermehrung von mehr als 3 1/2 %.

Man berücksichtigt ferner die Verbreitung des Menschengeschlechts und meint, es sei unmöglich, daß sich die Menschen von einem einzigen Punkte aus nach all den fernen Inseln hätten begeben können; es habe ihnen an Mitteln zur Ueberfahrt und zur Verknüpfung so entfernter Punkte, wie sie schon das eine große Festland Amerika's fordere, gefehlt. Ueberall aber, wohin man auch immer auf seinen Wanderungen gekommen, habe man, wenn man einige kleine, theils sehr unfruchtbare, theils sehr fern gelegene Inseln ausnehme, schon immer Eingeborene vorgefunden, die ebenso wesentlich ausgesehen, wie die sie umgebende Pflanzen- und Thierwelt. Ueberall scheine es von der ältesten Zeit her, soweit nur immer Ueberlieferungen oder Erinnerungen zurückreichten, Menschen gegeben zu haben. — Allein wie lange die verschiedenen Gegenden der Erde, wie lange namentlich auch die wirklich schwer zu erreichenden Punkte ihre Bewohner gehabt haben, hat sich bis jetzt noch nirgends auch nur annähernd feststellen lassen. Die Verbreitung aber nach den einzelnen Inseln, namentlich über die polynesischen Inseln, die jetzt am weitesten zerstreut sind, konnte um so eher geschehen, wenn dieselben, wie manche Naturforscher heut zu Tage wahrscheinlich finden, früher im Zusammenhang standen und ein einziges großes Festland bildeten*). Uebrigens aber fehlt es auch nicht an Beispielen, daß asiatische, namentlich japanische Schiffe bis zu den Sandwich-Inseln, bis in das nördliche Stille Meer, ja bis zur Mündung des Columbiaflusses verschlagen wurden**). Wollten wir schon auf die Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen achten, so würden wir sogar leicht zeigen können, daß gerade die am meisten in Verdacht kommenden Gegenden, nämlich die polynesischen Inseln und Amerika, am deutlichsten beweisen, daß ihnen ihre Bewohner früher von anderswoher, so zu sagen von allgemeineren Quell- oder Mittelpunkten des Menschengeschlechts zugekommen sind. Doch darüber erst weiter unten.

Ein Hauptargument aber gegen die Abstammung von Einem Elternpaar bilden natürlich die Verschiedenheiten zwischen den verschiedenen Menschenstämmen. Und wenn die größten Autoritäten erklärt haben, aus denselben über die Abstammung nicht urtheilen zu können, so ist es unsererseits billig, zuzugestehen, daß wir nicht im Stande sind, die Einheit des Elternpaares trotz derselben zu beweisen. Unsere Aufgabe kann es nur sein, darzu-

---

*) Vergl. Ausland, 1864, Nr. 15, S. 358; Vogt, Geologie, Bd. II, § 1005.

**) A. Wagner, Bd. II, S. 233. Andere Beispiele bei Lyell, Principles, T. III, p. 92.

uthun, daß die zu Gebote stehenden Beweismittel unzulänglich sind, und allenfalls einige Punkte anzudeuten, aus welchen eine gewisse Wahrscheinlichkeit folgt.

Bleiben wir zunächst bei den den Körper betreffenden Verschiedenheiten stehen, welche sich in der Beschaffenheit und Farbe des Haares, in der Hautfarbe und im Schädelbau zeigen, so hat Cuvier die Menschen nach ihnen in 3, Blumenbach in 5, Lesson in 6, Fischer in 7, Bory de St. Vincent in 15 Classen eingetheilt*). Der Nordamerikaner Morton statuirte in seinem großen ethnologischen Werk Crania Americana 32 Familien, die aus mehreren jetzt nicht mehr deutlich erkennbaren Urspecies hervorgegangen; seine Schüler Nott und Gliddon zählten in ihrem umfassenden Werk Types of Mankind sogar 150 solcher Familien. Aber schon aus diesem Schwanken in der Zahl erhellt, daß es an durchgreifenden specifischen Merkmalen, wonach sich die verschiedenen Stämme bestimmt von einander abscheiden ließen, fehlt, daß also „in Wahrheit und natürlich wohl begründete, scharf gesonderte Abtheilungen, ‚Racen' nicht existiren" **). Man hat es versucht, die Art des Schädelbaues zum Princip der Eintheilung zu machen, und zwar zuerst, indem man auf die Profil-Ansicht das Hauptgewicht legte und den Camper'schen Gesichtswinkel anwandte. Aber schon Blumenbach zeigte, daß darnach die im Uebrigen, ja im Schädelbau selbst verschiedenartigsten Classen zusammenzustehen kommen. Blumenbach selbst machte darauf aufmerksam, daß viel bedeutender als die Profil-Ansicht die Scheitel-Ansicht, die sich, wenn man den Kopf mehr von oben betrachtet, darbietet, sei, und unterschied darnach die ovale Schädelform, die vorzüglich den Kaukasiern eigen ist, die mehr elliptische, in welchen die Längendimension sehr überwiegt, wie besonders bei den Aethiopen und allenfalls bei den Malayen, und die quadratische, in die Breite gezogene, die sich namentlich bei den Mongolen und einigermaßen bei den Amerikanern findet. Will man diese verschiedenen Formen veranschaulichen, so kann man ein aus Wachs oder aus Gutta-Percha gebildetes Modell eines Kaukasiers nehmen; durch Seiteneindruck würde man eine negerartige, durch Druck von hinten nach vorn eine kalmückenähnliche Gestalt erhalten. Der schwedische Ethnologe Retzius***) unterschied demgemäß Langköpfe (Dolichocephalen) und Kurz-

*) Ueber die Racen-Eintheilung vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. I, S. 258 ff.

**) Pfaff, S. 629.

***) „Blick auf den gegenwärtigen Standpunkt der Ethnologie" (1858), worüber Rud. Wagner in den „Zoologisch-anthropologischen Untersuchungen", Bd. I, S. 4 ff. *zu vergleichen.*

köpfe (Brachycephalen). Indem derselbe aber außerdem das Vorspringen oder Zurücktreten der Kiefer und die damit verbundene verschiedene Stellung der oberen und unteren Vorderzähne zu einander in Betracht zog, gewann er noch die beiden Unterabtheilungen der Prognathen (Schiefzähner) und Orthognathen (Gradzähner). Was aber nun zunächst die Eintheilung in Lang- und Kurzköpfe betrifft, so hat Welker als das interessante Resultat von vielen Messungen dies gefunden, „daß die verschiedenen Stämme zwar stets und in ziemlich weiten Grenzen um ein Mittel spielen, daß die Schwankungen aber nach beiden Seiten hin von diesem Mittel etwa gleich ausfallen und daß sie um so größer erscheinen, als die Mischung des Stammes bedeutender ist" *). Zudem treten wieder die im Uebrigen verschiedenartigsten Classen zusammen. Zu den Langköpfen gehören die Nukahiwer, Hindu's, Eskimo's, Neger, Australneger, Kaffern, Buschmänner und Hottentotten, zu den Kurzköpfen die Lappen, Makassaren, Mandureser, Baschkiren, Türken und Neu-Italiener. Von denen, die in der Mitte stehen, schließen sich am engsten an die Langköpfe an die Holländer, Brasilianer, Altrömer und Altgriechen, an die Kurzköpfe die Deutschen, Russen, Buggeser, Sumatraner, Kalmücken und Javaner; die am meisten mittelköpfigen sind die Franzosen, Kosacken, Juden, Zigeuner, Moluckeser, Indianer, Chineser und Finnen. Noch bunter aber wird das Gewirr durch die Berücksichtigung der Zahnstellung. Schiefzähner oder Prognathen sind die Kaffern, Australneger, Neger, Hindu's, Neuseeländer, Holländer, Brasilianer, Kosacken, Sumatraner und Baschkiren; alle Uebrigen gehören zu den Gradzähnern**).

Ein wenigstens ebenso ungeeignetes Unterscheidungsmerkmal wie die Schädelbildung bietet die Beschaffenheit und Farbe der Haare, indem man mitten unter den kraushaarigen Negern ebenso gut schöne schlichte Haare, wie unter den Kaukasiern das krause, wollige Haar der Neger findet.

Am natürlichsten ist immer noch die Eintheilung Blumenbach's, welche vorzüglich die Hautfarbe in's Auge faßt und zugleich die geographischen Verhältnisse berücksichtigt; es ergeben sich darnach fünf Racen: weiße, gelbe, rothe, braune und schwarze, oder: Kaukasier, Mongolen, Indianer, Malayen

---

*) Vogt, Vorlesungen über den Menschen, Bd. I, S. 58.

**) Vogt a. a. O., Bd. I, S. 59 u. 62. Burmeister (Schöpfungsgesch., S. 511) führt die Hinduvölker unter den Langköpfen mit senkrechter Zahnstellung auf. Von den entschiedenen Kurzköpfen, von denen Vogt keine als Schiefzähner namhaft macht, bezeichnet Burmeister als solche die Tartaren, Kalmücken, Mongolen, Malayen und mehrere westamerikanische Völkerstämme.

und Neger. Man würde aber sehr irren, wenn man meinte, daß sich nach der Hautfarbe wirklich fünf Abtheilungen bestimmt von einander absondern. In keiner andern Beziehung sind die Uebergänge von der einen Race zu der andern so allmählich und sanft, wie gerade in dieser; ja fast jede Race, zuweilen sogar ein und dasselbe Volk vereinigt, was die Hautfarbe betrifft, dieselben großen Gegensätze in sich, die das Menschengeschlecht im Ganzen aufweist*). In der kaukasischen Race zunächst geht der reine helle Teint des Nordgermanen in das Gelb der mongolischen, in das Braun der malayischen, in das Roth des Amerikaners, ja fast in das Schwarz des Aethiopiers über. Noch unter den Berberstämmen finden sich welche, die weiß, aber auch andere, die braun, und noch andere, welche schwarz wie die Neger sind. Es gibt in Nubien aus Arabien herübergekommene Stämme, die noch arabische Sprache und Sitten bewahren und sich nicht mit den Negern vermischten, und die doch im Laufe der Zeit vollkommen schwarz geworden sind. Unter den Hindu's findet man fast ganz schwarze, wie z. B. die von Decan und auf Ceylon, aber auch braune und selbst blauäugige weiße. — Von den Indianern sodann sind zwar nicht die auf dem Hochland unter den Tropen, wohl aber die den niedrigen Theil von Californien bewohnenden so schwarz wie Neger**). Nach Morton ist die gewöhnlichste Farbe des Indianers eigentlich zimmetbraun; aber wie sie in das Schwarz übergeht, so andererseits auch wieder in das Gelbe, ja fast in das Weiße. Was die Neger betrifft, so findet sich die schwarze Färbung allerdings zwischen den Wendekreisen überwiegend; aber nördlich und südlich davon, bei den Maroccanern und den Tuariks der Sahara einerseits und den Hottentotten andererseits herrscht die lichtbraune. Und innerhalb der Tropen selbst wird sie mit der Erhebung des Bodens heller, so besonders im Quellande von Senegal und Gambia und in den Wäldern von Harrazo, wo die Bevölkerung roth oder braun ist. Im Sudan findet sich das mächtige Volk der rothen oder rothbraunen Fulla-Neger.

Mit alledem aber ist der Mangel an jeder scharfen, durchgreifenden Grenzlinie noch nicht einmal vollständig angedeutet. Man könnte meinen, daß die verschiedenen Racen, wenn sie auch wirklich an verschiedenen Stellen das eine Merkmal, z. B. den Schädelbau oder die Hautfarbe mit einander gemein hätten, doch durch den Mangel des anderen hinreichend geschieden

*) Pfaff, S. 636.

**) Vergl. Prichard, Bd. II, S. 228. 575 ff. und A. Wagner, Geschichte der Urwelt.

blieben. Dem ist aber nicht so. Gerade bei den Stämmen des Sudan, deren Farbe vom Schwarzen in's Schwärzliche, in's Kupferige, in's Bräunliche, in's Milchkaffee-Artige übergeht, nähern sich auch die Züge bisweilen vollständig den unsrigen an und zwar von dem Haussa an; die Haare werden zudem lockig, einfach, schlicht, ja selbst straff. Die Fulla's und Mandingo's haben, was die Form betrifft, eine fast europäische Gesichtsbildung und eine entsprechende Configuration des Kopfes. Wo bleibt da, namentlich wenn man die dunklen Araber oder Hindu's zum Vergleich heranzieht, die Scheide zwischen dem Aethiopier und Kaukasen? Von Stufe zu Stufe, von Nuance zu Nuance kömmt man vom Neger zum Araber oder Berber, ohne eigentlich sagen zu können, wo dieser Typus aufhört und jener anfängt*). Aehnlich wie im Westen verhält es sich aber auch im Osten Afrika's. Unter den Völkerstämmen mit dem reinsten Negertypus gibt es andere mit gebogenen Nasen, ohne den hervorspringenden Kiefer, mit nicht dicken Lippen und zwar ebensowohl an der Küste wie im Innern, so daß de Froberville eine zu irgend einer Zeit erfolgte Mischung dieser Neger mit andern Racen vermuthet, ohne sie jedoch wahrscheinlich machen zu können**).

„Eine scharfe Eintheilung der Menschenracen", sagt Joh. Müller***), „ist unmöglich. Die gegebenen Formen sind sich ungleich an typischer Schärfe und Eigenthümlichkeit, und ein sicheres, wissenschaftliches, inneres Princip der Abgrenzung liegt nicht, wie bei den Arten, vor."

Was folgt daraus aber für unsere Frage? Es folgt, daß sich eine Ansicht, wie die sonst vielfach gehörte, daß das Menschengeschlecht in drei oder fünf Abtheilungen zerfalle, von denen eine jede ihr besonderes Stammeltern-Paar gehabt haben müsse, eigentlich eine Halbheit zu Schulden kommen läßt†). Gibt man einmal zu, daß von einem einzigen Stammpaar so differente Stämme ausgehen konnten, wie man sie in der kaukasischen, in

---

*) Vergl. Literatur des Auslandes 1861, Nr. 49 u. 50.

**) Bei Pfaff, S. 634.

***) Physiologie, Bd. II, S. 774.

†) „So lange man nur bei den Extremen in der Variation und Gestaltung verweilte", sagt Humboldt (Kosm., Bd. I, S. 379), „und sich der Lebhaftigkeit des ersten sinnlichen Eindrucks hingab, konnte man allerdings geneigt werden, die Racen nicht als bloße Abarten, sondern als ursprünglich verschiedene Menschenstämme zu betrachten. Für die Einheit des Menschengeschlechts sprechen aber auch meiner Meinung nach die vielen Mittelstufen der Hautfarbe und des Schädelbaues", u. s. w.

der äthiopischen u. s. w. Race beisammen findet, so hat man auch kein Recht mehr, zu leugnen, daß ein einziges Elternpaar der Urquell auch der drei oder fünf Racen zu sein vermochte. Oder hält man einmal Letzteres für unmöglich, nun so muß man eine sehr große Zahl von Stammpaaren setzen, so muß man annehmen, daß fast jedes Erdgebiet seine besonderen Stammeltern gehabt habe, muß man also die Theorie der Schöpfungscentra, wie sie von den nordamerikanischen Polygenesisten, besonders von Agassiz, ausgebildet ist, als das allein Richtige anerkennen*). In der That erklärt Vogt**): „Die geographische Verbreitung der Menschenarten entspricht mehr oder minder derjenigen der Thiere, wenn auch nicht in so engen Grenzen, als Agassiz behauptete. Eine jede Race oder Art entspricht gewissen allgemeinen Verhältnissen des Landes, des Klima's, der umgebenden thierische- en und pflanzlichen Bevölkerung, und die Verbreitungsgesetze im Allgemeine- en zeigen ganz dieselben Nuancen, denen wir auch in der übrigen organische en Welt begegnen. So wie es Thiere gibt, die einen höchst engen Wohnungsbezirk haben, welchen sie niemals verlassen, so gibt es auch Menschenarter n, welche auf einen kleinen Raum eingegrenzt sind, aus dem keine Spur nach entfernteren Gegenden führt. So wie es andererseits Thierarten gibt, welche sich über ungeheure Räume verbreiten und in der Hitze der Tropen wie in den kalten Wintergegenden ohne große Veränderung ausdauern können, so gibt es auch Menschenarten, welche gleiche Fähigkeit der Verbreitung zeigen und gleiche Schmiegsamkeit gegenüber den äußeren Einflüssen behaupten. Baudin, behauptet Vogt, habe in der That nachgewiesen, daß von allen bekannteren Menschenracen es nur eine einzige gibt, nämlich die der Juden, welche unter heißen wie gemäßigten Himmelsstrichen auf beiden Erdhälften mit gleicher Leichtigkeit sich acclimatisiren und ohne Beihülfe der eingeborenen Race existiren kann. Und ist dem wirklich so, so erhellt daraus allerdings ein Vorzug der Juden, der sie im Zusammenhang mit ihrer Auszeichnung in religiöser Beziehung so recht als das Missionsvolk für die ganze Erde kennzeichnet. Was aber die Annahme von vielen einzelnen Schöpfungscentren selbst betrifft, so steht derselben, wenn sie auf den Menschen angewandt wird, wenigstens ebenso viel entgegen, wie der Annahme einer racenweisen Schöpfung. Außer andern Gründen***) spricht schon dies gegen sie,

*) Vergl. über die Lehre von Agassiz besonders Waitz a. a. O., S. 218 ff.

**) Vorles., Bd II, S. 225.

***) Vergl. Quatrefages in der Revue de deux Mondes vom 1. April 1861, p. 650—660. Darwin, On the Origin of Species, ch. 11 u. 12.

daß der Menſch, wenn ſich auch einzelne Stämme ſchwerer als andere oder vielleicht gar nicht acclimatiſiren, dennoch im Ganzen viel mehr als alle Pflanzen und Thiere für jede Bodenbeſchaffenheit und klimatiſche Eigenthümlichkeit geeignet iſt, daß er daher auch, während ſich gewiſſe Pflanzen- und Thiertypen auf beſtimmte Gegenden beſchränken, faſt überall in der mannichfaltigſten Umgebung, und zwar im Weſentlichen ſich immer gleich, exiſtirt. Ferner kommt es auch in Betracht, daß die verſchiedenen Schattirungen und Abſtufungen einer Race, z. B. der afrikaniſchen, außerordentlich ſanft in einander übergehen, daß ſie demnach jedenfalls einen viel engeren Zuſammenhang haben, als man ſie bei verſchiedenen Schöpfungscentren erwarten dürfte. Die Hauptſache aber iſt der große Gegenbeweis, welchen die Erforſchung der Sitten, Eigenthümlichkeiten und beſonders der Sprache darbietet. Wo, auf die körperliche Beſchaffenheit geſehen, oft ſehr große Unterſchiede obwalten und ſicher verſchiedene Schöpfungscentra angenommen werden müßten, wie z. B. bei den dunkelfarbigen Hindu's und den hellen Germanen, bei den helleren und den ſchwarzen Arabern, da findet ſich eine Sitten- und namentlich eine Sprachverwandtſchaft, der gegenüber die Stammverwandtſchaft ganz unbeſtreitbar iſt**). Nach Agaſſiz freilich iſt die Sprache dem Menſchen ſo angeboren, wie das Brummen dem Bären, das Gackern den Hühnern, das Zwitſchern den Vögeln. Die Sprachen gewiſſer Völker ſind demnach aus demſelben Grunde einander ähnlich, aus welchem z. B. die Bären in Europa oder Kamtſchatka ähnlich brummen, wie die in Amerika, die Finken ähnlich zwitſchern, mögen ſie nun in dieſem oder jenem Lande leben. Aber dergleichen Ausflüchte mag man wohl einmal ſcherzweiſe äußern, in eine wiſſenſchaftliche Argumentation gehören ſie nicht.

Man leugnet, daß ſich an den Menſchen, wenn ſie von Einem Paare ſtammten, ſo große Verſchiedenheiten, wie wir ſie jetzt an ihnen gewahren, hätten hervorbilden können. Aber warum? Man muß zugeben, daß an unſeren Hausthieren, daß wenigſtens an einigen Arten von ihnen, wenn ſie in andere Gegenden und in andere Verhältniſſe verſetzt werden, namentlich wenn ſie verwildern, oft ſehr ſchnell eine Aenderung eintritt, die ſich zuweilen auch fortpflanzt und dauernd erhält, ſo daß, wenn ſie ſich nicht wieder mit neuankommenden Thieren aus der Heimath vermiſchen, eine neue Race entſteht. Die Darwiniſten behaupten ſogar, daß aus ein und demſelben Stammpaare nicht blos verſchiedene Racen oder Abarten, ſondern ſogar verſchiedene Arten hervorgegangen ſind. Und jedenfalls kann man nach-

**) Vergl. Kaulen, Die Sprachverwirrung zu Babel. Mainz 1861.

weiſen, daß z. B. von dem Einen gräulichen Kanarienvogel der kana[illegible] riſchen Inſeln 8 Racen Kanarienvögel mit 28 Varietäten, daß ebenſo all[illegible] die verſchiedenen Taubenarten von derſelben Taubenfamilie abſtammen; die[illegible] erſten Naturforſcher nehmen an, daß der Schakal der Stammvater der Hund[illegible] iſt. Iſt es wirklich verwehrt, etwas Analoges auch im Menſchengeſchlecht[illegible] für möglich zu halten? Vogt (Vorleſ., Bd. II, S. 226) behauptet zunächſt, [illegible] daß die Menſchen im Allgemeinen in der Urzeit ebenſo ſehr, wie jetzt, in eng[illegible] Grenzen gebannt geweſen ſeien, die ſie, ohne ſich die Strafe der Vernichtung zuzu[illegible] ziehen, nicht hätten verlaſſen können. Die Geſetze, die heute in der phyſi[illegible] ſchen Welt gelten, hätten ihre unbeſtrittene Geltung auch in früheren Zeiten [illegible] gehabt, in welchen dieſelben Verhältniſſe obwalteten. Es iſt aber unbegreif[illegible] lich, wie da ſchon von denſelben Geſetzen die Rede ſein ſoll, wo ſich na[illegible] ihm noch eben aus den drei Affenfamilien drei Menſchenſtämme entwickel[illegible] hatten. Und jedenfalls iſt es ganz unſtatthaft, die Acclimationsfähigkeit [illegible] Bildſamkeit und überhaupt die ganze Kraft des Menſchengeſchlechts in ſeine[illegible] Kindesalter nach den Verhältniſſen der Gegenwart zu bemeſſen. Möge[illegible] die Naturgeſetze im Uebrigen auch noch ſo ſtetig ſein, ſo iſt doch eine M[illegible] dification derſelben, wie ſie in der Natur ſelbſt, z. B. im Unterſchied v[illegible] Jugend und Alter, begründet iſt, durchaus nicht ausgeſchloſſen. Zudem m[illegible] auch Vogt ſelbſt zugeben, daß wir ſogar heute noch einige, wenn auch n[illegible] „wenige privilegirte“ Racen finden, „die ſich, ſo viel bis jetzt bekann[illegible] faſt über die ganze Erde ausbreiten können“. Was bis zu einem gewiſſe[illegible] Grade ſelbſt heute noch der Fall iſt, muß wohl im Kindesalter der Menſc[illegible] heit, wo Alles noch im lebendigſten Werden und daher viel ſchmiegſame[illegible] und elaſtiſcher war, in einem noch viel höheren möglich geweſen ſein.

Vogt behauptet weiter, daß ſich dieſelbe Verſchiedenheit der Racen, d[illegible] wir heut zu Tage wahrnehmen, auch ſchon an den älteſten Schädeln, die wi[illegible] in den Pfahlbauten und in der Steinperiode, ja in den Höhlen und Schwemm[illegible] gebilden finden, andeute, ſo daß auch ihre Conſtanz im Laufe der Zeit voll[illegible] kommen feſtgeſtellt ſei. In den Pfahlbauten der Schweiz iſt nämlich bis jetzt ein einziger Schädel gefunden worden, und zwar bei Meilen, und in der That ſtimmt derſelbe nach der davon gegebenen Beſchreibung zu den jetzigen Schweizerſchädeln. Von denjenigen Schädeln dagegen, die in den älteſten Gräbern Dänemarks gefunden werden, ſagt Vogt: ſie „gleichen einigermaßen den Lappenſchädeln durch ihre Rundung und Kleinheit, unterſcheiden ſich aber durch den tiefen Eindruck der Naſennath und durch die ſchiefe Stellung des vorderen Zahnrandes“. Die Schädel aus der Höhle von *Lombrive* haben wieder eine edlere Form. Was aber die in der Engis-

le bei Brüſſel und im Neanderthal gefundenen betrifft, ſo ſcheint Vogt vergeſſen haben, was er etwas weiter vorher (Bd. II, S. 157) geſagt hatte, daß ädelbildungen wie jene jetzt unter der europäiſchen Race nicht mehr geben werden. Er hatte vorher nämlich das Intereſſe gehabt, darzuthun, die Urrace Europa's, der er jene Schädelreſte zuweiſen möchte, am ſten „den Auſtraliern, dem abſchreckendſten Typus der jetzt lebenden ben", geähnelt habe, um dann über die Stammeltern der Europäer ſein Adam! O Eva!" ausrufen zu können. Indeß bezieht ſich ſeine Beptung der Conſtanz vielleicht auf den Umſtand, daß ſich jene Schädel- ſchon ebenſo ſehr und noch mehr durch ihre Langköpfigkeit auszeichnen, die Bewohner jener Gegend, die Holländer, noch heut zu Tage vor n übrigen Europäern. Und in der That mag wohl der Inhaber des nderthaler Schädels, den Vogt wegen ſeiner Flachköpfigkeit gern zu einem biden, ſich vom Affen noch nicht allzu ſehr unterſcheidenden Auſtralier machen hte, ein alter Holländer geweſen ſein. — Aber wenn ſich nun auch wirklich n in jenen älteſten Zeiten, aus denen wir Schädelreſte haben, Langſe und Kurzköpfe und vielleicht auch Mittelköpfe unterſcheiden laſſen — lde, ſowohl Langköpfe wie Kurzköpfe, finden ſich übrigens in dem einen ndorte bei Borebby in Dänemark und ebenſo bei Meudon und zwar in gezeichnetſter Weiſe beiſammen) —, was folgt dann daraus? Vogt führt er zu wiederholten Malen*) aus, daß ſich die Umwandlungen an den usthieren, die in andere Gegenden verſetzt werden, ſehr ſchnell vollziehen. ie Umänderungen des Typus, welche Katzen in Paraguay, Schweine in li und Braſilien, Schafe in denſelben Gegenden in Folge der plötzlichen erpflanzung erlitten, machten ſich raſch innerhalb weniger Generationen; umgeänderte Typus war bald fertig, dem Klima angepaßt und hat n eine ſtationäre Form." Sollte dieſe Wahrnehmung nicht auch der Anhme, daß ſich die Menſchen verhältnißmäßig ſehr früh in die ihnen möglichen riationen geſondert hätten, zu Gute kommen? Man ſollte meinen, daß das, s ſich noch heute wahrnehmen läßt, in der geſchmeidigeren Jugendzeit der öpfung noch viel leichter habe ſtattfinden können**).

Wir hören indeß den am öfteſten geltend gemachten Einwurf, daß ſich artige Modificationen, wie ſie bei der Racenbildung ſtattgehabt haben ßten, an den Menſchen durchaus nicht nachweiſen laſſen. Aus Weißen

*) Vorleſ., Bd. II, S. 240 u. 270.
**) Vergl. Pfaff, S. 639.

würden nimmermehr Neger, wenn sie auch noch so lange in Afrika lebten, und umgekehrt aus Negern nie Weiße, wenn sie auch in ein gemäßigtes Klima übersiedelten. Allerdings ist nicht einmal die Hautfarbe in dem Maße äußerlich, daß sie sich in verschiedenen Klimaten sofort gründlich ändern könnte. Sie hat ihren Sitz nicht in der obersten Haut, der sogenannten Epidermis, sondern „theils in den unteren, dichter zusammengedrängten Zellenkernen des Epitheliums, theils in einer Lage vieleckiger Zellen, die mit dem körnigen Farbestoff erfüllt sind. Von der Zahl dieser beiden Farbenmittel, der Menge, in welcher sie neben einander liegen, hängt die Intensität im Farbenton ab; er selbst aber ist durch die primäre Verschiedenheit des Pigments bedingt und kann zwar individuell verstärkt oder geschwächt erscheinen, aber nicht leicht einen anderen, als den nationalen Farbenton annehmen. Bei den weißen Nationen fehlen die Farbenzellen oder Chromatophoren zwar nicht ganz, sie enthalten aber nur stellenweis, wie etwa an den Wangen und einigen anderen Körpertheilen, ein wirklich gefärbtes Pigment. Ein solches tritt zuerst bei den gelben Nationen auf, wird dunkler bei den braunen, spielt mehr in's Rothe bei den Amerikanern, und wird endlich mehr oder weniger schwarz bei den Afrikanern und Papua's. Es ist durchaus unabhängig von der Zone, denn die Neger werden schwarz, sie mögen leben, wo sie wollen; allein seine Intensität richtet sich, wie die Intensität jeder organischen Farbe, nach der Einwirkung des Sonnenlichts und nimmt zu, sobald dasselbe sich steigert, sobald seine Strahlen senkrechter auffallen" *). Allein wenn man nun auch wirklich in der ganzen Zeit, welche wir mit unserem historischen Wissen umspannen, keine irgendwie in Betracht kommende Veränderung aufweisen könnte, so sollte man sich dennoch hüten, daraus irgendwie einen sichern Schluß ziehen zu wollen, und zwar am meisten gerade dann, wenn man auf darwinistischem Standpunkte der Vorzeit auch sonst so große Transmutationen zutraut, wie wir heut zu Tage nicht im Geringsten mehr zu beweisen vermögen. Oder behauptet man, daß Transmutationen der Art, wie man sie der Vergangenheit zuschreibt, auch heute noch vorkommen, daß wir sie nur deshalb nicht nachweisen können, weil unsere Beobachtungen viel zu kurz sind, gibt man also den Satz auf, den wir vorhin aus Vogt anführten, daß sich die überhaupt möglichen Umänderungen sehr schnell schon in wenigen Generationen vollziehen: nun so können auch wir uns darauf berufen, daß sich unsere Erfahrung in Betreff der Veränderung der Menschen auf viel zu kurze Zeiträume erstreckt.

*) Burmeister, Schöpfungsgesch., S. 507.

Indeß ist es doch gar nicht einmal richtig, daß sich in der in Betracht kommenden Beziehung namhafte Modificationen gar nicht mehr wahrnehmen lassen. Besonders augenfällige Beispiele sind die Juden, die Neger in Amerika und die Yankees. In Betreff der Ersteren zunächst gedenkt Vogt*) eines Unterschiedes zwischen den sogenannten polnischen Juden in Rußland, Polen, Deutschland und Böhmen, die oft rothe Haare, kurzen Bart, eine etwas aufgeworfene Stumpfnase, kleine graue listige Augen, gedrungenen Körperbau, rundes Gesicht und meist breite Backenknochen, kurz viele Aehnlichkeit mit manchen slavischen Stämmen des Nordens haben, und den spanischen Juden, die sich als ein echt semitischer Stamm durch langes schwarzes Haar, entsprechenden Bart, große mandelförmig geschlitzte schwarze Augen melancholischen Ausdrucks, längliche Gesichter, erhabene Nasen u. s. w. auszeichnen, — und zieht sich, um keine Veränderung durch Klima u. s. w. zuzugeben, auf die jüdische Meinung zurück, daß diese beiden Typen uralte Stammestypen seien, ja beruft sich auch auf das grundlose Geschwätz, daß die Ersteren jenem Pöbelvolk entstammten, welches sich bei dem Auszug aus Aegypten an das Bundesvolk anschloß, daß sie also eigentlich gar keine Israeliten seien. Aber er vergißt, zu bemerken, daß es in Asien sogar auch schwarze Juden gibt, und daß selbst die Weißen in Cochinchina sehr dunkelfarbig sind, daß überhaupt, wie Nott und Gliddon sehr ausführlich dargethan haben**), die Farbe der Haut und der Augen von denen im Norden zu denen im Süden gar mannichfach wechselt. —

Was sodann die Neger in Amerika betrifft, so bilden sie ein interessantes Gegenstück zu den Portugiesen in Afrika. Während Letztere selbst in den heißesten Gegenden mit ihrer Cultur zugleich auch europäische Farbe viele Generationen hindurch bewahrt haben, zeigt sich bei den Negersclaven, besonders in Nordamerika, und zwar auch da, wo sie sich nicht mit angelsächsischem Blut vermischt haben, eine Configuration der Gesichtszüge und ebenso eine Verwandlung ihrer Hautfarbe in's Gräuliche oder Bräunliche, wodurch sie ihren europäischen Herren ähnlicher zu werden anfangen; ja selbst in dem Dünner- und Blässerwerden ihres Blutes will man eine Annäherung an den europäischen Typus bemerkt haben***). Vogt citirt selber eine Stelle von Reiset, welcher sagt, daß bei den in den Antillen geborenen Negerkindern die Haare

*) Vorles., Bd. II, S. 238.

**) Vergl. Literatur des Auslandes 1861, Nr. 49. 50.

***) Vergl. Quatrefages a. a. O. und die Einleitung zu Pickering's »Races of Man«.

und die Farbe bleiben, daß aber das Geſicht die Schnute verliert und daß ſich der Creolenneger in allen anderen Beziehungen dem Weißen nähert. Ebenſo eine Stelle von Réclus, welche lautet: „Die Neger der Vereinigten Staaten haben durchaus nicht mehr denſelben Typus, wie die Neger in Afrika; ihre Haut iſt ſelten ſammetſchwarz, obgleich faſt alle ihre Ahnen von Guinea eingebracht wurden. Sie haben keine ſolchen hervorſtehenden Backenknochen, keine ſo dicken Lippen, ſo platten Naſen, ſo dichte Wolle, ſo beſtialiſche Phyſiognomien, ſo ſpitze Geſichtswinkel, als ihre Brüder in der alten Welt. Im Verlauf von 150 Jahren haben ſie hinſichtlich des äußeren Anſehens ein gutes Viertel der Strecke zurückgelegt, welche ſie von den Weißen trennt." — Gegenüber dieſen Zeugniſſen will es in der That wenig oder gar nichts verſchlagen, wenn man ablenkend behauptet, all' dergleichen Modificationen fänden ſich auch im Vaterlande der Neger ſelber. Die Modificationen in Amerika beweiſen eben, daß die Unterſchiede in Afrika nicht auf Artenverſchiedenheit, ſondern auf äußere Einflüſſe zurückzuführen ſind.

Der Yankee endlich zeigt nach Pruner-Bey bei Quatrefages „nach der zweiten Generation ſchon Züge des Indianerthums. Später reducirt ſich das Drüſenſyſtem auf das Minimum ſeiner normalen Entwicklung; die Haut wird trocken wie Leder, die Wärme der Farbe und die Röthe der Wangen geht verloren und wird bei den Männern durch einen lehmigen Teint, bei den Weibern durch eine fahle Bläſſe erſetzt; der Kopf wird kleiner, rund oder ſelbſt ſpitzig, er bedeckt ſich mit einem ſtraffen dunklen Haar; der Hals wird länger; man bemerkt eine große Entwicklung der Backenknochen und Kaumuskeln; die Schläfengruben werden tiefer, die Kinnbacken maſſiver, die Augen liegen in tiefen, einander ſehr genäherten Höhlen, die Iris iſt dunkel, der Blick durchdringend und wild, die langen Knochen verlängern ſich, beſonders an den oberen Gliedern, ſo daß in Frankreich und England für Amerika beſondere Handſchuhe fabricirt werden, deren Finger man beſonders lang macht. Die inneren Höhlen dieſer Knochen verengen ſich, die Nägel werden leicht lang und ſpitz; das Becken des Weibes wird demjenigen des Mannes ähnlich." Amerika, fügt Quatrefages hinzu, hat alſo den angelſächſiſchen Typus verändert und aus der engliſchen Race eine neue weiße Race abgeleitet, welche man die Yankee-Race nennen kann. Vogt macht dagegen freilich geltend, daß die Angelſachſen ſelber ein raceloſes Chaos bunteſter Zuſammenwürfelung ſeien, aus dem heraus ſich am erſten eine neue Art bilden könne. Die beſtimmt ausgeprägte deutſche Race in Penſylvanien zeige keine ſolchen Veränderungen. Aber damit kommt er ſelber auf den von

uns geltend gemachten Gedanken hinaus, daß sich in einer Zeit, wo sich der Typus noch nicht festgestellt hatte, viel leichter als jetzt eine Racen-Zertheilung vollziehen konnte.

Die angeführten Beispiele sind die zunächstliegenden. Wir könnten aber auch noch an jene Araber erinnern, welche in Afrika eingewandert und in Nubien vollkommen schwarz geworden sind, und ebenso an die Berbern, von denen einzelne Stämme ihre Farbe in derselben Weise verändert haben*). Ein englischer Reisender erzählt aus dem Hauran, wo sich allerdings die arabische Bevölkerung überhaupt durch eine dunklere Haut und flachere Gesichtsbildung auszeichnet, daß Eltern, welche weiß waren und keine Neger unter ihren Vorfahren zählten, schwarze Kinder hatten**). Umgekehrt tritt zuweilen der Fall ein, daß von Negern Weiße kommen, und daß sich die Tendenz zu solchen Ausnahmen fortpflanzt***). Man kann in Fällen dieser Art von Abnormitäten reden; es ist aber constatirt, daß auch Abnormitäten, wie z. B. ein überzähliger Finger des Vaters, erblich werden†). „Es ist daher", sagt Pfaff (S. 637), „durchaus die Möglichkeit nicht abzustreiten, daß Eigenthümlichkeiten, die gegenwärtig einer ganzen Race angehören, von einzelnen wenigen Individuen herrühren." Es wird nur darauf ankommen, ob die Eigenthümlichkeiten, die sich irgendwo zu entwickeln beginnen, rein zufällige sind, oder ob sie in einer allgemeineren menschlichen Anlage ihren Grund haben und dem Klima, der Lebensweise u. s. w. entsprechen. Für Familien oder Stämme, welche in einen anderen Himmelsstrich versetzt werden, wird sehr viel davon abhängen, ob sie stark genug sind, ihre bisherige Lebensweise, ihre Cultur und Beschäftigung zu bewahren, oder ob sie sich in schlaffer Nachgiebigkeit gehen lassen. Von Einfluß wird es auch sein, ob sich ein Geschlecht isolirt, immer mehr in sich selber verschließt, sich auf seinen eigenen Anschauungs- und Gedankenkreis beschränkt, oder ob es eine lebendigere Verbindung mit den Nachbarn unterhält. Im ersteren Falle kann der Geist gar leicht verarmen, ja verrohen, und der Leib wird sich der Einwirkung davon nicht entziehen können.

Wie stark der Einfluß der Lebensweise und Beschäftigung ist, deutet uns H. v. Schubert an, wenn er von den Mongolen sagt: „Die tägliche

---

*) Vergl. über beide Trémaux, Transformations de l'homme à notre époque par l'action des milieux, in Comptes rendus 1864, Nr. 12, p. 526.

**) Vergl. Wiſemann a. a. O., S. 153.

***) Prichard, Bd. I, S. 269.

†) Ebendaſ. S. 222. 404. 426.

Gewöhnung des Auges, blinzelnd über die grenzenlose Fläche der Steppe oder über die Monate lang verweilende Decke des Schnees hinauszublicken, verräth sich selbst in der äußeren Form und Stellung dieser Augen, deren zum Fernblick günstige Lage die stark vor- und aufwärts gedrungenen Backenknochen und die Gestaltung der Augenhöhlen begründen." *) Zur Ergänzung dieser Bemerkung dient, was v. Bär sagt**): „Die Tataren von Kasan haben durchaus nicht breite Gesichter und abstehende Jochbogen, sondern schmale, oft lange Gesichter mit stark hervortretenden Nasen, die nicht selten die gekrümmte Habichtsform zeigen. Ihre Schädel zeigen eine Mittelform, in welcher keine Dimension prävalirt. Noch schöner fand ich die Tataren am Kurflusse, wo eine gewisse Gemeinheit, die man den Wolga-Tataren anzusehen glaubt, nicht bemerkt wird. Woher kommt es nun, daß andere Tataren, die nicht weit von den Kasan'schen in der Wolga-Uralischen Steppe wohnen und deren Sprache dieselbe ist, breite Gesichter und weniger vortretende, aber breite Nasen, überhaupt ein viel roheres Ansehen haben? Ich suche den Grund, ganz übereinstimmend mit Prichard, in der verschiedenen Lebensart, denn ich bemerke ausdrücklich, hier ist nicht von verschiedenen Völkern die Rede, die nur der Ethnograph in einen Collectivnamen zusammenfaßt, sondern von einem Volke, das sich selbst als ein einheitliches betrachtet. Die Tataren um Kasan und den Kur, wie ihre Nachbarn in den transkaukasischen Provinzen, sind seit langer Zeit ansässig, leben in ordentlichen Häusern, die wenigstens bei den Kasan'schen Tataren reinlich gehalten werden, treiben Feld- und Gartenbau neben Viehzucht; Cerealien, besonders Waizen und Reis, bilden einen bedeutenden Theil ihrer Nahrung. Die Tataren in der Steppe sind Nomaden, haben also bewegliche Kibitken, leben nur von animalischer Kost, und von Reinlichkeit kann in ihren engen Behausungen wenig die Rede sein." ***) Sogar geschichtlich vermögen wir den umändernden Einfluß, den die Lebensweise auf physische und zugleich intellec-

---

*) Vergl. Fliegende Blätter aus dem rauhen Hause, 1863, Nr. 11.

**) In dem oben angeführten Bericht, S. 10.

***) Nach Schubert, Urwelt, S. 238. Nachtseite, S. 181, — Blumenbach im Götting'schen Magazin von Lichtenberg und Förster, Jahrg. I, Waagen, Ueber die in München befindlichen Mumien, in den Denkschriften der königl. Akademie der Wissenschaften in München, Bd. VII, S. 21 ff., findet sich unter den ägyptischen Mumien eine Art von Menschen, deren Zähne und Schädel einen Bau haben, welcher von demjenigen aller noch jetzt lebenden Völker gänzlich abweicht. Die Schneidezähne gleichen einem abgestumpften Kegel und haben eine platte Krone; die Eckzähne, sonst so charakteristisch für den Menschen, gleichen ganz den Backenzähnen. Auch

tuelle Eigenſchaften ausübt, darzuthun. Am nächſten liegen uns in dieſer Beziehung die Magyaren, die im Anfange des neunten Jahrhunderts aus ihrer Heimath am Ural vertrieben, in die unteren Donaugegenden einwanderten, während ihre Stammverwandten, die Oſtjaken, zurückblieben*). „Alle alten Beſchreibungen der Magyaren", ſagt Pfaff (S. 638), „paſſen noch jetzt auf die Oſtjaken, die als ein häßliches, ſchwächliches, wenig geiſtige Begabung beſitzendes Volk, das in ſeinem Aeußeren ſehr der mongoliſchen Race gleicht, ſich zeigen. Und welche Veränderung iſt ſeitdem mit den Magyaren vorgegangen, die jetzt zu den ſchönſten und edelſten europäiſchen Völkern gezählt werden müſſen." Aehnliches aber kann man auch von den Osmanli-Türken in Europa, Aehnliches ferner von den Sikhs in Indien nachweiſen. Letztere zeichneten ſich bald nach Begründung ihrer Religion und höheren Culturentwicklung durch Babek Nana (um 1500) durch ihre länglicher und regelmäßiger werdende phyſiognomiſche Kopfbildung vor den ihnen vorher formverwandten Nachbarvölkern, den Afghanen, Thibetanern, Hindu's u. ſ. w. aus**). Umgekehrt ſtellt ſich aber auch wieder unter dem Einfluß verſchlechterter Verhältniſſe eine Degeneration ein. Eins der abſchreckendſten Beiſpiele dieſer Art theilt ſchon Prichard und nach ihm Quatrefages aus Irland mit***). „Bei der Coloniſirung von Ulſter wurden durch die Verfolgung der Britten gegen die Rebellen in den Jahren 1649 und 1689 große Haufen geborener Irländer von Armagh und dem Süden von Down in die gebirgige Gegend vertrieben, welche ſich von der Herrſchaft von Flews öſtlich bis zum Meer erſtreckt. Auf der andern Seite

---

der Bau der Stirne, der Naſe, der Backenknochen iſt eigenthümlich; die Ohren liegen, wie nach Gall's Schädellehre bei den pflanzenfreſſenden Thieren, weiter nach vorn und höher. Doch iſt nach Prichard jene Beſchaffenheit der Zähne bei Kindern noch nicht ſogleich vorhanden geweſen.

*) Vergl. Perty, Anthrop. Vorträge, S. 104.

**) Vergl. Alex. Burne's Reiſe nach Bukhara, bei Widenmann und Hauff, Reiſen, Bd. III, S. 114; Waitz, Bd. I, S. 78. 89, auch 71.

***) Uebrigens kömmt auch in Betracht, daß ganze Stämme, z. B. viele Indianer Nordamerika's, ein Theil der Ureinwohner Peru's, auch manche ältere und neuere Völkerſchaften Europa's, wie die Awaren und andere türkiſche Stämme, die Rhätier in den Thälern Graubündtens, ja ſogar ein großer Theil des ſüdfranzöſiſchen Landvolks durch Einſchnüren oder Plattdrücken der Köpfe ihrer Kinder und ähnliche conventionelle Unſitten ein gewiſſes phyſiognomiſches Gepräge bei ſich erblich machen. Retzius weiſt S. 41—44 nach, daß derartige Bemühungen wirklich einen Erfolg haben, durch welchen gewiſſe kraniologiſche Typen in ganz andere, niedere verwandelt werden.

des Königreichs wurde dieselbe Race nach Leitrim, Sligo und Mayo verjagt. Seit dieser Zeit waren die Leute beständig den schlimmen Wirkungen des Hungers und der Unwissenheit, jener beiden großen Verderber des Menschen, ausgesetzt. Die Nachkommen dieser Flüchtlinge lassen sich noch jetzt leicht von ihren Verwandten in Meath und in anderen Districten unterscheiden, die nicht in einem Zustande körperlicher Erniedrigung sind. Sie zeichnen sich aus durch offene, vorgestreckte Mäuler mit vorragenden Zähnen und fletschendem Zahnfleisch, durch vorragende Backenknochen und eingedrückte Nasen, und tragen die Barbarei auf ihrer Stirne. In Sligo und dem nördlichen Mayo zeigen sich so die Folgen zweihundertjähriger Erniedrigung und Elends in dem ganzen Körperbau dieses Volks, in dem ganzen Gerüst, und nicht nur im Aeußern . . . Im Mittel etwa 5 Fuß 2 Zoll hoch, dickbäuchig, krummbeinig, Mißgeburten ähnlich, ihre Kleider ein Bündel Lumpen — so gehen die Gespenster eines Volkes, das einst wohlgewachsen, körperlich geschickt und anmuthig war, in dem Tageslicht der Civilisation umher, als jährliche Erscheinung irischen Mangels und Häßlichkeit." Im Allgemeinen scheint die bessere, geregeltere Lebensweise eine größere Regelmäßigkeit und daher auch Gleichmäßigkeit des Körperbaues, die Wildheit eine größere Ungleichmäßigkeit zu erzeugen. Jedenfalls zeichnen sich alle cultivirteren Völker, selbst die Chinesen, durch regelmäßigere Formen aus, während die Neger, viele finnisch-tatarische Stämme, die wilden Völker des Kaukasus, auch die meisten Russen und namentlich die Indianerstämme auffallend von einander abweichen*).

Gibt man zu, daß die Lebensweise, die Beschäftigung, die Wohlhabenheit oder Armuth, Cultur oder Uncultur einen gewissen verändernden Einfluß besonders auf die Höhe des Schädels, sowie auch auf die Ausbildung der vorderen Stirntheile ausüben, behauptet man dann aber, daß sich die Veränderungen, welche in dieser Weise möglich sind, verhältnißmäßig sehr schnell vollziehen, und daß man daher nicht erwarten dürfe, der amerikanische Neger werde sich dem Weißen, der Yankee dem Indianer noch weiter annähern, als es bereits geschehen sei, — so können wir es dahingestellt sein lassen, inwieweit diese Meinung begründet ist. Wir brauchen um der Bibel willen nicht zu behaupten, daß noch jetzt, wo sich die Racen-Unterschiede längst herausgebildet, fixirt und befestigt haben, eine Race vollständig in die andere übergehen, daß ein Weißer ein Neger, ein Neger ein Weißer werden

*) Vergl. Quetelet in den Bulletins de l'Academie des sciences de Belg., p. XV—XVII; Waitz, Bd. I, S. 267. 275. 277.

könne, sondern nur, daß die anfängliche, noch viel weniger starr gewordene, bildsamere Menschheit in die verschiedenen Racen auseinanderzugehen vermocht habe.

Burmeister behauptet*), wenn die Menschheit von einem einzigen Paare abstammte, so würde man mit Recht fragen können, warum die Neuholländer und Papua's schwarz geworden sind, während doch die der Linie näheren Bewohner der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln gelb-braun blieben; man würde ferner beantworten müssen, warum in Amerika alle Nationen von der Baffinsbai bis zum Feuerlande eine im Grundton gleiche, rothbraune Farbe annahmen, während auf der östlichen Halbkugel bald weiße, bald gelbe, bald braune, bald schwarze Nationen oft ganz dicht neben einander wohnen. Man sollte aber meinen, daß diese Fragen auf dem polygenesistischen Standpunkt viel schwerer zu beantworten wären, als auf dem biblischen, ja daß die hier angedeuteten Verhältnisse im Grunde einen nicht gering anzuschlagenden Beweis für den letzteren enthalten. Wenn die polygenesistische Anschauung Recht hätte, so müßte man doch wohl erwarten, daß unter gleichen Breitengraden überall, oder wenigstens doch in so nahegelegenen Inseln, wie die Molucken und Neu-Guinea, Vandiemensland und Neuseeland sind, wesentlich gleiche Hautfarbe wahrzunehmen wäre. Nun aber wohnen auf den Molucken gelb-braune und auf Neu-Guinea schwarze, auf Vandiemensland schwarze und auf Neuseeland wieder gelb-braune Menschen, und Burmeister selber zählt daher die gelb-braunen der malayischen, die schwarzen, die Papua's, der Negerrace zu, mit anderen Worten, er erkennt einen Zusammenhang der ersteren mit Asien, der anderen mit Afrika an und huldigt statt der Autochthonen-, der Einwanderungs-Hypothese. Denken wir uns, daß die polynesischen Inseln erst da besetzt worden seien, wo die Menschheit bereits in verschiedene Racen auseinandergegangen war, und wo sich die Racen-Verschiedenheiten bereits fixirt hatten, so ist das Räthsel, welches uns die Autochthonen-Hypothese nimmer zu lösen vermag, vollkommen erklärt. Und nehmen wir an, wofür ja auch sonst Manches spricht**),

---

*) Schöpfungsgeschichte, S. 504.

**) „Die Aehnlichkeit der mongolischen und amerikanischen Race", sagt Humboldt (bei Prichard, Bd. I, S. 363), „zeigt sich besonders in der Farbe der Haut und der Haare, dem wenigen Bart, den stark heraustretenden Backenknochen und der Richtung der Augen. Die menschliche Gattung zeigt keine sich mehr nähernde Racen als die amerikanische und die mongolische, die der Mandschu's und der Malayen." Den Zusammenhang aller Indianerstämme mit der mongolischen Race und zugleich eine malayische Beimischung (besonders in Californien) haben auch Bachmann

daß Amerika ebensowohl von Mongolen (durch Vermittlung der zu den Mongolen gehörenden Eskimo's) als auch namentlich in den mittleren Ländern von Malayen bevölkert worden sei, so erklärt sich auch der für den entgegengesetzten Standpunkt ebenfalls unerklärliche Umstand, daß gerade die nördlichen und südlichen Stämme die dunkelsten, die mittleren, fast unter dem Aequator ansässigen dagegen die hellsten Färbungen zeigen.

Wir haben uns bei den leiblichen Verschiedenheiten, die für uns, da wir es mit einem Vergleiche der naturwissenschaftlichen Resultate zu thun haben, zumeist in Betracht kommen, etwas länger aufgehalten. Burmeister verlangt aber von uns, daß wir, wenn wir auf die Stimme des Fleisches, wie sie der Leib uns zuruft, nicht hören wollen, wenigstens die Stimme des Geistes, namentlich die so vielfach verschiedene, in den Grundelementen zum Theil heterogene Sprachentwicklung beachten. Die Geschichte zeige uns eine innige, tiefe Sprachverwandtschaft zwischen Nationen, die, nun fern von einander wohnend, ursprünglich in naher Beziehung standen, während andere, die noch jetzt nahe neben einander leben, eine völlig verschiedene Zunge reden. Diese geistige Differenz sei aber entschieden von ebenso großer Bedeutung, wie die fleischliche, ja sie sei in der Regel noch greller, wie bald eine Vergleichung zwischen Chinesen und Hindu's darthue. Sie werde übrigens selbst ein naturgeschichtliches Element, wenn sie zeige, daß die überall gleichfarbigen Amerikaner auch Alle einem einzigen Sprachstamme angehören*). Wir müssen also auch auf diese Seite noch kürzlich eingehen, können aber nicht umhin, von vornherein zu erklären, daß Burmeister's Argumentation nur bei einer ziemlich äußerlichen und oberflächlichen Anschauung von der Sachlage möglich ist, daß sich bei tieferem Eindringen aus der Sprachverschiedenheit für seinen Standpunkt wenigstens ebenso große Schwierigkeiten ergeben, wie für den biblischen, ja daß man aus derselben wohl gar einen Gegenbeweis gegen ihn führen kann, wie es unter Anderm Kaulen in trefflicher Weise versucht hat**). Es mag nicht möglich sein, wie Kaulen annimmt und wie auch Delitzsch früher glaubte, die ursprüngliche Einheit der Sprache an der Einheit der Wurzeln wieder zu erkennen; die turanischen, sowie die jeder Classification trotzenden Sprachen des alten Anahuac, der amerikanischen

---

und Pickering vom naturwissenschaftlichen und Schoolcraft vom sprachgeschichtlichen Standpunkt wahrscheinlich gefunden; vergl. Pfaff, S. 635.

*) Schöpfungsgeschichte, S. 505.

**) Kaulen, Die Sprachverwirrung zu Babel, linguistisch-theologische Untersuchungen über Gen. 11, 1—9. Mainz 1861.

und australischen Indianer, der Volksstämme des tropischen Afrika mögen es unmöglich machen*). Es mag auch schwer, vielleicht zu schwer fallen, es irgendwie zu veranschaulichen, wie sich aus einer einzigen Grundsprache heraus im Laufe der Zeit so unzählig viel besondere, oft trotz großer Nähe schroff von einander geschiedene Sprachen bilden konnten. Aber wenn Burmeister's Argumentation wirklich ein Gewicht haben sollte, so müßte Zweierlei nachweisbar sein, wovon sich nicht blos Nichts, sondern das Gegentheil zeigt. Erstens müßten diejenigen Stämme, welche physiologisch zusammengehören, zumal wenn sie geographisch ungeschieden und wohl gar nahe bei einander leben, dieselben Sprachen reden; ihre Sprachen müßten wenigstens nahe mit einander verwandt sein. Nun hat aber Balbi in seinem Atlas ethnographique (1826) 860 radical verschiedene Sprachen verzeichnet, von denen ein großer Theil auf die eine Race der Neger kömmt. Und mögen auch Pratt und Smyth**) gegen Waitz (Bd. I, S. 280) Recht haben, wenn sie behaupten, daß diese Zahl nicht zu vergrößern, sondern bis auf 11, wenn nicht weniger Hauptfamilien herabzusetzen sei, so bleiben doch der wirklich verschiedenen Sprachen in ein und derselben Race immer noch sehr genug. Man kann behaupten, daß in Afrika jedes Dorf oder jede Horde eine andere Sprache rede. Barth***) weist allein in Bornu in Centralafrika 30, in Adamaua noch mehr einander unverständliche Sprachen nach. Und ähnlich verhält es sich leicht auch anderwärts. Auf der einen Insel Timor im hinterindischen Archipel sind ihrer nicht weniger als 40†); bei den Papua's auf Neu-Guinea, bei den Eingeborenen von Centralamerika, bei den vielen Völkern des Kaukasus dürften sich entsprechende Zahlen herausstellen. Wer könnte diesen Thatsachen gegenüber noch annehmen, daß die Sprachverschiedenheit aus einer Artenverschiedenheit erklärt werden müsse? wer würde nicht darauf geführt, daß dieselbe vielmehr ethische als physische Gründe habe? Wisemann (S. 120) redet, um sich dieselbe zu erklären, von einem disuniting power, welchen nationale Eifersucht und wilder Bruderhaß ausüben. Und das dürfte in der That anzuerkennen sein, daß die Menschen, je egoistischer sie sich von einander absondern und je schroffer sie sich in sich selbst verschließen, auch jedesmal trotz aller Stammverwandtschaft desto mehr verschiedene Sprachen herausbilden.

---

*) Vergl. Delitzsch in der Zeitschr. für luth. Theol. 1863, Bd. I, S. 177.
**) Unity of the human races, p. 214.
***) Deutsch-morgenländ. Zeitschrift, Bd. VI, p. 412.
†) Vergl. Crawfurd, History of the Indian Archipel, V. II, p. 79.

Zum Zweiten müßten, wenn Burmeiſter und die Polygeneſiſten Recht haben ſollten, diejenigen Stämme oder Racen, welche phyſiologiſch am meiſten von einander abweichen, zumal wenn ſie geographiſch weit von einander wohnen, auch ſprachlich am meiſten verſchieden ſein. Nun haben wir bereits oben gegen die Annahme von vielen einzelnen Schöpfungscentren geltend machen können, daß z. B. die eine indo-germaniſche Sprachenfamilie über eine Menge von phyſiologiſch weit geſonderten Menſchenſtämmen verbreitet iſt. Ebenſo verhält es ſich mit der großen Familie der ſcythiſchen Sprachen. Dieſelbe umfaßt nicht allein die finniſch-uraliſchen Idiome Europa's, z. B. das Magyariſche, Finniſche, Eſth- und Liefländiſche, zuſammt den turkmanniſch-tatariſchen Sprachen des vorderen Aſiens und denen der ſogenannten dra-widiſchen Stämme Hindoſtans (der Tamulen, Telinga's, Canareſen u. ſ. w.), ſondern auch ein großer Theil der wilden Eingebornen Neuhollands hat eine unverkennbare ſprachliche Verwandtſchaft mit dieſer Völkergruppe; alſo ſelbſt entſchieden orthognathe und auffallend prognathe Stämme ſind ſprachlich verbunden*). Die innerafrikaniſchen und ſelbſt die ſüdafrikaniſchen Kongo-Sprachen zeigen einen evidenten Zuſammenhang mit der Sprache der Berbern und Tuariks in Nordafrika**). Führt man nun aber gar erſt all' die verſchiedenen Idiome auf die drei großen Sprachfamilien zurück, welche W. v. Humboldt, M. Müller und Bunſen und im Weſentlichen auch Pott annehmen, ſo ergeben ſich noch viel weiter greifende Zuſammenhänge. Man erhält dann 1) die einſilbigen (aſynthetiſchen) Sprachen, die wie das Chineſiſche aller Flexion und Wortbildung entbehren; 2) die polyſynthetiſchen (nach Duponceau) oder agglutinirenden (nach W. v. Humboldt), die wie die amerikaniſchen Indianerſprachen und die türkiſch-tatariſchen und finniſchen Idiome zahlreiche ſelbſtſtändige oder wenigſtens relativ ſelbſtſtändige Wörter zu oft unförmlichen, großen Wortcomplexen zuſammenfügen, und 3) die flectirenden (auch amalgamirenden) Sprachen der kaukaſiſchen und indo-europäiſchen Nationen. Man kann auf Grund einer ſolchen Gruppirung ſogar verſucht ſein, die Geneſis der großen Sprachdifferenzen zu conſtruiren. Es dürfte aber ſehr die Frage ſein, ob mit M. Müller, Bunſen und dem anonymen Verfaſſer von The Genesis of the Earth anzunehmen wäre, daß die agglutinirenden, polyſynthetiſchen Sprachen aus den aſynthetiſchen,

*) S. Caldwell's Comparative Grammar of Drawidian Languages, p. 26. 46; Quatrefages a. a. O., 1. Febr., S. 655 f.

**) Barth, Reiſen in Centralafrika, Bd. II, S. 646; Bd. IV, S. 150; Bleek, Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde, Bd. IV, S. 345; Caſalis, im *Ausland* 1862, S. 402.

und die amalgamirenden aus den agglutinirenden entstanden seien*). Gerade die flectirenden, am vollkommensten gebauten Sprachen zeichnen sich durch ein besonders hohes Alter aus und haben eine besonders weite Verbreitung; zudem schreitet die Sprachentwicklung nicht zur Ausgestaltung von Flexionsendungen fort, sondern wirft sie, selbst wenn sie ursprünglich vorhanden sind, wie das Bengalische und Hindostanische im Vergleich mit dem Sanscrit, das Französische im Vergleich mit dem Lateinischen, das Englische im Vergleich mit dem Angelsächsischen beweisen, mehr und mehr weg.

Berücksichtigen wir neben der Sprache auch noch kurz die Cultur und Kunst, so finden sich bei allen Eigenthümlichkeiten in der Kleidung, in der Einrichtung von häuslichen Geräthschaften, in Eß-, Trink- und Schlafsitten, in Hochzeits- und Begräbnißceremonien, im Baustil u. s. w., doch auch wieder ganz auffallende Uebereinstimmungen, die man nicht wohl auf Zufall oder auf einen allen Menschen gemeinsamen Grundzug zurückführen kann. Die Mexikaner und Peruaner haben außer manchen anderen Dingen auch die Art, wie sie die Monatstage durch gewisse stereotype Symbole oder Thierkreis-Zeichen, als Affe, Hase, Hund, Schlange, ausdrücken, mit den Ostasiaten gemein. Die pyramidal aufsteigenden Tempel der Azteken erinnern an die Pagoden Tibets und der Tatarei; die alten Tempel auf Yucatan stimmen genau mit denen des Buddha in Ostindien**). — Auf der östlichen Erdhälfte sind die Buchstabenschriften der meisten Culturvölker Asiens, Nordafrika's und Europa's, selbst die Runenschrift der ältesten Germanen und Skandinavier mit den 22 Charakteren der phönizischen Schrift verwandt; wahrscheinlich liegt allen ein Mutteralphabet zu Grunde***), woran selbst die phonetischen Hieroglyphen der Aegypter erinnern. Selbst zwischen dem Devanagari der alten Inder, dessen zierlich ausgebildete Form allerdings ziemlich jung ist, und den semitisch-europäischen Alphabeten hat man nicht ohne Erfolg neuerdings eine historische Verwandtschaft zu erweisen gesucht†). — Eine sehr auffallende Uebereinstimmung findet sich auch in folgendem Zuge. Bei den alten Tibarenern Kleinasiens, bei mongolischen Völkern Hoch-

*) Vergl. Pott, Die Ungleichheit der menschlichen Racen, S. 202.

**) Vergl. Humboldt, Ansichten der Cordilleren, Bd. II; Squier, The serpent Symbol (1851), p. 205 sqq.; Wiseмann, Bd. I, S. 122—124.

***) Wie schon Eichhorn vermuthete, in s. Geschichte der Literatur, Bd. I, S. 19. Vergl. Lepsius, Paläographie als Mittel für Sprachforschung, S. 3 ff.; Gesenius in Ersch und Gruber unter „Paläographie", S. 289. 295.

†) Vergl. Weber, Indische Studien, Berlin 1857; Lepsius, Zwei sprachvergleichende Abhandlungen, S. 78.

asiens, bei den Cassangern in Südafrika, bei den Basken in Spanien, den Caraiben Westindiens und bei den Indianern am Orinoco legen sich die Väter nach der Geburt eines Kindes als krank zu Bett, um eine Zeitlang zu fasten. Es ist, als ob sich eine Erinnerung daran erhalten hätte, daß das Weib sich damals, wo es sich die Schmerzen der Geburt verdiente, nicht allein, daß sich vielmehr auch der Mann verschuldet habe. Dazu kömmt dann noch bei den verschiedensten Völkern die auffallende Uebereinstimmung in den Sagen vom Paradiese auf einem Berge, von der Fluth, welche fast alle Menschen vom Erdboden vertilgt habe, und hin und wieder auch vom Thurmbau, bei welchem die Völkerzerstreuung vor sich gegangen sei*).

Wir kennen ein Volk unter den übrigen Völkern der Erde, welches sich viele Jahrhunderte lang in Sprache, Sitte und Ueberzeugung wesentlich gleich geblieben ist. Es ist das Volk der Hebräer. Man mag, um sich seine Constanz zu erklären, von semitischer Stabilität reden. Eine Haupturſache derselben war aber zweifelsohne auch die, daß seine Sprache schon früh durch Gottes darin gegebene Offenbarung geheiligt, daß seine Sitte von Gottes Gesetz normirt, daß seine Ueberzeugung durch Gottes Organe gebildet war, daß es mit Einem Worte an seinem Gotte einen gemeinsamen, sich ewig gleichen Halt hatte. Je weiter die Völker von Gott abirrten, desto mehr verloren sie auch das Band, welches sie allein in der rechten Einheit zu erhalten vermochte, desto mehr zerstreuten, vereinzelten und individualisirten sie sich daher in einer die Gemeinsamkeit ausschließenden Weise. Je mehr dagegen die geschichtliche Entwicklung der Menschheit vom Christenthum ausgeht und durchdrungen ist, desto mehr geht sie darauf aus und gelingt es ihr, die Einheit wieder herzustellen, was unmöglich wäre, wenn die verschiedenen Racen ursprünglich selbstständig geschaffene Typen darstellten. Das dereinstige gemeinsame Bekenntniß aller Zungen, daß Jesus Christus der Herr ist, und die zu erwartende gemeinsame Anbetung des Einen wahren Gottes wird der kräftigste Beweis für die Einheit und für den gemeinsamen Ursprung aller Racen und Stämme sein. Schon jetzt aber kann man sich, wenn man einen der Wildheit entrissenen Dajacken oder eine arme Hottentottenmagd dankbar von dem reden hört, was Christus an ihr gethan hat, des Gefühls nicht erwehren, daß hier Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut ist. „Schwarze und weiße Arbeiter", sagt Kreyher bei seiner Beschreibung der Capstadt**), „stehen hier an Einer Ramme, schwarze und

*) Vergl. Lüken, Die Traditionen des Menschengeschlechts; Barth, Reisen und Entdeckungen, Bd. I, S. 63 ff.; Waitz, Bd. I, S. 294.

**) „Die preußische Expedition nach Ostasien", S. 414.

weiße Matroſen ſitzen auf Einer Ruderbank, ſchwarze und weiße Kinder gehen in Eine Schule, und die gelehrteſten Argumente werden Niemanden bewegen, an der Menſchlichkeit Jemandes zu zweifeln, weil ſeine Haut ſchwärzer iſt als die unſere. Freilich iſt ein echtes, naturwüchſiges Negergeſicht gerade kein Muſterbild von Schönheit und man bekommt manchmal einen leiſen Schrecken, wenn ſich zufällig eine ſchlanke, aufgeputzte Frauengeſtalt umwendet. Je beſſer erzogen und gebildet ſie aber ſind, deſto mehr verlieren ſich die ſo widrigen rohen Formen, und ich erinnere mich z. B. an eine junge, ganz dunkelfarbige Lehrerin in einer Miſſionsſchule, deren feine, geiſtige, anziehende Züge gleichſam nur noch die Verklärung des Negertypus bildeten und vollkommen genannt werden durften."

§ 40.

Die Beſchaffenheit der Geſchöpfe im Allgemeinen und des Menſchen im Beſonderen beim Schöpfungsabſchluß.

Jene ernſten, ja düſteren Zuſtände der Jetztwelt, von denen Fr. Schlegel ebenſo wahr wie ſchön geſungen hat:

„Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die ſtillen Sterne ſcheinen
Durch alle Adern der Natur;
Es ringt und ſeufzt nach der Verklärung,
Entgegenſchmachtend der Gewährung,
In Liebesangſt die Creatur", —

treten zu oft und zu energiſch zu Tage, als daß ſie nicht ſchon frühzeitig zu beſtimmten Ahnungen und Vorſtellungen hätten Veranlaſſung geben oder auch gewiſſe Erinnerungen im Gedächtniß wach erhalten ſollen. Selbſt viele heidniſche Völker und zwar auch ſolche, welche ſonſt „des Schmerzes tiefen Abgrund" gar nicht nannten, und an dem Leide, das ſie nicht zu tröſten wußten, „ſanft vorüberführten", fühlten ſich tiefinnerlichſt gedrungen, nicht blos eine beſſere Zukunft in Ausſicht zu nehmen, ſondern auch, wie ihre mannichfaltigen Paradieſesſagen beweiſen, eine ſchönere Vergangenheit vorhergehen zu laſſen. Indem ſie indeß das einigermaßen ſentimentale Intereſſe verfolgten, die verlorengegangene erſte Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts im Gegenſatz zu dem jetzigen Elend möglichſt glänzend darzuſtellen, ließen ſie ſich leicht Ueberſchwänglichkeiten und Uebertreibungen zu Schulden kommen; ſie ſtellten

ihren Genuß als allzu mühelos, ihren Frieden als allzu ungefährdet dar. Weil das ethiſche Intereſſe dabei zurücktrat, verkannten ſie, daß trotz aller Vollkommenheit noch keine Vollendung vorhanden war, deren Eintritt noch vom Menſchen und ſeiner That abhing*).

Während ſich dieſe Heiden die erſten Menſchen möglichſt menſchlich vorſtellten, müſſen ſie unſere Naturaliſten, mögen ſie ſie nun aus anorganiſchem Stoff oder aus irgend einer Thierfamilie hervorgeboren werden laſſen, für faſt thieriſch halten. Der Sprung, den die Natur bei der Hervorbringung des Menſchen machen mußte, iſt ſo ſchon groß genug; er würde, wenn der Menſch ſogleich ganz menſchlich hervorginge, obwohl es doch in Wahrheit auf dieſen verhältnißmäßig nur kleinen Unterſchied auch nicht ankommen könnte, allzu groß erſcheinen. Nur allmählich darf ſich der Menſch zu wirklich menſchlichen Zuſtänden, zu menſchlicher Lebens-, Erkenntniß-, Denk- und Geſinnungsweiſe emporgearbeitet haben, nur allmählich das geworden ſein, was er von Anfang an nicht ſchon immer bis zu einem gewiſſen Grade, ſondern eigentlich noch gar nicht geweſen war. Der Naturalismus verkennt alſo zwar nicht, daß dem Menſchen noch Etwas zu thun übrig geblieben ſei; im Gegentheil macht er von ſeinem Thun ſo viel abhängig, daß er, wie ſonſt, auch in dieſem Stück ganz geeignet iſt, der heute ſo verbreiteten pelagianiſchen Anſchauungsweiſe die rechte Grundlage zu geben. Indem er aber die Aufgabe der erſten Menſchen ſo außerordentlich hoch ſpannt, behält er keine Stelle für die Fähigkeiten und Grundlagen, die zur Löſung derſelben unumgänglich nöthig waren.

Schon allgemeinere Betrachtungen führen auf eine von der naturaliſtiſchen ſehr verſchiedene Anſchauung von der Beſchaffenheit und den Zuſtänden der erſten Menſchen. Schelling konnte nicht umhin, zu erklären: „Ich halte den Zuſtand der Cultur durchaus für den erſten des Menſchengeſchlechts, und die erſte Gründung der Staaten, der Wiſſenſchaften, der Religion und der Künſte für gleichzeitig oder vielmehr für Eins, ſo daß dies Alles nicht wahrhaft geſondert, ſondern in der vollkommenſten Durchdringung war"; ſtatt ſich die Cultur aus einer allmählichen Ueberwindung der Barbarei zu erklären, glaubte er alle Barbarei aus einem Verluſt der urſprünglichen Cultur herleiten zu müſſen. „Es gibt keinen Zuſtand der Barbarei", ſagte er, „der nicht aus einer untergegangenen Cultur herſtammte. Den künftigen Bemühungen der Erdgeſchichte iſt es vorbehalten,

*) Vergl. Heſiod's Opera et dies, p. 90 sqq., 108 sqq., und Dicäarch bei Porphyr. de abstin. 4, 2.

zu zeigen, wie auch jene, in einem Zuſtande der Wildheit lebenden Völker nur von dem Zuſammenhange mit der übrigen Welt durch Revolutionen losgeriſſene und zum Theil zerſprengte Völkerſchaften ſind, die der Verbindung und der ſchon erworbenen Mittel der Cultur beraubt in den gegenwärtigen Zuſtand zurückſanken." Die Cultur, die Religion und überhaupt jede höhere Erkenntniß ſchien ihm ſo wenig als der Erwerb einer rohen und religionsloſen Menſchheit gefaßt werden zu können, daß er vielmehr behauptete, ſie ſeien „allein aus dem Unterricht höherer Naturen begreiflich"; „alle Religion" ſei alſo „ſchon in ihrem erſten Daſein Ueberlieferung" *). — Guizot hält die naturaliſtiſche Anſicht von der Urbeſchaffenheit der Menſchen, wie ſie ſich beſonders für die Vertreter der generatio originaria ergibt, für ſo unnatürlich, daß er außer dem angeborenen, unausrottbaren, allgemein-natürlichen Glauben an das Uebernatürliche gerade auch ihre Unzuläſſigkeit als einen Haupt-Gegenbeweis gegen alle Atheiſterei geltend macht **).

Abgeſehen aber von den allgemeineren Erwägungen ſind es gewiſſe religiöſe und ethiſche Geſichtspunkte oder Wahrheiten, welche zu einer richtigeren Anſchauung von der Urbeſchaffenheit der Geſchöpfe Gottes anleiten. Geht man von ihnen aus, ſo hat man freilich keine Veranlaſſung, die letzte Vollendung ſofort an den Anfang der Geſchichte zu verlegen. Weder der Gedanke an Gottes Allmacht noch auch der an Gottes Weisheit nöthigt dazu. Denn dieſen beiden Eigenſchaften entſprach die Schöpfung auch dann, ja dann gerade ganz beſonders, wenn ſich das, was Gott in ihr angelegt hatte, durch einen allmählichen Entwicklungsproceß ſelbſt vollenden konnte. Im Gegentheil hat jenes Unterfangen einen entſcheidenden Grund gegen ſich. Das Ziel des Ganzen mußte es allerdings ſein, daß Gott Alles, was er zwar in Unterſchiedlichkeit von ſich, aber dennoch unbeſchadet ſeiner Abſolutheit geſchaffen hatte, vollkommen mit ſeiner Herrlichkeit durchdrang, daß er beſonders in den geiſtigen Weſen Alles in Allem wurde und ſich dadurch

*) Vorleſungen über die Methode des akad. Studiums (Tüb. 1803), S. 167 f. Schelling huldigte im Zuſammenhang mit dieſer Ueberzeugung der Annahme einer reinen monotheiſtiſchen Urreligion, wie ſie im Anſchluß an ihn beſonders Creuzer in der „Symbolik und Mythologie" vertrat, modificirte dieſelbe aber ſpäter durch die Unterſcheidung des relativen und abſoluten Monotheismus in ſeiner „Einl. in die Philoſ. der Mythologie" (1856). Aehnlich wie er hielt übrigens auch Fr. Schlegel (Ueber die Sprache und Weisheit der Inder. Heidelb. 1808. S. 89 ff.) von der Urbeſchaffenheit der Menſchen.

**) Guizot, L'église et la société chrétienne en 1861, p. 13—19.

eine volle Selbſtverherrlichung verſchaffte. Aber wäre dies Ziel ſchon von Anfang an ſo ſehr erreicht geweſen, wie es überhaupt erreicht werden konnte, ſo wäre kein Raum für die Freiheit des Menſchen geblieben. Es hätte von keiner ethiſchen Hingebung des Menſchen an Gott, überhaupt von keiner Sittlichkeit die Rede ſein können. Gott hätte das Ziel dann einfach durch ſeine Allmacht herbeigeführt, und die Selbſtverherrlichung, die er ſich bereitet hätte, wäre eine blos phyſiſche geweſen. Die höchſt mögliche Vollendung des Menſchen konnte das Ende nicht der Schöpfung, ſondern nur einer relativ ſelbſtſtändigen Entwicklung bilden. Die Anfänge des Menſchen mußten alſo, wie reich auch immer, dennoch der Entfaltung fähig und bedürftig ſein. Ebenſo aber mußte es ſich auch mit denen der Natur um ihn her verhalten. Die Natur mußte geeignet ſein, ſeine Kraft in Anſpruch zu nehmen und zu üben. — Die Entwicklungsnothwendigkeit iſt aber nur die eine Seite der Wahrheit. Wo der Menſch ſeine relativ ſelbſtſtändige Entwicklung beginnen ſollte, mußte Gott zu ſchaffen aufhören, mußte demnach Alles derartig ſein, daß es wirklich aus ſich heraus, ohne durch völlig neuſetzende Schöpferacte in ſeiner Selbſtſtändigkeit geſtört zu werden, ſein hohes Ziel erreichen konnte. Obwohl alſo keine abſchließende, war doch ſchon eine vorläufige Vollendung und Abſpiegelung der Herrlichkeit Gottes in den Creaturen am Anfang der Entwicklung nothwendig. Gerade ihr Zuſtandekommen mußte den Schöpfungsabſchluß bezeichnen.

Zur Beſtätigung dafür dient auch die Thatſache der Sünde und ihrer Allgemeinheit. Wir ſahen ſchon im vorigen Paragraphen, daß die Allgemeinheit der Sünde nicht wohl anders als daraus erklärt werden kann, daß ſchon der gemeinſame Stammvater aller Menſchen in einer für alle Nachkommen entſcheidenden Weiſe der Sünde verfallen iſt. Darin liegt denn einerſeits, daß der erſte Menſch nicht über Verſuchlichkeit und Sünde erhaben war, mit andern Worten, daß er den Drang der Selbſtheit noch nicht entſchieden genug dem Drange der Hingebung untergeordnet, das potuit non peccare noch nicht in das non potuit peccare verwandelt hatte, andererſeits, daß er ſich, wenn nicht von Anfang an, ſo doch damals, als die Entſcheidungszeit anbrach, in einem Zuſtande voller Zurechnungsfähigkeit befand, ohne welchen Sünde nicht hätte als Sünde gelten, ohne welchen ſie auch nicht als Sünde ihre Folgen hätte nach ſich ziehen können, daß er da alſo Gott als ſeinen Herrn, dem er gehorchen müßte, kannte, daß er ein Bewußtſein von ſeinen Pflichten und die Kraft, ſie zu erfüllen, hatte.

Weil es das heiligſte Bedürfniß iſt, Gott von aller Schuld an der Sünde frei zu halten, hat man allerdings ſchon frühzeitig dazu hingeneigt,

den Anſchließungspunkt in Adam's Beſchaffenheit, der den Sündenfall ermöglichte, möglichſt zu verkleinern, ja faſt ganz in Abrede zu ſtellen; ſchon Auguſtin hat Adam geradezu für heilig erklärt. Allein die Folge davon iſt, daß Adam's Sünde nicht blos unbegreiflich wird, ſondern auch ein um ſo ſchlechteres Licht auf ihn fallen läßt. Sartorius *) ſieht ſich von einer ſolchen Anſchauung aus zu der Bemerkung genöthigt: „Es ſtieg der aus keinem vernünftigen oder nothwendigen Factor erklärbare Kitzel der Selbſtſucht, der Kitzel, den eigenen Willen Gottes Willen gegenüberzuſetzen, den eigenen Willen als abſolute, alles Andere negirende Kraft zu erproben, im Menſchen auf." Ein Adam, der heilig und dennoch eines ſolchen völlig unerklärlichen Kitzels fähig war, ſtand offenbar tiefer, als einer, deſſen Heiligkeit noch erſt werden mußte. Seine Heiligkeit war eine falſche. Nur ſoviel darf behauptet werden, daß Adam ſittlich keineswegs völlig unentſchieden, ſondern von einer reinen Willens- und Gemüthsrichtung war, die hinreichend dazu hinneigte, den Drang der Selbſtheit in Unterordnung unter dem Drang der Hingabe zu erhalten, daß alſo das Gute, um mit Martenſen zu reden, bereits einen lebendigen Anfang in ihm gemacht hatte **).

Schon darin, daß Gott die Materie, daß er auch den Geiſt dazu geſetzt hatte, ein von ihm unterſchiedliches, ein wirklich anderes Sein zu ſein, iſt es begründet, daß Materie und Geiſt, die eine in ihrer, der andere in ſeiner Weiſe ewig ſind. Die einzelnen Geſtaltungen der Materie mögen entſtehen und vergehen; die Materie ſelbſt muß ſich erhalten. Der Geiſt muß ſogar ſeine Individualität bewahren; denn ohnedem iſt ſeine Fortdauer Schein. Der Geiſt muß allerdings, wenn er den Drang der Selbſtheit obſiegen läßt, den Drang der Hingebung an Gott dagegen unterdrückt und ſich dadurch gegen Den, den er zu ſeiner Kräftigung ſich einzugeſtalten und aus ſich heraus zur Darſtellung zu bringen hat, verſchließt, ſchwach werden, erkranken, altern, gleichſam erſtarren; denn Gott muß ſeine Abſolutheit, wo er es nicht verklärend und beſeligend kann, ſtrafend und verderbend beweiſen. Aber ſterben kann er nicht. Wie die Materie, wenn ſie ſich entkräftet und erſchöpft zu haben ſcheint, ſtatt zu vergehen, in neue Entwicklungsphaſen eintreten muß, ſo muß es auch der Geiſt, der individuelle Menſchengeiſt ***).

*) Die Lehre von der h. Liebe, Bd. I, S. 83.

**) Vorſichtig und bedächtig ſetzt Melanchthon zu dem: »justitia originalis habitura erat non solum aequale temperamentum qualitatum corporis, sed etiam haec dona: notitiam Dei certiorem, timorem Dei, fiduciam Dei«, hinzu: »aut certe rectitudinem et vim ista efficiendi«. (Apol. Art. II.)

***) Mit Unrecht findet der Materialismus in dem Umſtand, daß der Geiſt mit

Wo der Geiſt aber ein ungetrübtes Verhältniß zu Gott bewahrt, wie er es Anfangs in den Protoplaſten that, da muß er nicht nur ſelbſt wachſen und ewiger Vollendung entgegenreifen, ſondern auch die Materie, die mit ihm zu ſeiner Selbſtdarſtellung vereinigt iſt, einer Vollendung für die Ewigkeit entgegenführen. Von Tod, von Trennung des Geiſtes und Leibes konnte bei den erſten Eltern, wenn ſie nicht ſündigten, keine Rede ſein. Wenn wir glauben, daß ſich der Geiſt des Leibes ſogar trotz des Todes wieder bemächtigen werde, ſo iſt es inconſequent, zu zweifeln, ob er ſich denſelben ohne Tod habe erhalten können. „Diejenigen", ſagt Sartorius mit Recht, „welche die Nothwendigkeit des gegenwärtigen Todes des Menſchen wegen der allgemeinen Sterblichkeit der Thierwelt oder auch wegen der Natur der Materie für abſolut halten, confundiren den Menſchen mit dem Thiere und verkennen jenes königliche Prieſterthum, wodurch er ſich über die unvernünftigen Geſchöpfe erhob und wodurch ihm auch jetzt noch nach Zertrümmerung dieſes ſündigen Todesleibes (Röm. 7, 23—25) das Pfand der Unſterblichkeit und Auferſtehung gegeben iſt (2 Kor. 5, 5). Sie verkennen ferner das Verhältniß des Geiſtes zur Materie, indem ſie dieſe, als einen unüberwindlichen und undurchdringlichen Gegenſatz jenes betrachten, ſie nur als grobe, finſtere Hülle, als Laſt oder Kerker des Geiſtes anſehen, keine lebendige Durchdringung oder Verklärung der Materie durch den lebendig machenden Geiſt zugeben, ſondern immer jene nur für ein Uebel halten, das eine Zeitlang zu tragen, dann aber abzuſtreifen ſei. Dies iſt ein manichäiſirender Spiritualismus, der auch die Lehre von der Auferſtehung der Todten (1 Kor. 15, 11 ff.) vernichtet und der Bibel fremd iſt, welche die Materie nicht in einen feindlichen Gegenſatz des Geiſtes ſtellt und nichts von Gott Erſchaffenes als Uebel betrachtet, ſondern alles ſo geiſtliche als leibliche Uebel und daher ebenſowohl den geiſtlichen als den leiblichen Tod des Menſchen als Folge der Sünde erkennt."

Nichts Anderes, als das von uns kurz angedeutete Poſtulat der Religion und Sittlichkeit ſelbſt iſt es, was die Schrift in ihrer Lehre von der Urbeſchaffenheit des von Gott Geſchaffenen ausſpricht. Ohne Zweifel war es auch nicht blos „die hebräiſche Stammes- und Gnadengabe der Nüchternheit, der Geſundheit des Sinnes" *), ſondern auch und beſonders der Umſtand,

dem Leibe altert, einen Gegenbeweis gegen die Unſterblichkeit. Abgeſehen davon, daß er in ſich ſelbſt altert, wird er auch durch die zunehmende Schwäche der leiblichen Organe gehemmt und gelähmt. Daß aber ſein Kern unzerſtörbar iſt, beweiſt er häufig genug durch ſein Aufflammen ſelbſt noch auf dem Sterbebette.

*) Hupfeld a. a. O., S. 219.

daß sich die biblischen Autoren nicht von irgendwelchen menschlichen Speculationen, sondern von den obigen religiösen und ethischen Gesichtspunkten leiten ließen, was es ermöglichte, daß bei ihnen, wie sonst, auch in Betreff des Urstandes nicht Mythus, sondern Offenbarung, ewig unumstößliche Offenbarung zu Stande kam. Was sich uns durch die erstere, allgemeinere Betrachtung ergeben hat, daß noch Raum für eine gewisse Entwicklung bleiben, daß aber ebendeshalb auch ein Schöpfungsabschluß statthaben mußte, bildet den wesentlichen Inhalt der betreffenden Aussagen in 1 Mos. 1; was uns speciell die Thatsache der Allgemeinheit der Sünde lehrt, daß Adam zwar einen Anknüpfungspunkt für das Böse, aber dennoch reine Anfänge haben mußte, bildet die Substanz von 1 Mos. 2.

Was zunächst 1 Mos. 1 betrifft, so könnte es freilich so scheinen, als wenn in diesem Capitel blos der Schöpfungsabschluß und die vorläufige Vollendung, nicht auch die Entwicklungsnothwendigkeit anerkannt wäre; die genauere Betrachtung zeigt aber, daß dem nicht ganz so ist. Unter den Thieren wird hier neben dem Vieh und Gewürm ausdrücklich auch das Gethier des Landes, was im Unterschied von Vieh s. v. a. Wild ist (Cap. 2, 19 Gethier des Feldes) namhaft gemacht; die Thiere sind also keineswegs von vornherein alle zahm. Gott bestimmt den Menschen dazu, über sie zu herrschen, und der hebräische Ausdruck für herrschen, רָדָה, führt auf einen Gegensatz, der noch in ihnen ist und niedergehalten werden muß. Die Thiere sollen noch erst vom Menschen wirklich angeeignet und erst dadurch soll die Einheit der Creaturen zu Stande gebracht werden, die Gottes Zweck wahrhaft verwirklicht. Allerdings, Gott sieht die Schöpfungen, die er durch sein Wort hervorgebracht hat, er sieht die Gestirne des Himmels, die Gewächse und Thiere der Erde an und sie sind gut; er überschaut zuletzt das ganze Schöpfungsbereich, und siehe, es ist sehr gut (1 Mos. 1, 31). Allein in dem Worte „gut" liegt nicht nothwendig, daß Alles so gut war, daß es nun gar keine Verbesserung oder Vollendung mehr an sich erfahren konnte; mit Sicherheit dürfen wir nur dies darin finden, daß das Geschaffene vollkommen genug war, durch den Menschen die letzte Vollendung erreichen zu können.

Immerhin aber ist hier die vorläufige Vollendung ganz besonders bezeugt, und damit ist keineswegs nur eine niedere gemeint. Der Bericht reflectirt zwar nicht bestimmt auf den Unterschied zwischen der Vollkommenheit vor dem Sündenfall und der Unvollkommenheit nach demselben; wenigstens deutet sich diese Beziehung auf die späteren Verhältnisse nirgends ausdrücklich an; das immer wiederkehrende „gut" erklärt sich leicht auch ohne dieselbe. Allein es deutet sich nichtsdestoweniger eine Vollkommenheit an,

wie sie in der Zeit der Sünde nicht mehr war. Es wird berichtet, daß Gott dem Menschen nicht Fleischspeise, sondern nur das Getreide und die Früchte der Bäume (V. 29), und den Thieren ebenfalls blos Vegetabilien, eigentlich blos das Grüne des Krautes, d. h. die grünen Kräuter (V. 30) zugewiesen habe. Die Vegetabilien mußten also ursprünglich nahrhaft genug sein, um Menschen und Thiere erhalten zu können, die Thiere aber, obwohl nicht alle zahm, dennoch genügsam genug, um sich ohne Fleisch zufriedenstellen zu lassen. Der Verfasser muß in Uebereinstimmung mit einer sich auch bei den Heiden*) findenden Anschauung überzeugt gewesen sein, daß daß Fleisch-Essen und -Fressen erst später Eingang gefunden habe, was bei Vergleichung der Notiz in Cap. 9, 3 um so weniger zweifelhaft ist. Für blutgierige, reißende Thiere hatte er wohl schon deshalb keine Stelle in Gottes Schöpfung, weil sie den Bestand derselben nicht sowohl zu fördern, als vielmehr zu gefährden schienen.

Der Mensch selbst steht dem Verfasser als das Ziel und die Krone der übrigen Schöpfung, als die höchste Stufe, auf welcher das Streben des Schöpfers, zu dem Unvollkommneren immer Vollkommneres hinzuzufügen, endlich zur Ruhe gelangt, als das schließliche τέλος, mit Beziehung auf welches alle anderen Geschöpfe, selbst die Gestirne des Himmels, sofern sie der Erde als Leuchten dienen, geschaffen sind, als der אָדָם für die אֲדָמָה vor Augen. Die Rede nimmt, wo sie auf ihn kömmt, unwillkürlich den feierlichsten Aufschwung; sie greift nach den höchsten und volltönigsten Klängen und nimmt selbst den Rhythmus zu Hülfe oder läßt ihn vielmehr, da er sich nach den ersten schlichteren Worten wie von selbst einstellt, gewähren, als müsse sie den Act der Menschenschöpfung vielmehr besingen als beschreiben. „Und Gott sprach", so beginnt sie zunächst noch ruhiger,

„Lasset uns Menschen machen in unserem Bilde, nach unserer Aehnlichkeit,
Daß sie herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels, und über das Vieh, und über die ganze Erde, und über alles Gerege, das sich regt auf Erden."

Alsbald aber fährt sie gehoben rhythmisch fort:

„Und Gott schuf den Menschen in seinem Bilde,
In dem Bilde Gottes schuf er ihn,
Als Mann und Weib schuf er sie.
Und Gott segnete sie und sprach:
Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde" u. s. w.

*) Vergl. Virg. Georg. I, 130.

Gott fordert hier nicht mehr, wie bei der Schöpfung der Pflanzen und Thiere, die niederen Elemente auf, das neue Gebilde aus sich hevorgehen zu lassen*), er fordert vielmehr unmittelbar sich selber auf, sich pluralisch in seiner ganzen Hoheits- und Herrlichkeitsfülle erfassend: „Lasset uns Menschen machen", und zwar zu einer That, geht also, wie Hamann treffend hervorhebt, von der Rede, indem er bisher nur durch's Wort angeordnet oder befohlen hatte, um seine Schöpfungen hervorzubringen, zur Handlung über**). Dadurch deutet sich schon an, daß im Menschen Etwas zur Erscheinung kommen soll, was weder die schon vorhandenen und bisher wirksamen Schöpfungssubstrate, noch auch der in ihnen waltende Lebensgeist Gottes aus sich heraus, was nur eine neu einsetzende That Gottes aus seiner eigenen Kraft- und Lebensfülle, was Gott also nur recht eigentlich als Wunder-Gott zu Stande bringen konnte; es liegt darin schon — was in Cap. 2 ausdrücklich ausgeführt wird —, daß er dem Menschen das eigentlich Belebende, den Geist, unmittelbar aus seinem Geist einblasen wollte***). Sofort aber gibt er dem Menschen auch schon im Voraus, ehe er ihn noch geschaffen hat, die Bestimmung, über die abgesehen von ihm selber höchsten Schöpfungskreise zu herrschen, so zu sagen, als Herr und König, ja als Sohn und Erbe Gottes in Gottes ganzes Schöpfungsbereich hineinzuschreiten, und spricht ihm damit eine Hoheit und Würde zu, die den Dichter des 8. Psalms voll anbetender Bewunderung ausrufen läßt: „Du hast ihn wenig gottheitlicher Hoheit ermangeln lassen, hast ihn mit Ehre und Majestät gekrönt."

Dann aber dem Rath auch die That beifügend, schafft er den Menschen in deutlich ausgeprägter Unterschiedlichkeit von allen ihm zum Dienst bestimmten Creaturen, wie die tief greifenden und vielumfassenden, Nachdrucks halber gehäuften und mehrmals wiederholten Ausdrücke besagen, „in

---

*) Er nimmt auch nicht etwa, wie Pf.-Jonathan, Jarchi, Ibn Esra, Gabler und Delitzsch meinen, die Engel mit in Anspruch, deren Dasein, wenn es im Verlauf des Sechstagewerks mit in Betracht gezogen wäre, ausdrücklich erwähnt sein würde.

**) Hamann (Aus den Kreuzz. des Philologen, 1762) sagt: „Die Schöpfung des Schauplatzes verhält sich aber zur Schöpfung des Menschen, wie die epische zur dramatischen Dichtkunst. Jene geschah durch's Wort; die letzte durch Handlung."

***) Hamann (a. a. O.) findet in unseren Wort treffend den Rath, in Cap. 2, 7 die That. „Herz! sei wie ein stilles Meer! — Hör' den Rath: Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen! — Sieh die That: Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß — — Vergleich' Rath und That; bete den kräftigen Sprecher mit dem Psalmisten, den vermeinten Gärtner mit der Evangelistin der Jünger, und den freien Töpfer mit dem Apostel hellenistischer Weltweisen und talmudischer Schriftgelehrten an!"

seinem Bilde, nach seiner Aehnlichkeit". Ohne Frage stand der erste Mensch nach dieser Darstellungsweise auf einer höheren Stufe als der Australneger oder Hottentotte. Nicht blos der Geist selber, in Folge dessen er ein persönliches Wesen voll Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung war und Gedanken und Entschlüsse fassen und in's Werk setzen konnte, wie Gott, sondern auch herrliche Gaben des Geistes, die ihn befähigten, die ihm zugesprochene Herrschaft über die Thiere wirklich auszuüben, ja auch wohlgebildete Körperformen, zu Organen für den Geist wahrhaft geeignet, zierten ihn, den im Bilde Gottes Geschaffenen. Und alle dem verlieh noch erst den eigentlichen, wahren Werth eine reine, gute Willensrichtung in ihm. Denn abgesehen davon, daß er ohne dieselbe doch alsbald hätte verthieren und seine Herrschaft über die übrige Creatur zu einem guten Theil einbüßen müssen, wäre er auch in jener Welt des Friedens, in welcher sich selber das Wild mit Vegetabilien begnügte, ohne sie eine heterogene Gestalt gewesen. So wenig es unter den Thieren reißende gab, konnten sich unter seinen Trieben wirklich böse und verderbliche finden. Wie alles Uebrige mußte vielmehr auch er, ja er ganz besonders darauf gerichtet sein, den Schöpfungsbestand, wie er aus Gottes Hand hervorgegangen war, nicht zu stören, sondern zu sichern; er mußte es bei seiner Herrscherstellung um so mehr. Ohnedem hätte Gott auch unmöglich durch sein abschließendes „sehr gut", ob dasselbe auch an sich einen viel allgemeineren Sinn hat und auf die nachher dazugekommene Sünde nicht direct Beziehung nimmt, allem Bestehenden das letzte Siegel aufdrücken können*).

Gehen wir zum 2. Capitel über, so brachte es die ganze Aufgabe und Anlage desselben mit sich, daß es sich im Unterschied vom ersten mehr auf das, was an der Vollendung noch fehlte, als auf das, was davon bereits vorhanden war, richtete, daß es aber dennoch auch in der letzten Beziehung mehr einzelne und bestimmte Momente hervorhob. Die Erde war nach ihm nicht von vornherein überall gleich herrlich. Gott setzte den Menschen in einen Garten, den er besonders gut ausgestattet hatte; neben diesem Garten

*) Nach der ganzen Richtung, die das 1. Capitel hat, ist es nicht wahrscheinlich, daß bei dem: „im Bilde Gottes" an das ethische Moment zuerst und vorzüglich gedacht ist. Aber Jedem, der es vorzüglich mit der ethischen Seite zu thun hatte, mußte es freistehen, dasselbe in der Gottesbildlichkeit Adam's zum hauptsächlichsten Momente zu machen. Der Mensch, wie er jetzt ist, hat demnach die Gottesbildlichkeit nicht im Ganzen (vergl. 1 Mos. 9, 6; 1 Kor. 11, 7 und Jak. 3, 9), aber nach einer für die ethische Betrachtungsweise sehr wesentlichen Seite (vergl. Eph. 4, 24) verloren (vergl. Kol. 3, 10).

zunächſt gab es ein Eden, ein Wonneland, welches, wie ſchön und reich auch immer, dennoch dem Garten nicht gleich ſtand, und in weiterer Ausdehnung folgte das Gefilde. Der Garten war, wie man treffend geſagt hat, das Allerheiligſte, denn in ihm verkehrte Gott mit den Menſchen, Eden war nur das Heilige, das Gefilde war nur der Vorhof. Wenn es wahr iſt, daß das letzte Ziel eine gleich große Herrlichkeit aller Schöpfungsgebiete war, ſo mußte alſo auch noch das Feld in Eden und beides dann in Garten verwandelt werden. Aber ſelbſt noch am Allerheiligſten blieb für den Menſchen Etwas zu thun. Obwohl es von einem Strome, der von Eden ausging und weiterhin verſchiedene geſegnete Länder durchfluthete, befruchtet wurde, wurde dem Menſchen doch der Auftrag, daſſelbe nicht blos zu bewahren, ſondern auch zu bearbeiten (Cap. 2, 15). Und inmitten der Bäume daſelbſt, deren Früchte ihn nähren ſollten (Cap. 2, 16) — der Verfaſſer ſchließt nicht im Widerſpruch mit Cap. 1 aus, daß dem Menſchen auch das Getreide des Feldes zur Nahrung dienen konnte; die Anweiſung auf die Früchte der Bäume allein hervorzuheben, iſt er durch das Verbot der Frucht des Erkenntnißbaumes veranlaßt; er ſchließt (Cap. 3, 18) nur aus, daß das Getreide des Feldes damals mit ſchwerer Mühe zu gewinnen war —, ſtand nicht blos der heilſame Baum des Lebens, ſondern auch der verderbliche Baum der Erkenntniß Gutes und Böſes.

Dem Genuſſe von der Frucht des Baumes der Erkenntniß folgte der Tod, nicht deshalb, weil Gott ihn verboten hatte, als hätte er ohnedem gar keine oder eine ganz andere Wirkung gehabt, ſondern Gott hatte ihn verboten, weil er den Tod, natürlich nur den leiblichen wirkte, und ſelbſt dann, wenn er unverboten und ohne Sünde hätte genoſſen werden können, eine unheilvolle Wirkung ausgeübt haben würde, die nur die Kraft des unverrückt in Gott verharrenden Geiſtes und allenfalls auch die Frucht des Baumes des Lebens wieder aufzuheben vermocht hätte. Der Baum war ein Baum des Todes. Denn 1) iſt er nur als ſolcher dem Baum des Lebens correlat, 2) übt auch die Frucht vom Baum des Lebens auf den von ihr Genießenden eine Wirkung aus (Cap. 3, 22), 3) konnte er, wie ſogleich erhellen wird, nur als Baum des Todes ein Baum der Erkenntniß ſein, 4) konnte Gott, deſſen kleinſte Gebote, und wenn es auch Ceremonialgebote ſind, immer nicht blos ihre heilſamen Zwecke, ſondern auch ihre guten Urſachen haben, hier nicht wohl ein rein willkürliches Gebot ſtellen, 5) hätte das Verbot, wenn es ein rein willkührliches geweſen wäre, dem Menſchen, da ſein Verhältniß zu Gott, wie nahe auch immer, doch das Verhältniß des Geiſtes zum Geiſte war, nicht wohl zum Bewußtſein kommen können; es hätte im Menſchen keinen Anknüpfungspunkt gehabt. Wenn man der Frucht des Baumes nicht die Wirkſamkeit zum Tode zuerkennen will, ſo bleibt nicht wohl etwas Anderes übrig, als ihr mit mehreren Auslegern die Wirkſamkeit zur Förderung in der ſittlichen Erkenntniß, zur Unterſcheidung des Guten und Böſen zuzuſchreiben und dafür zu halten, daß Gott

nach dem Verfaſſer die ſittliche Erkenntniß dem Menſchen vorzubehalten beabſichtigt habe, ſei's nun weil ſie läſtig war, ſei's aus einem gewiſſen Neide. Iſt aber dieſe Auffaſſung ganz dazu angethan, den Baum der Erkenntniß und damit auch alles Uebrige, was mit ihm zuſammenhängt, in das Bereich des Mythus zu verſetzen, da ja doch der Genuß von einer Baumfrucht in Wirklichkeit unmöglich die ihm zugeſchriebene Wirkung haben konnte, ſo iſt ſie auch ganz unhaltbar, und zwar nicht blos dann, wenn ſie das Verbot aus dem Neid oder der Eiferſucht Jehovah's herleitet, ſondern auch ſchon an ſich; denn Jehovah ſelbſt führt den Menſchen in das ſittliche Nachdenken ein, indem er ihm den Gegenſatz zwiſchen den beiden Bäumen zeigt; er ſelbſt erweckt das Bewußtſein vom Unterſchied zwiſchen gut und böſe, indem er das Verbot gibt*). Auch würde er, wenn anders er dem Menſchen die ſittliche Erkenntniß hätte vorenthalten wollen, nicht ſo thöricht geweſen ſein, ihre Erlangung an den Genuß einer dem Menſchen ſo leicht zugänglichen Baumfrucht zu knüpfen. — Daß der betreffende Baum nicht geradezu Baum des Todes, ſondern Baum der Erkenntniß Gutes und Böſes heißt, hat einfach darin ſeinen Grund, daß es nicht ſeine Beſtimmung war, den Menſchen ein Baum des Todes, ſondern nur ihnen ein Baum der Erkenntniß Gutes und Böſes zu werden. Die Namen drücken, wie wir ſchon bei der Behandlung von Cap. 1 gezeigt haben, dasjenige aus, als was und wozu Gott dies oder jenes in den Beſtand ſeiner Schöpfung eingefügt haben wollte. Auf Veranlaſſung dieſes Baumes, man darf ſagen durch ihn und durch das ſich daran knüpfende göttliche Verbot ſollten die Menſchen begreifen lernen, daß die ſich bei der Natur- oder Weltaneignung dem Verderblichen zuwendenden Handlungen böſe und Gott feindlich, daß nur die das Heilſame erwählenden gut oder Gott wohlgefällig ſeien; auf ſeine Veranlaſſung ſollten ſie ferner vernehmen, daß die böſen Handlungen, wie ſich der Menſch durch ſie nur Verderbliches aneignet, auch ſelber nur verderblich, daß nur die guten ſegensreich ſeien; indem er ſie veranlaßte, ſich in Gottes Ordnung zu fügen, ſollten ſie ferner, was es mit den Folgen der guten Handlungen, mit Wohlſein, Zuverſicht, Friede und Freude, kurz mit der Harmonie des ganzen Innern auf ſich habe, aus Erfahrung kennen lernen, was es mit den Folgen der böſen, nämlich mit dem Gegentheil von alle dem auf ſich habe, ſollten ſie wenigſtens ahnen und glauben können; auf ſeine Veranlaſſung ſollten ſie endlich im Gehorſam geübt, im Guten beſtärkt und vom Böſen abgeſchreckt werden. Er konnte auch, aber er ſollte nicht das Mittel werden, wodurch ſie von dem, was es mit den böſen Handlungen und ihren Folgen auf ſich habe, eine Erfahrungserkenntniß erlangten; er ſollte es nicht, denn allerdings die Erfahrung vom Böſen ſollte ihnen, ſo mußte es der heilige Gott wollen, erſpart bleiben. Wie die guten Engel ſollten auch ſie Erfahrungserkenntniß nur vom Guten, vom Böſen nur ahnende Glaubenserkenntniß haben, während es dagegen durch die Sünde dahin kam, daß ſie Erfahrungserkenntniß vielmehr vom Böſen, vom Guten vorwiegend Glaubenserkenntniß hatten. — Daß es aber nicht blos in der voradamitiſchen Zeit, wo Alles noch im Werden begriffen war, daß es auch jetzt noch nach dem Schöpfungsabſchluß Zerſtöreriſches und Verderbliches gab, erklärt ſich einfach

*) Vergl. Martenſen, S. 177. Weiße, Bd. II, S. 291.

daraus, daß es desselben auch jetzt noch, so lange sich der Mensch sittlich zu entwickeln, d. h. in der Erwählung des ihm Heilsamen und in der Verwerfung des ihm Verderblichen zu üben hatte, bedurfte. Es war genug, „das göttliche sehr gut" im 1. Capitel behielt auch dann seine volle Wahrheit, wenn das Verderbliche nur dann, wenn der Mensch von Gott abfiel, seine verderbliche Wirkung entfalten, sonst aber zu dem guten Zwecke der sittlichen Vollendung des Menschen heilsam mitwirken mußte.

Diese Bäume der Erkenntniß und des Lebens mögen allerdings eine repräsentative Bedeutung haben; sie mögen alles das, was sich mit besonderem Reiz oder mit vorzüglicher Kraft zum höheren oder niederen Genuß darbot, mitandeuten. Aber wir würden entschieden von dem Sinn unserer Erzählung abzuirren fürchten müssen, wenn wir sie gar nicht als Bäume, sondern rein bildlich nehmen wollten, als stellten sie nur die beiden Entwicklungsmöglichkeiten, die dem Menschen ursprünglich vorlagen*), oder sonst etwas Derartiges dar. Zumeist jedenfalls erstreckt sich die Wirkung, die der Genuß ihrer Früchte hat, auf dasjenige Gebiet, auf welchem die Wirkung des Genusses von wirklichen Baumfrüchten liegt, auf das leibliche. Zudem drückt sich durch die Zusammenstellung des Baumes der Erkenntniß, der Schlange und zuletzt des Weibes in der Geschichte des Sündenfalles deutlich genug der Sinn aus, daß es sowohl das Pflanzenreich, als auch das Thierreich war, was dem Weibe, und daß dann die beiden Naturreiche im Verein mit dem Weibe es waren, was auch dem Manne zum Falle gereichte. —

Unter den Thieren gab es auch „Thiere des Feldes" (Cap. 2, 19), worunter ebenso wie unter den Thieren des Landes im 1. Capitel wilde zu verstehen sind. Und neigten diese alle ihrer Natur nach dazu hin, sich von der Herrschaft des Menschen frei zu erhalten, so erstrebte und bewirkte das listigste von ihnen, die Schlange, sogar noch mehr. Sie vor Allem brachte den Menschen zu Falle. Wie die beiden Hauptbäume inmitten des Gartens bedeutet auch die Schlange etwas mehr, als eine bloße Schlange. Der Verfasser sieht in ihr zugleich die dämonische Macht, die mit listiger Verschlagenheit in klug berechneter Weise die Menschen in ihren Gegensatz gegen Gott hereinzuziehen sucht. Aber bei alle dem ist sie keine Scheinfigur, sondern eine wirkliche Schlange; sie wird ausdrücklich als eins von den übrigen Thieren des Feldes bezeichnet. Auch ist es nicht denkbar, daß sie nicht von Natur, von sich selber, sondern erst durch des Satans Inspiration gegen den Menschen feindlich gesinnt gewesen sei, und daß sie nur, was Satan ihr eingegeben, geredet habe. Die Inspiration eines Thieres durch

*) Vergl. Weiße, Bd. II.

Satan ist ohne alle Analogie und undenkbar, hat auch entschieden den Wortlaut der Erzählung gegen sich, wonach es nicht eine der Schlange erst von anderswoher mitgetheilte, sondern ihre natürliche List war, die aus ihr sprach. Der Verfasser muß also dafür gehalten haben, daß sich der Gegensatz, der noch bis zu einem gewissen Grad allen Thieren des Feldes gemeinsam war, auf seinem Höhenpunkte bis zur Feindschaft gegen den Menschen steigerte; es muß seine Ueberzeugung gewesen sein, daß noch aus der Natur selbst eine dämonische Macht hervorbrechen konnte, die den Menschen in ihre verderblichen Schlingen zu fangen suchte.

Alles also, sowohl die Erde selbst, als auch die Vegetation und die Thierwelt hatte noch Etwas an sich, was zur Uebung des Menschen, zur Anspannung seiner leiblichen und geistigen, besonders auch ethischen Kräfte zu überwinden blieb. Bei alle dem aber war doch das Gebiet, welches ihm vom Herrn zugewiesen war, ein Garten, d. h. ein mit besonderer Sorgfalt hergerichtetes und gepflegtes, alles Nöthige reichlich darbietendes, auch hinreichend geschütztes Terrain. Es gab Bäume darin, deren Früchte den Menschen in erwünschter Weise nährten; es lag der Weg zum Baume des Lebens noch offen; kurz den Menschen umfing zunächst ein Paradies und Alles darin verkündete ihm die Liebe dessen, den er wieder lieben, den er durch Gehorsam ehren und verherrlichen sollte. Die Thiere, ohne Zweifel auch die wilden, brachte Gott der Herr zu ihm, daß sie von ihm ihre Namen empfingen, d. h. er brachte sie ihm nahe genug, daß er ihre Art und ihren Nutzen hinreichend gewahren, sie selbst zu sich in's rechte Verhältniß setzen, und als das, was sie ihm sein sollten, anerkennen konnte.

Ganz entsprechend sind die Andeutungen über die Urbeschaffenheit des Menschen selber. War es im ersten Capitel nothwendig gewesen, hervorzuheben, daß die ganze Welt aus einem armen, dunklen Stoffe besteht, aus dem sie nur die ausgestaltende Schöpfung Gottes zu dem, was sie nun ist, habe machen können, so kann der Verfasser im zweiten nicht umhin, wesentlich dasselbe auch in Betreff des Menschen, dieser Welt im Kleinen, in Erinnerung zu bringen. Er muß den Bericht im ersten Capitel durch die Erzählung, daß Gott den Menschen aus Erdenstaub gebildet habe, ergänzen. Denn er hat nachher zu erzählen, in welcher Weise es das Geschick des Menschen wurde, wieder zu Erdenstaub zu werden. Aber ausdrücklich hebt er nun auch hervor, was uns das erste Capitel nur vermuthen ließ, daß Gott den Menschen wirklich unmittelbar aus sich selbst heraus, durch Einblasung seines Lebensodems belebt habe. Und diese neu einsetzende inspiratio, diese unvermittelte Ausströmung des Lebens aus Gott in den

Menſchen hinein, iſt ganz dazu angethan, um dem Letzteren ein ganz unmittelbares Verhältniß zum Erſteren und damit auch eine einzigartige Hoheit zu ſichern. Zwar leben auch die Thiere durch den Othem Gottes (vergl. Pſ. 104, 29, 30; Hiob 34, 14), aber ihr Leben iſt Nichts, als die beſondernde, individualiſirende Zuſammenfaſſung oder Anfachung der allgemeinen, der Materie ſchon von vornherein mitgetheilten, mit ihr zu einer Einheit zuſammengeſchloſſenen und durch ſie gebundenen Lebenskräfte; es iſt daher auch rein materiell bedingt*). Der menſchliche Lebensgeiſt dagegen, unmittelbar aus Gott dazu gekommen, mußte voll Selbſtbewußtſein und Selbſtbeſtimmung, mußte perſönlich, mußte frei ſein. Es konnte ihn Nichts hindern, wahrhaft Geiſt zu ſein. Er, der von Oben war, war ein Neues, ein Zweites neben oder in der Leiblichkeit oder deren Kräften, die von Unten herſtammten.

Gewiß mit Recht behauptet Keil von der Darſtellung der Menſchenſchöpfung in Cap. 2: „Die Worte (nämlich: Gott bildete den Menſchen aus Erdenſtaub) wollen θεοπρεπῶς verſtanden ſein. Durch eine Wirkung göttlicher Allmacht entſtand der Menſch aus Erdenſtaub und wurde in demſelben Momente, wie der Staub kraft der ſchaffenden Allmacht ſich zur Menſchengeſtalt bildete, von dem göttlichen Lebenshauche durchdrungen und zu einem lebendigen Weſen geſchaffen, ſo daß man nicht ſagen kann, der Leib ſei aber entſtanden, als die Seele.“ Das göttliche Bilden vollzog ſich nicht nach Art des menſchlichen, die Allmählichkeit war davon nicht ausgeſchloſſen. Dieſelbe hatte beſonders aber auch in dem Hervortreten und in der Entwicklung des Geiſtes ſtatt. Wir werden uns das, was die Darſtellung in Cap. 2 eng zuſammengefaßt hat, weiter auseinanderlegen dürfen, ja müſſen. Zuerſt ſchon in Betreff der Sprache.

Der Verfaſſer geht nicht von der Vorſtellung aus, daß die Menſchen ſich die Sprache ganz allmählich erfunden hätten; er ſchreibt ihnen ein Sprachvermögen zu, welches ſie von vornherein befähigte, Gottes Worte zu verſtehen und nachher, ſobald es deſſen bedurfte, ihre Gedanken angemeſſen zu offenbaren. Aber mit dieſem Sprachvermögen iſt nicht unmittelbar Eins ein vollſtändig fertiger Sprachbeſitz. Nach unſerer Darſtellung hatte ſchon, ehe der Menſch redete, wie Delitzſch ſagt, Gott geredet. Gott hatte göttlich, aber menſchlich verſtändlich zu dem Menſchen geredet, ſchon als er ihn im

*) „Die Thierſeele lebt durch Lebensgeiſt von Unten, der auch wieder nach Unten dahinfährt; Pred. Sal. 3, 21“ (Beck, Chriſtl. Lehrwiſſenſchaft, S. 206).

Garten beamtete und ihm das Verbot, von dem Baum der Erkenntniß zu eſſen, ſtellte. Er hatte ihn zu Gedanken angeregt, die, wie Delitzſch mit Recht bemerkt, ſchon innere Worte ſind. Und erſt, wo ſeine Aufmerkſamkeit entſchiedener auf die Außenwelt, beſonders auf die zu benennenden Thiere hingerichtet wurde, entquoll dem Geiſte mit dem Gedanken, Begriff und Urtheil zugleich das Wort. „Die Erzählung", ſagt Ewald, „erklärt hier den rechten Urſprung der Sprache." Weil ſich die Worte aber erſt mit der Erkenntniß von den Dingen einſtellten, darum war die Sprache in ihrem Anfang ohne Zweifel eine, wenn auch erſt werdende, dennoch ſchon immer ſehr vollkommne Sprache, für das Weſen der Dinge viel bezeichnender, ſinniger und ſinnvoller, als alle jetzigen Sprachen, deren meiſte Worte ein willkürlicher Schall geworden ſind.

Als Gott anerkannt hatte, daß das Alleinſein des Menſchen nicht gut ſei, wahrſcheinlich im Zuſammenhang mit dem erwachenden Gefühle des Alleinſeins im Menſchen, brachte er die Thiere zu ihm, nicht weil er ſich ſelbſt erſt, ſondern weil er den Menſchen überzeugen wollte, daß unter denſelben keins ſei, welches ſich zu einer entſprechenden Hülfe für ihn eigne. Der Menſch ſollte ſich erſt des Weibes wirklich bedürftig fühlen lernen; dann erſt wurde er durch die Zugeſellung deſſelben von ſeinem Alleinſein erlöſt. Wer ſich die Erzählung von der Bildung des Weibes nicht in ihrer ganzen Aeußerlichkeit anzueignen vermag, der muß doch anerkennen, welch' tiefe, ethiſch wichtige Wahrheiten ſie beſeelen. Den von der Außenwelt unbefriedigten Menſchen ließ Gott in ſich ſelbſt einkehren; er ließ auf ihn, wie in Cap. 2 erzählt wird, einen tiefen Schlaf fallen. Adam hatte eine Entwicklung durchgemacht, in Folge deren er, der bis dahin im Allgemeinen Menſch geweſen war, nur als Mann, d. h. mit dem beſtimmten Bewußtſein von ſeiner, ſich nicht in ſich ſelbſt genügenden Einſeitigkeit wiedererwachen konnte. Nun ließ ihn Gott das Weib ſehen, und er mußte anerkennen, daß Vieles von dem, was er früher in ſich ſelbſt gefunden hatte, daß ein Theil ſeines eigenſten Weſens nunmehr in ihr, als in einer ihm unerläßlichen Ergänzung, vorhanden ſei. Ganz natürlich, daß ſein Herz dem ihrigen entgegenſchlug, nicht zu einer Verbindung, wie ſie ſich auch bei den Thieren findet, nicht blos und zumeiſt zum geſchlechtlichen Verkehr, ſondern zu einer wahrhaft menſchlichen Gemeinſchaft, da der Eine ſich im Andern wiedererkennt. Adam und Eva verbanden ſich in Folge deß ſchon, als noch kein Gedanke an geſchlechtliche Gemeinſchaft war, verbanden ſich zu einer nicht vorübergehenden, ſondern dauernden Einheit. Wie hätte der große, tiefe Unterſchied zwiſchen thieriſcher und menſchlicher Gemeinſchaft tiefer und ſchöner erfaßt,

begründet und dargestellt werden können, als es hier in unserer Erzählung geschehen ist. Hier aber mußte er es in dieser Weise, damit man sähe, daß die Macht, die nachher den Mann zum Weibe zog und in ihren Fall mit hineinführte, einen nicht auf das Verderben, sondern auf das Heil desselben abzielenden Grund hatte.

Die Gotteserkenntniß der ersten Eltern war nicht so klar, daß es der Schlange nicht hätte gelingen können, den Zweifel an der Wahrheit der göttlichen Drohung, welche die Todesstrafe auf den Genuß der verbotenen Frucht gesetzt hatte, ja den Verdacht, daß Gott neidisch sei, in ihre Herzen zu werfen. Sie war wohl überhaupt noch einigermaßen unbestimmt. Sie hatten allerdings von vornherein eine gewisse Erfahrung von Gottes Einheit, Erhabenheit und Geistigkeit zu machen; sie hatten nur Einen Gott und standen nur zu ihm im Verhältniß; denn die Gottheit als eine einige zu fühlen und zu erfassen, ist überall das Nächste. Aber es blieb zunächst außer Frage, ob diese Gottheit wirklich eine allumfassende und ausschließliche sei. Sie waren Monotheisten, aber ihr Monotheismus war, wenn hier Schelling'sche Ausdrücke nicht mißverständlich sind, ein relativer, kein absoluter. Sie waren es nicht so, daß sie sich damit bereits in einem bewußten Gegensatz gegen alles Gegentheilige befunden hätten. Das mehrfach gedeutete Wort, welches Gott bei der Austreibung Adam's aus dem Paradiese sprach: „Siehe der Mensch ist geworden wie Einer von uns" (Cap. 3, 22), dürfte erst von hier aus sein rechtes Licht empfangen. Es dürfte stark ironisch, wie es ist, aus der Vorstellungsweise Adam's geredet sein und andeuten, daß derselbe, als er wie Gott, wissend Gutes und Böses, sein wollte, im Stande gewesen sei, Gott aus der Höhe seiner Unvergleichlichkeit in eine Sphäre hinabzuziehen, in welcher er Mehrere seines Gleichen habe. —

Nichtsdestoweniger aber ist es nach der Darstellung des Verfassers dennoch deutlich, daß Adam und Eva ganz anders daran waren, als es etwa unentwickelte Kinder sind, besonders als es Kinder heut zu Tage zu sein pflegen. Schon daß es für Adam nicht erst des Umganges mit Menschen bedurfte, daß Gottes Umgang mit ihm genügte, um ihn zur Ausübung der Redefähigkeit zu bringen, ist ein tiefbedeutsamer Zug. Dazu kommt dann, daß Gott schon da, wo er den Genuß von dem Baum der Erkenntniß verbietet, ein Verständniß der Todesdrohung voraussetzt. Wenn wir annehmen, daß Adam dies Verbot nicht von vornherein, sondern erst als es seine Entwicklung nöthig machte, nachdem er eine Zeitlang mehr instinctartig gelebt hatte, empfing, so können wir allerdings auch vermuthen,

; er ſchon durch das Verenden der Thiere einen gewiſſen Begriff vom
de erlangt hatte*). Allein ſo ganz will dieſe Vermuthung zu dem Geiſt
r Darſtellung nicht paſſen. Wahrſcheinlicher iſt es, daß der Verfaſſer
en erſten Menſchen ebenſo ſehr wie ein höheres Sprach-, auch ein höheres
Ahnungs- und Erkenntnißvermögen zugeſchrieben hat**). Durch daſſelbe
hatten ſie ein Verſtändniß von der niederen Erkenntnißſphäre, von ihrer
Umgebung, von der Natur, durch daſſelbe aber auch eins, obwohl noch kein
volles, von den beiden Hauptmomenten im göttlichen Weſen ſelbſt, von der
göttlichen Liebe und Heiligkeit. Eine gewiſſe Erkenntniß von der erſteren
wird ſchon deshalb wahrſcheinlich, weil ſie ſich durch die Umgebung, ja auch
durch das Sein des Menſchen ſelbſt hinlänglich deutlich bekundete; eine Er-
kenntniß von der letzteren verräth ſich durch ihre Fähigkeit, das Verbot der
Frucht des Erkenntnißbaumes mit höchſter Beſtimmtheit zu vernehmen. Ge-
rade dieſe beiden Momente ſind es auch, die vor allen andern ihnen die
liſtige Schlange zu entreißen ſuchte.

Was die Art, wie ſie Gottes Liebe mit Liebe erwiderten, was ihren
ſittlichen Zuſtand betrifft, ſo deutet ſich dadurch, daß ſie noch an Gottes
Wahrhaftigkeit zweifeln und einen Neid in ihm für möglich halten konnten,
allerdings auch in dieſer Beziehung ein Mangel an. Wir erkennen nach
dem Worte des heiligen Bernhard Gott ſoviel, als wir ihn lieben, und
wenn wir ihn recht lieben, ſo iſt eine Meinung, die ihn entehrt, von ihm
nicht möglich. Doch dürfen wir die Unvollkommenheit der Protoplaſten nicht
mit Schlechtigkeit verwechſeln. Auch ſteht weder daraus, daß unſer Capitel ſchär-
fer als das erſte etwas Verderbliches und Feindliches in der Umgebung des
Menſchen anerkannte, noch auch daraus, daß es in ihm einen Anknüpfungs-
punkt für das verführeriſche Wort der Schlange ſtatuirte, zu ſchließen, daß
daſſelbe im Unterſchied vom erſten ihm ſelbſt von vornherein eine böſe Neigung
zugeſchrieben habe. In Rückſicht auf das Feindliche in ſeiner Umgebung
könnte der Verfaſſer die ſittliche Reinheit, in der Gott ihn erſchaffen hatte,
ſogar noch größer gedacht haben. Für das Wort der Schlange aber öffnete
ſchon der an ſich nicht böſe, ſondern nur in richtiger Unterordnung zu erhal-
tende Drang der Selbſtheit hinreichend das Ohr. Für die urſprüngliche
ſittliche Reinheit der erſten Eltern ſpricht es ſchon, daß Gott der Herr zuerſt
mit ihnen ſo innig verkehrt, und daß er ihnen nachher, nach dem
Falle, ſo ernſtlich zürnt, ſpricht aber auch die Art des Falles ſelbſt. Die

*) Vergl. Günther, Vorſchule der ſpecul. Theol., Bd. II, S. 100.
**) welches ihm allerdings auch Günther a. a. O., S. 70, zugeſteht.

Schlange reizte sie nicht, einfach Böses zu thun; wir dürfen schließen, daß ihr dies nicht gelungen sein würde. Sie reizte sie, sich die Erkenntniß des Guten und Bösen zu verschaffen, und traf damit einen Punkt, der in der That ganz eigenthümlicher Art war. Ueberall sonst lag in der Befriedigung des Dranges der Hingebung zugleich auch die beste Befriedigung des Dranges der Selbstheit. Nur auf diesem Punkte wurde, so lange der Drang der Hingebung überwog, dem Drange der Selbstheit etwas, und zwar etwas Hohes, auf geistigem Gebiete Liegendes, die erfahrungsmäßige Erkenntniß des Bösen versagt.

Und dazu kommt nun noch Eins. Lessing, Schiller, Kant, Schelling, Hegel, Knobel u. A. haben in der in der That höchst bedeutsamen Bemerkung Cap. 2, 25: „und die beiden waren nackend, der Mensch und sein Weib, und sie schämten sich nicht" die Andeutung gefunden, daß Beide noch auf einer gänzlich vorsittlichen, kindischen, eigentlich thierischen Stufe gestanden, ja sogar noch aller Ahnung von dem, was sittlich und was unsittlich ist, ermangelt hätten. Allein so gewiß wie der Verfasser an der entsprechenden, hier schon vorbereiteten Stelle, Cap. 3, 7: „und es wurden ihrer beiden Augen aufgethan, und sie erkannten, daß sie nackend seien", nicht einen Fort-, sondern Rückschritt aussagen will — (wie der Zusammenhang ganz unzweideutig lehrt, stellt er nur in tief ironischer Beziehung auf das Wort der Schlange: „eure Augen werden aufgethan werden", den Rückschritt als einen Fortschritt, den Schaden als einen Vortheil dar) —, will er hier einen sittlichen Vorzug bemerklich machen, der auf's Engste mit ihrer ursprünglichen Reinheit zusammenhing, ja identisch war. Er deutet die Ueberzeugung an, daß die Menschen, möchten sie sich auch in sittlicher Beziehung noch so weit entwickelt haben, falls ihre Entwicklung nur eine normale gewesen wäre, sich ihrer Leiblichkeit nie geschämt haben würden. Und er hat zweifelsohne Recht. Wie die Sachen jetzt stehen, ist es allerdings sittlich, daß wir uns bekleiden; aber es ist eine Folge der Sünde, daß wir uns bekleiden müssen. *Τὸ θνητὸν σῶμα αἰσχύνεται*, sagt Severian, *τὸ ἀθάνατον οὐκ αἰσχύνεται**). Augustinus bemerkt mit Recht: »Pudenda texerunt, quae prius eadem membra erant, sed pudenda non erant. Senserunt ergo novum motum inobedientis carnis suae, tanquam reciprocam poenam inobedientiae suae.«**) Und Günther findet sehr schön in der Schamröthe, welche die Bekleidung verlangte, das Abendroth der bereits unter-

*) S. bei Delitzsch, S. 625.

**) Aug. de civit. Dei XIII, 13.

gegangenen Sonne ursprünglicher Gerechtigkeit, da der Geist Gotte und der Leib dem Geiste unwillkürlich diente*).

Daß der Verfasser den Leib, der noch mit dem Geiste so harmonisch verbunden war, daß er nicht ein Gegenstand der Scham sein konnte, für nicht dem Tode unterworfen gehalten hat, folgt daraus, daß Gott nach ihm den Tod zum Sündensolde machte. Man hat zwar aus dem Vorhandensein des Baumes des Lebens das Gegentheil schließen wollen; aber mit ebenso wenig Recht, als man aus dem Vorhandensein, ja aus der Nothwendigkeit geistiger und geistlicher Nahrung die Sterblichkeit des Geistes folgern würde. Wie die Kräfte des Geistes im Wachsen waren, so ohne Zweifel auch die des Leibes, und wie das Wachsen der ersteren durch den ununterbrochen zuströmenden Lebensquell aus Gott, so konnte dasjenige der letztern durch den Genuß vom Baum des Lebens befördert werden**); aber wie das der ersteren, zielt auch das der letzteren darauf ab, den Menschen hineinwachsen zu lassen in die δόξα der Ewigkeit, ja in die Ewigkeit selber.

Der Prediger Salomo sagt: Gott hat den Menschen (nicht aufrichtig, wie Luther übersetzt, sondern) rechtschaffen, d. h. seiner Idee entsprechend, in einer der Norm adäquaten Beschaffenheit erschaffen (Cap. 7, 29). Die Proverbien aber lehren, die Weisheit sei zwar, als Gott die Welt schuf, überall Werkmeisterin und in Folge deß auch Tag für Tag in Entzücken gewesen, scherzend vor ihm zu aller Zeit, vorzüglich aber habe sie ihr Entzücken an den Menschenkindern gehabt (Cap. 8, 30. 31).

Dies die nicht willkürliche, am wenigsten phantastische, vielmehr in religiöser und ethischer Rücksicht noch immer nothwendige Lehre der heiligen Schrift.

Vergleichen wir damit die Naturwissenschaft, so ergeben sich in Betreff der Pflanzenwelt am wenigsten Abweichungen. Macht es die Darstellung in Cap. 1—3, besonders auch der Fluch, der Cap. 3, 17—19 auf die Erde gelegt wird, wahrscheinlich, daß die Erde ursprünglich ergiebiger, die Vegetation aber kräftiger, fruchtreicher und zuträglicher gewesen ist, so muß die Geschichte der Natur wenigstens zugeben, daß wie früher, wahrscheinlich auch noch in der ersten Zeit der Menschheit in vielen Gegenden der Erde ein milderes, wärmeres und dabei feuchteres Klima geherrscht hat (vergl. S. 87), oder daß doch die Kraft des jungfräulichen Bodens zum

*) Günther a. a. O., Bd. II, S. 102.

**) Nach der Offenb. St. Joh. (22, 2) wird es noch auf der neuen Erde, auf der doch sicher kein Tod mehr sein wird, ein ξύλον ζωῆς geben, das jeden Monat seine Früchte trägt, und dessen Blätter εἰς θεραπείαν τῶν ἐθνῶν; ähnlich schon Ez. 47, 12.

guten Theil noch größer gewesen ist, als jetzt. Einen Widerspruch würde sie nur dann erheben können, wenn man aus der Bibel herauslesen müßte, daß es ursprünglich keine schädlichen Vegetabilien gegeben habe. Aber weder aus dem „gut", welches auch das dritte Tagewerk krönt, noch aus Cap. 3, 18, wo es als der Fluch Gottes dargestellt wird, daß das Land Dorn und Disteln sprossen läßt, läßt sich so etwas folgern; aus dem „gut" nicht, denn auch das in mancher Beziehung Schädliche hat in anderer Beziehung etwas sehr Heilsames; aus 3, 18 nicht, denn es liegt nicht darin, daß es bis dahin noch keine Dornen und Disteln gegeben habe, sondern nur, daß sie nunmehr überhandnehmen und den Menschen beschwerlich werden sollen; wäre nicht die Sünde dazwischengekommen, so würden sie ohne Zweifel ebenso wie alles Andere, was der Schöpfung noch Unvollkommnes anhaftete, immer mehr zurückgetreten sein und sich etwa in bessere, schönere Gewächse haben umbilden lassen. Wäre es auch wirklich zweifelhaft, ob der Baum der Erkenntniß mit seiner so verhängnißvollen Frucht Verderbliches auch in der Pflanzenwelt repräsentire, so wird doch nirgends gesagt, daß Gott die schädlichen Pflanzen erst durch eine Nachschöpfung hervorgerufen hat. Auch würde sich eine solche Nachschöpfung mit dem Schöpfungsabschluß in Cap. 1 nicht vertragen.

Wenden wir uns zu der Thierwelt, so ergibt sich zunächst auch in Beziehung auf sie eine Uebereinstimmung mit der Bibel. Die Funde im Diluvium scheinen darauf zu führen, daß auch sie sich noch, wie wohl nach der Bibel, besonders nach ihrer Andeutung der größeren Ergiebigkeit des Bodens ebenfalls anzunehmen ist, durch Größe und Kraft vor der jetzigen auszeichnete (vergl. S. 87). Der Widerspruch beginnt erst, wenn es sich um die Frage, ob zahm oder wild, handelt. Manche, wie z. B. Vogt, haben behauptet, daß es nicht, wie die Bibel lehrt, von vornherein auch Vieh, zahme Hausthiere, sondern nur Wild gegeben habe. Die zahmen Hausthiere habe sich der Mensch erst allmählich aus dem Wild durch Bändigung gewinnen müssen. Vogt macht dafür geltend, daß von manchen Arten die Domesticirung nachweisbar ist, z. B. vom Puter oder Truthahn, der noch jetzt in Nordamerika wild vorkomme, von dem gewöhnlichen, großohrigen Hausschwein, von der friesischen Kuh, von dem krummhörnigen Rind, dem großhörnigen Schaaf*). Aber was sich von einigen Arten wahrscheinlich machen läßt, gilt noch nicht von allen. Gesetzt, unser Schwein stammte wirklich von dem Wildschweine, so steht es

*) Vergl. Vogt, Vorlesungen über den Menschen, Bd. II, S. 200.

doch, wie A. Wagner bemerkt, anderen Hausthieren „an allgemeiner Benützbarkeit und Unentbehrlichkeit“ weit nach. Da aber die paläontologischen Spuren von zahmen Wildschweinen so selten sind, so nimmt Rütimeyer, der doch sonst auch für Vogt keine zu verachtende Autorität ist, an, daß eine neue Hausschwein-Race importirt sei und daß unser Schwein von dieser abgeleitet werden müsse. Vogt findet es wahrscheinlich, daß die kleine, rundrückige, kurzbeinige Schweinsrace mit kurzen, aufrechten Ohren und kurzer, dicker Schnauze, von schwarzer oder rothbrauner Farbe in Uri, Wallis und Graubündten von dem sogenannten Torfschwein (sus palustris), daß die friesische Hauskuh von dem Ur (bos primigonius), mit welchem nicht der Auerochs oder Bison zu verwechseln ist, daß die zahmen Viehherden Brittanniens vor der römischen Invasion und das sogenannte Braunvieh der Schweiz, vielleicht auch die in Algier gewöhnliche Art von dem bos longifrons oder brachyceros, daß das sogenannte Fleckvieh in der Schweiz von dem stirnwulstigen Rind (bos frontosus), das sich nur in den Torfmooren Schwedens und Englands findet, daß unser krummhörniges Schaaf, welches das gezähmte, kleinere, an Wolle wie an Fleisch weniger ergiebige Torfschaaf verdrängte, etwa von dem mittelmeerischen Muflon und dem asiatischen Argali abstammt. Aber hätten diese Annahmen auch wirklich Recht, so ist doch durchaus nicht hinreichend erwiesen, daß all' jene Stammeltern wirklich wild gewesen sind. Daraus, daß der Ur in den Pfahlbauten der Schweiz und in den Küchenabfällen Dänemarks vorkömmt, steht in Betreff seiner eher das Gegentheil zu schließen. Nathusius*) unterscheidet unter den jetzt vorhandenen Formen der eigentlichen Hausthiere natürliche, geographisch begründete Racen — und künstliche oder Culturracen, die entweder aus natürlichen Racen durch Paarung ausgezeichneter Individuen, durch Inzucht, oder durch Vermischung verschiedener natürlicher Racen entstanden sind. Er behauptet, die Annahme, daß auch die natürlichen Racen von einer wilden Urart abstammen, sei gewöhnlich, aber nicht zu erweisen. A. Wagner sagt: „Unter den Hausthieren sind am weitesten verbreitet und deshalb die wichtigsten: das gemeine Rind, das Schaaf, die Ziege, das Pferd und der Hund; sie sind fähig, unter allen Klimaten auszuhalten, und haben dadurch eine welthistorische Bedeutung erlangt. Von ihnen allen kennt man keinen wilden Stamm, höchstens verwilderte Individuen. An der Stelle unseres Hundes werden zwar hier und da noch andere Arten aus der Hundegattung gehalten, z. B. Schakals, Prairienwölfe, der Dingo, der Carafiffi und viel-

*) Bei Vogt a. a. O., Bd. II, S. 197.

leicht noch etliche andere, die leidlich gezähmt wurden und deren wilde Stämme noch in denſelben Gegenden vorkommen; aber von unſerem eigentlichen Haushunde exiſtirt nirgends ein ſolcher." Die Ziege findet ſich ſchon überall in den Pfahlbauten von ganz derſelben Art, wie ſie noch heute in der Schweiz vorkömmt. Pferdeknochen ſind in den Pfahlbauten ſeltener als Menſchenknochen; Alles aber, was vom Pferd vorkömmt, ſtimmt mit unſerem heutigen Hausthier. Das Kameel, das zwar auf viel engere geographiſche Grenzen beſchränkt, aber dennoch bei Weitem wichtiger und eins der vorzüglichſten Hausthiere iſt, kömmt nirgends im wilden Zuſtand vor. Der Elephant dagegen, der Yak in den kalten Alpenregionen Hinterafiens, die Rennthiere in den nördlichen Polarregionen und ebenſo die Katzen leben erwieſenermaßen auch wild; von den Lama's, ſagt A. Wagner, wird es behauptet, die Büffel kennt man im verwilderten und wilden Zuſtande; aber Niemand wird eins von dieſen letzteren mit den eigentlichen Hausthieren auf ein und dieſelbe Stufe ſtellen wollen.

A. Wagner macht gegen die Vogt'ſche Anſicht mit Recht auch die Geſchichte geltend. „Die Benützung der Hausthiere", ſo leſen wir bei ihm, „gehört für alle (Völker) der vorhiſtoriſchen Zeit an; ſchon Abel wird ein Schäfer genannt. Von keinem einzigen läßt ſich das Datum ſeiner Einführung in den Hausſtand angeben; ebenſo wenig iſt im Laufe der Zeiten ein neues von Bedeutung den alten beigefügt worden. Schon aus dieſem Umſtande hat es wenig Wahrſcheinlichkeit, daß der Urmenſch erſt durch Verſuche die zähmbaren unter den wilden Thieren ausgemittelt habe . . . Wollen wir uns nicht in Ungereimtheiten verlieren, ſo werden wir nicht umhin können, anzunehmen, daß den Menſchen ein inſtinctartiges Verſtändniß ihrer Umgebungen gegeben war, oder daß doch wenigſtens die Hausthiere gleich urſprünglich, durch eine innere Nothwendigkeit getrieben, ſich dem Menſchen angeſchloſſen haben, daß alſo auch bei ihnen von eigentlicher Zähmung nicht die Rede ſein kann, wie ſie allerdings bei ſolchen Thieren, die in ſpäteren Zeiten zum Hausſtande aus Luxus oder Bedürfniß beigezogen wurden, ſtattgefunden hat. Die Beihülfe derjenigen Hausthiere, ohne welche ein höherer Culturſtand nicht beſtehen kann, erſcheint daher nicht ſowohl als eine vom Menſchen ausgedachte und errungene, ſondern vielmehr als eine ihm von Haus aus gegebene."

Ein wirklicher Widerſpruch ſcheint zwiſchen der Bibel und Paläontologie inſofern ſtattzufinden, als es nach erſterer zunächſt nur Gras freſſende, nach letzterer dagegen von Anfang an reißende Thiere gegeben zu haben ſcheint. Indeß darf derſelbe nach unſeren obigen Erörterungen nicht dahin

übertrieben werden, daß man nach der Bibel auch das Wild für den Anfang in Abrede ſtellt. Erſt die meſſianiſche Zeit, die eine Zeit nicht blos der Wiederherſtellung, ſondern auch der Vollendung des Urſprünglichen ſein wird, wird dadurch ausgezeichnet ſein, daß alles Wilde ſeine Wildheit ablegt, Jeſ. 11, 6 ff. Da einerſeits die Bibel in der Urzeit neben den zahmen Thieren ausdrücklich auch die wilden aufführt und in ihnen auch noch einen gewiſſen Gegenſatz gegen den Menſchen anerkennt, da ſie außerdem durch die Schlange in Cap. 3 andeutet, daß ſich der Gegenſatz auf ſeinem Höhenpunkt ſogar zur dämoniſchen Feindſchaft ſteigern konnte, da andererſeits die Paläontologie das Reſultat gewinnt, daß die eigentliche Blüthezeit der reißenden Thiere ſchon vor dem Auftreten des Menſchen lag, daß die Zahl und Gewaltigkeit derſelben in der erſten menſchlichen Zeit bereits abnahm, ſo deutet ſich doch auch in dieſem Punkte die Möglichkeit, eine Uebereinſtimmung wenigſtens im Weſentlichen aufzufinden, und zugleich der Weg, den man dabei betreten muß, an. Man wird nicht annehmen dürfen, daß die Raubthiere, die in der meſſianiſchen Zeit nicht blos ihre Raubgier, ſondern auch ihre Wildheit ablegen werden, in der Urzeit wenigſtens ihre Raubgier fahren gelaſſen hatten — dagegen würde die Naturwiſſenſchaft immer noch einen hinreichend begründeten Einſpruch erheben —, man wird aber mit Recht vermuthen können, daß die Raubthiere im Ausſterben oder, wenn die Darwin'ſche Artenverwandlungs-Lehre ein gewiſſes Recht hätte, in einer Transmutation begriffen waren, und daß ſie, wenn anders ſich der Menſch normal entwickelt hätte, in der einen oder andern Weiſe noch viel mehr zurückgetreten ſein würden, als ſie es ſo ſchon ſind. Wir haben S. 219 geſehen, welch einen bedeutſamen Fingerzeig auch Agaſſiz gerade in dem „furchtbaren Ueberhandnehmen der Raubthiere in der unmittelbar der Erſchaffung des Menſchen vorangehenden Epoche" findet. Dem Ausſpruch Gottes in Cap. 1, 29 werden wir doch auch dann ſchon einigermaßen genügen, wenn wir darin nicht blos die Lebensregelung der geeigneten, ſondern auch das Todesurtheil der dafür ungeeigneten Thiere finden.

Was den Menſchen betrifft, ſo zeigte er nach Th. Waitz, der in ſeiner Anthropologie der Naturvölker den Naturzuſtand nach naturaliſtiſchen Anſichten neuerdings am eingehendſten zu beſtimmen geſucht hat, auf ſeinen erſten Stadien 1) die groben, häßlichen Züge äußerer und innerer Rohheit, 2) eine ungeheure Trägheit ohne Sehnſucht nach moraliſcher und intellectueller Erhebung, und 3) völlige Zügelloſigkeit ſeiner ſtarr egoiſtiſchen Begierden. Etwas anders geſtaltet ſich das Bild bei Vogt. Nach Vogt iſt

der Menſch zunächſt nicht den Faul-, ſondern den Raubthieren am nächſten verwandt geweſen. Wie die ungeheure Maſſe der Steinwaffen beweiſt, „fiel er gleich den Thieren des Waldes ſeine Beute an“ und kleidete ſich in ihre Felle. „Er hauſte wahrſcheinlich in Neſtern oder kunſtloſen Hütten, etwas beſſer gebaut und aus Zweigen zuſammengeflochten, als diejenigen, welche die menſchenähnlichen Affen ſich noch heute bereiten. Jener erſte Menſch beſaß kein Hausthier, nirgends hat ſich eine Spur eines ſolchen vorgefunden, erſt ſpäter zeigen ſich die Spuren, und zuerſt ſcheint es der Hund zu ſein, welcher ſich dem Menſchen anſchließt. — Das iſt der paradieſiſche Zuſtand der erſten Menſchen, wenigſtens ſoweit ſie bis jetzt gekannt ſind, wie uns die ſtummen Thatſachen der Steine und Knochen erzählen.“ *) Dieſe erſten Menſchen haben ſich nach Vogt blos von Fleiſch genährt, haben aber dennoch nicht, wie man nach der materialiſtiſchen Theorie erwarten ſollte, vielen Phosphor und Verſtand in ihrem Gehirn gehabt; im Gegentheil iſt die Doſis der Intelligenz zuerſt eine ſehr geringe geweſen. Und darin ſtimmen auch Andere, die ähnlich denken, bei. Nämlich ob ſie auch ſonſt in Einzelnheiten variiren mögen, im Weſentlichen bringen ſie doch immer nur dieſelben alten naturaliſtiſchen Phantaſien und Utopien eines Oken, Schelver und Bory von Neuem zu Tage, die ſchon Blumenbach **) mit ſeinem ſchönen Humor hinreichend lächerlich gemacht hatte. Denn Phantaſien und Luftgebilde ſind all' dieſe widrigen Gemälde in der That; nicht irgendwelches wiſſenſchaftliche Ergebniß, ſondern ausſchließlich die naturaliſtiſche Neigung hat ſie inſpirirt. Die wiſſenſchaftliche Forſchung iſt ſoweit davon entfernt, irgendetwas für ſie zu beweiſen, daß ſie überall eher die gegentheilige Annahme empfiehlt.

Vogt hat ſelber durch die eingehendſten Unterſuchungen in ſeinen Vorleſungen über den Menſchen darthun müſſen, daß ſich der Schädel und das Gehirn der Menſchen in der Gegenwart auf den verſchiedenſten Culturſtufen auf das Beſtimmteſte von denjenigen der Affen unterſcheiden. Fragen wir nun nach ſeinem Argumente, wodurch er die anfänglich ſehr geringe Doſis der Intelligenz in den ſich eben erſt dem Affenzuſtande entwindenden Urmenſchen zu erweiſen ſucht, ſo iſt dasjenige für die Stupidität des europäiſchen Adam folgendes: „Der Innengehalt des Schädels vom Neanderthal faßte etwa 63 Kubikzoll, der ganze Schädel etwa 75, was nach Morton die Mittelzahl für Polyneſier und Hottentotten.“ ***) Das Argument für die thieriſche Art der europäiſchen Eva lautet: „Der weſentlichſte Charakter

*) Vogt a. a. O., Bd. II, S. 67. 68.

**) Blumenbach, Beitr. zur Naturgeſch., Bd. II, S. 1.

***) Vogt a. a. O., Bd. II, S. 77.

zur Beurtheilung der Racenbildung liegt in dem Verhältniß der Länge zur Breite (des Schädels), und hinsichtlich dieses Punktes namentlich ist der Engisschädel einer der ungünstigsten, thierisch gebildeten, affenähnlichsten Schädel." *) Gesetzt aber auch, diese Schädel böten wirklich in Betreff der Capacität so ungünstige Verhältnisse dar, wie Vogt meint, gesetzt auch, sie gehörten wirklich einer der ältesten Generationen in Europa an, so beweisen sie doch immer noch nichts in Betreff der wirklich ersten Menschen, sondern allenfalls nur in Betreff derer, welche sich in Europa zuerst niedergelassen haben, und daß diese zunächst sehr verwildert und geistig heruntergekommen sind, ist allerdings möglich. Daß sich demnach auch ihre Schädelform sehr bald ungünstig gestaltet hat, ist sehr wahrscheinlich; macht doch Vogt, wie wir gesehen haben, an andern Orten selbst geltend, daß sich die Körperveränderungen, die überhaupt möglich sind, bei der Versetzung in andere Gegenden und Lebensverhältnisse sehr bald vollziehen. Nun ist aber das Alter jener Schädel immer noch sehr zweifelhaft. Und ihre ungünstigen Formverhältnisse müssen wohl ebenfalls fraglich sein. Huxley sagt von dem Engisschädel, wie Vogt selbst anführt: „Es ist im Ganzen ein schöner menschlicher Durchschnittsschädel, der einem Philosophen ebenso gut angehört haben könnte, wie er andererseits das gedankenlose Gehirn eines Wilden beherbergt haben kann." Ja Vogt selber, der ihn durchaus für einen weiblichen Schädel halten möchte, um doch neben dem Neanderthaler Adam eine belgische Eva zu haben, schreibt ihn wenige Seiten weiterhin einem „intelligenten" Weibe zu (S. 80); er gesteht, daß zwischen ihm und den bei Biel, Grenchen und Solothurn gefundenen Schweizerschädeln aus dem 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr., die nach ihm sehr wahrscheinlich christlichen Missionären angehörten und die er deshalb Apostelschädel nennt, „eine täuschende Aehnlichkeit" obwalte (S. 73). Und vom Neanderthaler Schädel sagt er später (Bd. II, S. 318), daß er, wenn man die Größenverhältnisse als Maße für die Gehirnentwicklung ansehen dürfe, in jeder Beziehung über dem Australier und Apostel steht. Wenn die Urmenschen Europa's eine Schädelbildung wie die christlichen Missionäre des 4. und 5. Jahrhunderts hatten, nun so steht daraus in Betreff ihrer geistigen Fähigkeit doch wohl sicher nichts allzu Ungünstiges zu schließen.

Wir finden gegenwärtig neben den Völkern auf den höheren und höchsten Culturstufen auch viele auf niedrigeren und niedrigsten; von den ersteren kann man nachweisen, daß sie die ihrige nur durch einen gewissen Fortschritt erstiegen haben, und flugs schließt man, daß auch sie, daß über-

*) Vogt a. a. O., S. 72. 73.

upt alle, die es je gegeben hat, von den niedrigen Anfängen der letzteren sgegangen sind. Dieser Schluß ist aber sehr voreilig. Was irgend an ichtlichen Spuren vorhanden ist, spricht dafür, daß die Inder, Perser, aldäer, Hebräer, Griechen, Römer und Germanen von Anfang an ent- ieden höher als die Papua's und die Wilden Amerika's gestanden haben. as aber die Hauptsache ist, weder aus den früheren noch späteren Zeiten nn irgend ein beglaubigtes Beispiel beigebracht werden, daß sich je ein hes Volk durch und aus sich selber entwildert und auf irgend eine Cul- rstufe erhoben hätte. Dergleichen läßt sich nicht einmal vorstellig machen, b zwar am wenigsten dann, wenn die Menschen ursprünglich wirklich tialisch waren, wie die Naturalisten sie schildern. Der Bildungszustand : Neger ist, so lange wir sie kennen, derselbe geblieben. Nur dafür lassen) Beispiele anführen, daß eine früher schon vorhandene Cultur wieder :loren gegangen ist. Ein besonders bemerkenswerthes Zeugniß in dieser ziehung sind die großen Ueberreste alter Bauwerke in Mexiko und Peru. :berall, wo ein Volk dazu angeregt wurde, in den Culturzustand überzu- hen, geschah es durch einen Impuls von Außen; es war also schon ein ltivirteres Volk vorhanden. Die Japaner wurden durch die Chinesen :em früheren barbarischen Zustande entrissen; die Germanen empfingen :en Impuls von Rom, Rom selbst hatte ihn von Griechenland, Griechen- ıd von Aegypten und Asien empfangen.

Nicht blos dunkele Sagen, sondern auch unzweifelhafte Thatsachen sprechen für, daß die Urahnen der gebildeten Völker wenn auch in vieler Be- hung an geistiger Entwicklung, so doch mit Nichten an geistiger Kraft d Fähigkeit gegen ihre Nachkommen zurückstanden. Wir dürfen nur auf Sprachen achten. Nicht in den späteren, fortgeschrittenen Zeiten, sondern ich zu Anfang, wo wir sie kennen lernen, sind dieselben an Wörtern b, wenn sie zu den flectirenden gehören, an Flexionsendungen am reich- n. Und „selbst die Anfänge der Sprache", sagt Wilh. v. Humboldt, sen epochemachende Abhandlung ‚über die Verschiedenheit des mensch- ien Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des enschengeschlechts'*) gegen die entgegenstehenden naturalistischen Anschau- gen immer wieder angeführt zu werden verdient, „darf man sich nicht auf e so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt denken, als man wohl zu n pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in dem ursprünglichen rufe zu freier menschlicher Geselligkeit zu suchen, vorzugsweise dem Bedürf-

*) Abh. der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1832, Th. 2.

niſſe gegenſeitiger Hülfsleiſtung beimißt und die Menſchheit in einen eingebildeten Naturſtand verſetzt. Beides gehört zu den irrigſten Anſichten, die man über die Sprache faſſen kann. Der Menſch iſt nicht ſo bedürftig, und zur Hülfsleiſtung hätten unarticulirte Laute ausgereicht. Die Sprache iſt auch in ihren Anfängen durchaus menſchlich und dehnt ſich abſichtlos auf alle Gegenſtände zufälliger ſinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus. Auch die Sprachen der ſogenannten Wilden, die doch einem ſolchen Naturſtande näher kommen müßten, zeigen gerade eine überall über das Bedürfniß überſchießende Fülle und Mannichfaltigkeit von Ausdrücken. Die Worte entquellen freiwillig, ohne Noth und Abſicht der Bruſt." Statt die Sprache für etwas allmählich Erfundenes zu halten, erklärt ſie W. v. Humboldt in Uebereinſtimmung mit Plato und andern griechiſchen Philoſophen für eine von vornherein in dem Bedürfniß und Reichthum des Geiſtes wurzelnde Gabe. „Die Sprache", ſagt er, „entſpringt aus einer Tiefe der Menſchheit, welche überall verbietet, ſie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie beſitzt eine ſich uns ſichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Weſen unerklärliche Selbſtthätigkeit und iſt, von dieſer Seite betrachtet, kein Erzeugniß der Thätigkeit, ſondern eine unwillkürliche Emanation des Geiſtes, nicht ein Werk der Nationen, ſondern eine ihnen durch ihr inneres Geſchick zugefallene Gabe."

Aehnlich wie mit der Sprache ſelbſt verhält es ſich aber auch mit dem ſchönſten Geiſteserzeugniß, das ſich ihrer zu ſeiner Darſtellung bedienen kann, mit der Poeſie. Wenn irgendetwas, iſt die Poeſie ein Ausfluß und Zeugniß nicht blos von der wahrhaft menſchlichen, über alles Thieriſche weit hinausgehenden Art des Geiſtes, ſondern auch von ſeinem höheren Reichthum, ſeiner ſchöpferiſchen Kraft, ja ſeinem unmittelbaren Zuſammenhange mit der Gottheit. Ebendeshalb kann ſie auch nicht erlernt werden, ſondern wie die Gabe der Sprache muß auch ſie unmittelbar in den Tiefen des Geiſtes ſelbſt, in der „üppigen Verbindung von Phantaſie und Witz und in dem quellenreichen Strom unendlicher Empfindung" ſchlummern. Fragen wir aber, wann die Menſchheit im Stande geweſen iſt, ſich zu Poeſie und Geſang aufzuſchwingen, ſo beweiſen die Dichtungen der Inder, die Homeriſchen Geſänge der Griechen, die Nibelungen der Germanen und manche andere derartige Erzeugniſſe, daß wenigſtens die eine Art der Dichtung ſchon in ihrem Kindesalter erblüht und da gleich ſo vollendet hervorgetreten iſt, daß ſie ſpäter wohl hat nachgebildet, aber nie hat übertroffen werden können.

Von der Schreibekunst dürfen wir nicht blos behaupten, daß sie zu schwierig war, als daß sie sich nicht leichter durch Tradition als durch oftmalige Erfindung hätte verbreiten sollen (vergl. § 38), sondern auch, daß sie in die ersten Anfänge des Menschengeschlechts gehört. „Die Phönizier legten ihre Erfindung dem Thaaut bei, die Chaldäer dem Oannes, die Aegypter dem Thot oder Memnon oder Hermes; — Alles Zeugnisse, daß diese Erfindung über die Anfänge der Geschichte hinausging, so daß Plinius, nachdem er einige derselbe angeführt, mit Recht bemerkt: »ex quo apparet aeternus literarum usus« *).

Auf die Frage, wann zuerst sich der goldene Aehrenkranz auf die Erde herniedergesenkt, welcher Mensch den Ackerbau erfunden und den ersten Feldsegen eingeerndtet habe, antwortet, wie der Botaniker Zuccarini geltend macht, keine durch Wahrscheinlichkeit beglaubigte Sage, kein Monument, aber auch, soviel wir bis jetzt wissen, kein irgendwo noch wildwachsender Halm. Ueberall war es eine Gottheit, welche den Menschen lehrte, den Acker zu bauen, und welche ihnen die Früchte zeigte, deren Pflege ihnen besonders nützlich sein konnte. Ebenso ursprünglich scheint aber auch die Benutzung des Feuers zu sein. Nie hat man ein Volk bemerkt, welches nicht das Feuer und die Mittel, es zu erregen, gekannt hätte, obwohl es doch jetzt noch manche Völker gibt, von denen man zweifeln möchte, daß sie das Feuer erfinden könnten. Uralt ist endlich auch die so schwierige Kunst der Metallbereitung. Wo die Geschichte eines Volkes beginnt, da weiß es die wichtigsten Metalle bereits zu verwenden, und zwar mit einer solchen Geschicklichkeit, daß es weiterhin nur noch verhältnißmäßig geringe Fortschritte darin macht. Doch wir wollen nicht wiederholen, was schon Link **), A. Wagner u. A. eingehend genug ausgeführt haben.

Nur auf die für uns besonders bedeutsame Anschauung der Alten von der Entwicklung der Sittlichkeit bei ihnen möchten wir noch hinweisen. Geht Livius von einer falschen Geschichtsbetrachtung aus, wenn er von dem Leser seines Werks verlangt: »labente deinde paullatim disciplina, velut desidentes primo mores sequatur animo: deinde ut magis magisque lapsi sint, tum ire coeperint praecipites, donec ad haec tempora, quibus nec vitia nostra nec remedia pati possumus, perventum est?« Oder redet der sonst eben nicht sehr sittenrichterliche Dichter blos als ein laudator temporis acti, wenn er sagt:

*) S. Hengstenberg, Die Authentie des Pentateuch, Bd. I, S. 424.

**) „Die Urwelt", S. 399, und in den Abh. der Akad. der Wissenschaft zu Berlin 1816 und 1817, ferner für 1826.

»Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem«? —

Die anfängliche Blüthe und der nachfolgende Verfall des römiſchen Staates ſind unwiderlegliche Zeugniſſe dafür, daß ſie Recht haben. Oder war die Sittenreinheit, mit welcher die Blüthe zuſammenhing, nicht das urſprüngliche? Hatte man ſich zu ihr erſt, als die Intelligenz geſtiegen, die Klugheit größer geworden war, entſchloſſen? Hätte die Klugheit die Sittenreinheit hervorgebracht gehabt, ſo hätte ſie ſie auch bewahrt.

In den Mittelpunkt der ganzen Schöpfung geſtellt, war das kleine Menſchenherz dazu beſtimmt, die volle Einkehr des Geſchaffenen in Den, von dem und zu dem Alles gemacht war, zu vermitteln. Wir können nicht anders glauben, als daß, wenn das Centrum dieſe ſeine Beſtimmung ohne das Dazwiſchenkommen der Sünde erfüllt hätte, mit ihm zugleich auch die ganze Peripherie über jeden Mangel, der ihr noch anhaftete, hinausgekommen, eines völligen Friedens und einer ganz ungehemmten Harmonie, eines allumfaſſenden, vollſtändigen Sabbatismos theilhaftig geworden ſein würde.

In Folge der Sünde iſt es nun anders gekommen. Es iſt Schriftlehre, und die alltägliche Erfahrung führt dafür den ſchmerzlichſten Beweis, daß in Folge der Sünde ſelbſt das, was von Vollendung ſchon vorhanden war, tief erſchüttert und verringert worden iſt. Die Creatur, ſagt der Apoſtel Paulus Röm. 8, 20, iſt der Nichtigkeit und der Knechtſchaft des Verderbens, der *ματαιότης* und *δουλεία τῆς φθορᾶς*, unterworfen, und zwar nicht freiwillig, ſondern kraft Deſſen, der ſie unterworfen hat. Darin liegt nicht, daß die einzelnen Gebilde der Schöpfung, daß beſonders auch die einzelnen Thiere ohne die zwiſchen eingetretene Störung ewigen Beſtand gehabt haben würden, auch nicht, daß ſie erſt ein nachträglich eingedrungenes Gift der Unvergänglichkeit beraubt habe, wohl aber, daß der Lebenshauch aus Gott urſprünglich in ihnen ſtark genug geweſen wäre, ſie ſtatt durch den nunmehr herrſchenden, uns mit Schauder erfüllenden Tod, in ſanfterer Weiſe, wie durch einen Kuß des Höchſten nach rabbiniſchem Ausdruck, aus der einen Daſeinsform in die andere überzuführen, daß ſich derſelbe aber, als ſich ihm die Menſchen verſchloſſen, auch in den übrigen Creaturen zu einem guten Theil habe abſchwächen müſſen, da ja für den dem Verderben verfallenen Menſchen nur eine der Herrſchaft des Verderbens unterworfene Natur angemeſſen und heilſam war.

Allein dieſe durch die Sünde dazwiſchengekommene Verdunkelung der urſprünglich letzten göttlichen Abſichten kann nicht ewig dauern. Wenn erſt die Sünde ſelber durch den Sünderheiland überwunden ſein wird, ſo müſſen auch ihre Folgen wegfallen. Iſt es uns auch unmöglich, uns von jener Herrlichkeit, die dann ſein wird, da Himmel und Erde, wie Luther es ausdrückt, ihr Werkelkleid ablegen und ihren Oſterrock und ihr Pfingſtkleid anziehen werden, eine irgendwie genügende Vorſtellung zu machen, beſonders unmöglich, uns zu denken, welche Gebilde dann die Materie hervorbringen, mit welchen Weſen ſie ſich beleben wird, da ſie ja doch auch dann wohl nicht ein todtes Einerlei ſein kann; — keinerlei Bild, mag es nun von dem glänzenden Edelſtein (Offenb. 21, 11) oder von dem reinen Golde (Offenb. 21, 18) oder von dem durchſichtigen Kryſtall (Off. 21, 1) oder endlich von den leuchtenden Thauperlen (Pſ. 110, 3) hergenommen ſein, will uns in den Stand ſetzen, uns auch nur die Materie ſelber in ihrem verklärten Zuſtande zu veranſchaulichen, — ſo iſt es doch nicht unſere überſchwängliche Phantaſie, ſondern der Apoſtel Paulus, welcher geſagt hat, daß auch die Creatur befreit werden wird von der Knechtſchaft des Verderbens zu der Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes (Röm. 8, 20 f.); es iſt Chriſtus ſelber, von dem wir das große Wort von der Palingeneſie, von der Neuwerdung oder Wiederherſtellung des Geſchaffenen haben (Matth. 19, 29); es iſt Jeſaias (Cap. 11, 6 ff.), es ſind die Propheten, deren glänzende Schilderungen davon handeln, kurz es iſt die ganze heilige Schrift, welche uns die Lehre von der Vollendung der Geſammt-Schöpfung bezeugt. Es iſt das innerſte Verlangen unſerer Seele, welches derſelben zuſtimmt; es iſt die Verwandlung unſeres grob-materiellen Leibes (σῶμα χοϊκόν) in den geiſtlichen Leib, welche mit ihr ſteht und fällt, es iſt die Abſolutheit Gottes ſelbſt, welche, was ſie geſchaffen hat, nicht blos erhalten, ſondern auch durchdringen und verklären will, welche ſie nothwendig macht.

Erſt die durch Chriſtum, den Wiederherſteller zu erwartende letzte Vollendung kann der eigentliche Abſchluß der Schöpfung und der mit ihr gegebenen Entwicklung ſein; erſt ſie kann nach dem Werden den Anfang des Seins bilden.

Berichtigungen.

S. 11, Z. 9 v. O. lies bewegten statt bewegter.
„ 11, „ 11 v. O. „ vielen statt viel.
„ 59, „ 5 v. U. „ vorwärts statt rückwärts.
„ 60, „ 2 v. O. „ entflammen statt entflammen.
„ 78, „ 8 v. O. „ Lophiodonten statt Lopfiodonten.
„ 86, „ 9 v. O. „ anderes statt Anderes.
„ 148, „ 17 v. O. fehlt hinter Selbſtbewußtſein ein Komma.
„ 151, „ 7 v. O. lies ſich aus ſich statt ſich ſich aus.
„ 153, lies in der Ueberſchrift ihm statt ihr.
„ 180, Z. 14 v. U. lies Präpoſition statt Propoſition.
„ 296, „ 3 v. U. „ herrähre statt herrührten.
„ 304, „ 6 v. U. „ in der statt in den.
„ 339, „ 18 v. U. „ ging statt gingen.
„ 347, „ 4 v. U. „ viel hinter unüberſehbar.
„ 351 in der 1. Zeile der 1. Anm. lies und תוֹרָה statt und תוֹרָה
„ 367, Z. 16 v. U. lies bildet, bilden statt bilden, bildet.
„ 414, „ 4 v. U. iſt nicht hinter Theile ausgefallen.

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.